Urania

über

Gott, Unsterblichkeit und Freiheit,

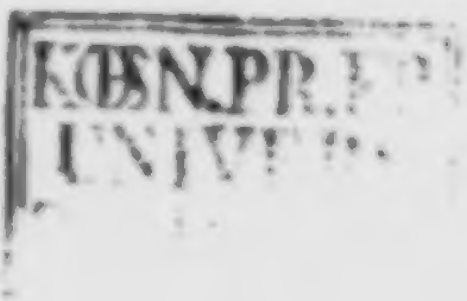
ein lyrisch-didactisches Gedicht
in sechs Gesängen

von

C. A. Tiedge.

Halle 1801

In der Rengerschen Buchhandlung.



UNIVERS.
ZV HALLE

Vorrede.

Die erste Idee zu dem nachstehenden Gedichte entwickelte sich aus Gesprächen, die das Bedürfniß eines Freundes waren, der nach niederschlagenden Erfahrungen, unter harten Entbehrungen und durch schmerzliche Verluste zur Schwermuth gestimmt, in jenen Gesprächen einen wehmüthigen Trost fand. Oft und noch kurz vor seinem Tode foderte er mich auf, ein Gedicht über sein Lieblingsthema, wie er

die Hofnungen der Unsterblichkeit nannte, aufzusetzen. Die wichtigern Gegenstände der Speculation, meinte er, müßten aus den höheren Regionen der Vernunft in den Mondschein der Phantasie hineingetragen, durch eine gewiße Individualisirung dem Herzen näher gebracht werden können. Ich zählte ihm dagegen einige Schwierigkeiten auf: indeßen reitzten eben diese mich, meine Kraft zu versuchen. Die Individualisirung war mir durch die Entstehungsart der ganzen Idee gegeben; ich ging an die Arbeit und dichtete in die Seele meines Freundes den ersten Gesang, der die Klagen eines trauernden

Zweiflers enthält; und in der Hofnung, daß die antwortenden Gesänge in möglichst kurzen Zwischenfristen nachfolgen sollten, wurde jener bereits im Jahre 1792 in dem Journale für Aufklärung abgedruckt. Darüber starb mein Freund, und mehrere Umstände vereinigten sich, die mich nöthigten, diese Arbeit ruhen zu laßen. Vor einiger Zeit wurde ich wieder darauf geführt; es war, als ob die heiligen Manen meines Freundes mich umschwebten. Ich fing von neuem an, und übergebe hier den Erfolg den Händen des Publikums. Es hätte sich vielleicht eine beßere Form zur poeti-

schen Behandlung dieses Gegenstandes finden laßen. Allein durch die Entstehungsart des Plans war die Form ein Mal bestimmt; und die Billigung eines dahin geschiedenen Freundes hatte sie mir gewißermaaßen geheiliget: und so blieb die Form, welche sie war, als ich mich entschloß, das Angefangene wenigstens zu enden. Uebrigens verspreche die Vorrede dem Leser nur einen Versuch, nur die, an eine gewiße Ordnung geknüpfte, Darstellung von Gedanken, wie sie Freunde einander mitzutheilen pflegen. — Im März 1801.

Erster Gesang.

Inhalt.

Es sind die widrigen Lebenslagen, die unsre inneren Beruhigungen prüfen. In diesen Lagen schauet der Geist umher; sein Durst nach tröstender Wahrheit bleibt unbefriedigt; sein Streben nach Beruhigung trift auf Ungewißheit und unbesiegbare Zweifel.

1. Zweifel an dem Daseyn eines Gottes. Der forschende Verstand geht in die Natur hinaus. Die Auftritte der physischen Welt deuten leise auf eine Gottheit hin, deren Einfluß auf die moralische er aber vermißt: daher ein trauriges Schwanken, welches

2. Den Glauben an die Fortdauer der Seele tief erschüttert. Das Wesen der Seele ist unerforschlich; sie ist sich selbst ein Räthsel. Aus sich hinaus blickend, überschaut sie den ewigen Zirkelgang der Natur vom Entstehen zum Verschwinden. Die Erscheinung des physischen Menschen geht denselben Gang; und gleichwohl dringen sich ihm Bedürfnisse auf, welche mit diesem Gange im Widerspruche stehen. So fortschwankend, stößt der Zweifler auf die unläugbare Abhängigkeit seiner inneren Bestimmungen vom Drange äußerlicher Einwirkungen: dieß macht ihm

3. Seine sittliche Schönheit und die daran herrschende Verdienstlichkeit moralischer Erscheinungen zweifelhaft. Und dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der nach Beruhigung seufzet, aus sich in die Natur hinaus, und aus der Natur in sich zurück schwankt.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung zarten Wangen
Blühte noch das erſte junge Roth.
Auf der Gegenwart umhauchten Wogen
Braunt' ein Morgen, ſchön wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth.

Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag ſchon hell und heller,
Nur auch wüſter, da vor meinem Sinn.

Forſchend blickt' ich in die weiten Räume,
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah' ich nun — nur meine Träume,
Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah ich nicht.
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Frühling war; es wehten Friedenslüfte;
Jedes Athmen dieſer Weihung blies
Ein Elyſium, voll zarter Düfte,
Ahnſt herüber in mein Paradies.

Hin! dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing;
Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hehren Seele ging.
Oed' und einſam blick' ich dort hinüber,
Horche hin, ich horche, wie ein Kind,
Nach den Liedertönen, die darüber
Scheidend hingeflattert ſind.
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihrer Lirp' entwehte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Wie begeiſtert! wie empor gehoben!
Rief ihr heiligſtes Entzücken aus:
Sey gegrüßt, zum Wiederſehn, da droben,
Sey gegrüßt, du ſtilles Geiſterhaus! —

Dieſer Traum verſank, wie eine Welle,
Die kein Daſeyn wieder hoffen darf.
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Sonnenhelle
Einer andern Welt herüber warf.
Ach! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Und wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unſern innern Lichttag trübt!
Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf und fragt:
„Seyn und Werden, ſeyd ihr Dunſtgebilde,
„Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
„Und zerflatternd in dem Traumgefilde
„Dunkler Phantaſeen untergehn? —"

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ſteht und Bilder reiht.
Traurig! traurig! ſeine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hingebaun;
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales
Der Natur enthüllte, je zu ſchaun!
Konnte Gott, der ſo den Menſchen machte,
Daß er Wahrheit ſuche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verſchmachte?
Ihm den Becher zeigen und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend ſuch ich ihn
Draußen in der Thau gewölbten Halle

Seines Tempels such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe seufzende Warum?
Keine Antwort kommt zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft:
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes?
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?

Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrthen schlüpft?

Dort am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schreien tausend Schmerzen
An dem tiefzerrißnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke,
Sie erhellt den Wahn nicht, der uns täuscht,
Strahlt ihn nicht hinweg aus einem Volke,
Welches ewig sich zerfleischt.
Elend seufzet dort in dunkler Kammer;
Laster stehen, wo die Tugend fällt:
Ist ein Gott, und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,

Und die Tugend erntet Hohn und Spott;
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung;
Edle darben: und es ist ein Gott?

Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein wildes Loos?
Sind die Westen ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschoos? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze,
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Diese feierliche Rede
Hab' ich tausend! tausend Mal gehört;
Nur versöhnt sie nicht die Fehde,
Die den Frieden unsers Herzens stört!
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf:

Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Hier legt freundlich eine Hand der Liebe
Einen Frühlingstraum um unſern Geiſt,
Aber feindlich waltet das Getriebe
Der Zerſtörung, die den Kranz zerreißt.

Iſt ein Gott, der aus den lichten Hallen,
Wo die Sonnen wohnen, die ſo feſt
Zwiſchen ewigen Geſetzen wallen,
Mir die Hoffnung ſchimmern läßt:
Daß mein Geiſt, um den ihr Aether hauchte,
Der hinaus flog und ſich in das Licht
Ihrer Lebensfülle tauchte,
Nicht vergehen könne; daß er nicht,
Wie ein Flötenhauch, verhallen werde,
Wenn das kleine Haus von Erde,
Das ihn trägt, um ihn zerbricht?

Süße Hoffnung! unter öden Trümmern
Sah' ich oft am finstern Saum
Meiner Tage ein leises Schimmern:
Das wärst du, war dein Vergötterungstraum.

Du, die du gern im Abenddunkel feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung, laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß da droben
Ein Engel seine Tränen zählt!

Und blickt er auf, sein Schicksal an zu klagen;
Wann Licht und Fried' in sein Tagen,
Wie Nebelsterne, niedergehn:
Dann laß ihn um den Rand des Erdentraumes
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieſer Hoffnung ſchimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daſeyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Troſt verkümmert.
Wenn ſie aufgeht — ſo wie ſtill und groß!
Wie ein Engel, ſtill und groß erſcheinend!
Was Tyrannen kalt und ſeelenlos
Vor ſich niederſtraten, neigt ſich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Aber weg aus meinen Tagen
Floh die Hofnung, wie ein ſchöner Traum;
Düſtre kalte Zweifel jagen
Nachtgewölk' in dieſen lichten Raum.
Wankend irr' ich in der dunkeln Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beſchränkt;
Und die Seele — — doch was iſt die Seele?
Weißt du, wie ſie lebt und wie ſie denkt?

Warum mußte sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsternis hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, die die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Nichtseyn war mein Zustand, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,

Der der Schritt vom Nichtſeyn iſt?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf und ſcheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Geſpenſt?
Frage dich! ob du den Mann noch kennſt,
Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh der Raſen uns begrübt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.

O Natur, an deinen Blutaltar
Trit die Zeit und bringt den Stolz der Höhen,
Selbſt der Tugend heilige Trophäen
Bringt ſie dir zu theuren Opfern dar!
Jammer! Jammer! ſo verſunken ſehen,
Was ſo groß, ſo dauerwürdig war!

Armes Daſeyn, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Armes Daſeyn, das ein Traum beflügelt,
Hinzufliegen, wo die Wahrheit wohnt!
Aber ſieh! der Himmel iſt verriegelt,
Wo die hehre Göttin thront.
An der Eingangsthür des Lebens
Steht der Irrthum, nimmt uns in Empfang;
Und wir ſuch'n und ringen nur vergebens;
Unſer Wandel iſt ein dunkler Gang.

Warum ſchüttern uns die hohen Schauer
Der geahneten Vollendung an?
Warum fodert die erhabne Trauer,
Was die Erde nicht gewähren kann?

„Laß uns, ſpricht ein Weiſer, laß hienieden,
Wenn wir das erſehnte Dort nicht ſchaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! — "
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieſes wandelbaren Glücks?
Armes Herz, ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſeyn zu beblümen;
Ich kann nicht ſo glorreich untergehn!
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod und nichts, als Tod um mich;
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,

Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, ein Mal ſtirbt.

Lieblich blühn die Roſen, aber drücke
Nicht zu froh ans Herz die junge Luſt!
Tödtend, mit geheimer Tücke
Fahren ihre Dornen in die Bruſt.
Lange ſchmerzt das Elend, das uns peinigt.
Haben ſich denn Mangel, Ueberfluß,
Freud' und Harm in einen Bund vereinigt,
Der uns endlich hart vernichten muß?
Huld und Freundſchaft hängt ihr an der Fiber,
Welche die Verweſung einſt zerſtört?
Trägt kein Gott euch in das Leben über,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Hinwegſchaun über dieſes Leben,
Wurde dieß auch uns zum Fluch gegeben?

Und der edle hohe Tugendſinn
Iſt auch er ein leeres Traumgegrübel,
Ohne Wahrheit und Gewinn?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Uebel
Durch den Raum des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du was es ſoll?
Sieh es an! kein Fiebertraum iſt bunter:
Weiſe fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düſtre Wahnſinn lebt.
Schau, hier ſinkt der Kindheit friſche Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laſter, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Iſt der Lichttag göttlicher Aurele

Tief zur Nacht hinab zu ſinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenſeele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend trat ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypreſſen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe düſtre Worte:
„Blühen, wachſen, welken und vergehn! — "

Durfte die Natur ein Ziel uns ſtecken,
Das ſo nah vor unſerm Herzen ſteht,
Und es dicht umpflanzen mit den Schrecken
Einer Furcht, die kalt ans Leben weht?
Oder hat ſie dieſe Schrecken
Darum in dieß Daſeyn hingeſtellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sprich, was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, ſich aufzukämpfen, wenn ſie ſinkt,

Und getroſt den Klippenweg zu wandeln,
Wenn da drüben keine Krone winkt?

. Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, Trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz,
Die Natur von That zu That hinüber.
Gieb dem Herzen Eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr das Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's heißem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,

Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß.
Mußte — denk er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht;
Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Iſt der Menſch ans große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber kreiſ't:
Was iſt unſre Tugend dann, was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber über dieſe heitre Gegend
Zieht ein trüber Nebelſtern.

Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heil'ge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals; ihren Phantasien
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh': und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder obs ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauſchen hört der Menſch die dunkle
Schwinge,
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felſen hebt und Felſen niederſchlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Flut der Dinge;
Weiß er wie? wohin die Flut ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weiſern,
Wie den Thoren hin durch Schmerz und Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern;
Eine leiſe Stimm' im Herzen ſprichts.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern:
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh' da ſteh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beſchneiter Bahn;

Und in einem wüſten Ozean
Rudert, ohne Kompas mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht;
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrthen,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.
Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſts ein Gott, der hinter dunkeln Schleiern
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Braunt' ein Gott dieß Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher ſeyn?

Wahrheit, tief im finſtern Hain,
Tief aus labyrinthiſchen Gewinden
Such' ich dein Geſtirn am Himmel auf!

Ruhe, Ruhe! werd' ich je dich finden?
Müde ſchließt dein Pilger ſeinen Lauf!

Zweiter Gesang.

Inhalt.

1. Der Menſch hat einen Trieb, die Wahrheit zu erkennen; er umfaßt aber nur, was ſeine Nähe berührt. Jede Stufe ſeines Daſeyns hat ihren eigenen Geſichtskreis; wenn er eine ſolche Stufe überſpränge: ſo würde er verlieren. Seine Beſtimmung iſt: fortzuſchreiten.

2. Das Gebiet der Wahrheit iſt unendlich; die Beherrſchung deſſelben muß einem uneingeſchränkten Geiſte zukommen.

3. Es iſt ein Gott. Der Glaube an Tugend, den eine innere Beſtimmung uns aufnöthigt, ſetzt eine, von den Ordnungen der anſchaulichen Welt geſchiedene, Geiſterwelt voraus, worin das Würdige ſeinen Rang behauptet.

4. In ihr muß ein Zuſammenhang zwiſchen Glückſeligkeit und geiſtiger Vollkommenheit Statt finden; das erhabene Weſen, in welchem es Statt findet, kann nur Gott ſeyn. Gott iſt, weil

eine Tugend ist: dich ruft uns die Stimme des Gewissens zu; und die Natur stimmt harmonisch mit ihr zusammen, oder hasset sie gleichsam zurück.

Zweiter Geſang.

Gott.

Laß untergehen, Freund, die wandelnden Geſtalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Auf! laß uns feſt nur an uns ſelbſt uns halten:
Wir bleiben, die Geſtalten fliehn!
Doch ſprich, warum beſchweren unſre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu ſtehn und anzuſagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?

Ins Heiligthum zu schaun, ins Heiligthum
der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns, allein
Die Wahrheit darf den Flammendurst nach
Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des
Strebens;
Denn ein Genuß, der sättigt und nicht nähret,
Wär eines fortgesetzten Lebens
Durch eine Ewigkeit nicht werth.

So sind wir dann umringt von den Gewirren
Des Irrthums, welchem noch kein Erdensohn
entging:
Doch dieß ist unser Rang; nur Er, der Menschsam irren,

Der Sinn für Recht und Licht empfing.
Und dieſer Sinn ſteht ahnend vor dem Schleier,
Der ſich um die erhabne Feier
Des großen Heiligthumes ſchmiegt,
Das ſelbſt vielleicht nur wenig freier
Vor einem höhern Geiſte liegt.
Auch hohe Geiſter müßen irren,
Wenn ſie der höchſte Geiſt nicht ſind;
Und wir, wir wollen ſchon das weite Labyrinth
In dieſem Heiligthum entwirren,
Eh unſer Götterſtand beginnt?

Wir ſchwimmen in dem Ozeane
Der großen wunderbaren Harmonie;
Sind tief verflochtne Töne in tief verflochtnen
Plane
Der weithin hallenden, erhabnen Melodie.
Die ſtärmenden und wilden Diſſonanzen

Wir hören ſie, nur ſie; der Eingeſchränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Er höret nicht hindurch bis zu dem Sinn des Ganzen.
Die kleine Blum' im großen Kranz,
Wie? darf ſie ſelbſt der Kranz ſeyn wollen?
Genug! auch ſie gehört mit zu dem Glanz,
In welchem Sonnenkund und Sonnen ſtatend rollen
In Ufern einer Kraft, die durch das Ganze webt,
In Ufern einer Lebensfülle,
Um die der Geiſt der hohen Stille,
Wie eine dunkle Weihung ſchwebt;
Und durch das Dunkel der verhüllten Ferne,
Herab aus heilig hoher Stille fällt
Ein leiſer Strahl, wie Licht entlegner Sonnen Sterne,
In meine kleine Lebenswelt.

Es blüht die harrende Vollendung
Aus Unvollendung leis' hervor;
Es blickt aus täuschender Verblendung
Die lichte Wahrheit still hervor.
Nur ihren tiefsten Sinn wird nie der Mensch er-
gründen;
Aus immer dünnern Nebeln wird
Dem Pilger sich die Ferne winden,
Der irrend wandelt, wandelnd irrt.
Es ist die heiligste der Gaben,
Voll hoher Bürgschaft, Sinn für Recht und Licht
zu haben,
Ein Sinn, der nie den Menschen ganz verließ.
Nicht das Besitzen, nur das Ahnen,
Der Lichtblick durch die Nebelbahnen,
Das leise Finden nur ist süß.

Wir folgen seliger dem Rufe,

Der eine jede Lebensstufe,
Der jede Stell', auf die er führt,
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Sehnsucht neue Seyn zu Seyn uns führt?
Es sey, daß du einmal durch dies Gebiet der Träume
Zu Algols Flammenwelt hinüber flogst,
Und gegen die enthüllten weiten Räume,
Die kleinern Erdenfreuden wogst:
Die Schatten, die du aus dem Keime
Zu deiner Abendlaube zogst,
Und welche nun so still den Gärten
Des Tages Ruh' entgegen freun,
O! die geliebten Schatten würden
Verhüllt im Keim geblieben seyn.

Und ihre Unſchuld und der Friede,
Der ſie zum Tempel heiligt, lüde
Jezt keinen ſtillen Geiſt zur Abendfeier ein;
Du würdeſt manches Heil verachten,
Und manche Wonne, die dich jezt entzückt,
Du würdeſt kalt hinweg darüber ſchmachten,
Was deinen Tag mit holden Kränzen ſchmückt.

Erhebung fühlt der Geiſt, der Wahn von
Wahrheit ſichtet.
Ein ausgenoßener Genuß
Iſt ein Genuß, der ſich vernichtet;
Vom Tode rettet ihn ſelbſt nicht der Ueberfluß.
Was würde, wenns die Wahrheit dir vergönnte,
Daß ihren Sonnenkreis dein Blick umfaßen
könnte:
Was würd' es nun die Wahrheit ſeyn?
Verdiente ſie wohl das Gelober

Des Flammendurſts im Menſchen? Nein!
Sie ganz zu faſſen, müßt' ihr Umfang kleiner,
oder
Du Menſch, du müßtest größer ſeyn:
Und dieß, dieß iſt dein Wunſch; allein
Wie groß denn nun? das iſt die Frage —
Hinauf! Hinauf! zu eines Engels Glanz!
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er ſtrebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von ſeinem Lieblingsſohn;
Auch du biſt ihr geliebter Sucher,
Und was du wünſcheſt, haſt du ſchon;
Haſt einen dunklen Tag, voll Ahnung hellrer
Tage;
Nur dieſe Bürgſchaft macht das Leben lebens-
werth,

Sie ſpricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage;
Und wie ein fernes Licht, verklärt
Sie ſanft die Heiligkeit des ſtillen Tugendkreiſes,
Der tief in ſeinem Schooß ein leiſes
Und ſeufzendes Warum? itzt nährt.

So flögſt du denn umſonſt von einer Sonnenwende
Bis zu der andern; vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund! dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin, und weiter hin das Ende,
Jedoch des Löſungswort des großen Räthſels nie!
Wo wird die Löſung ſeyn? In Gott! in Gott iſt ſie.
In einem Gott iſt ſie? Was nennen
Die Sterblichen denn einen Gott,

Von dem der Zweifel klagt, von dem der wilde Spott
Uns vorhält, daß wir nichts erkennen? Fährt denn kein Wink im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nicht;
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung,
Sie kettet Schluß an Schluß; und immer fällt kein Licht
In das Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit, die Antwort ist: Vielleicht!
Ach! nur vielleicht! Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;

Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel ſich erhellt.
So laß uns denn die Tugend fragen! —
Sie weiſt uns hin auf eine Geiſterwelt,
Die hinter dieſen Erdentagen
Ein höchſtes Ziel uns hoch entgegen ſtellt.

Ein Strahl von dieſem Ziel umfängt mein
innres Leben;
Mir iſt ein Gott ins Herz gegeben,
Ein hoher Sinn, der meinen Geiſt
Unwiderſtehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerſchaffner Fülle
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig feſter
Wille:
Und dieſer Will' iſt Gott, der hohe Weltengeiſt,
Begreiflich nur ſich ſelbſt, ſich ſelbſt erſcheinend,
waltet.

Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem ſich vor ihm die Geiſterwelt entfaltet:
Und leugnet ihn der Trotz, ihn leugnet dennoch nicht
Ein feierlicher Ruf, der Ruf der Pflicht zur Pflicht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verſchwimme:
Zur höchſten Geiſtigkeit führt uns die innre Stimme,
Die feierlich von einem Gotte ſpricht.
Gemein hat ſie nichts mit den Sinnen,
Sie iſt durch ſich, ſie ruft empor den Geiſtesblick;
Von Außen kam ſie nicht, ſie tönt in uns von Innen
Hinaus in die Natur und hallt aus ihr zurück.
Sie ſpricht zu meinem Geiſt, ihn aufzumahnen,

Daß hier nicht Alles ſey. Ja, wenn hier alles fällt;
Wenn jeder Strauch entblürſt, woran der Menſch ſich hält:
Dann trägt und hält ihn noch ein leiſes inures Ahnen
Von einem Gott und einer Geiſterwelt.

Es ſey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel ſey die Luſt, der Gott darin das Laſter,
Die Menſchenwürde ſey von ihrem Thron geſtürzt:
Dann iſt die Welt ein Traum und nirgend Licht und Leben;
Du ſelber biſt ein Traum, um den Phantome ſchweben;

Und Schatten fahren wild durch leere Wüſten hin;
Der blinde Zufall läßt den Zufall blindlings
walten,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Ge-
ſtalten;
Der reinſte Lebensſinn iſt leer und ohne Sinn;
Und was Bedeutung lügt, täuſcht zur Vernich-
tung hin.
Es raſ't in uns ein Trieb, der Trieb, empor
zu ringen,
Dem ſich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laſter iſt es, ſich der Tugend aufzudringen;
Und Thorheit klagt und ſtaunt den Zufall an.
Wer hält, fragt die Vernunft, den feindlichen
Gewalten
Das Gleichgewicht, daß im Gewühl
Des ewigen Ruins verſinkender Geſtalten
Die arme Welt noch nicht zerfiel? —

Vernunft? — Was ſoll ſie uns? o ſie hat keine
Rechte;
Verdammt iſt ſie, dem Zufall zu zuſchaun! —
Es ſey kein Gott! — und dunkler wälzt das
Grauen
Herauf die ſchwarzen Mitternächte,
Dein armes Daſeyn zu verbaun!

Du ſiehſt den Frevel ſtolz den Kelch der
Wonne leeren;
Das Laſter prunkt im Glanz, die Tugend wird
verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit
wird verbannt;
Die Weiſen bauen auf, damit die Narrn zer-
ſtören:
Hier iſts, wo ſich dein Herz, dein ganzes Herz
empört.

Wenns Zufall iſt, was blind den Gang des
Rechtes ſtört;
Vernunftlos, wie er iſt, wie mag er dich
empören? —
Allein du kannſt dich hier des Glaubens nicht er-
wehren:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die aus dem Drucke ſich, wie aus der Knoſpe
entfaltet;
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit
waltet,
Die unbegreiflich dir, doch eine Tugend ehrt.
Uns ward ein Tugendſinn und Trieb nach Lebens-
wonne,
Sie ſind der Doppelſtrahl, der in dies Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeugt von einer höhern
Sonne,
Und deutet mächtig hin auf eine Geiſterwelt.

Es iſt ein Gott! — o Menſch, vermiſſe
dieſen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligſtes vermißt:
Du würdeſt die Vernunft ſelbſt der Vernunft
berauben;
Gott iſt, weil eine Tugend iſt.

Die Tugend leuchtet uns, wo dunkle
Träume grübeln;
Sie leuchtet uns hinauf durch dieſes Labyrinth,
Das uns mit einer Nacht von Schatten über-
ſpinnt.
Es iſt ein Gott! ſie ſprichts, er iſt, Trotz
allen Uebeln,
Die nur Triumphgepräng' im Zug der Tugend
ſind!
Und Heil und Heiligkeit ſind zwo verwandte
Flammen;

Sie kammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in einen Punkt zusammen:
Und dieser Punkt ist Gott, und kann ein Gott
nur seyn.

Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Stud in sich, durch sich Eins; sie faßt ein
Gott allein!

Das wär ein Wahn, ein Traum, was ich
so warm umfaße?
Was vor der Ahnung sich so dunkelhell entwüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief er-
füllt? —

Nein, jenes Weltall ist die große Körpermaße,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt!
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,

Der Sinn des groſsen Alls, voll Gott und Göt-
terart;
Was göttlich iſt, gehört zu dieſer groſsen Seele;
Die ſich dem ſtillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannſt dich dieſer Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel ſelbſt verräth dir ihre leiſe Spur;
Sie ſpricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube ſpricht von ihr zu der Natur.

Ja die Natur! magſt du ſie ſelbſt er-
gründen?
Du trägſt in dir ein Bild von einer Körperwelt:
Dieſs Bild empfindeſt du, nicht was ſie ſelbſt
enthält.
Du ahneſt die Natur, und ohne zu ergründen,
Was ſie für ſich iſt, glaubſt du feſt an ihre Welt.
Du zweifelſt nicht an jenen Himmelskerzen;
Du ahneſt Gröſse dort und ſchauſt entzückt hinan;

Iſt denn die Geiſterwelt entfernter deinem Herzen?
In deinem Geiſte fängt das Reich der Geiſter an;
Der höchſte Geiſt iſt Gott; und du wirſt ſeiner
inne,
So oft der hohe Sinn der Tugend dich entzückt:
Hier iſt ſein Heiligthum, und dort im Reich
der Sinne
Iſt er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.

Den hohen Tiefverborgnen ſchleicht
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein;
Der ofne Tag, die Luft, voll Lerchenſtimmen,
feiert
Sein groſſes wunderbares Seyn.
Ihn ſingt das Thal, ihn ſingt der Haid,
Ihn ruft der Sturm, die Rieſenſtimme,
Die feyerlich herab aus Wetterwolken ſchallt,
Ruft ſeinen Namen durch den Wald;

Das Käfchen ſpricht ihn aus, das an des Baches
Krümme
Hinunter ſpielt und ſanft um Angerblumen
girrt;
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine
Stimme,
Der kleine Wandrer hört, der durch den Moos-
wald irrt.
Gott iſt! er iſt das Leben der Naturen;
In Blumenzügen ſpricht von ihm der Schmuck
der Au'n;
Die Berge tragen ſeine Spuren;
Er wandelt in des Haines Grau'n,
Und kündet ſich mit feierlichem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Der die Natur im Thale ſeiner Trauer
Nach einer Gottheit dieſes Tempels fragt.

Freund es iſt Nacht! die Stille feiert
Ein glänzendes Gedankenfeſt,
Wo ſich die Wahrheit, leicht verſchleiert,
Den Huldigungen überläßt,
Die ſich vor ihrer Gottheit neigen;
Ein großes feierliches Schweigen
Beherrſcht und heiliget das Feſt,
Ein Feſt mit dem Triumph der Hoheit ausgeſtattet;
Und ſie mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, beſchattet
Den hohen Pomp und weihet ſeinen Glanz.
O ſchau, wie Zug an Zug ſich dränget!
Sie, die Unendlichkeit reißt ihren Tempel auf,
So groß! ſo ſtill! — Ein Geiſt der Stille hänget
In dieſem Tempelraum die Flammenkronen auf,
Ein Geiſt der Stille führt den großen Weltenreigen,

Dieß wundelnde erhabne Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! ſieh die Zeugen!
Vor welchen unſer Feſt beginnt;
Orions Sonnenwelten ſind
Zur hohen Feier eingeladen,
Und ſelbſt die traurigen Pleiaden,
Sie ſchaun aus düſterm Nebelflor
In ſtiller Heiterkeit hervor.
Es heben ſich der lieblichen Hyaden
Bekränzte Häupter ſchön empor.
Da ſchwimmt in weichem Aetherfächeln
Der Halbmond hin, vom Dunkel ſanft umgraut;
Er iſt in dieſem Ernſt das ſchön verzogne Lächeln,
Womit die Nacht ſich ſelbſt in ihrer Hoheit ſchaut.

O laß die Erd' in ihrem Wolkenſchleier,
Mit ihrem kleinen Stolz, mit ihrem niedern
Ruhm!

Auf, folge mir zur großen Weltenfeier!
Da fühlt vergöttlichter und freier,
Die hohe Seel' ihr ganzes Götterthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo meine ſchönſte Stunde ging;
Wo mich die Ruh, wie Duft von holden Zweigen
Aus einem Friedenshain umfing;
Die Stellen der geweihten Stille,
Um die ein großer Göttertag
In junger aufgeblühter Fülle,
Wie ein erhabner Frühling, lag;
Die Stellen, wo mein Geiſt ſich aus den Schranken
Des engen dunkeln Lebens wand,
Und hell im Licht unſterblicher Gedanken
Vor hohen Idealen ſtand,
Beſtrahlten ſchwebten Monde hin und Erden,
Aus Schattenhallen gingen ſie herauf;
Zu Morgenſternen ſah ich Abendſterne werden;

Die Schatten blühten ſelbſt zu Lichtgeſtalten auf.
Geſtirne ſah ich ziehn in tiefern Duftgeleiſen;
Sie draugen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geiſter, die aus öden Lebenskreiſen
Nach einer hellern Sonne ſchau'n.
Es wallte, wogt' um mich das große Weltenleben;
Ich ſah den ſanften holden Stern
Des Jungfraulichtes rein in reinem Aether ſchweben;
Ich horcht' und hörte leiſ' und fern
Die feierliche Lyra beben;
So geiſtig zart, wie Aeolsharfen-Spur,
Floß Harmonie zu Harmonieen über,
Sie tönten Melodie'n der Geiſter zu der Flur
Des heiligen Arcturs hinüber.
Es glänzte röthlich der Arctur,
Als wär er überblüht mit lauter Roſenkronen:
Vielleicht, daß dort im Schooß der lieblichſten

Die Harmoni'en der ſchönen Seelen wohnen.
Halb dämmernd hob ſein Haupt der Wegaſtern empor;
Er wand aus fernen, düſtern Räumen
Sich, wie ein Auferſtehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun goß ſich in die Huldigung
Der Nacht der Sirius, wie eine hehre
Auflodernde Begeiſterung
Mit einen ganzen Flammenmeere.
Fern ſchimmerte der Uranus
In ſeinen hellbereiften Kälten,
Und dennoch, gleich beſonnten Welten,
Mit einem vollen Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgeſteuert;
Und näher flüſterte der ſanfte Mirthenhain,
Der das Geſtirn der Lieb' umfeiert;
Um für den Unſchuldſinn ein ſtilles Land zu ſeyn.

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder friſchen Gruft ſchlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des großen Lebens ſich verlor.

So hing ich oft mit Sympathieen
Der Lieb und Sehnſucht, an dem Lauf
Der hehren Sterne; Sterne ziehen
Uns zum Unendlichen hinauf.
Sein Odem weht durch dieſe Strahlenlaube:
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du biſt!
Biſt nahe dem beſeelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dann findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend iſt.

Es ſey kein Gott: und todt ſind dieſe Himmelsflammen;

Sie haben hin durch deine Nacht geblizt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod
noch sizt.

Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag auf-
gewacht;
Der weise Zufall rief in aller ihrer Pracht
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde:
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerinn,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer
fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —

Es ist ein Gott — und alles athmet Sinn;
Ein Finger Gottes schrieb an diese Aetherhallen,

Mit heller Sternenschrift: Ich bin!
Es ist ein Gott! — o laß uns niederfallen!
Anbeten! tief anbeten laß uns ihn!
Sein Blumenaltar ist die Erde, wo wir knie'n.
Um seinen Tempel schwebt die Nacht mit ihren
Schauern;
Sie weihet ihn mit feierlichem Grau'n,
Das heilig uns ergreift, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: auf, hinauf ins Reich des
Lichts zu schau'n,
Zu dem Erhabenen, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm wie seine Welten zählt,
Dem Unerschaffenen, den jede Schöpfung schwei-
gend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So sind ich denn im großen Weltenstrohme,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft;

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum geſehn, im Lichtſtrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Welten
Mit Geiſtern, angeſtralt von ſeiner Göttlichkeit;
Vor ihm iſt keine Zeit, ihm gab er Raum und
Zeiten;
Er wandelt ſtill dahin durch ſeine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der
Zeit.

Gott iſt, von ihm erfüllt iſt alles;
Das Leben jedes Erdenballs
Iſt ein geweihter Blick in ſeine Göttlichkeit.
O glaub es dir und den Verſicherungen
Von tauſend Welten, daß er ſey!
Nur wie er iſt? — das Wie? iſt tief in ihm
verſchlungen.
Noch nimmer hat die Grübelei

Von ihrem eignen Seyn den Schleier weggerißen,
Wie mag ſie Gott erforſchen? — — Nur
Die Einfalt der Vernunft erkennt der Gottheit
Spur
Hier in dem ahnenden Gewißen,
Dort in der heiligen Natur.
O die umringt in ewig heitrer Jugend
Den reinen innern Sinn, wie eine Harmonie.
Die Gottheit iſt das hohe Lied der Tugend
Und die Natur die Melodie.

Dritter Gesang.

Inhalt.

Gott ist ein Gott des Lebens. Aus der alles umfassenden Lebenskülle, ragt mit seinen Vorzügen der Mensch hoch empor. Vor allen organisirten Wesen dieses Raumes ist er

1. mit einem, weit über die Gränze seines hiesigen Daseyns hinaus hoffenden, Lebenssinne ausgestattet. Dieser reißt ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hin; und immer ist es ein entferntes Ziel, von welchem er erweiterten Lebensgenuß erwartet. Ja er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Andenkens nach dem Tode, in die Gegenwart herüber zu ziehen. Wenn nun der Mensch, mit diesem Lebensdurst ausgestattet, unterginge: so würde mit ihm eine ganze Welt vernichtet werden, welche sich in ihm ins Unendliche fortsetzt. Eben so über den Raum dieses Daseyns hinausgreifend ist

2. das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf und zugleich, daß sie ihm mangelt: daher sein Unbestand, sein Treiben nach dahin und dorthin. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzet die Glückseligkeit nicht. Aus fernen Reichen, aus der Unendlichkeit strahlt sie zu ihm herab, wie das Leuchten der Wahrheit, die

nicht weniger mächtig, als das Streben nach Glückseligkeit, den menschlichen Geist zur Thätigkeit aufregt.

3. Dem Menschen kann der tiefe Wahrheitssinn, der weiter hinaus strebt, als dieß kurze Daseyn reicht, nicht umsonst gegeben seyn; er berechtigt ihn, in die Ferne hinaus zu schauen und begeistert ihn, ein stufenweises Fortschreiten zu ahnen. Schon hier findet ein analoges Weiterkommen der gesammten Menschheit Statt. Welch ein Fortschritt von den Anfängen der Menschenbildung, bis zur feinen Griechenkultur, welche die aufgefundenen, oder leise geahneten Wahrheiten in reitzende Dichtungen einschleierte! Eine der lieblichsten ist die Dichtung von der Psyche. Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines hier auf dämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth. Es sind die Stunden der Einsamkeit, in welchen der Geist der Vollendung unserm forschenden Geist sich nahet; und wie aus fernen Nebeln dämmert die Zukunft empor.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,

In die Unendlichkeit hinaus;
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in ewig vollen Strömen aus.
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne;
Doch warum fragen wir die Sterne?
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Rasen, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft! Auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm das junge Laub!

Welch Leben ſchwimmt im Schooß der Welt!
und hier im Thau!
Was ſtaubt am Teiche dort? Es iſt belebter
Staub!
Horch hin! und nirgend iſt ſo todt die tiefſte
Stille,
Es webet leiſ in ihr ein Athemzug empor:
Und hoch aus dieſer Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch empor.
Vom Arme der Natur nimmt er hinweg die
Gaben.
Schau, wie zum Engel ſich das zarte Mädchen
ſchmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knabenz
Es iſt der Menſch, der auf zum Himmel blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter ſich hinunter
Er ahnt den Stufengang hoch über ſich hinaus
Und dieſer Menſch geht dennoch unter?

In wenig Erd' und Thau löst sich der Dunst
auf!
Der hohe Mensch, der da steht und den Lauf
Der Weltenuhr untersucht, ist selbst nur eine
Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquillt
Und weg sinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —

Ist denn die Fluth der großen Güsse,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd hier am Ufer rillgt,
Und unter drängenden Naturgewalten
Die Arme zitternd nach uns holde Dasein
schlingt?

Was ist es, daß der Mensch so stark, so un-
erschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Das, wenn es dort erhöhten Selbstgenuß —
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und tief in die Gefahr sich wirft?
Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Le-
bensstellen.
Ach, daß der Mensch aus seinen schönsten
Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft!

Mag ihn die Brandung halb verschlingen,
Noch lüstern schauet er ins wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen:
Und immer ist zu klein der Raum, den er
erstritt,

Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
Ins weitre Daseyn will sein Wahn hinüber
[illegible] schwimmen;
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit!
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz
[illegible] am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub!
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird
[illegible] ihm ein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel;
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe
[illegible] Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur;
Schafft selber mit der Allmacht des Genies
Sich eine Welt, und fliegt mit edlem Ungestüm
Im Fluge auf von Sphär' auf Sphäre;
Die Welt, die Gottheit liegt in ihm; voll

So reich, und doch so unzufrieden!
Kein Aufflug kann den Geiſt der Menſchenkraft ermüden,
Kein Stolz befriedigt ihn, kein Glück;
Er kämpft durch Gegendruck hindurch und ſtoßt den Frieden,
Wenn ihn ſein Wunſch erreicht, zurück;
Er fliegt vorbei, er ſtrebt, den Himmel zu erreichen;
Und hätt' er endlich ihn: was wärs?
Ein Tropfen Thau von Roſenſträuchen;
Wofür das Ufer eines Meers?
Zwei Stunden Zeit, und Sinn, der Ewigkeiten
Mit ſeiner Sehnſucht heiß umfängt:
Kannſt du den Widerſpruch dir deuten,
Daß die Beſchränktheit kühn ans Ewige ſich drängt?

Gebiete diesem Drang: er fodert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine
Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Bilder
Des innigsten Berufs zur Lebensthätigkeit.
Und opfert er sich selbst: er opfert sich dem
Leben;
Er reißt den dünnen Faden ab,
Hin greift er über Nacht und Grab;
Er sieht ein holdes Seyn in Duft der Ferne
schweben:
Dieß strahlt dem Weisen vor, blizt auf im
Traum des Narrn.
Sieh! dort die Mahle längst verschwundener
Gestalten
Sind Hände, die, das Daseyn fest zu halten,
Hervor aus wüsten Gräbern starrn.

Seyn, Daseyn iſt es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in ſeinem Geiſte reift,
Drr, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach ſüßer Lebenshelle greift.
Begeiſtert ſchaut der Greis mit halb erloſchnem
Blicke
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange ſchmale Brücke,
Dieß Leben ſich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Verſinken
Im finſtern Strohm, ihm dieſe Brücke bau'n?
Darf dieſem Lebensdrang, und ſeinen holden
Winken
Nach dort, das Herz ſich nicht vertrau'n?
Iſt dieſes innre Weiterſtreben
Ein leeres Hinſchau'n, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt iſt ihr dann das arme Menſchenleben!

So rechtet kühn der Mensch; wenn das ver-
messen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht ge-
geben,
Die so vermessen sich vermißt.
Der große Brittel schwand; noch leuchten die
Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem
Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt!
Versinkt der Mensch: so geht er tiefer
unter,
Als dieser Staub, der sich durch tausend For-
men treibt,
Verwest, vermittert und in bunter
Und ewiger Verwandlung — bleibt.

Der Menſch, der, in ſich niederſchauend,
Ein hohes Seyn in ſeinem Buſen trägt,
Iſt mehr, als Form ſelbſt bildend, ſelber
bauend,
Iſt er's, der eine Welt in ſeinem Geiſte trägt;
In ihm ragt dieß umfangende Gewölbe
Durch die Unendlichkeit hinauf;
Erliſcht dieß hohe Seyn: wo flammt es als
daſſelbe,
Mit allem, was es war, wo flammt es wie-
der auf?
Und doch wirft eine leichte Wunde,
Ein böſer Hauch der Luft den Menſchen in
das Grab;
Er ſtirbt mit jeder Luft, und eine jede Stunde
Reißt einen Theil von ſeinem Daſeyn ab.
Von einem Tode ſchleicht zum andern
Das Leben hin, das ſtets ſich ſelbſt vermißt;

Und warum muß der Mensch durch tausend Tode wandern? —
Weil auch ein tausendfaches Leben ist.
Durch Tode soll er leben lernen.
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnenstraßen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlaß den Laubensitz voll abgefallner Blätter,
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter:
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,
Wir ahnen einen großen Sinn;

Die

Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, ſie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem
Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreiſ't:
O welche Fluth des Seyns! die tiefen Wegen
ſchlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geiſt;
Bedeutungsvoll und innig ſpiegelt
Sich mehr, als eine Welt in deinem Buſen ab,
Wenn ſich das Heiligthum der Nacht vor dir
entriegelt;
Und weihend ſteigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen biſt.
Unendlichkeit kann nur das Weſen
ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren iſt.

Wie klein verſinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb ſich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz ſich ſehnt.
Und darum ſchwankt der Menſch; kaum trägt er ſeine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er ſeinen Kranz: ſo welkt die Roſe und ſinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geiſt ihn triebe;
Er flieht aus ſich hinaus und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, iſt ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, ſey ſtolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,

Der Erdengüter Glanz: du haſt nur Erdengüter;
Glückſeligkeit, die haſt du nicht.

Ihr ruft der niedre Sclav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sclav im bunten Fürſtenglanz;
Ihr Schattenbild verlockt den Stolz zum Traum der Ehre;
Vertreibt den Geiz hinaus auf Inſeln wüſter Meere;
Dort jagt der Ruhm, und ſtürzt auf einen Lorbeerkranz.
Es iſt ein Traum von ihr, der blind und wild ins Feuer
Der Schlacht den raſenden Verwüſter reißt,
Und dem verworfnen Ungeheuer
Ein Leben, das er nicht genießen wird, verheißt.

Er träumt, daß dieſe Welt den Funken löſchen
werde,
Der tief in ſeinem Weſen glüht;
Er glaubt an einen Hügel Erde,
Worauf ſo kurz die ſchönſte Stunde blüht.
Nimm hin den Kelch der Luſt; zwei Mal haſt
du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und ſchon
Iſt von der Lippe weg der Nektarkelch geſunken.
Auf richte dich empor! du biſt des Himmels
Sohn!

Glückſeligkeit grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Wann ihren ſchönern Kranz die hohe Friedens-
palme
In unſre Götterlauben ſtreut:
Auch dann wird ſie noch unſerm Herzen fehlen,

Bey jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tauſend Kränze zählen,
Und nie beſitzen wir ſie ganz.
Sie weilet nicht in ſtolzen Fürſtenhallen,
Sagt vom beglückten Böſewicht ſich los;
Nur eine Blume läßt ſie niederfallen,
Und dieſe fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnſt, ſie zu erreichen,
Zu immer blühendern Geſträuchen,
In welchen ſich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet ſie ſo eilig,
Und läßt das Herz zurück, das ſie ſo ſtark entführt?
Das große Ziel iſt ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüber leuchten ſoll.
Sie ſtrahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In ſchöner Stille, wie der Stern

Der lichten, nie errungnen Wahrheit,
Von fern und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:
So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und weis't nach einer höhern Welt.

Wie? oder ist es eines Traumgesichtes
Verirrung nur, die uns ein hellres Seyn verspricht?
Ist dieser Drang nach höherm Licht
Nicht Weissagung des höhern Lichtes?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?

Woher der immer rege Geiſt:
So über ſich hinaus zu träumen,
Und dort zu ahnen, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht iſt er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos erkoren,
Iſt ſeine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier iſt der Vorſabbath der hohen Sonnenfeier;
Die Morgenſtunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu ſchauen zu dem Schleier,
Der feierlich das Heiligthum verdeckt.

In dieſer leiſen Dämmrung halten
Zwar Täuſchung noch und Wahn und Trug,
In wechſelnden und ſtreitenden Geſtalten,
Durch Menſchenſeelen ihren Schattenzug.
Doch wenn der Pilgerpfad im Staube
Den Geiſt des Menſchen ſich verirren läßt:
So hält ihn doch ein hoher Glaube,

Der Glaub' an Wahrheit hält ihn fest.
Er hält ihn fester, als das Leben;
Und sollt' er nie den Kranz erstreben,
Nach dem er greift, und so das Leben fallen läßt?
Dieß hat auch mancher Muth schon für den Wahn gegeben:
Es sey! die Wahrheit ists, der dieser Sieg gebührt;
Die hohe Wahrheit ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt:
Nur daß im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.

Dieß Daseyn ist ein matter Spiegel,
Worin ein blaßes Bild der hellern Zukunft schwebt;
Und diese Erd' ein Stufenhügel,
Der uns hinauf zur höhern Stufe hebt.

Sieh, welche Ausſicht, fort zu ſchreiten!
Kein Hier genügt uns mehr, warum? Wir eilen fort;
Wir brauchen mehr und mehr, wir brauchen Ewigkeiten;
Uns treibt ein Geiſt nach dort, und immer hin nach dort!
Die Gegend hinter uns verhüllen Dunkelheiten;
Wir wiſſen nicht woher? die Frage ſey: Wohin?
Das Dort iſt unſer Ziel, des Lebens großer Sinn!

Laß zur Geſchichte, dieſem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn;
Laß ihren grauen Schatten anerſtehn,
Und die verhüllten Geiſter dunkler Tage
Vor deinem Geiſt vorüber gehn!

Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft;
Sie weisen, trauernd hin auf tief geschlagne
Wunden;
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft.
Und leis' entschatten sich die grauen Nebeldünste:
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner
Künste,
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahr-
heit mit,

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft
auf:
Sie deutet auf ein großes Völkerwandern;
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel
zum andern;

Sie läutert sich immer mehr zur Menschlichkeit
hinauf.
Am Venens wacht' ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrth' empor:
Da horchte tief aus seinen Felsenhöhlen
Der aufgesungne Menschensinn hervor;
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein;
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.
Dort hielt die Wahrheit, ganz mit Blüten
überdeckt,
Verkündend, daß ein Gott sie sende,
Die göttlich liebevollen Hände
Nach ihren Menschen ausgestreckt.
Wie sanft umfängt sie uns in Psyche's Trauer!

Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft
getaucht,
Und ihn mit einem Gottesschauer
In einen zarten Geist gehaucht.

Heilig ists, wo Psyche handelt;
Schweigend ruht die Blütennacht
Auf dem Haine, wo sie wandelt;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in sanftem Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche fällt; ein dunkles Ahnen
Zitiert um die Büßerinn,
Wie das Grau'n erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick,
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach!
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Und der Gott erhört sie nicht.

Alle ſeine Schrecken zeigend,
Naht der ſtille Genius,
Und verſagt ihr, finſter ſchweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich iſt es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich iſt ſie durchgedrungen:
Die Erlöſungsſtunde naht.

Hohes, himmliſches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Pſyche kehret zu den Armen,
Denen ſie entſank, zurück.

Helle Kronen in den Händen,
Nahn die Götter ſich und weihn,
Pſyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Kein ſüßres Bild hat je den Freudeloſen
Auf ſeinem harten Lebensgang beerührt:
Das ſchauerliche Seyn und Werden ſchließt
Hier einen ſchönen Bund, und weiht ihn unter Roſen.

O laß uns in dieß Götterland,
Ins liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verſchwand,
Mit hohem Ernſt laß uns hinüber ſchauen!
Noch leuchtet Platons Sonnenblick,
Der durch die Lenze Griechenlands gelodert;
An die Natur, die giebt und wiederfodert,
Fällt nur die Hülle, nicht der Geiſt, zurück.
Dort brachen Sterne durch, die Nebel zu zerſtheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand:
Ein Sokrates, ein Solon ein Thales,

Hell leuchten dieſe Feuerſäulen
Hinüber ins gelobte Land.

Nach dieſen Sternen laß getroſt uns
ſchauen,
Wann drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden ſie uns nicht ein leiſes Morgengrauen,
Das kettend ſich an dieſes Dunkel ſchmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Iſt eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft
ſchaut.
Ein jeder Schritt, den unſer Streben
Dem Reich des Lichtes abgewinnt,
Er iſt ein Schritt hinein ins hellre Geiſterleben;
Jedoch daß wir durch dieſes Labyrinth
Nur langſam uns der Wahrheit näher winden:

Dieß

Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen:
Dieß ist ein hoher Wink, er winkt hinauf! hinauf!

Ja dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem hellern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem hohen Gotteswortе,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Auf eine Ewigkeit verweiset, tret' ich hin
Zu jener finstern Ausgangspforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.

Wie dichtes Waldlaub flattern unſre Tage
Wohlthätigdunkel um den Lebenshain;
Doch fällt ein ſanftes Himmelblau herein
Auf den geſenkten Blick der Klage.
Wir ſchauen ſehnſuchtvoll empor:
Dann trit durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart, mit ſeinem ſtillen Himmel,
Der Geiſt der Zukunft leiſ' hervor,
Berührt uns, wie das Wandeln theurer Manen,
Wenn ein Erinnerungstraum ſich um die Seele
ſchmiegt;
Er offenbart ſich durch ein tiefes Ahnen
Des hohen Menſchen, der im Menſchen liegt,
Und weihet zum Genuß der höhern Lebensfülle
Die Einſamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine ſtille,
Verhüllte Friedensinſel ruht.

Da iſt das Hochland, da der Blick, um den
die hehre
Unendlichkeit in licht gefärbten Nebeln ſchwebt,
Aus welcher, wie aus grenzenloſem Meere,
Ein helles Morgenland ſich nach dem andern
hebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Erinnerungen an eine Abendſcene, wo das Gemüth in heiliger Stille der Betrachtung ſich öffnet, fragend in die umgebende Welt hinaus blickt und fragt: Wird der Erhabene, der durch die wundervolle Natur dem menſchlichen Geiſte ſich darſtellt, wird er dieſen Geiſt, der Ahnung zum Trotz, die er durch edle Triebe, durch heilige, weit über dieß Daſeyn hinausſtrebende Bedürfniße, und ſelbſt durch die Natur in ihm empor winkt — feindlich vernichten? oder dürfen wir an die Fortdauer unſers Weſens glauben? Hierauf antworten

1. Töne der Huld, durch welche der hohe Genius der Welt zu ſeinen Menſchen ſpricht. Im Kreiſe der Sinne kommt uns die liebliche Freude entgegen, uns zu begleiten; und ſelbſt das Leiden iſt ein Schutzgeiſt der Freude, die an den Wandel der Tugend als himmliſche Grazie ſich anſchließt. Liebe und Freundſchaft, und beide Genien, die im Dunkel des Lebens tröſtend neben uns wandeln.

2. Auch die Dunkelheiten unſerer Erdenpilgerſchaft ſind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens wecken in uns die hohen Bedürfniße auf, die mit der ganzen Kraft ihrer Anſprüche auf eine Zukunft, uns begeiſtern; und eben der Sturm, der die dunkelnden Wolken zuſammentrieb, zerreißt den Wolkenſchleier, der unſern Lichttag verbaute: und Blicke vom Ziel unſerer Beſtimmung ſchimmern hervor.

3. Als das höchste Unterpfand der Fortdauer unsers Wesens, ward uns der Glaube an eine, über die physische Welt erhabne, Ordnung sittlicher Verhältnisse geboren, der Glaube an die Tugend; dieser Glaube ist tief in die Vernunft des Menschen gegründet, und selbst in unsre Gefühle legte der Urheber unserer Natur einen Sinn, welcher zur Tugend hinzieht, deren Vollendung in dem gegenwärtigen Daseyn nicht errungen werden kann. Das weiseste Leben blickt unbefriedigt auf die Vergangenheit zurück: Es muß eine Unsterblichkeit seyn, welche unsern Geist der sittlichen Vollendung, dem Zweck unsers Lebens näher bringt.

4. Der Tod, die Auflösung unsers physischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsfeyerne des geistigen Menschen. In der Natur kann nichts untergehen, was nicht aus ihrem Reiche stammt. Nicht aus den Erfahrungen, welche die Welt der Gestalten uns zu führt, kam das Bewußtseyn unsers innigsten Lebens herüber. Unmittelbar in den Geist des Menschen selbst gegründet ist das Gesetz, nach welchen er lieben muß, was Recht ist. Die sinnliche Form unsers Daseyns ist den Veränderungen in der Natur unterworfen; jenes Bewußtseyn gehört der Unsterblichkeit.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, die große Stunden freut,
Wo die Betrachtung webet, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall von fernen Welten tönt!

Flieg hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,

Dem Thal, um welches kühn empor die Tempel
hön
Der Felsen, wie Erinnerungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dies Gotteshaus umfing,
Dies Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als hinter uns der Mond, voll Silberfluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand;
Und, wie ein dunkles Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasser-
fälle,

Hinab, wohin die Zeit ihn reißt:
Da ſchlug, wie eine leiſe Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
Es war ſo ſtill um ihn, wie nach verſtummten
Flöten,
So ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten;
Nichts war um uns, als Gott und die Natur:
Da ſchauderte durchs Herz die Kraft, ſich auf-
zuraffen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier ſah der Geiſt ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahr-
heit gingen
Vom hohen Unſichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: warf die Gottheit mit
Verachtung
So viel erhabnen Lebenskeim

Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
Am große Weltenufer bin?
Tilgt er ihn gärend weg aus seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen rief? —

Sieh doch! ein lieblichest Gestimmer
Wird freundlich dort im Osten wach:
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
Ins einsam trauende Gemach,
Wo jetzt dein Freund zu deiner bessern Stille,
Zu deinem Gram von Sorg und Werken spricht,
Daß er sich selbst den Streit aus den Gemüth
enthülle,
Das einen dunkeln Streif in seine Tage flicht. —

Vollkommen Morgenlicht! wie lieblich mußt
der Schleier,

Der dich umflattert! haftet nicht
Aus ihm die Ahnung jener Feier,
Die einſt aus meinem Grabe bricht?
Wird einſt das tiefre Dunkel ſchwinden,
Das noch dies Wort, noch dieſen Traum umgiebt?
Du Herold Gottes, haſt du nichts mir zu verkünden? —
Du ſagſt mir freundlich zu: Gott liebt! —
Er liebt! In dieſem Strahl der in die finſtre Höhle
Es bald, wie durch das Thor der weiten Halle blinkt,
Liegt eine Farbenwelt, die blühend uns entzückt;
In dieſem Hauch der Luft ruht eine zarte Seele,
Der Geiſt der Töne ruht darin.
Die Aeolsharfe bebt, wir werden fortgezogen:
Wir ſchweben auf den ſanften Wogen

Zur Welt der Harmonieen hin!
Wie unsichtbare Geister, streuten
Verborgne Hände Blumen auf die Welt,
Durch welche Engel uns begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.

Die Huld hat an die Nasenspitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze:
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Er steht im Bunde mit dem Lebenstriebe;
Er heilet durch die Wunden, die er schlägt:
Es waltet eine große Liebe,
Die mütterlich an ihrer Brust uns trägt.

Die Liebe nur hat eine Welt geboren,
Die Freude nahm sie auf den Schooß;

Und beide haben einen Bund beſchworen,
Zu weihen, zu beſeligen das Loos,
Womit das Daſeyn uns begrüßte.
Ja ſchafft der Menſch ſich ſelbſt nicht um zur
Wüſte:
So iſt kein Thal ſo wüſt und wild,
Wo nicht ein Blumenodem mild,
Wie durch ein holdes Wort, den Hingang uns
verſüßte.

Halb fliehend, und nur darum ſchön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
Die Freude ſchwebt im leiſen Weh'n
Der Waldluft hin und ſchlägt um jeden Zweig
die Flügel;
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn:

Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf;
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf,
Beglückt den Wurm und hebt die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie weckt den Frühgesang im Lerchenbusen auf,
Daß er die Zeit der Lust den Wolkenhallen singe:
Sie zieht, als Dryas, ein, wo du die Laube wölbst;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie folgt, als Grazie, von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Himmel selbst.

So war es dort im Thal, das deine Trauer feiert,
Wo, durch die grüne Tempeldämmerung
Hin-

Hinleuchtend, wie mit Glanz umschleiert,
Die hohe Seele ging, voll Lieb' und Heiligung,
Die sanft ihr schönes Herz hinauf zum Himmel
trugen!
Es feyerte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber-
schauen:
Da rief sie: „schön ist doch das dunkle Menschen-
loos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumen-
schooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und
groß

Liegt vor uns da das dunkle Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt,
Sie ſchaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlafnen Tags, wie goldne Träum',
umwallen.
Da ſich das Zweigeſtirn, wie ſchön
Die beiden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig ſich einander hold umſtammen!
Ob wir uns dort wohl wiederſehn?
Die große Liebe ſtrahlt da droben ja ſo ſchön,
So ſanft, wie ſie hier unten waltet,
Die unſre Seelen trägt, und Seel' an Seele
ſchmiegt,
Und, tauſendfach geliebt und tauſendfach geſtaltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die ſichre Bürgſchaft für den Himmel

Iſt doch der Himmel hier in unſrer Bruſt —„
O Freund, ein groſſes Wort! es heiligt im Getümmel
Des Lebens den Gewinn und tröſtet den Verluſt!
Du ſah'ſt die Zukunft ſich in Hebta's Träne ſpiegeln:
Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die ſchöne Zuverſicht;
Die Zuverſicht umfing mit einem Bunde
Der Huld dies Klixxenthal und jenes hohe Seyn.
Begegnen wird dir einſt mit dieſer reichen Stunde
Die Ewigkeit noch am Zypreßenhain.

Sey Friede denn mit dieſer Welt der Mängel!
Denn Himmel iſt ſie ja ſo nah' verwandt;
Und Huld und Freundſchaft weihn in ihr ein ſtilles Land,

Und han'n darin sich an, wie zwey erhabne Engel,
Aus einer schönen Welt herab gesandt. —
Wo eine Tugend an die Brust der andern
Und wo der Gram ans Herz der Liebe sinkt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da ist ein Gott, der uns bedeutend winkt.
Das Heilige, was edle Menschen geben,
Ist ein geweihtes Pfand, das nicht der Zeit gehört;
Es ist die Bürgschaft für ein Leben,
Das große Opferungen ehrt.

Lieb' und Freundschaft wandeln unter euch,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.

Sind wir würdig, seufzen sie hinauf
Zu der hohen Welt, voll Sternenschimmer,

Fortzudauern über dieſe Trümmer:
Dann, du ſtille Lichtflur, nimm uns auf!

Nimm uns auf und heile dieſe Schmer-
zen,
Und vergüte, was dein Pilger litt!
Ach, wir bringen tiefzerriſſne Herzen,
Bringen tränenvolle Wangen mit!

Unſre Herzen ſind voll Todtenmahle,
Wie der Raſen in Zypreſſenthale;
Zwiſchen Gräbern ſeufzen wir hinauf:
Stille Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Ach, Freund, wenn nichts von allem bliebe,
Was nur begann, ſo ſchön, ſo feierlich begann!
Die Sonne droben iſt ein groſſer Blick der Liebe;
Gott ſchaut mit dieſem Blick uns an,
Ihn frag, ob Gott den Keim vernichten kann?

Nicht immer ſchwebt im ſanften Blütenregen
Die große Lieb' um unſer Herz;
Das Schickſal klopft mit harten Schlägen
An unſre Bruſt, und draußen ſteht der Schmerz.
Wir ſchrecken auf, und zitternd ſinkt das Herz
Auf Trümmer ſeines Friedens nieder;
Trit näher hin, und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes iſt der Schmerz.
Er ſpricht: „verlaß dieß Wogen und dieß Fluten,
Das Leben heißt, den Traum, der nach Ge-
ſtalten greift;
Es iſt der Geiſt des Schönen und des Guten,
Der hinter dieſen Hüllen reift. —"

Ja, Freund, Geſtaltung iſt, vereint das
Große,
Das Hohe, nur die Wurzel ſchlägt,
Das ſein beſtrahltes Haupt im Scheine

Des reinen Aethers blühend irrgt!
Oft fällt ein Nachtorkan in unſre ſtillſte Feier
Und jagt ein Wolkenheer herauf;
Doch eben dieſer Sturm zerreißt den Wolken-
ſchleier:
Und lichte Stellen blicken freundlich auf.

Schwarz war die Flur, zerriſſne Wolken
flogen;
Sie hingen grau vom Horizont herab;
Die Sterne hinter Wolkengittern zogen,
Wie ſtille Geiſter, auf und ab.

Und Lykophron ſaß in der finſtern Höhle
Mit ſeinem Gram in ſich verſenkt und
ſtumm;
Kalt legte ſich die Nacht um ſeine Seele,
Wie eine ſchwarze Schlang', herum.

Doch tiefer hüllt in ihre Schattenflügel
Die Dunkelheit sein ödes Leben ein;
Nur wie ein Mond, sah über ferne Hügel
Noch die Erinnerung herein.

Der Dulder schaut' empor zur düstern Ferne;
Laut weinend fragt' er dort die Wüsteneï
Der stillen Nacht; auf welchem Morgensterne
Melida's lichte Wohnung sey? —

„Ach! oder ist es Staub, wo von ich wähne:
Da droben sey für seinen Blick ein Ziel?
Verrann der edle Sinn zu einer Thräne,
Die auf den Sand der Erde fiel?

Aus Blumenstaub erstand Melida's Jugend;
Die Rose fiel; ich sah ihr Laub verwehn;

Aus welchem Staub' erstand Melida's Tugend,
Um in den Staub zurück zu gehn? —"

Und sich ein Strahl, ein Leuchten, das die Trümmer
Des Lebens sanft und heilig übersonnt,
Umzitterte, wie leiser Morgenschimmer,
Des Dulders finstern Horizont.

Der Wolkenvorhang war hinweggezogen;
Wie eine junge blühende Natur,
Umarmte sanft ein schöner Friedensbogen
Die Stille seiner Lebensflur.

Da wars, als sprach' ein Geist zu ihm die Worte:
„Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Tränen aufgeblüht! —"

So, Freund, so waltet still um das Getriebe
Des Lebens eine große Liebe.
Sie führt uns in den Hain der Lust;
Um unsern Frühlingstraum webt sie die Blüten-
decken;
Sie wirft den Sturm an unsre Brust,
Um tief in uns den Ernst der Zukunft aufzuwecken.
Sie gab die Tugend uns, als eine sichre Spur
Und als ein Unterpfand der höheren Natur;
Sie strahlte, daß der Mensch sich selbst getreuer
bliebe,
Der Tugend sanften Wiederschein
In sein Gefühl in seine dunkeln Triebe,
Wie eine Nebensonn', hinein.

Und diese Liebe stürzt, ach! wie von einer
Klippe,
Vom Daseyn kalt ein Menschenherz herab?

Sie reißt den Kelch von seiner Lippe,
Für den sie so viel Durst ihm gab?
Sie pflanzte tief in ihn ein foderndes Bedürfen,
Wofür auf keiner Flur ein Lebensborn entquoll?
Warf ihm ein Daseyn zu, von hoffenden Entwürfen
Zu einem Bau, der nie gelingen soll?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Und hat sie darum ihn so klein gemacht,
Daß er in einem Traum von Größe sich verschmähe?
Daß er hinweg von sich nach einem Bilde sehe,
Das vor ihm selbst ihn nur erröthen macht?
Sie zeigt ihm dort ein Licht auf einer Götterhöhe,
Und seine Heimath ist die Nacht!

Sie hat den Traum von Freiheit in die Seele,
Des Menschen selbst hinein gelegt,
Und baut um ihn die Kerkerhöhle,
Worin er fühlt, daß er noch Fesseln trägt?
Sie ruft durch die Natur zur seligsten Vermuthung
Der Dauer Geist und Herz hinauf,
Und baut zur gräßlichen Verblutung
Den Altar der Natur doch auf?
Und bringt das Heilige, was Menschen opfernd
geben,
Die Zeit dem Morde der Vernichtung dar?
So mag das Laster nicht, so laß die Tugend beben;
Für sie errichtet sich der Blutaltar!
Verloren sind die großen Weihestunden!
Mit Erdenfreuden ist das Laster abgefunden;
Der Tugend grauser Fluch ist, daß sie Tugend war!
So quillt das Böseste des Bösen
Denn aus dem Quell des höchsten Guts? —

Kann Glaub' an Tugend nicht die Widerſprüche
löſen:
Dann geb' ich hin die Veſte meines Muths;
Dann kehr' ich weg den Blick vom großen Welt-
tenbuche;
Hohn lacht mir die Natur in ihrem Morgenroth;
Dann wird das Leben mir zum Fluche;
Das Leben iſt ein langer Tod. —

So ſtehen Glaub' und Zweifel auf und
kämpfen;
Und welchem Kämpfer ſpricht Vernunft die Krö-
nung zu?
Dem göttlichern! der weht den Krämpfen
Des letzten Hauches eine Ruh,
Wie Abendluft, mit ſeinen Palmen zu.
In dieſe Friedenspalmen rette
Dein Glaube ſich, wenn er, verjagt

Von Zweifeln, nach der Ruheſtätte
Der angefochtnen Hoffnung fragt!
Wenn er umherwankt und den Sternen
Den Harm vertraut, der ſeinen Frieden drängt.
Was wäre dieſes Seyn, worin wir eingezeugt
So eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort ſind, eh' ſie uns umfängt:
Wenns todte Nächte kalt auf ewig überdeckten;
Wenn wir aus dieſem Urnenthal
Umſonſt hinauf die Hände ſtreckten
Nach jenem hohen Ideal.

Laß einen Edlen ſich vom Erdenſtaub erheben;
Mit einem Seufzer geht der Weiſeſte dahin.
Las Caſas ſtirbt — o ſieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt ſich aus in einem ſolchen Leben:
Wie unbefriedigt ſchaut er auf den Raum zurück,
Wo ſeine Täg' ihr kurzes Daſeyn hatten:

Das iſt der letzte dunkle Blick;
Es iſt, als würf' er nur noch einen leiſen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er ſieht die Zeit, wie ſie mit aufgerißnem Flügel
Dahin mit unſern Thaten flieht:
So trit er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Da, wo er rettete, ſchwebt ein erhabner Engel;
Und wo ſein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag,
Es iſt der Schatten ſeiner Mängel.
Er kennt ihn wohl und büßt ihn ſeufzend ab.
Ein Himmelahnen ſchwebt nun ſanft, wie eine helle,
Verſöhnende Geſtalt, auf ſeinen Geiſt herab.
Das reinſte Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle

Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.

Sprich! sinkt das Göttliche des Menschen unvollendet
Dahin, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches matt
In seine Nacht versinkt? — Nein! durch die Tugend hat
Ein hohes Leben sich an unsern Ge ist verpfändet.
Umsonst beseelt ihn nicht der hohe Göttermuth;
Es blühet Leben auf an einem Lebensstamme;
Auflodern wird die reine Vestagluth,
Die schöne Funken sprüht, zur lichten Aetherflamme.

Nur, was der Erd' entsteigt verdorrt;
Erinnrungsmahle selbst verwittern;

Fort

Fort muß die hohe Zeder, fort!
Schau, wie verſteinerte Jahrtauſende ſtehn dort
Die Rieſenfelſen auf: die Zeit wird ſie zerſplittern!
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht laurend hinter jedem Schimmer.
Wir wandeln hin durch Roms verſunkne Pracht
Und trauren über Hellas Trümmer.
Die Gegenwart trit auf, und die Vergangenheit
Sinkt immer tiefer weg von einem jüngern Lichte;
Die Weltgeſchichte ſelbſt begräbt die Weltgeſchichte,
Verwiſcht den alten Schatteniß der Zeit.

Erwachen, Seyn und Tod — Verhängniß-
volle Worte! —
Sind das Gerüſt, worauf die Majeſtät
Des feierlichen Throns, ſo wie die Hütte ſteht.
Das Leben iſt die enge grüne Pforte,

Durch die der Menſch halb offnen Auges geht.
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen
Erde,
Nicht fragend: ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz ſie wieder wecken werde?
Der Menſch nur fühlet ſeinen Tod.
Es ſchaudert kalt herauf die gräßliche Verwe-
ſung;
Aus ihren Nächten droht ein ſchreckendes Geſicht;
Doch eine Geiſterſtimme ſpricht:
Der Tod iſt rettende Geneſung,
Der finſtre Durchgang nur vom Licht zu hellerm
Licht.

Dort zittert ſchwer, wie das Ermatten,
Ein wandelnder gebeugter Schatten,
Ein reiches Leben einſt; und ſchau, wie dürftig
nun!

Als ob es ſchwindend lebt' und lebend nieder-
ſchwände;
Dahin iſt ſeine Welt! im kalten Herzen ruhn,
Umarmungen ſchon längſt verweſ'ter Hände.
Einſt ſtellt' er einen Halbgott dar,
Im Kranze des gelungnen Strebens;
Was iſt er jezt, der einſt ſo mächtig war?
Ein halb verſunknes Denkmahl ſeines Lebens!
O ſieh den finſtern Gang, den dieſer Schatten
geht!
Was wird ihm dieſen Gang vergelten? —
Er wankt dem Altar zu, der zwiſchen zweien
Welten
Auf einem düſtern Iſthmus ſteht.
Die Weihung naht! Sie ſteigt herauf die ernſte
Hore,
Sie trit am Altarhügel ſtill herauf,
Und opfert dieſen Greis am Ausgangsthore

Des Lebens — der Vergöttrung auf.
Was unter Winterſtürmen modert,
Sind nur die Blätter, die der Hain verlor;
Und aus der Opferaſche lodert
Die ſtrahlende Vergötterung empor.

So nehme die Natur zurück denn ihre Gaben!
Was ſie nicht gab, gehört ihr nicht:
Das feierliche Seelenlicht,
Die freie Geiſteskraft iſt über ſie erhaben;
In ihrem Schooß erliſcht das Seelenleben nicht!

Ich bin zum Seyn, zu großem Seyn
erleſen:
Dieß zeugt in mir der tiefe Lebensſinn;
Zur Bürgſchaft bietet ſich mein ganzes Weſen,
Mein ganzes Daſeyn an! Seyn werd' ich —
weil ich bin!

Ich bin! — des Daseyns höchste Blüte
Ist dies Gefühl in meiner Brust:
Daß ich die Tugend mir gebiete;
Durch mich bin ich mir dieses Seyns bewußt.
Nicht die Natur und nicht die Lehrerin, Erfahrung
Hat meinen Lebenssinn für Recht und Pflicht entflammt;
Es ist ein Gott in mir, von dem die Offenbarung
Des heiligen Gewißens stammt.
Ich bin! — Nun trotzet meine Seele
Den Wetterschlägen, die der Höhle,
Wo sie durchs Gitter schauet, dräun;
Ich bin: und darum werd' ich seyn!

Wie Geist und Körper ist? und wie sich Eins hinüber
Ins andre tief zu Einem Seyn verflicht,

Zu einen solchen Seyn: der Mensch erforscht
es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich was gewönnen
wir? —
Genug die Tugend bürgt dafür:
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Fliegt auf der Geist in dein lichtes Reich;
Tief hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch!

Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen strahlt durch den weiten Raum!

Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten:
Und leuchtender ſtrahlt ſein irdiſcher Traum!

Es iſt von ihm hinweggeſunken,
Was irdiſch war; nur die Göttlichkeit,
Den heiligen, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott der pflegenden Zeit.

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menſchen iſt demnach das Ziel des Menſchen und der Grund ſeiner höheren Hoffnungen aufzuſuchen.

1. In ihm finden wir, wir mögen ihn in ſeiner Erhebung oder in ſeinem Falle beobachten, eine gewiſſe Kraft des Geiſtes, die auf die Beſtimmtheit ſeines Strebens einen bedeutenden Einfluß hat. Zugleich aber wirken auf ſein Gemüth auch Triebe, die auf ſinnlichen Genuß ſich beziehen. Aus dieſer Verknüpfung einer höhern und einer ſinnlichen Natur tritt der Menſch als eine räthſelhafte Erſcheinung hervor.

2. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirkſamkeit des Menſchen einen Schwung, der ſelbſt in ſeiner verderblichen Richtung den Beobachter zum Anſtaunen fortreißt. Das Große darin hält ihn feſt, wenn es ihn gleich durch die Reihen empört. Eben dieſe Kraft, von der Geſetzgebung des Gewiſſens geleitet, ſtellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern; ſie zaubert uns das Ideal einer höchſten Würde vor die Seele, einer Würde, mit welcher die reinſte Selbſtzufriedenheit, die erhabenſte Stadhaftigkeit verknüpft iſt.

3. Ein ſolches Ideal ſteht dem engen Zeitinhalt unſers Erdenlebens gegen über, welches die Möglichkeit ausſchließt, jene Würde, jene Hoheit zu erreichen. Die Vernunft iſt alſo genöthigt, an eine Fortſetzung unſers Daſeyns zu glauben. Der Glaube an dieſe Fortdauer dringt ſich beſtändig und unwiderſtehlich uns auf, wenn wir die

Unschuld leiden sehn. Die Stimme eines innern Richters ruft unüberhörbar uns zu: „es muß irgendwo der Friede wohnen, dessen die Unschuld würdig ist.“

4. Diese Stimme tönt aus unserm innigsten Leben herauf und offenbart den höheren Beruf unsers Daseyns, dessen Gesetze mit den Gesetzen der Natur nichts gemein haben. Nur die Sinnlichkeit ist den Bedingungen der letztern unterworfen. Hier im Gebiete der sinnlichen Natur und im Kampfe mit ihr, strebt die sittliche Bestimmung, der heilige Wille, die siegende Majestät der Tugend sich zu entwickeln.

5. Der Blick der Tugend ist es, den der Bösewicht flieht. Ihr Bild ist es, welches unvertilgbar im Gefühle des Lasterhaften zurück bleibt, wenn sie selbst längst aus seinem Leben entwich. Ihr huldigt die Heuchelei und zitternd naht sich ihr die Reue.

6. Der Glaube an die Tugend ist das schöne Morgenroth eines höheren Lebens, heller strahlt es aus schönen Seelen hervor, bei welchen jedes Gefühl gleichsam ein Gewissen ist.

7. Oft erscheint ein großes Beispiel von Tugend, und freier Willenskraft, wie ein wegweisender Genius, welcher der Menschheit ihre Bestimmung verhält. Der große Sokrates des Christen stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf.

Fünfter Gesang.

Tugend.

Es mag' es denn, o Freund, zu dir dich zu erheben;
Es mag' es denn, zu haben, was du haßt;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wenn das Pfand, ein theures Gut!
So sehr in deinen Händen ruht.
Ein Gut, das nicht die Erde dir gegeben,
Und darum auch ihr Nasen nicht begräbt:

Die Tugend iſt dies Pfand, das hohe Seelenleben,
Das dich zum freien Gott erhebt.
Was könnte nun zum Nichtſeyn uns verfluchen?
Wo iſt die Macht, zu ſprechen dieſen Fluch?
Laß tief im Menſchen uns den Sinn des Lebens
ſuchen!
Ein unerſchöpftes, nie genug geleſ'nes Buch
Liegt weit in ihm uns aufgeſchlagen,
Wie eine ofne Gegenwart;
Die Pythia in uns laß uns befragen,
Sie weisſagt uns das Ziel, das unſer harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen;
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gottershauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer,
Hoch flammt es auf; doch ſtürzet er ein Mal.

Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine milde Kluft, verhüllt kein grausest Thal!
Mit Zittern kann' ich seine Höhen
In traurigen Ruinen an:
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Begeistert sahst du oft, dem Sinnentraum entrunden,
Zur feierlichen Menschenwürd' hinauf;
Und hast du Gott im Tugendsinn gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja find' im Taumel Alexanders,
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heidenmüthen anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Wie fiel erschütternd, wie der Friede

Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts ſo tief, als ſich,
erſchlug.
Groß war der ſtolze Philippide,
Die Hoheit war in ihm zerſtört.
Das große Laſter, das dein Herz empört,
Iſt die geſtürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenſpitze
kehret;
Es iſt der Wetterſtrahl, der leuchtet und verheert.
Die Tugend iſt ein Sonnenblick, voll Friede.

Wann kalt ein Wüterich dort den Frieden
niederſtürmt:
Dann überſtrahlet hier, wie mildes Frühlings-
wetter,
Den ſtillen Zeitengang ein ſanfter edler Retter,
Der

Der mit geweihtem Arm die Menschheit über-
schirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters
Und nichts Geliebters, als den Menschen auf:
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo lös't es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im
Bösen
Gleich unbegreiflich sich! o sprich, wer gab
der Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann
es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief ver-
schlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Die Tugend dringt auf Opferungen,

Und der Gerechtsame auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Göttermündigkeit,
Das schön und immer schöner strömend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Lichtgestalt, die uns von dort herüber
So leis' und doch so hell in ihrem Glanze strahlt,
Und auf den Schattengrund des Lebens sich in trüber,
In flimmernder Verhüllung malt,
Und in der Täuschung noch, auch im Ideal des Rahmes

Sich uns verräth? — das iſt die Spur,
Das iſt der Schimmer unſers Götterthumes,
Das iſt der Menſch der höheren Natur.

Du ſtaunſt zur Kraft hinauf ſelbſt dann,
wann ſie zerſtöret,
Wann ſie das Große niederreißt,
Wann ſie Gefahren trotzt und Felſen weichen heißt;
Sie fehlt, wenn ſie auch dein ganzes Herz
empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geiſt.
Du ſtaunſt, wann Archimed nur einen Standpunkt
fodert,
Um ſelbſt den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterſt, wann empor die Kraft der Seele
lodert,
Wann ſie verderbend auf in wilde Flammen
ſchlägt;

Du hebſt, wenn Hannibal hoch über Alpenſchlünde
Das Schreckens wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Wann Regulus ſich kalt dem Martertode weiht;
Und da, wo Zäſars Geiſt, wo dieſer Held der Sünde
In ſeinen Stolz herab den Glanz der Hoheit riß:
Da ſchauderſt du, wie vor beglänzten Trümmern;
Du ſiehſt das fürchterliche Schimmern,
Die grauſe Sichtbarkeit der Sonnenfinſterniß.

Beſeele dieſe Kraft mit freier edler Güte;
Begeiſtre ſie mit ſtillem Friedensſinn;
Vergöttre ſie, zur holden Pflegerinn
Der reinſten Menſchlichkeit, die je auf Erden blühte:
O dann ergreift ſie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;

Es kündet ſich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in himmliſcher Geſtalt. —

Als noch der Menſch nicht in die Ferne
blickte,
Noch zwiſchen Zukunft und Vergangenheit
Dem Augenblick die reiſe Frucht entpflückte:
Da blühte ſeine ſtille Zeit.
O ſchuldlos war er nur — nicht weiſe;
Sein Daſeyn war ein Kindesleos:
Da nahen — ihm unbewußt — und leiſe
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgeriſſen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich unter Küſſen
Von einer Bruſt zur andern legt.
Rein, wie das Licht der Himmelskerzen,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;

Allein es war ſein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verſcherzen;
Die Wahrheit floh aus ſeinem Herzen,
Auf ſeine Lippe kam der Schwur.

Erwacht, wie eine neue ſchöne Jugend,
Trat auf die wüſte Stelle ſeiner Ruh
Die ſtille Göttlichkeit der Tugend,
Und ſandt' ihm ihre Hoffnung zu.
Die ſollte freundlich um ſein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine ſanfte Luna ſchweben,
Mit ihrem Wiederſchein von einer Sonnenwelt.
Und wie ein fernes Licht das eine finſtre Höhle
Mit ſeinem leiſen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele
Ein hohes feierliches Bild.
Dort bei der heiligſten Vollendung wohnet

Die Seligkeit, die hohe Selbstzufriedenheit.
Allein der Himmelsraum, wo die Vollendung
thronet,
Er rühret nur von fern an dieß Gebiet der Zeit.
Und welch ein Raum, von diesen dunkeln
Gränzen,
Bis zu der Lichtgestalt des Ideals! Wie weit!
Es ist der Weg zum Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf winkend die Gestalt von dort herüber glänzen
In dieses enge Thal der Zeit?

Schau! dieß begränzte Seyn, das vor den
Blicken,
Wie Wolkenschatten rasch vorüber spielt,
Worin die Seele das Entzücken
Der Tugend nur, wie Sonnenblicke, fühlt;
Wo Sturm von außen, Sturm von innen
Auf unsre Tage fällt und unsern Geist,

Ach! nur zu leicht, im Kampfe mit den Sinnen,
Dem heiligſten Gebiet entreißt.
Und dennoch ſoll der Menſch — mit welchem
Grimme
Das Schickſal auch herein in ſeine Tage bricht —
Des Lebens würdig ſeyn, und wanken ſoll er nicht
Vom Selbſtgebet der innern Stimme,
Womit ein Gott zu ſeinem Geiſte ſpricht;
Nach einem Ziele ſoll er wandeln,
Das höher ſteht, als ſeine Zeit.
Ein Menſch zu ſeyn und wie ein Gott zu handeln:
Wer löſt den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft: ſie bringet uns den
Glauben
An eine Zukunft auf, an feierliche Höh'n,
Die hinter dieſem Thal, voll halb verwehter
Lauben,

In heller Lebensfülle ſtehn.
Es muß ein Pfad hinüber gehn:
So läutet die erhabne Sendung
An unſern Geiſt; es iſt der Pfad,
Auf welchem ſich die Tugend der Vollendung,
Vollendung ſich dem Frieden naht.

Die Welt ſtoßt unſer reinſtes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unſchuld ſeufzt, und wir erheben
Zu einer Nemeſis den Blick.
Wenn harte Tage ſchwer um heil'ge Stellen
ziehen:
Dann drängt ſich jener Glaub' an unſer Herz,
und hält;
Uns ſeine Bürgſchaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.

Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O möchte doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wann sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wann mit Lächeln auf den Wangen
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.
Das Unheil naht: Ach! wehrt kein Engel? schone! schone! —.

Die Schlange bricht hervor durch das Verhängnislaub:
Der Elefant erscheint; die Unschuld wird sein Raub.
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone,
Zertritt sie nieder in den Staub.
Und weinend hängt dein Blick am theuren Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf:
Sucht dieser Seufzer nicht weit hinterm Erdenstaube
Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
In eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.

Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führet:

Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören:
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betrügt;
Und die Vernunftwelt ist: wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie mir, daß sie mein Herz bethöre:
Dann ist der heiligste Beruf,
Der Laut, den ich so tief in meinem Wesen höre,
Der fürchterlichste Traum, den meine Nacht erschuf;
Mein Daseyn selbst ist eine Lüge:
Durch jenen Traum nur bin ich, was ich bin;
Und Wahnsinn ist der höchste Lebenssinn;
Je höher mich der Gott in meinem Busen trüge,
Je tiefer sank' ich nur dahin!

Fürwahr, die Tugend iſt kein leeres Traumgegrübel!
Iſt ſie für dieſe Welt, doch nicht von dieſer Welt!
Was gehn die Dinge, was die Uebel
Von dieſer Welt ſie an, die ſich zu jener hält!
Zur Geiſterwelt, zur Welt des hohen Ideales,
Das vor ihr ſchwebt; ſie ſucht, was göttlich iſt und rein.
Die Seeligkeit nicht ſelbſt, nur ihrer werth zu ſeyn:
Das iſt die Blüte dieſes Thales.

Was iſt in der Natur, das hin auf Tugend weiſ't?
Wo das Geſetz der Welt, das Recht und Pflicht beföhle?
Dort hör' ich die Natur, allein zu meinem Geiſt
Spricht eine Geiſterwelt, der Gott in meiner Seele.

Und dieſer kündigt mir ein heiliges Geſetz,
Ein Leben an, das kühn ſich höher ſchwinget,
Als dieſer Sinnentraum, der einſt, wie ein Geſchwätz,
Am ſchweigenden Zypreſſenhain verklinget.

Voll Ernſt iſt das Geſetz, wie ſeine Majeſtät;
Doch welch ein ſchöner Zug des Himmels naht von ferne!
Die Tugend iſts, mit Kränzen überweht,
Und Grazien umwandeln ſie, wie Sterne.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche ſie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und miſcht ſich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geiſt uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun!

Des Himmelspfand in unſern Händen
Iſt — eines Himmels werth zu ſeyn.

So ſteh denn auf von dieſem Schattenſpiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit und fühle,
Was über ihn erhebt und was mit ihm entflieht!

Die wandelnde Natur weiß nichts von Seelengüte;
Blind für die Tugend, geht ſie ſchweigend ihren Pfad;
Ihr ein Mal ungeſchwungnes Rad
Fliegt über Giftgewächs und holde Frühlingsblüte.
Nothwendigkeit iſt das Geſetz der Welt,
Worin der Wahnſinn lebt und Hehra's Leben fällt.
Was iſt — ſey's niedrig, ſey's, wie Sternenlicht, erhaben;

Es flattert um ihr Rad, wie aufgewehtes Laub.
Was Daseyn hat, es lebt von ihren Gaben,
Ist ihr Geschenk und wird ihr Raub!
Sie läßt so gut den Narrn auf Blumeninseln landen,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; drei Körner Gries verfaulen
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, ins Grab;
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.
Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;

Die

Die Tugend lebt in einem höhern Leben,
Die Sinnlichkeit im Schooße der Natur.

Die Sinnlichkeit nur iſt ans große Rad ge-
kettet,
Das ewig um ſich ſelber kreiſ't;
Allein das innre Leben rettet
Ins Heiligthum der Freiheit unſern Geiſt.
Es rettet ihn zu dem erhabnen Schirme
Der hohen Willenskraft hinauf.
Erſchütternd waltet hier um uns die Welt der
Stürme;
Sie weckt in uns den hohen Menſchen auf,
Daß er dem Niederdruck entſchwebe,
Das Leben faße, welches in ihm lebt,
Und zu der Hoheit ſich erhebe,
Wovon das Bild vor ſeinem Geiſte ſchwebt.

Gewaltig drängt und ringt das Würdige, das Große
Zum Leben ſich herauf: ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit den Halm, er küßt die Blum' hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren:
Aus grauſer Tiefe trit das Hohe kühn empor;
Der Schmerz iſt die Geburt der höheren Naturen;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend ſich hervor.

Sie brauſ't daher, des Schickſals finſtre Stunde;
Sie treibt die Well' empor, ſie jagt das Leben auf;
Sie wühlet ſtürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;

Der über nackte Kieſel rollt,
Wirft Kieſel aus am Uferrande;
Der über Goldſtaub rieſelt, Gold.

Wenn ein Tyrann ein Laſter dir befühle:
Dann hüb' er dich nur über ſich hinauf;
Dich tödtend, dräng' er deiner höhern Seele
Nur eine glänzende Vergöttrung auf.
Roms Wüthrich kann — wie hoch die Schmeichler ihn auch heben —
Nicht länger vor dem Blick der Tugend ſtehn und beben:
Und Trajan warf ihm ſein Daſeyn hin,
Und rettete ſein edles Leben,
Er rettete den hohen Tugendſinn.
Das Laſter ſieht zu ſeinen Finſterniſſen,
Wenn ſich die Tugend naht; was ihren Blick nimmt flammt,

Iſt ein erſcheinendes Gewißen,
Das ſchweigend den Verworfenen verdammt.

Der Heinrich Albions, wie ſchlägt er vor dem Schweigen
Des edlen Cranmers nieder ſeinen Blick!
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die ſeine Schande ſahn, aus ſeinem Bann zurück.
Das Laſter fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend ſich ein Gott verkünde;
Ja wenn ſie längſt ſchon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl und blizt durch das Gebiet der Sünde;
Wie eine Glanzgeſtalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie iſt's, die ſchaudernd auf in Alexanders wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde

Des vor ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder
streckt.
Wir sehn, von einer Gottheit angeschreckt
Den wilden fürchterlichen Ueberwinder,
Wie er in triumphirenden Genuß
Die Gattin und die zarten Kinder
Darius an den Busen drücken muß.

Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt!

O neige dich Tyrann vor einem Geist, der
stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!

Ein hoher Sitz ist nur dein Thron in einem Kerker;
Du hast Gewalt, die freie Seele Kraft!
Der Glaub' an Tugend ist's, er ist es, der die freie
Geweihte Seele trägt und hebt;
Er ist der Gottesdienst, womit die finstre Reue
Vor einem Heiligthum vorüber bebt.

Wann, wie ein Nachtgespenst, um eine Todtenhöle,
Von keinem milden Strahl erreicht,
Die Sünde durch die schwarze Seele
Des finstern Bösewichtes schleicht:
Dann schwebt um reine Seelen Licht und Liebe;
Es ist so still um sie, so feierlich und hehr.
Wo Engel sind, ist Gott, und ohne Engel bliebe,
Dem Himmel selbst kein Himmel mehr.

Der Glaub' an Tugend iſt's, der in die düſtre Halle
Des Erdentraums ein ſanftes Dämmern gießt;
Und, wo die Zeit zum Glücke ſpricht: zerfalle! —
Den ſchönen Liebesbund mit einer Zukunft ſchließt!
Am Lebenshorizont iſt er die rothe Stelle,
Das Aufgangsroth der jungen Tageshelle,
Die einen Blick der Huld von dort herüber warf,
Wohin getroſt empor der Dulder ſchauen darf.
An ſchönen Seelen ſtrahlt es röther
Hin durch die heitre Lebenssaat,
So ſtill, ſo ſanft, als duftete der Aether
Des Himmels auf um jede That.

Von dieſem Licht beſtrahlt war Hehra's Seelenleben,
Wie eine ſelig ſtille Flur,
Um welche Friedensgötter ſchweben;

Da ging, von Harmonie und Heiligung umgeben,
Die hohe Tugend hin am Arme der Natur.
Wo Hehra's Blick erschien, war Friede, Licht
und Leben;
Ein Engel trat an einen Huldaltar:
So himmlisch wußte sie, den Himmel hinzu-
geben,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön
verzeihend
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Wann dunkle Stürme sich durch ihre Tage rißen:
Sie war ihr eigner Stern in Grau'n der Finster-
niß;
Denn iegliches Gefühl war ein Gewißen,
War eine heitre Nemesis.

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades
Krümme
Durch Labyrinthe drängt, die Dorngebüsch umflicht,
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann;
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schau'n wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Wegweisend eine große Tugend auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern;
Wir stehen da; wir schau'n mit Zittern
Zu ihrer Majestät hinauf.

Voll Hoheit und doch mild, ging ihr Geſtirn einſt auf:
Der größre Sokrates der Chriſten;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Klüften
Das hingetäuſchte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Prieſterhaß, der lauernd ihn umſchlich,
Mit einem Muth, der ſelbſt nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß ers, daß ihm ſo nah die Todesqualen drohen?
Wie ſtürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!

Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermocht er, zu erſtreben;
Ein Weihaltar war ſein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Wie Aetherluft umſchwebt die Tugend eine
Milde,
Ein Himmelsahnen, das ſo tief entzückt,
So hoch begeiſtert; doch erſchrickt
Die Sinnlichkeit vor dem erhabnen Bilde,
Worin die Göttliche ſich unſerm Herzen naht.
Trit hin vor eine freie große That;
Und wenn du vor Entzücken trauerſt,
Und bebſt und wunderbar entglühſt:
Dann heiligt dich dieß Grau'n, du ſchauerſt
Vor einer höhern Welt, als dieſes Thal umſchließt.

Hier offenbart dem Geist sich die erhabne
Sendung,
Die hohe Seelen inniger verstehn;
Die Tugend kann nicht untergehn;
Sie fodert und verbürgt die reifende Vollendung.

Neiget in den öden Raum
Traurend sich mein Haupt hinunter:
Dann geht diese Welt mir unter,
Wie ein wesenloser Traum.

Und an ihrem finstern Saum,
Hinter diesem Weltgetriebe,
Schauet eine Welt, voll Liebe,
Licht und Recht, in meinen Traum.

Sie die Unschuld — nur gekannt
Von dem Geiste der sie richtet —

Der den Geiſt der Thaten ſichtet,
Finde dort ihr ſtilles Land!

Finde dort den Friedenshain,
Wo die freiern Seelen wohnen,
Die mit unbefleckten Kronen
Sich dem nächſten Himmel weihn!

Sechster Gesang.

Inhalt.

So wie nun eine zwiefache Natur im Menſchen waltet, ſo lebt er auch für zwo Welten: für die Sinnenwelt und für die Geiſterwelt. Jener gehöret ſein Daſeyn, dieſer ſein Leben an; in jener iſt er leidend, in dieſer thätig; in jener entwickelt er ſich, als Naturweſen, in dieſer reift er durch ſittliche Freiheit zur ſittlichen Freiheit. Um ſittlich freier zu werden, mußte der Menſch ſittlich frei ſeyn. Er iſt es.

1. Seine Verirrungen bezeugen, Trotz dem traurigen Gefolg ihres Elendes, die Selbſtbeſtimmung ſeines Strebens; ſie bezeugen eine durch Wiederkehr nur, mögliche Thätigkeit: ſie offenbaren aber auch das Mangelhafte ſeiner Wirkſamkeit, den ſchwankenden Sieg der ſittlichen Natur über die ſinnliche.

2. Das eigentliche wahre Selbſt des Menſchen iſt die Vernunft, welche ausſpricht, was Recht iſt. Die Abhängigkeit ſeines Willens von ihr, iſt alſo eine Abhängigkeit von ſich ſelbſt, folglich Freiheit. Wer Recht thut handelt frei.

3. Nur durch die Vernunft vermag der Menſch, ſich von der Gewalt niedriger Handlungsantriebe immer mehr zur erhabenen geiſtigen Freiheit empor zu ſchwingen. Man denke ſich die Freiheit aus ſeinem Weſen hinweg: ſo erſcheint ein Geſchöpf, welches nicht mehr ein Räthſel, ſondern ein Widerſpruch iſt. Durch ſeinen Inſtinkt hinreichend geſichert, wird der Menſch ein Thier, welches verdammt iſt, ſich zu verirren: dieſer zurückkehrende Widerſpruch nöthigt uns, anzunehmen, daß der Menſch zur Freiheit geboren ſey. Sein Daſeyn iſt ihm in die Hände gegeben: denn

4. Er kann es von sich werfen. — Ob er es, wie eine Bürde, abwerfen könne: ist eine andere Frage, die nicht hier her gehört — er kann es, weil er frei ist.

5. Ein Beweis dieser Freiheit ist jeder Sieg, der über widerstrebende Naturgefühle errungen wird. Brutus handelt frei, wenn er, als Richter und Trotz dem empörten Vatergefühl seine Söhne, welche die Heiligkeit des Vaterlandes verletzt hatten, hinrichten läßt. Sokrates stirbt frei.

6. Vernunftmäßige Thätigkeit ist wahres Leben; und die mit ihr in Harmonie gebrachten sinnlichen Triebe, sind eine liebliche Begleitung des, von der Vernunft bewachten und geleiteten Wandels.

7. Auf der Freiheit des Geistes beruhet der ganze Werth, die ganze Hoheit des Menschen. Im Herkules der Griechen drückt sich diese Hoheit in ihrem schwankenden Sieg durch starke, eingreifende Züge aus.

8. Sie ist es, die den Menschen, wenn er den erhabensten Erscheinungen der Natur gegen über, wie in ein Nichts, sich zu verlieren scheint, tröstig erhebt. Durch die Vernunft schwingt er sich über die Natur empor. Verwandlung ist das Gesetz der Naturwelt: Erhebung ist das Reich der Vernunft.

9. Sie wirft einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zur höheren Freiheit hinüber begleitet.

10. Erinnerungen an das Dahinscheiden einer schönen Seele, wo die Tugend das Wiederleben der Tugend feiert.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

So wie der Wandrer einer Pyrenäe
Hinunter blickt nach zwo bekränzten Au'n:
So laß uns hier, o Freund, auf dieser heitern
Höhe
Das Dießseit und das schöne Jenseit schaun!

Sieh, mitten durch den Menschen streifen
Die Gränzen zwoer Welten hin:
Der Welt des Sinnenreichs, für unsern Erbensinn,

Der Welt des Götterthums, dem wir entgegen reifen;

Und diese bricht aus jener mild hervor,
Wie Blütenglut aus grünem Knospenschleier:
Durch Ewigkeiten reift sie frei und immer freier,
Und heiliger und seliger empor.
Wir sind nicht, um zu seyn, wir werden, um zu werden.

Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden;
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad:
Dort waltet die Natur; im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Gott der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;

Der Mensch ist seine Frucht und seine Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch
seine That.

Und darum, wo wir stehn, sey jede Stelle
Mit Lebensblüten überstreut:
Wir stehn, zu Göttern eingeweiht,
Schon hier — o fühl' es! — an der Quelle
Der heiligen Unsterblichkeit.
Die Quelle wird zum Strom; hienieden heißt
sie Zeit.
Des Stromes tausend Arme rieseln
Mit Lebenskraft und Lebenssinn
Durch Weltenreihen, die, gleich ausgeworfnen
Kieseln,
An seinen Ufern schimmern, hin.

In ihm geht nichts, was Kraft und Leben war,
verloren;
Es flattet hin, wo neues Leben harrt;
Und Zukunft wird aus Gegenwart
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Wer Diesem nur begehrt, verschmäht den Le-
benssinn,
Ihn ruft der Stundenschlag vergebens
In ihrem heiligen Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens
Und sieht die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Stundes Unterjochter,
Ein wenig Staub durch Raum und Zeit;
Nur Thätigkeit! entschiedne Thätigkeit,
Die holde freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die
entfloh'n;
Wie jene Göttin ihren Sohn,

Taucht ſie das Leben in die Fluten
Der heiligen Unſterblichkeit;
Sie rettet ſterbende Minuten,
Und macht zur Ewigkeit die Zeit.

Es laß denn, Freund, die Zukunft uns beſitzen!
Sie blüht ſchon in der Gegenwart,
Umrankt ſo freundlich ſchon die Ritzen
Des Kerkers, wo die Seele harrt,
Der Freiheit harrt, zu welcher ſie berufen,
Durch einen innern Trieb ſo hoch berufen iſt,
Der Freiheit, welche ſie auf den Vollendungsſtufen
Der Erdenpilgerſchaft, ach, nur zu oft vermißt!
Und welcher ſie auch dann nur näher iſt,
Wann, mächtiger und glänzender beflügelt,
Sie eine neue Gegenwart durchfliegt,
Worin ſich eine neue Zukunft ſpiegelt,

Die größer, tiefer noch im Schooß der Zukunft
liegt,
Und dich — wie hoch du auch empor gedrungen
Zur reinen Seelenwürde seyst —
Mit deinen größern Foderungen,
An die Unendlichkeit verweist.

Je mehr sich hie die Willenskraft erweitert,
Je mehr sich hier durch Druck und Last,
Durch Kampf und Gegenkampf empor die Seele
läutert:
Je mehr sie Freiheit dort umfaßt.

Hier offenbart uns manche Blume,
Die um die Freiheit sproß, die Spur
Zu ihrem fernen Heiligthume;
Hier ist ihr Himmel nicht, hier ist ihr Tempel
nur:

Dort leuchtet ſie herab, wie eine Morgenjugend,
Und ſtrahlt den Freiheitstrieb in unſern Seelen an.
Was groß und heilig iſt: Vernunft und Tugend
Zieht mächtig ihr Vergöttrungsſtrahl hinan.

Sie leuchtet dort aus hoher Stille,
Wie auf ein weites Meer die Sonn' herab:
Auf dieſem Meer — es iſt des Menſchen Wille —
Wegt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber: ſteigen Ungeheuer
Aus ſeinem tiefen Schooß herauf.
Weit ſchattende Geſtalten ſchreiten
Aus dieſem Meer hervor — es ſind die Zeiten —
Sie treten auf, um Heil und Unheil aus zu ſä'n.
Sie rauſchen hin, bald wie die Todesgötter,

Die Saaten vor der Ernte niedermäh'n;
Bald säuseln sie hin durch Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn.

Ich schau' hinaus — und ach! von öden
Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, hinunter weis't.
Dort weis't es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horch' hinaus — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede
saß.

Da, da, wo mitten unter Waitzenhalmen,
Umruht von Hütten, sich ein Tempel Gottes hob:

Da keine Ruhe mehr! und keine Feierpſalmen
Verkünden dort, des Weltengeiſtes Lob.

Ach! welcher Gott verhing der Erde dieſe
Strafen?
Kein Gott! der Menſch — ſein Wahn ſchuf
dieſe Wüſteneien.
Der Menſch! — o Gott! wer wird dem armen
Sklaven
Der wilden Leidenſchaft vom tollen Wahn befrei'n?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede ſchwand!
Laß los! o laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich du mir die Engelhand
Und führe mich durch ſanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedensläſte wehn,
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menſchenhuld mich ſehn!

Laß mich es sehn, wie sie das Wetter dunkler Stunden
Mit ihrem Sonnenblick zertheilt
Und lindernd zwischen Seufzern weilt,
Die Unschuld küßt, die Tugend ehrt und Wunden
Verhüllter Klagen liebend heilt!
Gerechtigkeit, zertrit die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Erscheine, Zeit des Lichts, daß jenes Mordgewerbe,
Sammt der verworfnen Heldenzunft,
In einem finstern Winkel sterbe!
Laß mich es sehn, das Leben der Vernunft,
Die Zeit die meinen schönsten Traum erfüllet;
Die sanft, wie Frühlingswiederkunft,

Den Geiſt der beſſern Welt enthüllet,
Den Geiſt der waltenden Vernunft!

Durch ſie nur kann und ſoll der Menſch ſich
von den Ketten
Der Leidenſchaftentyrannei
Zur Selbſtgewalt hinüber retten:
Um frei zu werden, ward er frei.
Wer vor dem Kampfe mit ſich ſelbſt nicht zittert,
Der Weiſe nur iſt frei, der unerſchüttert,
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt ſich frei, wenn ſie das
Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es flieht auch wenn es leuchtend glänzt:
Das iſt der hohe Sieg, nach dem wir ringen
ſollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.

Wohl reizend iſt es, hoch im Licht einher zu
wandeln:
Doch leichter iſt es groß vor dem Gejauchz der
Welt,
Als tief im Dunkel recht zu handeln;
Dort ſiegt der Ruhm, hier ſiegt der Held.

Laß immerhin die Grübler ſtreiten!
Wer recht thut, der iſt frei, um, zwiſchen
Schmerz und Luſt,
Zur Freiheit kämpfend fortzuſchreiten:
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menſchen-
bruſt;
Und dieſes nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, von thieriſchem Geſchlecht.
Der Halbgott ſteht am Scheidewege;
Die Leidenſchaft irrt nie, der Trieb hat immer
Recht.

Nimm weg den Freiheitssinn — und was es, zu
entwirren
Den ew'gen innern Friedensbruch,
Der uns mit uns entzweit: dann ist ein Wider-
spruch,
Ein Thier ist dann der Mensch und doch ver-
dammt, zu irren.
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort mit seiner Schattenwürde?
Sprich, warum folgen wir nicht ruhiger dem
Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte
Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Mensch
nur irrt dahin
Mit schwankem Fuß, und ist sich selber unver-
ständlich;

Er ahnet, forscht und wünscht, er strebt und hofft
und endlich
Ist wenig Weisheit sein Gewinn.
Das Thier lebt immer jezt, der Mensch lebt
immer künftig;
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinkt,
Indeß der Mensch, halb unvernünftig,
Herab von seiner Würde sinkt.

Die Weltnatur ist nie mit sich im Wider-
streite;
Nur warum ist der Mensch von heute,
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern
war?
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In seinem Willen auf; er will und will doch
nimmer,

Wer-

Verwirft das Hier, das er kaum wählt', und wählt
das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem
eitlen Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne
fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verleck' ihn auch
die Wonne:
Doch, doch! verfehlt ihn nicht der Freiheit leiser
Wink!
Hier, dieser Mond, der auf in seinem Busen
ging,
Verfinstern mag er sich — ihn findet seine
Sonne! —

Dem Menschen ward ein freier Lebenssinn.
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.

Es iſt der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufſpringt und das Leben,
Wie Bandendruck, hinſchleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling Biron drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Miſſethat;
Und als ſie ſchwarz vor ſeine Seele trat,
Das Daſeyn ſich um ihn verengte,
Kein Retter ſeine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es ſauſ't ein Sturm durch alle ſeine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu raſch hinaus ins Dunkel greifen,

Nicht Stürme ſollen ihn darnieder wehn:
Drei Tage ſoll die That in ihrer Knoſpe reifen,
Entſchloßen will er untergehn!
Die dritte Nacht erſcheint ſchwarz, wie die
dunkle Pforte,
Der ſich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er ſeinen finſtern Weg betrat.
Es rieſeln ſchaudernde Gefühle
Kalt durch ſein Herz. Er blickt in die Natur
„Noch ein Mal — ruft er aus — hebt aus
dem Flutgewühle
Des Lebens ſich mein Haupt, und weg iſt meine Spur!
Zum letzten Male denn, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick ich zu euch hinaus;
Der hohe Weltgeiſt, der an ſeinem Herzen
Euch liebend trägt, verſtoßt mich nicht daraus!
Nichts konnte von der Schmach mich retten,

Nichts, als die Flucht ins ſichre Grab.
Noch ſchuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Ich zaudre noch? ſchon iſt die Mitternacht vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod —
ein finſtres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom ſtillen Oſten dort
Ein ſchöner Morgenblick in meine Seel' herüber:
Vielleicht — vielleicht — — Sey ſtark, mein
Geiſt, wir müßen fort! — —"

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die
That auch tadeln!
Sagt! ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der in der Gefahr, ſein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daſeyn fiel uns zu; die Freiheit wird
errungen,

Von der die Tugend lebt. Die Geiſtesfreiheit
ſiegt,
Beſiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durch-
drungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung
fliegt.
Du bebſt, du ſchauderſt noch vor jener Uferſtelle,
Wo kühn hinab die ſanfte Hehra ſprang
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft' und zitternd ſie errang.
Die Geiſtesfreiheit ſiegt: ein Brutus hört die
Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört ſie nicht;
Er fühlt die ſüße Pflicht, und folgt der
höhern Pflicht,
Wenn er mit naßem Blick am Blutaltar die
Söhne
Den fodernden Geſetzen opfern läßt. —

Die Geiſtesfreiheit hebt den Schwung der groſsen
Seele;
Sie feiert in der Nacht, der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfeſt.
Es iſt nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners,
Dem die Vernunft den Schierlingstrank erwarb:
Zu frei, ſich zu befreiu, nahm er den Trank
und ſtarb.

Die Freiheit der Vernunft iſt unſer wahres
Leben;
Zur Führerin iſt ſie, und zu Begleitern ſind
Durch dieſs verſchlungne Labyrinth
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wann Hoheit unſern Buſen hebt:
Dann ſtrömen ſie die Glut auf unſre Wangen;
Oft aber fallen ſie gefangen

In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen nicht mit der Vernunft entschwärmen;
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen:
Und lieblich blüht um sie die Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor:
Doch auch der Fruchthalm dorr't, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.

Gefühle tanzen gern im holden Zauberschimmer
Der Phantasie mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!

Die ganze Menſchlichkeit in uns vereine ſie
Zu einem Lautenſpiel der Lebensmelodie:
Dieß iſt das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menſchen wallt und wogt die Flut der Leidenſchaft,
In ſanft umgrüntes Ufer hingebettet;
Auf einer Inſel thront mit Herrſcherwürd' und Kraft
Die frei gebietende Vernunft hinauf gerettet,
Zu überſchauen dort die Flut und ihren Lauf:
Da herrſche ſie herab von ihrer Inſelhöhe;
Da herrſche nie die wilde Flut hinauf!
Denn Wehe! der Vernunft und ihrer Freiheit Wehe!
Wann jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbrauſ't und die geweihte Höhe

Der unbewachten Insel überschwemmt.
Doch das Vernunftgesetz trit bald mit hellen
Spuren,
Wie eine Säulenschrift hervor,
Die unter Trümmern sich verlor,
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt;
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht,
verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit
ihrem Frieden,
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Aleiden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit den Träumen eines Sehnens,
Das zu hohen Thaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler itzt und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor;
Ahnungsvoll und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwo erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eins der Geſtalten blühte,
Wie der erſte Roſentag,
Dem auf Cypern Aphrodite
Kaum erwacht im Schooße lag.
„Siehe! ſprach ſie, was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels: aber werde
Mein Getreuer, folge mir! — "

Zauber ſprühn aus ihren Blicken,
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft,
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seinen Blick noch zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig, wie des Himmels Friede,
Steht sie da. — Von Schaam bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Aleide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,“
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.“
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit. — “
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der ſtarke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder:
Aber ſeinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt!
Friede noch; allein Jole
Trit ihm in den Heldenlauf;
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf!

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick;
Grause That, und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklährung strahlt hervor.
Schon der letzte Seufzer bringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterſpur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O, wie erſcheint ihm hier das Spiel der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zuſammen baut!
Der Thronkoloß ſinkt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon zerfällt!
Ja, Blick' in die Natur, in ihre große Welt;
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinauf geſtellt!

Der Tag verſchied, er ging verſtummend unter;

Groß iſt die ſtille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun trit hinaus in dieſe dunkle Pracht
Sie iſt ſo feierlich, ſo prangend! Schau hinunter
In dieſe tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Pilgerzüge, wan-
dern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Wie Strahlengötter, ziehn die Sonnen auf und
nieder:
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stun-
den hier die Zeit?
O, ſtaun' empor! die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Rieſenglieder!
Siehſt du den Menſchen noch vor dieſer Flut
des Lichts?

Dieß

Dieß Anſchau'n drückt, wie eine Bürde,
Den Menſchen nieder in ein Nichts.
Was hebt? was rettet ihn? — die hohe Geiſteswürde,
Die ſtark, umfaßt, was ſie erkohr,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie ſind die Kette der Naturgewalten;
Und ihr Beruf iſt: zu entfalten,
Zu ſchmücken eine reiche Flur,
Durch welche freie Geiſter wandeln:
Der Menſch iſt ſelbſt ſein Gott, und ſein Beruf iſt: Handeln.
Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur
Berechtigt ihn, ſein Haupt ſo hoch empor zu heben.
Umwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Und dieſe wirft, wenn's kalt vom Grab' herüber weht,

Noch einen Blick auf die zerſtörten Lauben,
Womit die Zeit dieß Daſeyn überſä't,
Und wendet ſich zu ihrem Glauben,
Der ſiegend durch die dürren Blätter geht
Und ſeine Tugend führt, hinauf führt zu den Höhen,
Vor welchen dämmernd grau das Erdenthal verſchwand. —
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels iſt, und keinen Himmel fand.

Tritt hin zur ſchattigen Zypreſſenpforte!
Die reinſte Seele ging ins Dunkel dort hinaus;
Und dich ergriff die ganze Kraft der Worte:
„Zum Wiederſehn ſey mir gegrüßt, du Geiſterhaus! —"
Dieß war der letzte Ton von einem ſchönen Liede,

Das in der zarten Frühlingsblüt' entſchlief.
Es war als ob ein Engeltag verſchiede,
Der ſanft in ſeinen Schooß die Abendſtille rief.
Es werde hell um die geliebten Trümmer!
Und träumend ſinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht, voll Mondenſchimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz
auch breche —
Mit allem, was ſie trug — o laß ſie auferſtehn!
Daß jeder Hauch von ihr zu deinem Herzen ſpreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn! —„
Und führe mich durch all die reichen Blüthengänge
Des ſchönen Lebens hin, das heilig dich umfing!
Es töne, wie ein laut verhallender Geſänge,
Wo eine ſchöne That in ihrem Kranze ging.
Die Ruh' umſchwebe dort das Thal, wo ſie dem

Herzog

Des Frieden in die Hütte trug;
Und Heiligkeit dem Raum, wo sie die armen
Der Rettung an das tief verirrte Mädchen schlug!
Der Hügel sey geweiht, wo sanft aus Lichtgewölken
Umleuchtet, Hebra ging, und jenes Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Augernelken
Und holden Engelkindern, saß!
Ihr Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwundende Geschick noch Harmonien rief.
Gefeiert sey, vor allen Tempelhallen,
Der Hügel, wo sie schläft, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O, sieh, der Rasen bebt, als schlüg' er Blu-
men um die geweihte Gruft!
Und jener Abend, der ihr reiches Herz belebte,

Der, wie ein schlafender bekränzter Tod,
Um dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln schwebte,
Auf wiegenden bethauten Blumen lag;
O, jener Sterbeabend — unvergessen
Durchblickt er noch die flüsternden Zypressen,
Die schon um Lauras Hügel wehn!

Da frag ich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Mie-
[illegible] genährt, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart?
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn,
Wird jede Geistesblüt' entschleiern;

Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hienach zwischen Seelen stehn,
Die dunkeln Wolken werden schwinden;
Ein leichter Hauch verhüllt denn nur den Strahl
Der Tugend wird die Tugend wieder finden,
Anleuchten wird der Stern den Stern.
Hinschweben wird der Geist auf freiern Flügeln,
Und heller wird sein klares Bild
Sich in dem Schleier, der ihn hüllt,
Wie eine Sonne in zarten Nebeln, spiegeln.
Nicht das Rosenlächeln, nicht
Jener Kranz von blonden Haaren;
Nicht was die Gestalt umblühte:
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht!

Herz's Lebensmelodie
Wird in hohem Wohllaut ſchweben,
Ihren Wandel auszudrücken;
Jeder Engel wird entzücken,
Wird dem Himmel Himmel geben,
Aber keiner ſo, wie ſie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird ſich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille ſchufen:
Das iſt Herz, wirſt du rufen;
Immer wirſt du ſie erkennen
An dem Himmel, den ſie baut.

Ja, Freund, wir werden ſeyn, wir werden noch
des Schönen
Und Guten inniger und heiliger uns freun;
Und lyriſcher wird unſer Leben thun,
Mit ſchönen Seelen im Verein.

Unsterblichkeit, dir bringt denn die Blume
Des Lebens weinend ihren Purpur dar!
Wo deine Hoffnung fehlt: da fehlt dem Heiligthume
Der Weisheit ein geheiligter Altar!
Unsterblichkeit! o strahle Lichtgedanke
Durchs Nachtgrau'n hin, das meinen Pfad umfängt!
Erhebe mich, wenn mich das Leben drängt,
Daß zwischen Drang und Pflicht, ich nicht der Pflicht entwanke!
Umsonst bekämpfen dich Verdunkelei und Spott:
Du tritt hervor in deinem stillen Schimmer;
Du wandelst durch die letzten Dämmer
Des Lebens ruhig, wie ein Gott!

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Seite 23. „Nur ein Tropfen Lebensfeuer minder
In Piedro's heißem Blut" u. ſ. w.

Das Unternehmen des tapfern Corſen San Piedro gegen die Unterdrücker ſeines Vaterlandes, gegen die Genueſer, endete mit einem unglücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen. Er konnte nicht mehr retten und flüchtete mit ſeiner Gattin, Vanina Ornano und ſeinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterſtützte Verſuche zur Wiedereroberung der entriſſenen Freiheit einzuleiten. Die Genueſer wendeten ſich an Vanina mit dem Erbieten: ihren Gatten zu begnadigen und ihm die, der Einziehung zugeſprochenen, Güter zurück zu geben, wenn ſie die Rückkehr Piedro's nach Corſika bewirken

würde, Vanina schwankte lange, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte? und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschluße bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro das von Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlements zu Aix. Piedro foderte trotzig vom Parlemente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewafneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro" spricht sie „vermagst du es, mich von solchen unwürdigen Händen vor deinen Augen sterben zu lassen —" Piedro, von diesem Blick, von diesen Worten ergriffen, wirft sich ihr zu Füßen, erflehet mit tausend Tränen von ihr Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzu-

fügen, im Begriff gewesen sey; und — — er-
droßelt sie mit eigener Hand.

V. 24. Eumeniden, Rachegöttinnen.

V. 92. „Psyche saut; ein dunkles Ahnen
Zittert um die Böserinn" u. s. w.

Die schöne Dichtung von Amor und Psyche ver-
schleiert die zarten Versteuungen von Seyn
und Werden. Die Psyche mit Schmetter-
lingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen,
welches aus der gröbern Erdenhülle empor
gehoben, eines höhern Daseyns genießt.
Sie ist die Vermählte Amors, die unsterb-
liche Genossin der himmlischen Liebe. Amor
hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen,
wer ihr Liebhaber sey? Aber auf die Vorstel-
lungen ihrer Schwestern, die nach ihrem
Wunsch ihr zugeführt waren, und, auf das
Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn
einflößten: ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer,
trat sie im Dunkel der Nacht mit einer bren-
nenden Lampe und bewafnet mit einem Dolche
zu dem Lager des schlummernden Amors, um
sie von dem gefürchteten Ungeheuer zu befrei-
en. Aber wie erstaunte sie, an dessen Statt,
den himmlischen Amor selbst zu erblicken. Sie
zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel

auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich vom Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

S. 126. „Las Casas stirbt" u. s. w.

Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexico. Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und überreichte sie Kaiser Karln dem fünften. Eine zweite Schrift vom ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten; er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenoßen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmensch-

lichkeit Preis zu geben. Aber was hätten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun! Dem las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich leider! den Tyrannen Westindiens vor, die den christlichen Indiern abzunehmenden Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datiert sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer absichtlich vergeblichen Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte — las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus zu einem Vorschlage hingeschreckt, der seinem Herzen widersprach. Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz den Engel im dritten Theile des Philosophen für die Welt auf das Grab dieses Weisen niederlegte:

V. 169. „Der graue Sünder liegt; drei Körner Gries versanden
Die Lebenskraft, und Bäßen stirbt."

Bäſen ſtarb an dem ſchmerzhaften Uebel: die Grieskrankheit genannt.

S. 163. „Roms Wüthrich kann — wie hoch die Schmeichler ihn auch heben —
Nicht länger vor dem Blick der Tugend ſtehn und beben:
Und Traſea warf ihm ſein Daſeyn hin. —"

Traſea war unter Nero's Henkerregierung einer von den wenigen Römern, die das Elend, welches erdrückend über dem römiſchen Staat lag, tief fühlten, aber nicht retten konnten. Traſea vermogte nicht mehr, Zeuge der Sklaverei zu ſeyn, mit welcher der, ſonſt ſo ehrwürdige, römiſche Senat die unerhörteſten Schändlichkeiten des Regenten vergötterte; er zog ſich zurück und beſuchte die Verſammlungen nicht mehr: darüber angeklagt und verurtheilt, wurde ihm im Namen des Kaiſers das Todesurtheil angekündigt. Er ließ ſich die Adern öffnen und ſtarb.

S. 164. „Der Heinrich Albions — wie ſchlägt er vor dem Schweigen
Des edlen Cranmers nieder ſeinen Blick!"

Cran-

Cranmer war unter der Regierung Heinrichs des achten Primas, erster Bischof von England. Die leichtsinnig geschloßenen und mit blutiger Grausamkeit wieder zerrißenen Vermählungen jenes wollüstigen Despoten, denen die Billigung von dem sklavischen Parlemente nie versagt wurde, sind bekannt. Wenn gleich Heinrich ein stets bereitwilliges Parlement fand: so mußte er doch mit dem mißbilligenden Stillschweigen des Primas zufrieden seyn, welches in Heinrichs Herzen eine Empfindlichkeit aufregte, die er kaum zu unterdrücken vermochte.

S. 194. „Sie (die Tugend) ists, die schaudernd auf
in Alexandern wacht" u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von mazedonischen Soldaten getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld aufnahm und sie einer würdigen Behandlung übergab.

S. 197. „Die Geistesfreiheit siegt; ein Brutus
hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört
sie nicht" u. s. w.

Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in

eine Verschwörung gegen das Vaterland eingelaßen. Brutus, Roms Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, da die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl in die Einsamkeit, seinem Schmerze nachzuhängen.

S. 206. „Grause That und Schmach und Acht
Hängen an Jolens Blick" u. s. w.

Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freiem Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte manche Schwäche. Die Göttlichkeit die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Lydia kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefeßelt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Deianira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm; und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eury-

ſus zurück, eroberte die Königsſtadt, erſchlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen und ſandte ſie zu ſeiner Gemahlin Dejanira. Dieſe fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß ſie einen müßte, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten ſolte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten Neſſus. Sie beſteckte damit ein Unterkleid, welches ſie dem Herkules mit der Bitte zuſchickte: es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. So gleich empfand er die Wirkung des Giftes; und zuckende Quaalen fuhren durch ſeine Glieder. Durch ſeinen Sohn, den Hyllus ließ Herkules ſich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod ſeine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Glut: und nun heiterte ſein ganzes Weſen ſich auf. Er hatte für ſeine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und ſein innigſtes Selbſt flieg geläutert zu den Göttern empor.

§ 212. „Und jener Abend, den ihr reiches Herz belebte" u. ſ. w.

Bezieht ſich auf eine Stelle des vierten Geſanges Seite 114.

J: L: Engelbrechts.

1921 K20

An

Charlotte Maria Cl—,

geborne W—.

Dem Daseyn dieser Lieder gabst Du Leben
Und Lieblichkeit — Was können nun
Dafür die kleinen Lieder thun?
Sie können nur dafür zum Dank sich selbst Dir geben.
So nimm, Du holde Freundin, dann
Die kleine Gabe freundlich an!

Berlin, im Februar 1812.

Es fehlet wohl keinem Leben an mehr und minder dunkeln Schattenſtellen: darum ziemt es ſich und iſt recht, die Freude herbeizurufen, daß ſie aufhelle das umgebende Dunkel und wegnehme von dem Unabwendbaren den ſchwärzenden Zuſatz, den eine befangene Vorſtellung darauf warf. — Virgil verſammelte vor ſeiner Phantaſie eine freundliche Schäferwelt, als er, von harten Schickſalen getroffen, eines lichten Punktes bedurfte, auf dem ſein Auge ruhen und ausruhen konnte, vom Anblick der

Welt, so die nächste ihm war. Er sang seine hirtlichen Lieder, und die Freude folgte dem Rufe der orphischen Kunst. Sein Beispiel veranlaßte folgenden Zyklus kleiner idyllischer Lieder: sie sind, wie ich glaube, alle fähig, eine musikalische Begleitung aufzunehmen, und, von einigen guten Stimmen gesungen, einen geselligen Abend hinscherzen zu helfen. Wenn gleich ein leichtes Band von Wechselbeziehungen durch den Zyklus hinläuft: so kann doch jedes einzelne Lied, als ein kleines Ganze, für sich bestehen und ausgehoben werden.

Inhalt.

		Seite.
Aleris.	Der Sonntag. . . .	3
Ida.	Der Tanz. . . .	7
Ida.	Das Bild im Spiegelteiche.	10
Aleris.	Unruhe. . . .	12
Ida.	Der Verdruß. . . .	18
Aleris.	Die Laute. . . .	23
Ida.	Die Lauscherin. . . .	27
Ida.	Die Selbstentscheidung. .	29
Aleris.	Ständchen. . . .	31

Seite.

Ida. Der Traum. . . . 34

Ida. Das Band. . . . 37

Ida. Das böſe Band. . . 40

Alexis. Das Zauberband. . . 42

Ida. Das Erröthen. . . . 47

Alexis. Das Orakel der Zweige. . 49

Alexis. Das Lied am Haine. . . 51

Ida. Das Gelübde. . . . 54

Ida. Mutterlehren. . . . 56

Alexis. Herz um Herz. . . . 58

Ida. Die Verwirrung. . . 60

Lied der Schweſtern. Das Taubenpaar. 62

Ida. Anklage. 66

Alexis. Widerruf. . . . 68

	Seite.
Ida. Das inwendige Auge. . .	72
Alexis. Die Bannung. . . .	75
Ida. Das böse Band. . . .	76
Ida. Die Versöhnung. . .	79
Alexis. Das Wunderband. . .	81
Alexis. Die Verwandlung. . .	83
Lied zweier Schäferinnen. Die Liebe. .	85
Ida. Die Hoffnung. . . .	87
Alexis. Die Huldigung. . .	91
Ida. Die Blumenkönigin. . .	93
Alexis. Lust und Schmerz. . .	96
Alexis. Die Aussicht. . . .	97
Ida. Die Rose.	99
Alexis. Die Krankheit. . . .	101

	Seite.
Ida. Die Heilung.	103
Alexis. Die Gewalt des Blickes.	105
Ida. Die Sendung.	106
Alexis. Das Zeichen.	108
Ida. Im Garten.	110
Alexis und Ida. Wechselgesang.	112
Ida. Das Wagstück.	116
Alexis und Ida. Duett.	119
Der Geburtstag.	126

Das Echo,

oder

Alexis und Ida.

Alexis.

Der Sonntag.

Hin zur Sonntagsluft gegangen
Bin ich noch mit heiterm Blick;
Doch ich kam so unbefangen,
Als ich hinging, nicht zurück!
Wenig mag ich nun noch taugen,
Schweigend sitz' ich, wie der Gram!
O das ganze Unglück kam
Von zwei hellen, blauen Augen!

Oft hab' ich hinein geſehen,
Auge war es, was ich ſah;
Aber nimmer iſt geſchehen,
Was am Sonntag mir geſchah.
Liederreich, wie Philomele,
War mein heller Jugendtag:
Sieh, da traf, wie Blitz und Schlag,
Ida's Blick in meine Seele.

Ach! nun treibt's in mir und dringet,
Bin ſo träumend und ſo wach;
Denn der ganze Sonntag klinget
Mir in Ohr und Herzen nach.
Sagt mir! habt ihr je empfunden,

Was ein Tag, ein Sonntag kann?
Sicher war's ein Zaubermann,
Der den Sountag hat erfunden.

Nein! ich weiß — wenn ich mich frage —
Weiß nicht, was ich will und ſoll?
Und mein Herz, ſeit jenem Tage,
Iſt ſo leer und doch ſo voll.
Viel hat mir der Tag genommen,
Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;
Dennoch wünſcht geheim mein Herz:
Möcht' er doch bald wiederkommen!

Ich vernahm von einem Munde,
Den man weiſe nennt und klug:

Sanfter heile manche Wunde
Durch das Weſen, das ſie ſchlug.
Kann mir Hülfe nur geſchehen,
Wo ich ſo verwundet bin:
Nun ſo muß ich wieder hin
Zu dem Sonntagsfeſte gehen.

Ida.

Der Tanz.

Wie war das Sonntagsfest so schön!
Ich liebe die fröhlichen Tänze,
Das Flattern der festlichen Kränze,
Und lustiges Flöten- und Hörnergetön.

Der Sonntagstanz war immer schön;
Doch weiß ich, so schön wie der letzte,
War keiner, der je mich ergötzte,
Und froher klang nimmer das Flötengetön.

Ich war so leicht, ich war so froh;
Da winkten sich nickende Grüße,
Da tanzten die Herzen und Füße;
Doch, Schwester, das endete, leider! nicht so.

Ein Hirt der nachbarlichen Flur,
Alexis — der zog mich mit Schweigen
So sanft und so siegend zum Reigen:
Da war's, wie ein Strahl, der durch's Leben mir fuhr.

Ich sah den Tanz nicht, sah nur ihn.
Ihm war das auch gar nicht zuwider;
Da schlug ich die Augen dann nieder,
Doch konnte mein Blick nicht dem seinen entfliehn.

Der frohe Tanz war bunt und kraus,
Durchjubelt von luſtigen Scherzen;
Mir klopft' es umher in dem Herzen,
Als wäre was drinnen und wollte heraus.

Dann ſtieg es heiß mir in's Geſicht;
Nun konnt' ich die Furcht nicht erſticken,
Es möcht' aus den Augen dort blicken,
Drum ſenkt' ich ſie nieder und mied' nur das Licht.

Die Schaar ging frei und leer nach Haus;
Mir blieb in dem Herzen was hangen,
Das fühlt ſich, wie Furcht und Verlangen;
Da klopft es nun, Schweſter, und will nicht heraus.

Ida.

Das Bild im Spiegelteiche.

Oft hab' ich mich im Teich besehn,
Mit meinem Mädchenkranze,
Und nimmer fand ich mich so schön,
Als seit dem Sonntagstanze.

Man ist wohl schön und hoch entzückt,
Im Putz gewählter Sachen;
Nur, was mir jetzt die Wange schmückt,
Muß wohl noch schöner machen.

Drum ſeh' ich jetzt mein Bild ſo gern,
Wenn ich am Teiche ſtehe;
Doch kenn ich einen Augenſtern,
In den ich lieber ſehe.

Alexis.

Unruhe.

Nirgend kann ich ruhn noch bleiben!
Still und lauschend, wie der Mond,
Blick' ich nach den Fensterscheiben,
Wo die liebe Hirtin wohnt,
Die so einzig auf der Welt
Meinen Sinn gefesselt hält.

Scheint die Morgensonne prächtig
An ihr kleines Schäferhaus:

O, dann treibt es mich ſo mächtig,
Mächtig treibt es mich hinaus
An den grünen Gartenzaun,
Um zu ihr hinauf zu ſchaun.

Mich befällt ein freudig Zittern,
Das im Blute Wellen ſchlägt,
Wenn an ihren Fenſtergittern
Sich ein weißer Schimmer regt;
Leiſe ruf ich: „Das iſt ſie!“
Und mir wird, ich weiß nicht, wie!

Das Girren der Turteltaube,
Baumgeflüſter dort und hier,

Jedes Säuseln ihrer Laube,
Alles, wähn' ich, spricht von ihr.
Immer, träumend oder wach,
Folgt ihr mein Gedanke nach.

Still besah die Anmuthreiche
In der Spiegelflut sich dort,
Leise ging ich zu dem Teiche;
Mit ihr war das Bild auch fort.
Was mein Herz nie fahren läßt,
Hält der kalte Bach nicht fest.

Wenn die Abendschatten dämmern,
Lausch' ich, wo die Linden stehn.

Um, mit ihren lieben Lämmern,
Ihr noch einmal nachzuſehn;
Und ich ſeufze bang und ſchwer:
„Ida! Ida, ſieh doch her!“

Einſam irren meine Tritte,
Durch die finſtre Mitternacht,
Um die ſchön begrünte Hütte,
Wo ſie lange nicht mehr wacht.
Thür und Fenſter ſind ſchon zu;
Ich nur habe keine Ruh.

Bis zur Stunde der Geſpenſter,
Irr' ich träumend ab und auf,

Rufe noch zu ihrem Fenſter
Eine gute Nacht hinauf;
Und die Nacht erwiedert hohl:
„Ida! Ida! ſchlummre wohl!“

Sagt, was ſoll aus meinen Heerden,
Die faſt ohne Schäfer ſind,
Was noch aus mir ſelber werden,
Wenn mein Herz ſie nicht gewinnt?
Ach, zum irren Geiſt der Nacht
Hat mich ſie, nur ſie gemacht!

Alles treib' ich ungehörig,
Bin auch gern mit mir allein;

Mancher Kluge nennt mich thörig,
Und ich mag es auch wohl seyn;
Doch mich heilet, was er spricht,
Von der süßen Thorheit nicht.

Ida.

Der Verdruß.

Der letzte Sonnenstrahl
Hing röthlich noch am Haine,
Da trieb ich dort am Raine
Die Heerde durch das Thal.

Da saß ein Mann und sang,
Er sang ein Lied, so herzlich,
Das mir so süß und schmerzlich
Durch Leib und Leben drang.

Ich ſtand ein Weilchen ſtill,
Nun wollt' ich weiter gehen;
Doch immer blieb ich ſtehen:
Man weiß nicht, was man will.

Und als die Töne recht
Zu mir herüber kamen,
Da hört' ich meinen Namen,
Und Ida hört nicht ſchlecht.

Es war ein feiner Mann,
Mit dunkelbraunen Locken;
Ich blickte, halb erſchrocken,
Halb ſieh, ihn ſeitwärts an.

Wer mag der Sänger ſeyn?
Ich ahnte, wen ich ſähe;
Mir fiel in ſeiner Nähe
Das Feſt des Sonntags ein.

Nun zögerte mein Schritt.
Die Zeit — wie gern man bliebe —
Thut Keinem was zu Liebe,
Sie geht, und man muß mit.

Nun treib' ich immer fort,
Sobald die Schatten dämmern,
Mit meinen lieben Lämmern
An den bewußten Ort.

Die Mutter widerſpricht. —
So iſt die Welt verſchieden!
Die Lämmer ſind's zufrieden,
Und Mutter iſt es nicht.

Mit Feuer im Geſicht,
Beſchwör' ich's dann der Mutter:
Dort ſey das beſte Futter;
Allein ſie glaubt es nicht.

Sie macht mir viel Verdruß,
Und ſagt mir böſe Worte;
Doch muß ich zu dem Orte
Des Sängers hin, ich muß!

So drück' ich den Verdruß
Mit einem Seufzer nieder.
Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß?

Alexis.

Die Laute.

Ich hab' eine Laute, die iſt mir nicht feil,
Nicht feil um Berge Goldes;
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Wie horchen die Thäler umher und die Höh'n,
Erſchallt ihr Klang hinüber!
Und ſchweigender wallen bei ihrem Getön
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer ſchuf dir, o Laute, die Zauberkraft an,
Die Wandrer feſt zu bannen?
Da ſchleichen ſich liebliche Mädchen heran,
Und können nicht wieder von dannen.

Sie iſt, wenn mich Abendgeſäuſel umrauſcht,
Das Echo meiner Lieder;
Ich kann' eine Hirtin, die hat es belauſcht,
Sie kam, und nun kommt ſie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Maiblumenthal,
Mit ihren lieben Lämmern,
Sobald in des Tages verſinkendem Strahl
Die röthlichen Hügel verdämmern.

Beginnt nun der Schäfer das zärtliche Lied,
Das Ida's Lob erzählet:
Dann kommt sie nicht weiter, wie oft sie auch sieht,
Und suchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es ist vor undenklichen Zeiten einmal —
In Büchern könnt ihr's lesen —
In jenem gepriesenen thrazischen Thal
Ein herrlicher Sänger gewesen.

Der hieß, durch des Liedes allmächtigen Klang,
Die Bäum' und Felsen gehen.
Ich trotze dem Alten; mein Lautengesang
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum ist nimmer die Laute mir feil,
Nicht feil um Berge Goldes!
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Ida.

Die Lauscherin.

Dort singt er am Hügel!
O hätt' ich doch Flügel:
Ich eilte hinzu!
Nicht nahe, nur näher;
Ihr aber, ihr Späher,
Bleibt unten in Ruh!

Ich hörte, wie sinnig,
Wie zärtlich und innig

Sein Lied mich erhob.
Man hört doch so gerne,
Zumal aus der Ferne,
Sein eigenes Lob!

Du Abendluft, schweige!
Bedeckt mich, ihr Zweige,
Vor schleichender Liſt!
Geheimes im Herzen,
Das fühlt sich, wie Schmerzen,
So süß es auch iſt!

Ida.

Die Selbstentscheidung.

Wie kann das Liebste doch so quälen:
Ein zärtlich Herz und Tochterpflicht!
Die Mutter hat wohl gut befehlen;
Sie kennt den Schäfer Alexis nicht.

Sie glaubt, mich hab' ein Geist benommen,
Der laß' im Herzen mich nicht ruh'n.
Wie ist nur der hineingekommen?
Ich rief ihn nimmer! da sitzt er nun!

Wär's eine Wunde — Wunden heilen;
Und Schmerzen, sagt man, tilgt die Zeit.
Oft ist's, als müßt' ich mich zertheilen,
Als wär' in mir ein mächtiger Streit.

Dann weiß ich nicht, was ich beginne.
Ein Sinn spricht Ja! der andre Nein!
So will ich halb dem einen Sinne,
Und halb dem andern gehorsam seyn!

Alexis.

Ständchen.

Alles ruht, wie abgeſchieden,
Abgelöſt iſt jedes Joch,
Selbſt der Gram entſchlief in Frieden.
Meine Liebe, wachſt du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der ſich nur der Nacht vertraut!

Töne leiſer, dunkle Grille,
Dort im' nahen Gartenhain!

Um ihr Fenſter weht die Stille,
Ruhig iſt ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! ſie ſchlummert ſchon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage ſpricht,
Nächtlich düſtre Geiſterſchauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beſeelt der Raum mit Muth,
Wo die ſanfte Unſchuld ruht.

Stummer wird's, und immer ſtummer.
Lüftchen, wecke ſie nicht auf;

Bringeſt du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

Ida.

Der Traum.

Den Schlaf mir zu verſchönen,
Kam ein geliebter Traum:
Ich ſchwebte, wie auf Tönen,
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen ſchienen
Von ihrer Pracht entzückt,
Ich, mitten unter ihnen,
Wie eine Himmelsbraut geſchmückt.

Die muntern Bäche klangen,
Von lieblichem Getön,
Und alle Bäume sangen
Im Thal und auf bestrahlten Höh'n.

Geweihte Kronen hingen
Von jedem Baum herab;
Und durch die Töne gingen
Bekränzte Engel auf und ab.

Vor allen sah ich Einen
Mir freundlich winken: komm!
Da sprach ich, halb mit Weinen:
„Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!"

Und als ich zu ihm wollte,
Die Hand erhob, und ſchon
Das Beſte kommen ſollte:
Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:
Die Thräu' im Traum hat Glanz,
Und Freude zu bedeuten,
Und Blumen melden einen Kranz.

Ida.

Das Band.

Alexis kam daher die Flur!
Wer ſagt, was meinen Sinn beſtrickte,
Warum ich ſo zuſammen fuhr,
Als ich den Schäfer dort erblickte?

So ſeh' ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn, das dunkle Haar,
Das von dem Scheitel niederrollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,
Und, vor den Schäferinnen allen,
Fiel mir es flatternd in die Hand;
Gewiß, er ließ für mich es fallen!

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.
Glaubt nicht, daß mich ein Wahn bethörte!
Er ſchwieg, doch ſo, als ſpräch' er was,
Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl manches hört das Auge nur —
Ich kann's, ihr Schweſtern, euch beſchwören —
Ich weiß noch, was mir widerfuhr,
Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur, was er ſprach, das kann man nicht,
Man kann es nicht ſo wiederſagen:
Es klang — doch nein! es klang wohl nicht —
Genug, ihr müßt nicht weiter fragen!

Ida.

Das böſe Band.

Das Band, das ich ſo eilig nahm —
Ach! Mutter darf es nicht erblicken! —
Kaum hatt' ich's, als die Reue kam,
Und mit ihr ein geheimer Gram;
Der läßt ſich nicht erſticken.

Es wegzuwerfen, kann ich nun,
Ich kann's nun einmal nicht verſchmerzen.
Was fang' ich an? was ſoll ich thun?

Im Kaſten mag die Sünde ruhn!
Da liegt ſie weit vom Herzen.

Nie ſoll das Band mein Haar umwehn!
Doch wenn ich in der Nähe ſtünde,
Und könnt' es ſo von fern beſehn,
Das, mein' ich, dürfte wohl geſchehn,
Und wäre keine Sünde.

Alexis.

Das Zauberband.

Ein weiser Mann aus Morgenland,
In Künsten wohl erfahren,
Gab mir ein grünes Zauberband.
„Das,“ sprach er, „das sollst du bewahren!

„Den Geist, der Ruh' im Zweifel schafft,
Wenn sich das Herz entzweiet,
Hat in dies Band hinein die Kraft
Der mächtigen Liebe geweihet.“

Und ferner ſprach er: „Junger Hirt,
Du wirſt um Liebe werben;
Und hört ein Mädchen dich: ſo wird
Dies Zauberband grüner ſich färben.

„Dann nimm das Band, das Kunde giebt;
Und von den Mädchen allen,
Wird's bei der Holden, die dich liebt,
Von ſelbſt aus der Hand Dir entfallen.“

Seit jener freben Sonntagsluſt —
Wie bald ſich manches ändert! —
Hat ſich das Herz in meiner Bruſt
Und wahrlich das Band auch verändert.

Seit jenem Sonntag bin ich mir
Verſtimmt, wie eine Laute,
Als mir die Hirtin und ich ihr
Zu tief in das Aug' hinein ſchaute.

Das Band war grüner ſichtbarlich.
Wie da das Herz mir pochte!
Doch Wunder war es, daß nur ich
Das Wunder zu ſehen vermochte!

Nun hört, was ferner ſich begab!
Ich — wie hinausgetrieben —
Ich nahm das Band, und ging hinab
In's Thal, das die Hirtinnen lieben.

Die fand ich dort, und Ida ſtand
Im ſchönſten Feierſchmucke.
Da war's, als ob das Zauberband
Schon unter den Fingern mir zucke.

In ihrer Nähe fing es ſtill
Schon an, ſich zu entfalten:
Was fallen ſoll und fallen will,
Das kann man doch einmal nicht halten.

So konnt' ich es in meiner Hand
Nun länger nicht bewahren:
Da ließ ich dann, wo Ida ſtand,
Es willig den Fingern entfahren.

Und ſeht! ein wunderbares Spiel!
Das Band, als ob's verſtände,
Wohin es fallen ſollte, fiel,
Es fiel in die richtigſten Hände.

Mir war's vor Ihr's hellem Blick,
Als müßt' ich ſie umfaſſen;
Ich ſah noch oft nach ihr zurück,
Kaum mocht' ich die Stelle verlaſſen.

Wohl hat an mir das Zauberband
Gar wacker ſich erwieſen;
Darum, du Mann aus Morgenland,
Sey immer und immer geprieſen!

Ida.

Das Erröthen.

Wie ſah ich, als Kind noch, mit kindiſchem Sinn,
Die Aehren im Felde mit nicken!
Ich nickte, mit freundlichen Blicken,
Dann wieder und wieder, und hüpfte dahin.

Ich wurde nun größer, und reifer mein Sinn:
Und ging eine Freundin vorüber:
Dann nickt' ich ſo freundlich hinüber,
Und dachte nichts weiter, und hüpfte dahin.

Als nickend Alexis Willkommen mir bot,
Vor allen den gaffenden Leuten:
Ach, Schwester, was mag das bedeuten?
Da nickt' ich nicht wieder, und wurde so roth!

Alexis.

Das Orakel der Zweige.

Sie kam daher gegangen:
Wie blühten ihre Wangen
In voller Rosengluth!
Sie hatte ja das Band genommen:
Drum wußt' ich frey ihr mein Willkommen;
Allein wie sank mein froher Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,
Und schlug die Augen nieder,

Wie Eine, die da büßt.
Geh — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;
Wenn Dir sich die entgegen neigen:
So hat sie innerlich gegrüßt!

Ich ging, im Morgenscheine,
Ganz still zum Ulmenhaine:
Da ward mein Gram versüßt!
Kaum sah ich sich die Zweige regen,
Da neigten sie sich mir entgegen —
Ja, sie hat innerlich gegrüßt!

Alexis.

Das Lied am Haine.

Ertöne, ſüße Laute!
Die Hirtin iſt nicht fern,
Sie weidet dort am Haine,
Geſchmückt vom Abendſcheine;
Und deine Töne hört ſie gern.

Sie ruft ihre Lämmer
Vom Rain zum Weidenbach.
Wär' ich von ihrer Heerde:

Wohl durch die ganze Erde
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie horcht, wenn ihrem Schäfer
Ihr ſüßer Nahm' entfällt.
Ihn von der Berge Stufen
Dir, Echo, zuzurufen:
Das iſt, was hier ſo feſt mich hält.

Du giebſt ihn zärtlich wieder,
Wie mein Geſang ihn giebt;
Du ſtimmſt, o Sinnvertraute,
So ganz in meine Laute:
Gewiß, Du haſt einmal geliebt!

Das iſt, was dir auf immer
Ein tönend Leben giebt;
Kein Zauber ſchuf im Grimme
Dich um zur bloßen Stimme:
Gewiß, du haſt einmal geliebt!

Ida.

Das Gelübde.

Welch Lied iſt dort am Hain verklungen,
Das mir ſo tief die Seele rührt?
Das hat mein Schäfer mir geſungen;
Du, Echo, haſt mir's zugeführt.

Zum Dank will ich vor deiner Höhle
Dir eine Blumenpforte baun;
Doch darfſt du keiner andern Seele,
Was mir Alexis ſingt, vertraun.

Mir aber mußt du treu berichten,
Was sein Gesang von Ida spricht;
Und hast du selbst einmal Geschichten:
Sieh, so verrath' ich dich auch nicht!

Ida.

Mutterlehren.

Meine Mutter warnt mich immer:
„Mädchen sey auf deiner Hut!
Schmeichellieder höre nimmer!
Glaube mir: sie thun nicht gut!

Veilchen hüllt im kühlen Thale
Sich in Laub und Schatten ein,
Veilchen stirbt am heißen Strahle,
Demuth stirbt an Schmeicheleyn.“ —

Wohl bewahr' ich Mutterlehren
Tief im Herzen, fromm und ſtill;
Doch wer kann dem Ohre wehren?
Ach! das thut ſchon, was es will.

Schwieg' Alexis — ohne Klagen
Thät' es dann wohl ſeine Pflicht;
Nur, dem Schäfer das zu ſagen,
Schweſter, brauchſt du eben nicht!

Alexis.

Herz um Herz.

Wie hab' ich die Schäferin Ida ſo lieb!
Ich ſahe ſie, als ſie die Heerden
Hinunter am Bache der Ulmen trieb:
Da wünſcht' ich, ein Lüftchen zu werden,
Zu beſtreuen mit Blumen den Schäferhut,
Der die Stirn ihr bedeckt in der ſonnigen Glut.

Ich ſahe ſie geſtern im tanzenden Spiel,
Wie ſchön ſie die Reihen durchirrte;

Und als nun ihr Blick auf den meinen fiel,
Wie reizend ſie alles verwirrte;
Da beneidet' ich jegliche Blum' im Kranz,
Der die Wang' ihr berühret im fliegenden Tanz.

Um Ida nur ſchwärmet mein liebender Sinn;
Mein Aug' iſt für alles verblendet.
Wie hat mir die liebliche Räuberin
Das Herz aus dem Buſen entwendet!
Du Entwenderin, blieb ein Gewiſſen dir:
Dann, ſo giebſt du dein Herz für das Meinige mir!

Ida.

Die Verwirrung.

Wer ſagt mir nur, woher es kam?
Es macht' in dem Tänzergewirre
Ein einziger Anblick mich irre:
Da wollt' ich vergehen vor Schaam.
Wer ſagt mir, wie das kam?

Iſt wieder Tanz: ich gehe nicht!
Und ſchlägt man die Augen auch nieder:
So heben ſie dennoch ſich wieder;

Das giebt nur ein dummes Geſicht.
Nein, nein! ich gehe nicht!

Jedoch verſchworen ſoll's nicht ſeyn;
Oft ließ ja die Mutter mich hören:
„Man ſoll und man darf nichts verſchwören!“
Das bringt oft die bitterſte Pein.
Verſchworen ſoll's nicht ſeyn!

Lied der Schweſtern.

Das Taubenpaar.

Wir ſtehen hier, und ſind bereit,
Zu ſingen unſer Märchen,
Von einem, um die Frühlingszeit
Entflohnen, Taubenpärchen.

Die ſtill im Herzen Braut ſich weiß,
Ihr ſey das Lied geſungen;
Auch wird ein junges Myrthenreis
Ihr in das Haar geſchlungen. —

Es war ein kleines Schäferhaus,
Das Epheulaub umwebte;
Da flog ein Täubchen ein und aus,
Mit der, die drinnen lebte.

Es girrte, ward der Morgen wach,
Die Hirtin aus dem Schlafe,
Und folgt' ihr treu und treuer nach,
Als eines ihrer Schaafe.

Gern mocht' es ſich auf ihrer Hand,
Auf ihrer Schulter wiegen,
Und ſtrebte nie, hinaus in's Land,
Durch Büſch und Feld zu fliegen.

Doch als die Maienknospe ſchwoll,
Da ſollt' es nicht ſo bleiben;
Was ſoll und muß, und muß und ſoll,
Wer mag das hintertreiben!

Ein ſchöner Tauber flog auf's Dach,
Der Hütte gegen über,
Das Täubchen drinnen im Gemach,
Das ſchaut und girrt hinüber.

Nun hat es fürder keine Ruh,
Es fühlt ſich hingezogen.
Das Täubchen hier — das Fenſter zu —
Der Tauber weggeflogen! —

Das Fenſter auf — der Tauber kam,
Wir wiſſen nicht, von wannen;
Er ſpielte, girrte, lockt', und nahm
Das Täubchen mit von dannen.

Wer iſt, die heimlich Braut ſich weiß?
Ihr ſey der Kranz geſchlungen!
Du, Ida, nimm das Myrtheureis!
Dir iſt das Lied geſungen.

Ida.

Anklage.

Mich liebet Alexis, das ſingt mir ſein Lied,
Das tönt mir ſeine Laute,
Die ach! das Geheimniß dem Echo verrieth,
Und jedem Hain vertraute.

Die Schwätzerin Echo hat's weiter geſagt,
Das war wohl nicht von Nöthen;
Nun werd' ich von Allen gefragt und geplagt,
Und muß ſo oft erröthen.

Dahin iſt mein ſüßes Geheimniß fortan,
Iſt ach! nicht mehr das meine;
Und ſchauet mich fragend die Mutter drob an:
So ſteh ich da und weine.

Mir kam von Alexis das Unheil daher,
Das oft mich heimlich quälte.
O ſag es ihm, Schweſter, wohl zürnt' ich ihm ſchwer,
Wenn mir's an Zorn nicht fehlte!

Vernehm' ich die Töne des Sängers von fern,
Im Spiel des Wiederhalles:
Dann werd' ich vergnügt, und verzeihe ſo gern
Ihm und dem Echo alles.

Alexis.

Widerruf.

Du Mädchen der Liebe, erröthe Du nicht,
Wenn zu laut dich dein Schäfer bekennet,
Und dem Echo, das hinter den Bergen dort ſpricht,
Den Nahmen Ida nennet!

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,
Wenn geheim die harmoniſche Laute,
Die ſich gern mit den flüſternden Lüftchen beſpricht,
Dein Lob dem Hain vertraute!

Horch, Mädchen der Liebe! die Nachtigall ſingt;
Sie vermag ja nicht, länger zu ſchweigen;
Sie erzählet, was innig ihr Weſen durchdringt,
Herab von grünen Zweigen!

Horch, Mädchen der Liebe! was flüſterte dort,
Wie die Stimme der einſamen Stille?
O, ſo leiſe vertrauet ihr zärtliches Wort
Dem Hain die Abendgrille!

Horch, Mädchen der Liebe! dort ſäuſelt ein Hauch,
Wie das holdeſte Liebesgekoſe,
Dort erzählet ein Lüftchen dem nickenden Strauch
Von ſeiner liebſten Roſe.

Wenn Alles und Alles ſein Liebchen beſingt:
O, ſo darf ich das Schweigen wohl brechen,
Und von dem, was mein innerſtes Leben durchdringt,
Zu meiner Laute ſprechen!

Drum, Mädchen der Liebe, was zürneſt du dann,
Wenn zu laut dich die Töne bekennen? —
Doch geheim ſoll dein liebender Schäfer fortan
Dich ſeine Blume nennen.

Nun ſingt er: „Mir blühet ein Blümchen ſo ſchön,
Ich erkenn' es an lieblichen Zeichen,
Es erzeugen die Gärten, die Thäler und Höh'n
Wohl nimmer ſeines Gleichen.

Ich wünsche des Tages unzählige Mal,
Dahinab zu der Blume zu gehen;
Sie erblick' ich im Sonnen- und mondlichen Strahl,
Kann mich nicht müde sehen.

Sie trägt auf den Lippen so lieblichen Duft,
Wie die Worte der sanftesten Liebe;
O, ich wüßte wohl, wäre ich fliehende Luft,
Wo ich am liebsten bliebe!" —

Was fraget ihr Hirten? — Daß Ida sie heißt,
O das darf ich euch, Hirten, nicht sagen!
Darum müßt ihr, wenn feiernd die Laute sie preist,
Mich lieber gar nicht fragen!

Ida.

Das inwendige Auge.

Heute — Schweſter, laß dir's ſagen!
Heute — welch ein guter Stern!
Sah ich, nach zwei langen Tagen,
Ihn — du weißt ſchon wen — von fern.

Alles ließ ich ſtehn und liegen,
Wie bezaubert, eilt' ich fort,
An die offne Thür zu fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter wurde hitzig:
„Sag mir,“ rief ſie, „was beginnt?
Läufſt du doch, wie aberwitzig,
Alles nieder! biſt du blind?“

„Mutter,“ ſprach ich, „in den Jahren,
Wo man ſich nicht recht beſinnt,
Haſt du manches Leid erfahren;
Warſt du nie ein wenig blind?“ —

Schweſter, ſo iſt mir geſchehen! —
Nahes liegt mir, wie verdeckt,
Und das Ferne kann ich ſehen,
Wenn's auch hinter Bergen ſteckt.

Jeder Menſch hat ſeine Gaben.
Glaub'! ich muß, ſeit irgend wann,
Hier ein Aug' inwendig haben,
Das durch Berge ſchauen kann.

Trotz Erröthen und Erblaſſen,
Sieht und ſieht man ſich nicht ſatt:
Kann man doch das Sehn nicht laſſen,
Wenn man einmal Augen hat!

Alexis.

Die Bannung.

Ich ging am Kirchhof-Thor vorüber,
Mit festem Schritt und rasch und dreist,
Mit Mühe nur konnt' ich hinüber;
Mich hielt an den Ferſen ein Geiſt.

Nun ſagt mir, was an Ida's Fenſter
Mich zögernd nur vorüber läßt?
Da walten doch keine Geſpenſter;
Doch hält mich auch dort etwas feſt.

Ida.

Das böſe Band.

Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Das Gewiſſen hat zu büßen,
Was ein ſchwaches Herz verbricht.
Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Ihr entkommt die Sünde nicht!

Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Hätt' ich nicht das Band genommen,
Welches von Alexis kam!

Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Mutter weiß nicht, daß ich's nahm.

Doch ſie muß und ſoll es wiſſen!
Raſtlos quälet das Gewiſſen;
Meine Ruh' iſt mir entflohn.
Alles ſoll die Mutter wiſſen!
Was ich thun will, weiß ich ſchon.

„Mutter," ſprech' ich, „dort im Kaſten
Liegt das Band; ich ließ es raſten,
Nimmer ſchmückte mich es noch.
Barg ich auch die Sünd' im Kaſten:
Ach! im Herzen blieb ſie doch.

Büßen will ich meine Sünde:
Was dein Herz mir auch verkünde:
Jede Strafe nehm' ich an,
Wenn ich, frei und ohne Sünde,
Nur das Band behalten kann!"

Ida.

Die Versöhnung.

Hört mich an, was ich verkünde!
Wißt, Alexis Band iſt mein!
Heimlich, war es halb der Sünde;
Nun gehört es mir allein!

Froh bin ich, wie meine Kummer!
Schweſtern, hat mich's nicht verſchönt,
Was mich freher macht und frömmer?
Mein Gewiſſen iſt verſöhnt!

Weiß nun wieder, was ich tauge,
Kann nun wieder voll Vertraun,
Und mit offnem, freiem Auge,
Hell in's heitre Leben schaun.

Heute sollst du, Band, mich schmücken,
Meine schönste Zierde du!
Nicht mehr deck' ich mein Entzücken
Mit dem Augenlide zu.

Leicht ist alles, was ich thue,
Denn mein Herz ist minder schwer;
Alles kam — nur nicht die Ruhe,
Ach! die kommt wo anders her.

Alexis.

Das Wunderband.

Du weiser Mann aus Morgenland,
Ey abermals gepriesen!
Wohl hat dein, mir geschenktes, Band
Sich wundervoll erwiesen.

Die Hirtin trug es an der Brust;
Nichts konnt' ihr schöner stehen;
Die Lüfte säuselten vor Lust,
Es hin und her zu wehen.

Es war, als ob sie nur zu ihr
So liebezärtlich flögen.
Ich hätte wohl — so wünscht' ich mir —
Mit ihnen flattern mögen!

Geschmückter sah ich Ida nie,
Nie siegender, als gestern.
O Wunderband, wie strahlte sie
Hervor aus ihren Schwestern!

Ein mildes Wesen ließ fürwahr
Die Kraft in dir erwachen,
Mich glücklicher, als je ich war,
Und schöner sie zu machen.

Alexis.

Die Verwandlung.

Wie bin ich einſt, ſo froh und frei,
Durch's Leben hingezogen,
Und raſch vorbei geflogen,
Vor Kummer und Sorge vorbei!

Es konnte meinen Flüchtlingsſchritt
Die Freude ſelbſt nicht hüten;
Ich flog durch ihre Blüthen,
Und nahm ſie im Fluge nur mit.

Vorbei und fort mit frischem Sinn
Und wildem Jünglingstriebe:
So streift ich an der Liebe,
Wohl näher, doch leise nur hin.

Ach! ein Mal ging es so vorbei,
Dies wechselnde Verlangen,
Es blieb an etwas hangen:
Ich bin, was ich bin, nur nicht frei!

Nichts kann und soll von dieser Flur
Den Schäfer mehr vertreiben;
Wir müssen nun schon bleiben,
Ihr Schafe, gewöhnet euch nur!

Lied zweier Schlafenden.

Die Liebe.

Ihn ist, wie sonst, nicht mehr,
Sucht entlegne Felder,
Sucht und liebet nichts so sehr,
Als die Nacht der Wälder.

O, wie war es anders doch
In den schönen Jahren,
Als wir Aller Blumen noch
Unter Blumen waren!

Unsre Freuden sucht sie nie!
Machte das die Liebe:
Sie verdiente, daß man sie
Aus dem Herzen triebe!

Ida.

Die Hoffnung.

Fragt mich nicht, was will dein Wille?
Glaubt, ich weiß nicht, was ich will!
In der Hütt' iſt mir's zu ſtill,
Draußen ſucht mein Herz die Stille.

Unter hellen Mädchenſcherzen,
Flog ich ſingend durch den Hain.
Immer wollt' es Sonntag ſeyn
In dem kleinen frohen Herzen.

Ihre ſchönſten Blumen gönnte
Mir ſo gern die liebe Flur;
Meine Kränze welkten nur,
Daß ich neue winden könnte.

Jetzt beſchleichen mich oft Thränen,
Fallen nieder auf das Gras,
Wo mein Schäfer ſtand und ſaß;
Und mir bleibt ein ſtummes Sehnen.

Wenn die Mutter nicht mehr ſchälte,
Glaubt' ich, würd' es anders ſeyn;
Dennoch wechſeln Luſt und Pein,
Wie im Fieber, Hitz' und Kälte.

Unbeſtändig, wie die Kinder,
Will ich dieß und wieder das,
Und mich treibt, ich weiß nicht, was?
Und wohin? weiß ich noch minder.

Nimmer gäb' ich — ſollt' ich's können —
Einem Feinde ſolche Pein!
Und — wer faßt es? — ihm allein
Möcht' ich ſolchen Zuſtand gönnen.

Ja ſo iſt es! irrend wanken
Meine Sinne, wie im Traum,
Auch mein Herz, ich trag' es kaum,
Und da ſteh' ich in Gedanken!

Von Gedanken hört' ich ſagen,
Dachte nichts — ich armes Kind!
Weiß nun, was Gedanken ſind,
Um mit ihnen mich zu plagen.

Das empfinden meine Heerden.
Geht, ihr Heerden, geht nur hin!
Wenn erſt ich was anders bin:
Wird wohl alles anders werden.

Alexis.

Die Huldigung.

Ja, wär' ich ein Vogel: ich flöge
Nicht mehr durch Flur und Hain;
Ich weiß wohl, was, — ich flöge
Zu Ida's Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen
In's kleine Gitterhaus;
Da sehnte mein Verlangen
Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,
In Ida's Kreis gebannt,
Von ihren blonden Locken
Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, so oft sie es wollte,
Mit ihr wohl aus und ein;
Die schöne Hirtin sollte
Ganz meine Herrscherin seyn.

Ida.

Die Blumenkönigin.

Sommerlüfte wehn
Um den Morgenkranz;
Meine Blumen ſtehn
All' in vollem Glanz.

Herrlich blühet rund
Um mich her der Raum,
Feſtlich ſchön und bunt,
Wie ein Mädchentraum.

Blumen mancherlei
Blühen her und hin;
Aber Eine ſey
Blumenkönigin!

Seht, ihr Blumen, ſeht!
Blüht nicht mein Geſicht,
Wie ein Lilienbeet
Unter Roſenlicht?

Schöne Blumen, ſprecht:
Meint ihr nicht? Ich bin,
Wohl mit vollem Recht
Eure Königin.

Ihr bekränzt mich reich.
Seyd dafür geliebt!
So regier' ich euch,
Bis sich was begiebt.

Ist Alexis mein:
Dann nicht Königin!
Dann bin ich nur sein,
Seine Schäferin!

Alexis.

Luſt und Schmerz.

Was in der Bruſt,
So ſanft es auch beginnet,
Wie Schmerz und Luſt,
Aus Einer Quelle rinnet;

Wie Luſt und Schmerz,
Im raſchen Wechſeltriebe:
Das iſt, o Herz, —
Ach! ich erfuhr es — Liebe!

Alexis.

Die Aussicht.

So treib' ich immer nach jenen Höhen,
Vorbei an schönern Blumenau'n;
Dort oben könnt' ich Tage stehen,
Um hin nach der einzigen Gegend zu schau'n.

Hin nach dem Hüttchen im grünen Garten;
Im Garten geht die Schäferin,
Der Blumen, die sie zog, zu warten:
Da wohnt mein Gedanke, da wandelt mein Sinn.

Ihr Schaaf indeſſen vermiſſet die Weide,
Die ſüße Weid' am friſchen Rain!
Fürwahr! es iſt wohl keine Freude
Die Heerde des liebenden Schäfers zu ſeyn!

Ida.

Die Roſe.

Nicht für das Liebgekoſe
Von Laub und Lüftchen blühſt du hier!
Nein, holde, junge Roſe,
Zum Buſenſtrauße blühſt du mir!

Du reifteſt wenig Wochen,
Und biſt nun hell, zu Lieb und Luſt,
So reizend aufgebrochen;
Nun ſchmiege dich an meine Bruſt!

Du Zierde ſchöner Kränze,
Dich führ' ich bräutlich heim zur Ruh. —
Ich blühte ſechzehn Lenze,
Und bin nicht minder ſchön, als du.

Wohl iſt es hoch erfreulich,
Nach einem langen Dulden, nun,
Geliebt und liebetreulich,
An einer treuen Bruſt zu ruhn.

Alexis.

Die Krankheit.

Der leichte Schäferſinn,
Die heitre Seele meiner Lieder
Verſtummt und liegt ſo ſchwer darnieder;
Es treibt mich her und hin.

Wie leicht entfliegt die Zeit,
Wenn Ida in der Nähe weidet;
Doch wenn ſie, meinen Hügel meidet,
Wie ſchwer entſchleicht die Zeit!

Wer, was er liebt, vermißt,
Dem bringen Zeit und Stunde Quaalen,
Für die in allen unsern Thalen,
Kein Kraut gewachsen ist.

Ida.

Die Heilung.

Traurig klang Alexis Lied,
Traurig und beklommen;
Was die Stimme mir verrieth,
Hab' ich wohl vernommen.

Er iſt krank! — Ich muß hinab
Zu dem Hain der Buchen,
Da, da will ich auf und ab
Junge Kräuter ſuchen.

In die Pflanzen küſſ' ich Kraft
Und geheimes Weſen!
O von ſolchem Kräuterſaft,
Wird er bald geneſen!

Könnt' ich — würd' es nur nicht kund —
Selbſt den Trank ihm geben:
Viel geſunder, als geſund,
Würd' er ſich erheben.

Alexis.

Die Gewalt des Blickes.

Nun weiß ich, was ein Blick vermag:
Er macht es hell in dunkler Höhle.
Sie nahte ſich, da ward es Tag
In meiner finſtern Seele.

Ja, wär's am Himmel, wie in mir:
So möchten alle Wolken weinen;
Es würd', auf einen Blick von ihr,
Die Sonne wieder ſcheinen.

Ida.

Die Sendung.

An Alexis send' ich dich;
Er wird, Rose, dich nun pflegen;
Lächle freundlich ihm entgegen,
Daß ihm sey, als säh' er mich!

Frisch, wie du der Knosp' entquollst,
Send' ich dich; er wird dich küssen:
Dann — jedoch er wird schon wissen,
Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leiſe, wie ein Kuß
Mit halb aufgeſchloßnem Munde,
Wo mich, um die heiße Stunde,
Sein Gedanke ſuchen muß.

Alexis.

Das Zeichen.

Die Lieb' iſt zart und ſinnig;
Sie ſpricht durch holde Zeichen gern,
Durch Zeichen, wie Götter,
Durch Blumen und Blätter;
Sie ſpricht und verſteht ſich von fern.

Sie ſandte mir die Roſe;
Im Roſengarten denkt ſie mein!
Da treib' ich vorüber,

Dann blick' ich hinüber,
Zur Laube der Hirtin hinein!

Ein zartes Reis der Ulme,
Das ihr mein kluges Hündchen bringt,
Verkündet ihr leise,
Wer Lieder, im Kreise
Der ſchweigenden Ulmen, ihr ſingt.

Ida.

Im Garten.

Auf allen Zweigen ſingt die Liebe!
Es ruft mich in den Gartenhain,
Der rauſcht, in vollem Frühlingstriebe:
„Hinein, mein Herz, hinein!“

Da ſoll die Laube mich verſtecken,
Da will ich, vom Gebüſch umringt,
Mich fröhlich mit dem Echo necken,
Wenn's meinen Namen ſingt.

Das Echo liebt' ich ſo noch nimmer;
Es klingt wohl lieblich durch das Feld,
Es klingt ſo luſtig, wenn es immer
Das letzte Wort behält.

Wenn's heute, durch des Thales Krümme,
Zu meiner Gartenlaube dringt:
Dann weiß ich, welche holde Stimme
Am Ulmenhaine ſingt.

Alexis — am Ulmenhaine —
Ida — im Garten. —

Wechſelgeſang.

Alexis.

Weißt du, Echo, welchen Namen,
Wenn du mich entzücken wollteſt,
Du am hellſten rufen ſollteſt?
Ja, du weißt ihn: Ida, Ida!

Ida.

Kein Nam', o Echo, klinget,
Wenn deine Stimm' ihn singet,
So süß', als: Ida, Ida!

Alexis.

Ruf ihn hell zum Hain hinüber!
Dort in jenen grünen Hallen
Lernen ihn die Nachtigallen,
Und sie singen: Ida, Ida!

Ida.

Ich weiß, wem zu gefallen
Du in die grünen Hallen
Hinein rufst: Ida, Ida!

Alexis.

Magſt du, ſüße Echoſtimme,
Gern mit einer Schweſter ſcherzen?
Horch! es ruft in meinem Herzen
Auch ein Echo: „Ida, Ida!“

Ida.

Dich ſollen Blumen krönen,
Weil du mit Liebestönen
Mir zurufſt: „Ida, Ida!“

Alexis.

Heilig ſoll auf Deiner Klippe
Dich ein Feſtaltar erfreuen,

Warum will ich ihn beſtreuen;
Auf indeß noch einmal: Ida!

Ida.

Ganz heimlich will ich kommen;
Und bin ich dir willkommen:
So rufſt Du freundlich: Ida!

Ida.

Das Wagſtück.

Du, Schweſter, kennſt die Klippe,
Wo ſich das Echo regt,
Das immer auf der Lippe
Den Namen Ida trägt.

Die Mutter ſpricht: „Sie haben
An dem verruchten Ort
Ein böſes Weib begraben;
Die Falſche ſpukt nun dort.

Der Läſterworte kamen
Von ihren Lippen viel;
Nun treibt ihr Spuk mit Namen
Und Nachruf dort ſein Spiel.

Das klinget in der Tiefe
Wohl wunderſam genug,
Als ob was Liebes riefe;
Doch alles iſt Betrug!

Drum laß dich nicht bethören
Von dieſem Greu'l! und glaub':
Das Echo nah' zu hören,
Macht thörig oder taub.

Da hilft nicht Gram noch Klage,
Und fort iſt einmal fort!“ —
So, Schweſter, geht die Sage:
Doch fürcht' ich nicht den Ort.

Ach! Mutter ſollt' es hören,
Wie ſüß das Echo klingt!
Wie könnt' es mich bethören,
Wenn's meinen Namen ſingt!

Auch hab' ich ja zwei Ohren!
Wenn eins nur hören kann:
So bin ich nicht verloren;
Das eine wag' ich dran!

Duett.

Alexis und Ida.

(Ohne den einander zu ſehen, ſie auf der einen, er auf der andern Seite mit Schlange den Hügel hinauf ſteigend; Beide, um ihre geweihten Namen vor dem Echo herzuſingen.)

Alexis.

O Echo, du Tochter der heiligen Klippe,
Auch Ida's geſchicrten Namen ſo gern,
So zärtlich, als trug' ihn die Lieb' auf der Lippe:
Dich höret der liebende Schäfer von fern. —

Von fern.

Ida. (mit leiſer Stimme)

Was hör' ich? Du Tochter der heimlichen Klippe!
Wohl trägſt du den Liebſten Ida ſo gern,
Du, Schmätzerin, trägſt ihn ſo gern auf der Lippe;
Gegrüßt ſey mir, Echo! ich bin dir nicht fern. —
Nicht fern.

Alexis.

Du liebſt, auf einſamer Klippe zu wohnen:
Dort nimm dann den Altar der Weihe von mir;
Ich ſchmück' ihn mit Kronen, mit blühenden Kronen.
Vergönn' es, o Göttin! ich nahe mich dir! —
Mich dir.

Ida. (mit gedämpfter Stimme.)

Dort singet Alexis von blühenden Kronen!
Still, Echo! verschweig es, ich nahe mich dir!
In Blumen soll Echo, die Freundliche, thronen!
Nimm gütig das Opfer des Dankes von mir! —
Von mir.

Alexis.

Ich höre die Hirtin! — hinauf zu dem Hügel!
Die liebliche Stimme, sie tönet nicht weit!
Wer leihet der liebenden Ungeduld Flügel?
Vernimm mich, o Ida! ich bin dir nicht weit. —
Nicht weit.

Ida.

Wie ruft die Stimme! ſie naht ſich dem Hügel!
Verrathen iſt Ida! Die Stimm' iſt nicht weit!
Ich fürchte die Nähe, doch wünſch' ich mir Flügel!
Wie ich, ach! das Herz mit ſich ſelber im Streit! —
Im Streit.

Alexis.

Sie iſt es! ſie iſt es! kein lauſchender Späher!
Hier waltet die Lieb' in geheiligter Ruh!

Ida.

Mich ängſtet die Stimme! ſchon näher und näher!

Beide auf der Höhe.
(einander gewahr werdend.)

Was ſeh' ich! {So Ida,/Alexis,} ſo nahe biſt du?

Ida.

O hilf mir, Alexis! wie ſoll ich entkommen?
So hat mich das lockende Echo bethört!

Alexis.

Nicht fliehen, o Ida! was mag es dir frommen?
Die Liebe hat deinen Alexis erhört.

Ida.

Mir hat es gerufen!

Alexis.

Mich hat es getrieben!

Ida.

Dann wurde mir bange, dann wurd' ich gerührt.

Alexis.

Sey ruhig, o Ida, wir dürfen uns lieben!
Hier hat uns das Echo zuſammen geführt.

An deine Tage, Freundin, reihe
Sich nun mein Leben an,
Das mit der Stunde dieſer Weihe
Von neuem erſt begann.

Beide.

An deine Tage reihe
Sich nun mein Leben an!

Ida.

Schon ſinkt die Sonne nieder!
Die Mutter harret mein.

Alexis.

Leb' wohl! wir ſehn uns wieder.
Ich bin auf ewig dein.

Beide.

Ich dein! du mein!

Der Geburtstag.

Und Ida flog, heiter umblüht, wie eine Alpenquelle,
Mit Liedern flog die junge Schäferin,
Von Blumenſtelle zu Blumenſtelle,
Durch himmelblaue Tage dahin.

In ihrer kleinen Welt braucht keine Sitte zu
ändern;
Es iſt ja noch alles darin ſo friſch, ſo jugendlich!"
Sie ſpielte noch immer mit ſchmückenden Bändern,
Mit bunten Blumen und mit ſich.

Da ging ihr etwas auf im kindlich zarten Gemüthe,
Das leis' im fliehenden Blick sich verrieth,
Und tief aus dem Herzen herauf die liebliche Wang' umblühte,
Und schüchtern die Spiele der Schwestern vermied.

Nur trieb sie die Lämmer so gern in die Nähe des singenden Hirten;
Alexis Gesang erscholl hinüber zur Hirtin am Rain.
Nun trat ihr Geburtstag, voll Reseln und Myrten,
Gekränzt in die Hütte der Unschuld hinein.

Chor.

Da kamen dann fröhliche Knaben zum Feste,
Und Mädchen, mit erlesenen Kränzen bedeckt;

Es war in den Reihen der feiernden Gäſte
Ein kindlicher Gott mit Flügeln verſteckt.

Einer.

Der nachgeflogne Duft von ſeinen Mirtheubäumen
Weht hin auf ihr Geſicht den warmen Roſenſchein;
Und machts in ihr, in ihren bräutlichen Träumen
So dunkel und hell, wie Dämm'rung im Hain.

Chor.

Geſchenke bringen ihr Mädchen und Knaben,
Hier Mirthen zu Kronen — dort Blumen zum Strauß;
Leicht fühlet die Lieb', aus geopferten Gaben,
Die Gabe des näheren Herzens heraus.

Es tönen Gesänge zum fröhlichen Reigen;
Es flattert von Munde zu Munde der Scherz;
Doch was zwei Lippen so heilig verschweigen,
O das vernimmt nur Ein liebendes Herz!

Einer.

Du, sanfter Alexis, du schweigst, vom tiefsten Gefühle durchdrungen:
Dieß glänzet dein Auge, das hin nach dem festlichen Mädchen nur schaut.
Sie greifet, vor allem Geschenk, nach dem Kranze, den du ihr gewunden,
Mit der lieblich erröthenden Wonne der Braut.

Sie reicht, im vollen Seelenerguſſe,
Wohl Allen, nur ihm nicht, die dankende Hand;
Doch eine Schweſter wird, beim innigſten, zärtlichſten Kuſſe,
Im ſchönen Irrthum Alexis genannt.

Sie geht an dem Liebling erröthend vorüber;
In der heimlichen Thräne, die länger nicht hält,
Fließt endlich des Herzens Beſeligung über.
Alexis fühlt, für wen die Thräne fällt.

Oft ſah er ihr nach auf trauernder Weide;
Ein Gefühl ward Geſang, und ſie wurde gerührt,
Bis wunderbar endlich die liebenden Beide
Ein Echo der Liebe zuſammen geführt.

Er hatte ſchon lange die Hirtin erkoren;
Die Hirtin war fromm und der Schäfer getreu;
Nun war's ihr, als wäre ſie heut' erſt geboren,
So neu war ihr alles, ſo wunderbar neu!

Chor.

Und alle Gefühle des Herzens erklangen,

Einer.

Wie Echogetön im ſchallenden Hain.
Da ſangen die zärtlichen Lippen, ſie ſangen

Chor.

Es iſt doch köſtlich, geboren zu ſeyn!

Einer.

Und röther glühn auf der Wange die Flammen!
Nun naht ſich die ſorgliche Mutter, und legt
Die Hände der Liebenden ſegnend zuſammen;
Und alle Herzen ſind innig bewegt.

Chor.

Wohne, fromme Hirtin, wohne,
Wo mit dir die Liebe wohnt!
Weihe deine Myrthenkrone!
Liebe opfert, Liebe lohnt.

Alexis.

An deine Tage reihe
Mein Leben ſich fortan!

Froh ſtimmen wir nun an
Das Bundeslied der Weihe.

Beide.

Das Bundeslied der Weihe.

Bundeslied.

So laß uns dann
Getroſt fortan
Uns Lieb' um Liebe geben,
Und, immer neu
In Lieb' und Treu',
Ganz für einander leben!

Im Huldverein
Soll unſer Seyn
In einen Kranz zerfließen!
Und iſt er voll,
Dann endlich ſoll
Vergißmeinnicht ihn ſchließen!

Doch nein! ich kann,
Ich will alsdann
Nicht ohne dich mehr leben!
Es würde mich,
Ach! ohne dich,
Ein todtes Seyn umgeben.

So finde mich,
Beglückt durch dich,
Noch meine letzte Stunde;
Nur falle sie,
Spät oder früh,
In deine letzte Stunde!

Chor.

So empfangt, was die Stunden euch geben,
Und genießet den frohen Empfang!
Nur die Liebe gestaltet das Leben
Zum harmonischen Wechselgesang.

Das Echo

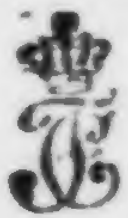
oder

Aleris und Ida

ein Cyclus von Liedern

von

TIEDGE.



Karlsbad in der
Franickschen Buchhandlung.

G.H. BIBL. z. WEIMAR.

An

Charlotte Maria El—,

geborne W—.

Dem Daſeyn dieſer Lieder gabſt Du Leben
Und Lieblichkeit — Was können nun
Dafür die kleinen Lieder thun?
Sie können nur dafür zum Dank ſich ſelbſt Dir geben.
So nimm, Du holde Freundin, dann
Die kleine Gabe freundlich an!

Berlin, im Februar 1812.

Es fehlet wohl keinem Leben an mehr und minder dunkeln Schattenſtellen: darum ziemt es ſich und iſt recht, die Freude herbeizurufen, daß ſie aufhelle das umgebende Dunkel und wegnehme von dem Unabwendbaren den ſchwärzenden Zuſatz, den eine befangene Vorſtellung darauf warf. — Virgil verſammelte vor ſeiner Phantaſie eine freundliche Schäferwelt, als er von harten Schickſalen getroffen, eines leichten Punktes bedurfte, auf dem ſein Auge ruhen und ausruhen konnte, vom Anblicke der Welt,

so die nächste ihm war. Er sang se
hirtlichen Lieder, und die Freude sol
dem Rufe der orphischen Kunst. S
Beispiel veranlaßte folgenden Zyk
kleiner idyllischer Lieder: sie sind, v
ich glaube, alle fähig, eine musikali
Begleitung aufzunehmen, und, von
nigen guten Stimmen gesungen, ei
geselligen Abend hinscherzen zu hel
Wenn gleich ein leichtes Band
Wechselbeziehungen durch den Zyk
hinläuft: so kann doch jedes einz
Lied, als ein kleines Ganze, für
allein bestehen und ausgehoben werd

Inhalt.

		Seite.
Alexis.	Der Sonntag .	3
Ida.	Der Tanz . .	6
Ida.	Das Bild im Spiegelteiche	9
Alexis.	Unruhe . . .	10
Ida.	Der Verdruß . .	14
Alexis.	Die Laute . .	17
Ida.	Die Lauscherin .	20
Ida.	Die Selbstentscheidung	22

Seite.

Alexis. Ständchen . . 24
Ida. Der Traum . . 26
Ida. Das Band . . 28
Ida. Das böſe Band . 30
Alexis. Das Zauberband . 32
Ida. Das Erröthen . . 36
Alexis. Das Orakel der Zweige 38
Alexis. Das Lied am Haine 40
Ida. Das Gelübde . . 42
Ida. Mutterlehren . . 43
Alexis. Herz um Herz . . 45
Ida. Die Verwirrung . 47
Lied der Schweſtern. Das Taubenpaar 49
Ida. Anklage . . . 52
Alexis. Widerruf . 54
Ida. Das inwendige Auge 58
Alexis. Die Bannung . . 60

Seite.

Ida. Das böse Band . 61
Ida. Die Versöhnung . 63
Alexis. Das Wunderband . 65
Alexis. Die Verwandlung . 67
Lied zweier Schäferinnen. Die Liebe 69
Ida. Die Hoffnung . . 70
Alexis. Die Huldigung . 73
Ida. Die Blumenkönigin 77
Alexis. Lust und Schmerz . 77
Alexis. Die Aussicht . . 78
Ida. Die Rose . . 80
Alexis. Die Krankheit . . 82
Ida. Die Heilung . . 83
Alexis. Die Gewalt des Blickes 85
Ida. Die Sendung . . 86
Alexis. Das Zeichen . . 87
Ida. Im Garten . . 89

Sei

Alexis und Ida. Wechselgesang
Ida. Das Wagstück
Alexis und Ida. Duett
Der Geburtstag

Das Echo,

oder

Alexis und Ida.

Alexis.

Der Sonntag.

Hin zur Sonntagsluſt gegangen
Bin ich noch mit heiterm Blick;
Doch ich kam ſo unbefangen,
Als ich hinging, nicht zurück!
Wenig mag ich nun noch taugen,
Schweigend ſitz' ich, wie der Gram!
O das ganze Unglück kam
Von zwei hellen, blauen Augen!

Oft hab' ich hinein geſehen,
Auge war es, was ich ſah;
Aber nimmer iſt geſchehen,
Was am Sonntag mir geſchah.

Liederreich, wie Philomele,
War mein heller Jugendtag:
Sieh, da traf, wie Blitz und Schlag,
Ida's Blick in meine Seele.

Ach! nun treibt's in mir und dringet,
Bin so träumend und so wach;
Denn der ganze Sonntag klinget
Mir in Ohr und Herzen nach.
Sagt mir! habt ihr je empfunden,
Was ein Tag, ein Sonntag kann?
Sicher war's ein Zaubermann,
Der den Sonntag hat erfunden.

Nein! ich weiß — wenn ich mich frage —
Weiß nicht, was ich will und soll?
Und mein Herz, seit jenem Tage,
Ist so leer und doch so voll.
Viel hat mir der Tag genommen,
Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;

Dennoch wünſcht geheim mein Herz:
Möcht' er doch bald wiederkommen!

Ich vernahm von einem Munde,
Den man weiſe nennt und klug:
Sanfter heile manche Wunde
Durch das Weſen, das ſie ſchlug.
Kann mir Hülfe nur geſchehen,
Wo ich ſo verwundet bin:
Nun ſo muß ich wieder hin
Zu dem Sonntagsfeſte gehen.

Ide.

Der Tanz.

Wie war das Sonntagsfest so schön!
Ich liebe die fröhlichen Tänze,
Das Flattern der festlichen Kränze,
Und lustiges Flöten- und Hörnergetön.

Der Sonntagstanz war immer schön;
Doch weiß ich, so schön wie der letzte,
War keiner, der je mich ergötzte,
Und froher klang nimmer das Flötengetön.

Ich war so leicht, ich war so froh;
Da winkten sich nickende Grüße,

Da tanzten die Herzen und Füße;
Doch, Schweſter, das endete, leider! nicht ſo.

Ein Hirt der nachbarlichen Flur,
Alexis — der zog mich mit Schweigen
So ſanft und ſo ſiegend zum Reigen:
Da war's, wie ein Strahl, der durch's
Leben mir fuhr.

Ich ſah den Tanz nicht, ſah nur ihn.
Ihm war das auch gar nicht zuwider;
Da ſchlug ich die Augen dann nieder,
Doch konnte mein Blick nicht dem ſeinen
entfliehn.

Der frohe Tanz war bunt und krauß,
Durchjubelt von luſtigen Scherzen;
Mir klopft' es umher in dem Herzen,
Als wäre was drinnen und wollte heraus.

Dann stieg es heiß mir in's Gesicht;
Nun konnt' ich die Furcht nicht ersticken,
Es möcht' aus den Augen dort blicken,
Drum senkt' ich sie nieder und mied' nur
das Licht.

Die Schaar ging frei und leer nach
Haus;
Mir blieb in dem Herzen was hangen,
Das fühlt sich, wie Furcht und Verlangen;
Da klopft es nun, Schwester, und will
nicht heraus.

Ida.

Das Bild im Spiegelteiche.

Oft hab' ich mich im Teich beſehen,
Mit meinem Mädchenkranze,
Und nimmer fand ich mich ſo ſchön,
Als ſeit dem Sonntagstanze.

Man iſt wohl ſchön und hoch entzückt,
Im Putz gewählter Sachen;
Nur, was mir jetzt die Wange ſchmückt,
Muß wohl noch ſchöner machen.

Drum ſeh' ich jetzt mein Bild ſo gern,
Wenn ich am Teiche ſtehe;
Doch kenn ich einen Augenſtern,
In den ich lieber ſehe.

Alexis.

Unruhe.

Nirgend kann ich ruhn noch bleib
Still und lauschend, wie der Mond
Blick' ich nach den Fensterscheiben,
Wo die liebe Hirtin wohnt,
Die so einzig auf der Welt
Meinen Sinn gefesselt hält.

Scheint die Morgensonne prächti
An ihr kleines Schäferhaus:
O, dann treibt es mich so mächtig,
Mächtig treibt es mich hinaus
An den grünen Gartenzaun,
Um zu ihr hinauf zu schaun.

Mich befällt ein freudig Zittern,
Das im Blute Wallen ſchlägt,
Wenn an ihren Fenſtergittern
Sich ein weißer Schimmer regt;
Leiſe ruf' ich: „Das iſt ſie!"
Und mir wird, ich weiß nicht, wie!

Das Getön der Turteltaube,
Baumgeflüſter dort und hier,
Jedes Säuſeln ihrer Laube,
Alles, wähn' ich, ſpricht von ihr.
Immer, träumend oder wach,
Folgt ihr mein Gedanke nach.

Still beſah die Anmuthreiche
In der Spiegelflut ſich dort,
Leiſe ging ich zu dem Teiche;
Mit ihr war das Bild auch fort.
Was mein Herz nie fahren läßt,
Hält der kalte Bach nicht feſt.

Wenn die Abendſchatten dämmern,
Lauſch' ich, wo die Linden ſtehn,
Um, mit ihren lieben Lämmern,
Ihr noch einmal nachzuſehn;
Und ich ſeufze bang und ſchwer:
„Ida! Ida, ſieh doch her!“

Einſam irren meine Tritte,
Durch die finſtre Mitternacht,
Um die ſchön begrünte Hütte,
Wo ſie lange nicht mehr wacht.
Thür und Fenſter ſind ſchon zu;
Ich nur habe keine Ruh.

Bis zur Stunde der Geſpenſter,
Irr' ich träumend ab und auf,
Rufe noch zu ihrem Fenſter
Eine gute Nacht hinauf;
Und die Nacht erwiedert hohl:
„Ida! Ida! ſchlummre wohl!“

Sagt, was soll aus meinen Heerden,
Die fast ohne Schäfer sind,
Was noch aus mir selber werden,
Wenn mein Herz sie nicht gewinnt?
Ach, zum irren Geist der Nacht
Hat mich sie, nur sie gemacht!

Alles treib' ich ungehörig,
Bin auch gern mit mir allein;
Mancher Kluge nennt mich thörig,
Und ich mag es auch wohl seyn;
Doch mich hellet, was er spricht,
Von der süßen Thorheit nicht.

Ida.

Der Verdruß.

Der letzte Sonnenstrahl
Hing röthlich noch am Haine,
Da trieb ich dort am Raine
Die Heerde durch das Thal.

Da saß ein Mann und sang,
Er sang ein Lied, so herzlich,
Das mir so süß und schmerzlich
Durch Leib und Leben drang.

Ich stand ein Veilchen still,
Nun wollt' ich weiter gehen;
Doch immer blieb ich stehen:
Man weiß nicht, was man will.

Und als die Töne recht
Zu mir herüber kamen,
Da hört' ich meinen Namen,
Und Ida hört nicht schlecht.

Es war ein feiner Mann,
Mit dunkelbraunen Locken;
Ich blickte, halb erschrocken,
Halb froh, ihn seitwärts an.

Wer mag der Sänger seyn?
Ich ahnte, wen ich sähe;
Mir fiel in seiner Nähe
Das Fest des Sonntags ein.

Nun zögerte mein Schritt.
Die Zeit — wie gern man bliebe —
Thut Keinem was zu Liebe,
Sie geht, und man muß mit.

Nun treib' ich immer fort,
Sobald die Schatten dämmern,

Mit meinen lieben Lämmern
An den bewußten Ort.

Die Mutter widerſpricht. —
So iſt die Welt verſchieden!
Die Lämmer ſind's zufrieden,
Und Mutter iſt es nicht.

Mit Feuer im Geſicht,
Beſchwör' ich's dann der Mutter:
Dort ſey das beſte Futter;
Allein ſie glaubt es nicht.

Sie macht mir viel Verdruß,
Und ſagt mir böſe Worte;
Doch muß ich zu dem Orte
Des Sängers hin, ich muß!

So drück' ich den Verdruß
mit einem Seufzer nieder.
Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß?

Alexis.

Die Laute.

Ich hab' eine Laute, die iſt mir nicht feil,
Nicht feil um Berge Goldes;
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Wie horchen die Thäler umher und die Höh'n,
Erſchallt ihr Klang hinüber!
Und ſchweigender wallen bei ihrem Getön
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer ſchuf dir, o Laute, die Zauberkraft an,
Die Wandrer feſt zu bannen?

Da ſchleichen ſich liebliche Mädchen heran
Und können nicht wieder von dannen.

Sie iſt, wenn mich Abendgeſäuſel umrauſcht,
Das Echo meiner Lieder;
Ich kenn' eine Hirtin, die hat es belauſcht,
Sie kam, und nun kommt ſie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Maiblumenthal,
Mit ihren lieben Lämmern,
Sobald in des Tages verſinkendem Strahl
Die röthlichen Hügel verdämmern.

Beginnt nun der Schäfer das zärtliche Lied,
Das Ida's Lob erzählet:
Dann kommt ſie nicht weiter, wie oft ſie auch flieht,
Und ſuchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es iſt vor undenklichen Zeiten einmal —
In Büchern könnt ihr's leſen —
In jenem geprieſenen thraziſchen Thal
Ein herrlicher Sänger geweſen.

Der hieß, durch des Liedes allmächtigen Klang,
Die Bäum' und Felſen gehen.
Ich trotze dem Alten; mein Lautengeſang
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum iſt nimmer die Laute mir feil,
Nicht feil um Berge Goldes!
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Ida.

Die Lauſcherin.

Dort ſingt er am Hügel!
O hätt' ich doch Flügel:
Ich eilte hinzu!
Nicht nahe, nur näher;
Ihr aber, ihr Späher,
Bleibt unten in Ruh!

Ich hörte, wie ſinnig,
Wie zärtlich und innig
Sein Lied mich erhob.
Man hört doch ſo gerne,
Zumal aus der Ferne,
Sein eigenes Lob!

Du Abendluft, ſchweige!
Bedeckt mich, ihr Zweige,
Vor ſchleichender Liſt!
Geheimes im Herzen,
Das fühlt ſich, wie Schmerzen,
So ſüß es auch iſt!

Ida.

Die Selbstentscheidung.

Wie kann das Liebste doch so quälen:
Ein zärtlich Herz und Tochterpflicht!
Die Mutter hat wohl gut befehlen;
Sie kennt den Schäfer Alexis nicht.

Sie glaubt, mich hab' ein Geist benommen,
Der laß' im Herzen mich nicht ruh'n.
Wie ist nur der hineingekommen?
Ich rief ihn nimmer! da sitzt er nun!

Wär's eine Wunde — Wunden heilen;
Und Schmerzen, sagt man, tilgt die Zeit.

Oft iſt's, als müßt' ich mich zertheilen,
Als wär in mir ein mächtiger Streit.

Dann weiß ich nicht, was ich beginne.
Ein Sinn ſpricht Ja! der andre Nein!
So will ich halb dem einen Sinne,
Und halb dem andern gehorſam ſeyn!

Alexis.

Ständchen.

Alles ruht, wie abgeſchieden,
Abgelöſt iſt jedes Joch,
Selbſt der Gram entſchlief in Frieden.
Meine Liebe, wachſt du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der ſich nur der Nacht vertraut!

Töne leiſer, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenſter weht die Stille,
Ruhig iſt ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ja nicht! ſie ſchlummert ſchon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage ſpricht,
Nächtlich düſtre Geiſterſchauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beſeelt der Raum mit Muth,
Wo die ſanfte Unſchuld ruht.

Stummer wird's, und immer ſtummer.
Lüftchen, wecke ſie nicht auf,
Bringeſt du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

Ida.

Der Traum.

Den Schlaf mir zu verschönen,
Kam ein geliebter Traum:
Ich schwebte, wie auf Tönen,
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen schienen
Von ihrer Pracht entzückt,
Ich, mitten unter ihnen,
Wie eine Himmelsbraut geschmückt.

Die muntern Bäche klangen,
Von lieblichem Getön,
Und alle Bäume sangen
Im Thal und auf bestrahlten Höh'n.

Geweihte Kronen hingen
Von jedem Baum herab;
Und durch die Töne gingen
Bekränzte Engel auf und ab. -

Vor allen ſah ich Einen
Mir freundlich winken: komm!
Da ſprach, ich halb mit Weinen:
„Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!“

Und als ich zu ihm wollte,
Die Hand erhob, und ſchon
Das Beſte kommen ſollte:
Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:
Die Thrän' im Traum hat Glanz
Und Freude zu bedeuten,
Und Blumen melden einen Kranz.

Ida.

Das Band.

Alexis kam daher die Flur!
Wer sagt, was meinen Sinn bestrickte,
Warum ich so zusammen fuhr,
Als ich den Schäfer dort erblickte?

So seh' ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn, das dunkle Haar,
Das von dem Scheitel niederrollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,
Und, vor den Schäferinnen allen,

Fiel mir es flatternd in die Hand;
Gewiß, er ließ für mich es fallen!

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.
Glaubt nicht, daß mich ein Wahn bethörte!
Er ſchwieg, doch ſo, als ſprächʼ er was,
Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl manches hört das Auge nur —
Ich kann's, ihr Schweſtern, euch beſchwö-
ren —
Ich weiß noch, was mir widerfuhr,
Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur, was er ſprach, das kann man nicht,
Man kann es nicht ſo wiederſagen:
Es klang — doch nein! es klang wohl
nicht —
Genug, ihr müßt nicht weiter fragen!

Ida.

Das böse Band.

Das Band, das ich so eilig nah
Ach! Mutter darf es nicht erblick
Kaum hatt' ich's, als die Reue k
Und mit ihr ein gehelmer Gram;
Der läßt sich nicht ersticken.

Es wegzuwerfen, kann ich nun
Ich kann's nun einmal nicht versch
Was fang' ich an? was soll ich
Im Kasten mag die Sünde ruhn
Da liegt sie weit vom Herzen.

Nie ſoll das Band mein Haar umwehn!
Doch wenn ich in der Nähe ſtünde,
Und könnt' es ſo von fern beſehn,
Das, mein' ich, dürfte wohl geſchehn,
Und wäre keine Sünde.

Alexis.

Das Zauberband.

Ein weiser Mann aus Morgenland,
In Künsten wohl erfahren,
Gab mir ein grünes Zauberband.
„Das," sprach er, „das sollst du bewah

„Den Geist, der Ruh' im Zweifel sch
Wenn sich das Herz entzweiet,
Hat in dies Band hinein die Kraft
Der mächtigen Liebe geweihet."

Und ferner sprach er: „Junger K
Du wirst um Liebe werben;

Und hört ein Mädchen dich: ſo wird
Dies Zauberband grüner ſich färben.

„Dann nimm das Band, das Kunde gibt;
Und von den Mädchen allen,
Wird's bei der Holden, die dich liebt,
Von ſelbſt aus der Hand Dir entfallen."

Seit jener frohen Sonntagsluſt —
Wie bald ſich manches ändert! —
Hat ſich das Herz in meiner Bruſt
Und wahrlich das Band auch verändert.

Seit jenem Sonntag bin ich mir
Verſtimmt, wie eine Laute,
Als mir die Hirtin und ich ihr
Zu tief in das Aug' hinein ſchaute.

Das Band war grüner ſichtbarlich.
Wie da das Herz mir pochte!

Doch Wunder war es, daß nur ich
Das Wunder zu ſehen vermochte!

Nun hört, was ferner ſich begab!
Ich — wie hinausgetrieben —
Ich nahm das Band, und ging hinab
In's Thal, das die Hirtinnen lieben.

Die fand ich dort, und Ida ſtand
Im ſchönſten Feierſchmucke.
Da wac's, als ob das Zauberband
Schon unter den Fingern mir zucke.

In ihrer Nähe fing es ſtill
Schon an, ſich zu entfalten;
Was fallen ſoll und fallen will,
Das kann man doch einmal nicht halten.

So konnt' ich es in meiner Hand
Nun länger nicht bewahren:

Da ließ ich dann, wo Ida ſtand,
Es willig den Fingern entfahren.

Und ſeht! ein wunderbares Spiel!
Das Band, als ob's verſtände,
Wohin es fallen ſollte, fiel,
Es fiel in die richtigſten Hände.

Mir war's vor Ida's hellem Blick,
Als müßt' ich ſie umfaſſen;
Ich ſah noch oft nach ihr zurück,
Kaum mocht' ich die Stelle verlaſſen.

Wohl hat an mir das Zauberband
Gar wacker ſich erwieſen;
Darum, du Mann aus Morgenland,
Sey immer und immer geprieſen!

Ida.

Das Erröthen.

Wie sah ich, als Kind noch, mit kind
schem Sinn,
Die Aehren im Felde mir nicken!
Ich nickte, mit freundlichen Blicken,
Dann wieder und wieder, und hüpfte dahi

Ich wurde nun gröſser, und reifer me
Sinn;
Und ging eine Freundin vorüber:
Dann nickt' ich so freundlich hinüber,
Und dachte nichts weiter, und hüpfte dahi

Als nickend Aleris Willkommen mir
bot,
Vor allen den gaffenden Leuten:
Ach, Schweſter, was mag das bedeuten?
Da nickt' ich nicht wieder, und wurde ſo
roth!

Arie.

Das Orakel der Zweige.

Sie kam daher gegangen;
Wie blühten ihre Wangen
In voller Rosengluth!
Sie hatte ja das Band genommen:
Drum nickt' ich froh ihr mein Willkommen;
Allein wie sank mein froher Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,
Und schlug die Augen nieder,
Wie Eine, die da büßt.
Geh — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;
Wenn Die sich die entgegen neigen;
So hat sie innerlich gegrüßt!

Ich ging im Morgenſcheine,
Ganz ſtill zum Ulmenhaine:
Da ward mein Gram verſüßt!
Kaum ſah ich ſich die Zweige regen,
Da neigten ſie ſich mir entgegen —
Ja, ſie hat innerlich gegrüßt!

Klopstock.

Das Lied am Haine.

Ertöne, süße Laute!
Die Hirtin ist nicht fern,
Sie weidet dort am Haine,
Geschmückt vom Abendscheine;
Und deine Töne hört sie gern.

Sie rufet ihre Lämmer
Vom Rain zum Waldenbach.
Wär' ich von ihrer Heerde:
Wohl durch die ganze Erde
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie hercht, wenn ihrem Schäfer
Ihr ſüßer Nam' entfällt.
Ihn von der Berge Stufen
Dir, Echo, zuzurufen:
Das iſt, was hier ſo feſt mich hält.

Du giebſt ihn zärtlich wieder,
Wie mein Geſang ihn giebt;
Du ſtimmſt, o Sinn vertraute,
So ganz in meine Laute:
Gewiß, Du haſt einmal geliebt!

Das iſt, was dir auf immer
Ein tönend Leben giebt;
Kein Zauber ſchuf im Grimme
Dich um zur bloßen Stimme:
Gewiß, du haſt einmal geliebt!

Ida.

Das Gelübde.

Welch Lied ist dort am Hain verklungen,
Das mir so tief die Seele rühret?
Das hat mein Schäfer mir gesungen;
Du, Echo, hast mir's zugeführet.

Zum Dank will ich vor deiner Höhle
Dir eine Blumenpforte bauen;
Doch darfst du keiner andern Seele,
Was mir Alexis singt, vertrauen.

Mir aber mußt du treu berichten,
Was sein Gesang von Ida spricht;
Und hast du selbst einmal Geschichten:
Sieh, so verrath' ich dich auch nicht!

10.
Mutterlehren.

Meine Mutter warnt mich immer:
„Mädchen sey auf deiner Hut!
Schmeichelnde höre nimmer!
Glaube mir: sie thun nicht gut!

Veilchen hüllt im kühlen Thale
Sich in Laub und Schatten ein,
Veilchen stirbt am heißen Strahle,
Drum hüt' dich vor Schmeicheln.“ —

Wohl bewahr' ich Mutterlehren
Tief im Herzen, fromm und still;

Doch wer kann dem Ohre wehren?
Ach! das thut schon, was es will.

Schweig' Alexis — ohne Lügen
Thät' es dann wohl seine Pflicht;
Nur, dem Schäfer das zu sagen,
Schwester, brauchst du eben nicht!

Elegie.

Herz um Herz.

Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb!
Ich sahe sie, als sie die Heerden
Hinunter am Bache der Ulmen trieb:
Da wünscht' ich, ein Lüftchen zu werden,
Zu bestreuen mit Blumen den Schäferhut,
Der die Stirn ihr bedeckt in der sonnigen Glut.

Ich sahe sie gestern im tanzenden Spiel,
Wie schön sie die Reihen durchirrte;
Und als nun ihr Blick auf den meinen fiel,
Wie reizend sie alles verwirrte;

Da beneidet' ich jegliche Blum' im Kranz,
Der die Maid' ihr berühret im fliegenden Tanz.

Um Ihr nur stürmet mein liebender Sinn;
Mein Aug' ist für alles verblendet.
Wie hat mir die liebliche Räuberin
Das Herz aus dem Busen entwendet!
Du Entwenderin, blieb ein Gewissen dir:
Dann, so gibst du dein Herz für das Meinige mir!

Ida.

Die Verwirrung.

Wer ſagt mir nur, woher es kam?
Es macht' in dem Tänzerwirre
Ein einziger Anblick mich irre:
Da wollt' ich vergehen vor Schaam.
Wer ſagt mir, wie das kam!

Iſt wieder Tanz: ich gehe nicht!
Und ſchlägt man die Augen auch nieder:
So heben ſie dennoch ſich wieder;
Das giebt nur ein dummes Geſicht.
Nein, nein! ich gehe nicht!

Jedoch verſchworen ſoll's nicht ſeyn;
Oft ließ ja die Mutter mich hören:
„Man ſoll und man darf nichts ver-
ſchwören!“
Das bringt oft die bitterſte Pein.
Verſchworen ſoll's nicht ſeyn!

Lied der Schweſtern.

Das Taubenpaar.

Wir ſtehen hier, und ſind bereit,
Zu ſingen unſer Märchen,
Von einem, um die Frühlingszeit
Entflohnen, Taubenpärchen.

Die ſtill im Herzen Braut ſich weiß,
Ihr ſey das Lied geſungen;
Auch wird ein junges Myrthenreis
Ihr in das Haar geſchlungen. —

Es war ein kleines Schäferhaus,
Das Epheulaub umwebte;
Da flog ein Täubchen ein und aus,
Mit der, die drinnen lebte.

Es girrte, ward der Morgen wa
Die Hirtin aus dem Schlafe,
Und folgt' ihr treu und treuer nach,
Als eines ihrer Schaafe.

Gern mocht' es ſich auf ihrer Hand,
Auf ihrer Schulter wiegen,
Und ſtrebte nie, hinaus in's Land,
Durch Buſch und Feld zu fliegen.

Doch als die Maienknospe ſchwoll,
Da ſollt' es nicht ſo bleiben;
Was ſoll und muß, und muß und ſoll,
Wer mag das hintertreiben!

Ein ſchöner Tauber flog auf's Dach,
Der Hütte gegen über,
Das Täubchen drinnen im Gemach,
Das ſchaut und girrt hinüber.

Nun hat es fürder keine Ruh,
Es fühlt ſich hingezogen.
Das Täubchen hier — das Fenſter zu —
Der Tauber weggeflogen! —

Das Fenſter auf — der Tauber kam,
Wir wiſſen nicht, von wannen;
Er frieſte, girrte, lockt', und nahm
Das Täubchen mit von dannen.

Wer iſt, die heimlich Braut ſich weiß?
Ihr ſey der Kranz geſchlungen!
Du, Ida, nimm das Myrthenreis!
Dir iſt das Lied geſungen.

Ida.

Anklage.

Mich liebet Alexis, das ſingt mir ſein Lied,
Das tönt mir ſeine Laute,
Die ach! das Geheimniß dem Echo verrieth,
Und jedem Hain vertraute.

Die Schwätzerin Echo hat's weiter geſagt,
Das war wohl nicht von Nöthen;
Nun werd' ich von Allen gefragt und geplagt,
Und muß ſo oft erröthen.

Dahin iſt mein ſüßes Geheimniß fortan,
Iſt ach! nicht mehr das meine;
Und ſchauet mich fragend die Mutter drob an:
So ſteh ich da und weine.

Mir kam von Alexis das Unheil daher,
Das oft mich heimlich quälte.
O sag es ihm, Schwester, wohl zürnt' ich ihm schwer,
Wenn mir's an Zorn nicht fehlte!

Vernehm' ich die Töne des Sängers von fern,
Im Spiel des Wiederhalles:
Dann werd' ich vergnügt, und verzeihe so gern
Ihm und dem Echo alles.

Alexis.

Widerruf.

Du Mädchen der Liebe, erröthe Du nicht,
Wenn zu laut dich dein Schäfer bekennet,
Und dem Echo, das hinter den Bergen dort ſpricht,
Den Nahmen Ida nennet!

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,
Wenn geheim die harmoniſche Laute,
Die ſich gern mit den flüſternden Lüftchen beſpricht,
Dein Lob dem Hain vertraute!

Horch, Mädchen der Liebe! die Nachtigall ſingt;
Sie vermag ja nicht, länger zu ſchweigen;
Sie erzählet, was innig ihr Weſen durchdringt,
Herab von grünen Zweigen!

Horch, Mädchen der Liebe! was flüſterte dort,
Wie die Stimme der einſamen Stille?
O, ſo leiſe vertrauet ihr zärtliches Wort
Dem Hain die Abendgrille!

Horch, Mädchen der Liebe! dort ſäuſelt ein Hauch,
Wie das holdeſte Liebesgekoſe,
Dort erzählet ein Lüftchen dem nickenden Strauch
Von ſeiner liebſten Roſe.

Wenn Alles und Alles ſein Liebchen beſingt:
O, ſo darf ich das Schweigen wohl brechen,
Und von dem, was mein innerſtes Leben durchdringt,
Zu meiner Laute ſprechen!

Drum, Mädchen der Liebe, was zürneſt du dann,
Wenn zu laut dich die Töne bekennen? —
Doch geheim ſoll dein liebender Schäfer fortan
Dich ſeine Blume nennen.

Nun ſingt er: „Mir blühet ein Blümchen ſo ſchön,
Ich erkenn' es an lieblichen Zeichen,
Es erzeugen die Gärten, die Thäler und Höh'n
Wohl nimmer ſeines Gleichen.

Ich wünſche des Tages unzählige Mal,
Dahinab zu der Blume zu gehen;
Sie erblick' ich im Sonnen- und mondlichen Strahl,
Kann mich nicht müde ſehen.

Sie trägt auf den Lippen ſo lieblichen Duft,
Wie die Worte der ſanfteſten Liebe;
O, wüßte ich wohl, wäre ich fliehende Luft,
Wo ich am liebſten bliebe!" —

Was fraget ihr Hirten? — Daß Ida ſie heißt,
O das darf ich euch, Hirten, nicht ſagen!
Darum müßt ihr, wenn feiernd die Laute ſie preiſt,
Mich lieber gar nicht fragen!

Ida.

Das inwendige Auge.

Heute — Schweſter, laß dir's ſagen!
Heute — welch ein guter Stern!
Sah ich, nach zwei langen Tagen,
Ihn — du weißt ſchon wen — von fern.

Alles ließ ich ſtehn und liegen,
Wie bezaubert, eilt' ich fort,
An die offne Thür zu fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter wurde hitzig:
„Sag mir," rief ſie, „was beginnt?
Läufſt du doch, wie aberwitzig,
Alles nieder! biſt du blind?"

„Mutter," ſprach ich, „in den Jahren,
Wo man ſich nicht recht beſinnt,
Haſt du manches Leid erfahren;
Warſt du nie ein wenig blind?

Schweſter, ſo iſt mir geſchehen! —
Nahes liegt mir, wie verdeckt,
Und das Ferne kann ich ſehen,
Wenn's auch hinter Bergen ſteckt.

Jeder Menſch hat ſeine Gaben.
Glaub'! ich muß, ſeit irgend wann,
Hier ein Aug' inwendig haben,
Das durch Berge ſchauen kann.

Trotz Erröthen und Erblaſſen,
Sieht und ſieht man ſich nicht ſatt:
Kann man doch das Sehn nicht laſſen,
Wenn man einmal Augen hat!

Alexis.

Die Bannung.

Ich ging am Kirchhof-Thor vorüber,
Mit festem Schritt und rasch und dreist,
Mit Mühe nur konnt' ich hinüber;
Mich hielt an den Ferſen ein Geiſt.

Nun ſagt mir, was an Ida's Fenſter
Mich zögernd nur vorüber läßt?
Da walten doch keine Geſpenſter;
Doch hält mich auch dort etwas feſt.

Ida.

Das böſe Band.

Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Das Gewiſſen hat zu büßen,
Was ein ſchwaches Herz zerbricht.
Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Ihr entkommt die Sünde nicht!

Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Hätt' ich nicht das Band genommen,
Welches von Alexis kam!
Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Mutter weiß nicht, daß ich's nahm.

Doch ſie muß und ſoll es wiſſen!
Raſtlos quälet das Gewiſſen;

Meine Ruh' iſt mir entflohn.
Alles ſoll die Mutter wiſſen!
Was ich thun will, weiß ich ſchon.

„Mutter," ſprech' ich, „dort im Kaſten
Liegt das Band; ich ließ es raſten,
Nimmer ſchmückte mich es noch.
Barg ich auch die Sünd' im Kaſten:
Ach! im Herzen blieb ſie doch.

Büſſen will ich meine Sünde;
Was dein Zorn mir auch verkünde:
Jede Strafe nehm' ich an,
Wenn ich, frei und ohne Sünde,
Nur das Band behalten kann!"

Ida.

Die Verſöhnung.

Hört mich an, was ich verkünde!
Wißt, Alexis Band iſt mein!
Heimlich, war es halb der Sünde;
Nun gehört es mir allein!

Froh bin ich, wie meine Lämmer!
Schweſtern, hat mich's nicht verſchönt,
Was mich froher macht und frömmer?
Mein Gewiſſen iſt verſöhnt!

Weiß nun wieder, was ich tauge,
Kann nun wieder voll Vertraun,

Und mit offnem, freien Auge,
Hell in's heitre Leben ſchaun.

Heute ſollſt du, Band, mich ſchmücken,
Meine ſchönſte Zierde du!
Nicht mehr deck' ich mein Entzücken
Mit dem Augenliede zu.

Leicht iſt alles, was ich thue,
Denn mein Herz iſt minder ſchwer;
Alles kam — nur nicht die Ruhe,
Ach! die kommt wo anders her.

Alexis.

Das Wunderband.

Du weiser Mann aus Morgenland,
Sey abermals gepriesen!
Wohl hat dein, mir geschenktes, Band
Sich wundervoll erwiesen.

Die Hirtin trug es an der Brust;
Nichts konnt' ihr schöner stehen;
Die Lüfte säuselten vor Lust,
Es hin und her zu wehen.

Es war, als ob sie nur zu ihr
So liebezärtlich flögen.

Ich hätte wohl — so wünscht' ich mir —
Mit ihnen flattern mögen!

Geschmückter sah ich Ida nie,
Nie siegender, als gestern.
O Wunderband, wie strahlte sie
Hervor aus ihren Schwestern!

Ein mildes Wesen ließ fürwahr
Die Kraft in dir erwachen,
Mich glücklicher, als je ich war,
Und schöner sie zu machen.

Alexis:

Die Verwandlung.

Wie bin ich einſt, ſo froh und frei,
Durch's Leben hingezogen,
Und raſch vorbei geflogen,
Vor Kummer und Sorge vorbei!

Es konnte meinen Flüchtlingsſchritt
Die Freude ſelbſt nicht hüten;
Ich flog durch ihre Blüthen,
Und nahm ſie im Fluge nur mit.

Vorbei und fort mit friſchem Sinn
Und wildem Jünglingstriebe:

So ſtreift' ich an der Liebe,
Wohl näher, doch leiſe nur hin.

Ach! ein Mal ging es ſo vorbei,
Dies wechſelnde Verlangen,
Es blieb an etwas hangen:
Ich bin, was ich bin, nur nicht frei!

Nichts kann und ſoll von dieſer Flur
Den Schäfer mehr vertreiben;
Wir müſſen nun ſchon bleiben,
Ihr Schaafe, gewöhnet euch nur!

Lied zweier Schäferinnen.

Die Liebe.

Ida ist, wie sonst, nicht mehr,
Sucht entlegne Felder,
Sucht und liebet nichts so sehr,
Als die Nacht der Wälder.

O, wie war es anders doch
In den schönen Jahren,
Als wir Alle Blumen noch
Unter Blumen waren!

Unsre Freuden sucht sie nie!
Machte das die Liebe:
Sie verdiente, daß man sie
Aus dem Herzen triebe!

Ida.

Die Hoffnung.

Fragt mich nicht, was will dein Wille?
Glaubt, ich weiß nicht, was ich will!
In der Hütt' iſt mir's zu ſtill,
Draußen ſucht mein Herz die Stille.

Unter hellen Mädchenſcherzen,
Folg ich ſingend durch den Hain.
Immer wollt' es Sonntag ſeyn
In dem kleinen frohen Herzen.

Ihre ſchönſten Blumen gönnte
Mir ſo gern die liebe Flur;
Meine Kränze welkten nur,
Daß ich neue winden könnte.

Jetzt beſchleichen mich oft Thränen,
Fallen nieder auf das Gras,
Wo mein Schäfer ſtand und ſaß;
Und mir bleibt ein ſtummes Sehnen.

Wenn die Mutter nicht mehr ſchälte,
Glaubt' ich, würd' es anders ſeyn;
Dennoch wechſeln Luſt und Pein,
Wie im Fieber, Hitz' und Kälte.

Unbeſtändig, wie die Kinder,
Will ich dieß und wieder das,
Und mich treibt, ich weiß nicht, was?
Und wohin? weiß ich noch minder.

Nimmer gäb' ich — ſollt' ich's können
Einem Feinde ſolche Pein!
Und — wer faßt es? — ihm allein
Möcht' ich ſolchen Zuſtand gönnen.

Ja ſo iſt es! irrend wanken
Meine Sinne, wie im Traum,
Auch mein Herz, ich traz' es kaum,
Und da ſteh' ich in Gedanken!

Von Gedanken hört' ich ſagen,
Dachte nichts — ich armes Kind!
Weiß nun, was Gedanken ſind,
Um mit ihnen mich zu plagen.

Das empfinden meine Heerden.
Geht, ihr Heerden, geht nur hin!
Wenn erſt ich was anders bin:
Wird wohl alles anders werden.

Alexis.

Die Huldigung.

Ja, wär' ich ein Vogel: ich zöge
Nicht mehr durch Flur und Hain;
Ich weiß wohl, was, — ich flöge
Zu Ida's Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen
In's kleine Gitterhaus;
Da sehnte mein Verlangen
Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,
In Ida's Kreis gebannt,

Von ihren blonden Locken
Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, ſo oft ſie es wollte,
Mit ihr wohl aus und ein;
Die ſchöne Hirtin ſollte
Ganz meine Herrſcherin ſeyn.

Ode.

Die Blumenkönigin.

Sommerlüfte wehn
Um den Morgenkranz;
Meine Blumen stehn
All' in vollem Glanz.

Herrlich blühet rund
Um mich her der Raum,
Festlich schön und bunt,
Wie ein Mädchentraum.

Blumen mancherlei
Blühen her und hin;
Aber Eine sey
Blumenkönigin!

Seht, ihr Blumen, seht!
Blüht nicht mein Gesicht,
Wie ein Lilienbett
Unter Rosenlicht?

Schöne Blumen, sprecht:
Meint ihr nicht? Ich bin,
Wohl mit vollem Recht
Eure Königin.

Ihr bekränzt mich reich.
Seyd dafür geliebt!
So regier' ich euch,
Bis sich was begiebt.

Ist Alexis mein:
Dann nicht Königin!
Dann bin ich nur sein,
Seine Schäferin!

Klexie.

Luſt und Schmerz.

Was in der Bruſt,
So ſanft es auch beginnet,
Wie Schmerz und Luſt,
Aus Einer Quelle rinnet;

Wie Luſt und Schmerz,
Im raſchen Wechſeltriebe:
Das iſt, o Herz, —
Ach! ich erfuhr es — Liebe!

Klerie.

Die Aussicht.

So treib' ich immer nach jenen Höhen,
Vorbei an schöner'n Blumenau'n;
Dort eben könnt' ich Laye stehen,
Um hin nach der einzigen Gegend zu schau'n.

Hin nach dem Hüttchen im grünen Garten;
Im Garten geht die Schäferin,
Der Blumen, die sie hat, zu warten:
Da wohnt mein Gedanke, da wandelt mein Sinn.

Ihr Schaaf indeſſen vermiſſet die Weide,
Die ſüße Weid' am friſchen Rain!
Fürwahr! es iſt wohl keine Freude
Die Heerde des liebenden Schäfers zu ſeyn!

Ide.

Die Rose.

Nicht für das Liebgekose
Von Laub und Lüftchen blühst du hier!
Nein, holde, junge Rose,
Zum Busenstrauße blühst du mir!

Du reiftest wenig Wochen,
Und bist nun hell, zu Lieb und Lust,
So reitzend aufgebrochen;
Nun schmiege dich an meine Brust!

Du Zierde schöner Kränze,
Dich führ' ich bräutlich heim zur Ruh. —

Ich blühte sechzehn Lenze,
Und bin nicht minder schön, als du.

Wohl ist es doch erfreulich,
Nach einem langen Dulden, nun,
Geliebt und liebetreulich,
An einer treuen Brust zu ruhn.

Ilgria.

Die Krankheit.

Der leichte Schlafersinn,
Die heitre Seele meiner Lieder
Verstummt und liegt so schwer darnieder;
Es treibt mich her und hin.

Wie leicht entfliegt die Zeit,
Wenn Ida in der Nähe weidet;
Doch wenn sie meinen Hügel meidet,
Wie schwer entschleicht die Zeit!

Wer, was er liebt, vermißt,
Dem bringen Zeit und Stunde Qualen,
Für die in allen unsern Thalen,
Kein Kraut gewachsen ist.

Ida.

Die Heilung.

Traurig klang Alexis Lied,
Traurig und beklommen;
Was die Stimme mir verrieth,
Hab' ich wohl vernommen.

Er iſt krank! — Ich muß hinab
Zu dem Hain der Buchen,
Da, da will ich auf und ab
Junge Kräuter ſuchen.

In die Pflanzen küß' ich Kraft
Und geheimes Weſen!

O von ſolchem Kräuterſaft,
Wird er bald geneſen!

Könnt' ich — würd' es nur nicht kund —
Selbſt den Trank ihm geben:
Viel geſunder, als geſund,
Würd' er ſich erheben.

Alexis.

Die Gewalt des Blickes.

Nun weiß ich, was ein Blick vermag:
Er macht es hell in dunkler Höhle.
Sie nahte sich, da ward es Tag
In meiner finstern Seele.

Ja, wär's am Himmel, wie in mir:
So möchten alle Wolken weinen;
Es würd', auf einen Blick von ihr,
Die Sonne wieder scheinen.

Ida.

Die Sendung.

An Alexis send' ich dich;
Er wird, Rose, dich nun pflegen;
Lächle freundlich ihm entgegen,
Daß ihm sey, als säh' er mich!

Frisch, wie du der Knosp' entquollst,
Send' ich dich; er wird dich küssen:
Dann — jedoch er wird schon wissen,
Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leise, wie ein Kuß
Mit halb aufgeschloßnem Munde,
Wo mich, um die heiße Stunde,
Sein Gedanke suchen muß.

Alexis.

Das Zeichen.

Die Lieb' iſt zart und ſinnig;
Sie ſpricht durch holde Zeichen gern,
Durch Zeichen, wie Götter,
Durch Blumen und Blätter;
Sie ſpricht und verſteht ſich von fern.

Sie ſandte mir die Roſe;
Im Roſengarten denkt ſie mein!
Da treib' ich vorüber,
Dann blick' ich hinüber,
Zur Laube der Hirtin hinein!

Ein zartes Reis der Ulme,
Das ihr mein kluges Hündchen bringt,
Verkündet ihr leise,
Wer Lieder, im Kreise
Der schweigenden Ulmen, ihr singt.

Ida.

Im Garten.

Auf allen Zweigen ſingt die Liebe!
Es ruft mich in den Gartenhain,
Der rauſcht, in vollem Frühlingstriebe:
„Hinein, mein Herz, hinein!“

Da ſoll die Laube mich verſtecken,
Da will ich, vom Gebüſch umringt,
Mich fröhlich mit dem Echo necken,
Wenn's meinen Namen ſingt.

Das Echo liebt' ich ſo noch nimmer;
Es klingt wohl lieblich durch das Feld,

Es klingt ſo luſtig, wenn es immer
Das letzte Wort behält.

Wenn's heute, durch des Thales Krümme,
Zu meiner Gartenlaube dringt:
Dann weiß ich, welche holde Stimme
Im Ulmenhaine ſingt.

Alexis — am Ulmenhaine.
Ida — im Garten.

Wechselgesang.

Alexis.

Weißt du, Echo, welchen Namen,
Wenn du mich entzücken wolltest,
Du am hellen rufen solltest!
Ja, du weißt ihn: Ida, Ida!

Ida.

Kein Nam', o Echo, klinget,
Wenn deine Stimm' ihn singet,
So süß', als: Ida, Ida!

Alexis.

Ruf ihn hell zum Hain hinüber!
Dort in jenen grünen Hallen
Lernen ihn die Nachtigallen,
Und ſie ſingen: Ida, Ida!

Ida.

Ich weiß, wem zu gefallen,
Du in die grünen Hallen
Hinein rufſt: Ida, Ida!

Alexis.

Magſt du, ſüße Echoſtimme,
Gern mit einer Schweſter ſcherzen?
Horch! es ruft in meinem Herzen
Auch ein Echo: „Ida, Ida!“

Ida.

Dich ſollen Blumen krönen,
Weil du mit Liebestönen
Mir zurufſt: „Ida, Ida!“

Alexis.

Hellig ſoll auf deiner Klippe
Dich ein Feſtaltar erfreuen,
Blumig will ich ihn beſtreuen;
Ruf indeß noch einmal: Ida!

Ida.

Ganz heimlich will ich kommen;
Und bin ich dir willkommen:
So rufſt Du freundlich: Ida!

Ida.

Das Wagſtück.

Du, Schweſter, kennſt die Klippe,
Wo ſich das Echo regt,
Das immer auf der Lippe
Den Namen Ida trägt.

Die Mutter ſpricht: „Sie haben
An dem verruchten Ort
Ein böſes Weib begraben;
Die Falſche ſpuckt nun dort.

Der Läſterworte kamen
Von ihren Lippen viel;
Nun treibt ihr Spuck mit Namen
Und Nachruf dort ſein Spiel.

Das klinget in der Tiefe
Wohl wunderſam genug,
Als ob was Liebes riefe;
Doch alles iſt Betrug!

Drum laß dich nicht bethören
Von dieſem Greu'l und glaub':
Das Echo nah' zu hören,
Macht thörig oder taub.

Da hilft nicht Gram noch Klage,
Und fort iſt einmal fort!" —
So, Schweſter, geht die Sage;
Doch fürcht' ich nicht den Ort.

Ach! Mutter ſollt' es hören,
Wie ſüß das Echo klingt!
Wie könnt' es mich bethören,
Wenn's meinen Namen ſingt?

Auch hab' ich ja zwei Ohren!
Wenn eins nur hören kann:
So bin ich nicht verloren;
Das eine wag' ich dran!

Duett.

Alexis und Ida.

(Ohne von einander zu wissen, sie auf der einen, er auf der andern Seite mit Gesange den Hügel hinauf steigend; Beide, um ihre geweihten Blumenopfer dem Echo darzubringen.)

Alexis.

O Echo, du Tochter der heiligen Klippe,
Rufst Ida's gefeierten Namen so gern.
So zärtlich, als trüg' ihn die Lieb' auf der Lippe;
Dich höret der liebende Schäfer von fern. —
Von fern.

Ida. (mit leiſer Stimme.)

Was hör' ich? Du Tochter der heimlichen Klippe!
Wohl trägſt du den Liebeston Ida ſo gern,
Du, Schwätzerin, trägſt ihn ſo gern auf der Lippe;
Gegrüßt ſey mir, Echo! ich bin dir nicht fern. —
Nicht fern.

Alexis.

Du liebſt, auf einſamer Klippe zu wohnen;
Dort nimm dann den Altar der Weihe von mir;
Ich ſchmück' ihn mit Kronen, mit blühenden Kronen.
Vergönn' es, o Göttin! ich nahe mich dir! —
Mich dir.

Ida. (mit gedämpfter Stimme.)

Dort ſinget Alexis von blühenden Kronen!
Still, Echo! verſchweig es, ich nahe mich dir!
In Blumen ſoll Echo, die Freundliche, thronen!
Nimm gütig das Opfer des Dankes von mir! —
Von mir.

Alexis.

Ich höre die Hirtin! — hinauf zu dem Hügel!
Die liebliche Stimme, ſie tönet nicht weit!
Wer leihet der liebenden Ungeduld Flügel?
Vernimm mich, o Ida! ich bin dir nicht weit! —
Nicht weit.

Ida.

Mir rufet die Stimme! ſie naht ſich dem Hügel!
Verrathen iſt Ida! Die Stimm' iſt nicht weit!
Ich fürchte die Nähe, doch wünſch ich mir Flügel!
Wie iſt, ach! das Herz mit ſich ſelber im Streit! —
Im Streit.

Alexis.

Sie iſt es! ſie iſt es! kein lauſchender Späher!
Hier waltet die Lieb' in geheiligter Ruh!

Ida.

Mich ängſtet die Stimme! ſchon näher und näher!

Beide auf der Höhe.
(einander gewahr werdend.)

Was ſeh' ich! (o Ida,) (Alexis,) ſo nahe biſt du?

Ida.

O hilf mir, Alexis! wie ſoll ich entkommen?
So hat mich das lockende Echo bethört!

Alexis.

Nicht fliehen, o Ida! was mag es dir frommen?
Die Liebe hat deinen Alexis erhört.

Ida.

Mir hat es gerufen!

Alexis.

Mich hat es getrieben!

Ida.

Dann wurde mir bange, dann wurd' ich gerührt..

Alexis.

Sey ruhig, o Ida, wir dürfen uns lieben!
Hier hat uns das Echo zuſammen geführt.

An deine Tage, Freundin, reihe
Sich nun mein Leben an,
Das mit der Stunde dieſer Weihe
Von neuem erſt begann.

Beide.

An deine Tage reihe
Sich nun mein Leben an!

Ida.

Schon ſinkt die Sonne nieder!
Die Mutter harret mein.

Alexis.

Leb' wohl! wir ſehn uns wieder.
Ich bin auf ewig dein.

Beide.

Ich dein! du mein!

Der Geburtstag.

Und Ida flog, heiter umblühet, wie eine Alpenquelle,
Mit Liedern flog die junge Schäferin,
Von Blumenstelle zu Blumenstelle,
Durch himmelblaue Tage dahin.

In ihrer kleinen Welt braucht keine Sitte zu ändern;
Es ist ja noch alles darin so frisch, so jugendlich!
Sie spielte noch immer mit schmückenden Bändern,
Mit bunten Blumen und mit sich.

Da ging ihr etwas auf im kindlich zarten Gemüthe,

Das leis' im fliehenden Blick sich verrieth,
Und tief aus dem Herzen herauf die liebliche Wang' umblühte,
Und schüchtern die Spiele der Schwestern vermied.

Nur trieb sie die Lämmer so gern in die Nähe des singenden Hirten;
Alexis Gesang erscholl hinüber zur Hirtin am Rain.
Nun trat ihr Geburtstag, voll Rosen und Myrthen,
Bekränzt in die Hütte der Unschuld hinein.

Chor.

Da kamen dann fröhliche Knaben zum Feste,
Und Mädchen mit erlesenen Kränzen bedeckt;
Es war in den Reihen der feiernden Gäste
Ein kindlicher Gott mit Flügeln versteckt.

Einer.

Der nachgeflogne Duft von seinen Myrthenbäumen
Weht hin auf ihr Gesicht den warmen Rosenschein;
Und macht's in ihr, in ihren bräutlichen Träumen
So dunkel und hell, wie Dämm'rung im Hain.

Chor.

Geschenke bringen ihr Mädchen und Knaben,
Hier Myrthen zu Kronen — dort Blumen zum Strauß;
Leicht fühlet die Lieb', aus geopferten Gaben,
Die Gabe des näheren Herzens heraus.

Es tönen Gesänge zum fröhlichen Reigen;
Es flattert von Munde zu Munde der Scherz;

Doch was zwei Lippen so heilig verschweigen,
O das vernimmt nur ein liebendes Herz!

Einer.

Du, sanfter Alexis, du schweigst, vom tiefsten Gefühle durchdrungen:
Dieß glänzet dein Auge, das hin nach dem festlichen Mädchen nur schaut.
Sie greifet, vor allem Geschenk, nach dem Kranze, den du ihr geschlungen,
Mit der lieblich errötheuden Wonne der Braut.

Sie reicht, im vollen Seelenergusse,
Wohl Allen, nur ihm nicht, die dankende Hand:
Doch eine Schwester wird, beim innigsten, zärtlichsten Kusse,
Im schönen Irrthum Alexis genannt.

Sie geht an dem Liebling erröthend vorüber;
In der heimlichen Thräne, die länger nicht hält,
Fließt endlich des Herzens Beſeligung über.
Alexis fühlt, für wen die Thräne fällt.

Oft ſah er ihr nach auf trennender Weide;
Sein Gefühl ward Geſang, und ſie wurde gerührt,
Bis wunderbar endlich die liebenden Beide
Ein Echo der Liebe zuſammen geführt.

Er hatte ſchon lange die Hirtin erkoren;
Die Hirtin war fromm und der Schäfer getreu;
Nun war's ihr, als wäre ſie heut' erſt geboren,
So neu war ihr alles, ſo wunderbar neu!

Chor.

Und alle Gefühle des Herzens erklangen,

Einer.

Wie Echogetön im ſchallenden Hain.
Da ſangen die zärtlichen Lippen, ſie ſangen:

Chor.

Es iſt doch köſtlich, geboren zu ſeyn!

Einer.

Und röther glühn auf der Wange die Flammen!
Nun naht ſich die ſörgliche Mutter, und legt
Die Hände der Liebenden ſegnend zuſammen;
Und alle Herzen ſind innig bewegt.

Chor.

Wohne, fromme Hirtin, wohne,
Wo mit dir die Liebe wohnt!
Weihe deine Myrthenkrone!
Liebe opfert, Liebe lohnt.

Alexis.

An deine Tage reihe
Mein Leben ſich fortan!
Froh ſtimmen wir nun an
Das Bundeslied der Weihe.

Beide.

Das Bundeslied der Weihe.

Bundeslied.

So laß uns dann
Getreſt fortan
Uns Lieb' um Liebe geben,
Und, immer neu
In Lieb' und Treu'
Ganz für einander leben!

Im Huldverein
Soll unſer Seyn
In einen Kranz zerfließen!

Und iſt er voll,
Dann endlich ſoll
Vergißmeinnicht ihn ſchließen!

Doch nein! ich kann,
Ich will alsdann
Nicht ohne dich mehr leben!
Es würde mich,
Ach! ohne dich,
Ein todtes Seyn umgeben.

So finde mich,
Beglückt durch dich,
Noch meine letzte Stunde;
Nur falle ſie,
Spät oder früh,
In deine letzte Stunde!

Chor.

So empfangt, was die Etuvien euch
geben,

Und genießet den frohen Empfang
Nur die Liebe gestaltet das Leben
Zum harmonischen Wechselgesang.

Berichtigung.

Seite 69 Zeile 3 von oben, statt:
Ach! ein Mal ging es so verbey,
lies:
Ach! ein Mal ginge nicht so verbey,

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Erstes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

KŒNFRIED
UNIVERS.
ZV HALLE

Vorrede.

Dieſe neue, wohlfeile Ausgabe der geſammelten Poeſieen meines verehrten Freundes iſt durch einen, in Grätz erſchienenen Nachdruck veranlaßt worden, welcher jeden rechtlichen Mann, dem ein Urtheil in ſolcher Angelegenheit zuſteht, mit ganz beſonderem Unwillen erfüllen muß.

Mit jenem Nachdruck iſt nemlich nicht allein, in merkantiliſcher Hinſicht, das Eigen-

thumsrecht des Verfaſſers und der rechtmäßigen Verlagshandlung verletzt, ſondern es iſt dem Verfaſſer, mit unverzeihlicher Eigenmächtigkeit, auch das noch böſere Unrecht zugefügt worden, daß in jene Ausgabe Sachen aufgenommen worden ſind, deren einſtweilige oder gänzliche Verwerfung der Verfaſſer durch die Weglaſſung derſelben aus der erſten Ausgabe ſeiner geſammelten Poeſieen (von 1823) auf das deutlichſte ausgeſprochen hat.

Wenn ein Schriftſteller, wie Tiedge, aus verſtändiger Achtung gegen das Publikum und gegen ſich ſelbſt, es ſich zur Pflicht macht, nur das in eine Sammlung ſeiner poetiſchen Arbeiten aufzunehmen, was er, nach dem Standpunkte, auf welchen ihn eine größere Reiſe emporgehoben hat, ſeines Namens und einer längeren Aufbewahrung für nicht unwerth hält,

und dagegen gänzlich vergessen zu lassen wünscht, was er als zu flüchtige, unreife Jugendarbeit, oder auch aus andern Gründen, verwerfen zu müssen glaubt: so kann es kaum eine ärgere Versündigung an einem solchen Manne geben, als die ist, wenn ein unberufener Mensch, nach eigner, unverständiger, gemein-eigennütziger Willkür, Sachen, die vor 30, ja mehr als 40 Jahren gedruckt wurden, und zum Theil nicht einmal als die seinigen anzusehen sind, durch einen neuen Abdruck wieder ans Licht zieht! — Schlimm genug, wenn nach dem Tode eines Schriftstellers die hungrige Gewinnsucht oder der blinde Unverstand sich solche Dinge erlaubt, welche die Manen eines ausgezeichneten Mannes beleidigen müssen; aber doppelt und dreifach arg ist es, wenn solcher Unfug, mit roher Rücksichtlosigkeit, sogar unter den Augen eines noch Lebenden ge-

ſchieht! — Das iſt ärger, als der gewöhnliche Nachdruck, iſt faſt ſo arg, als ſchmähliche Verfälſchung der Arbeiten eines Schriftſtellers. —

Um dieſer, von dem Grätzer Nachdrucker begangenen, Verſündigung aber auch noch die Albernheit beizugeſellen, hat er ein ganzes Bändchen ſeiner Ausgabe mit den Gedichten der Frau von der Recke und der Frau von der Lühe gefüllt, und ſie unter dem Titel von Tiedgens Werken mit in die Welt geſchickt, weil dieſer ſie mit einer Vorrede herausgegeben hat!*) Kaum würde ich an ein ſo

---

*) Auch ein ganz elender Kupferſtich, welcher, in widriger Karrikatur, Tiedge's Bild vorſtellen ſoll, iſt jener Nachdruck-Ausgabe als würdige Zugabe beigefügt.

widersinniges Verfahren haben glauben können, wenn ich mich nicht mit eignen Augen davon überzeugt hätte.

Im Namen meines Freundes, und dringend von ihm aufgefodert, erkläre ich daher, daß jenes Verfahren für ihn eine der empfindlichsten Kränkungen ist, und daß er nur das, was in diese, mit seiner Zustimmung geordnete, Ausgabe aufgenommen ist und ihr, vielleicht bald, ergänzend hinzugefügt werden wird, für seine Arbeit noch anerkennt, und daß er dagegen gänzlich verwirft, was von veralteten, längst vergessen gewesenen und ihm nicht anzurechnenden Sachen, ganz gegen seinen Willen, durch jene Nachdruck-Ausgabe wieder bekannt zu machen, versucht worden ist. —

Ausdrücklich habe ich hier noch zu erwähnen, daß Manches, woran Tiedge nur geringen,

oder gar keinen ſchriftſtelleriſchen Antheil hatte, und was er nur aus Gefälligkeit zum Abdruck in Zeitſchriften beförderte, oder was auch von Andern, ohne ſein Wiſſen, dazu befördert wurde, wider ſeinen Willen unter ſeinem Namen abgedruckt worden iſt. Niemand alſo, als er ſelbſt, kann ſein wirkliches geiſtiges Eigenthum von ganz und halb fremder Arbeit ſondern, und es geſchieht ihm entſchieden Unrecht, wenn Alles, was früher unter ſeinem Namen gedruckt worden iſt, ihm angerechnet, oder gar aufs neue in Umlauf geſetzt wird.

Jenen Sammler, wenn er auch einer verdienten obrigkeitlichen Züchtigung entgeht, wird daher der Unwille Aller, die den Verfaſſer ehren, und denen Recht und Unrecht nicht gleichgiltig iſt, ſtrafen. —

Schlüßlich bemerke ich noch, daß alle in die gegenwärtige Ausgabe aufgenommenen Gedichte, die in der Ausgabe von 1823 noch nicht befindlich waren, in den voranstehenden Verzeichnissen mit einem * bezeichnet sind. Schon durch das Hinzukommen dieser, zum Theil bereits in Zeitschriften, zum Theil noch nirgends gedruckt gewesenen Sachen wird diese rechtmäßige Ausgabe an echten und anerkannten Arbeiten nicht unbedeutend vollständiger, als jene, ungebührlich zusammen gerupfte, auf dem Titel als die vollständigste bezeichnete, Nachdruck-Ausgabe. Auch steht zu erwarten, daß in einem oder ein paar nachfolgenden Bändchen nicht nur mehrere neue und ältere, umgearbeitete Sachen, sondern auch eine Biographie des Verfassers, der, außer

seinen näheren Freunden, auch Tausenden von Lesern so werth geworden ist, früher oder später erscheinen werde.

A. G. Eberhard.

Urania

ein

edicht in sechs Gesängen.

An

meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weiſen,
Den heut' in Emma's Hain ein ſchöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preiſen;
Dir, Freund, der zwiſchen zwei Unſterblichkeiten ſteht,
Mit einem Kranz, der in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeiſtrung angeweht,
Die Muſe Halladats um Deine Stirn ge-
gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieſes Lied von Gott und der Unſterb-
lichkeit.

Tiedge.

Die Weih.

Ich weih' im Thale den tiefſten Hain,
Daß ſeine Beſchattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der ſeligen Stille.

Es iſt ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüſternde Lauben umgrünen;
Da iſt mir am blühenden Roſengeſträuch
Ein weihender Engel erſchienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n, schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

„Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst Du dem himmlischen Reigen!" — —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
„Urania!" scholl's in den Zweigen.

„Gebeutst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, Dir
Der einsame, trauernde Sänger."

Und sanfter fieß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf,
Entfesselt hinüber ins Freie.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleiern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feiern.

Inhalt

des ersten Gesangs.

Der Zweifler schaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstreuungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine Tröstungen, seine Ruhe zurück. Verluste, welche die zartesten Seiten des irdischen Daseyns verwunden, stellen seine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth seinem Gedränge niederschlagender Wahrnehmungen hingiebt.

In solchem Zustande der innern Zerrissenheit entwickelt sich der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Die in der Naturwelt uns begegnenden, Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der sittlichen Welt, beugen ihn schmerzlich darnieder, entkräften seine freudigste Hofnung und treiben die gedrängstete Seele in sich selbst zurück.

Hier erscheint ihr das eigene Daseyn, als ein verwickeltes Räthsel. Sie überschauet mit Wehmuth den Gang ihres irdischen Lebens, welches mit bald dahinsinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder sind die edelsten Denkmale im Nachlasse der Tugend. Umsonst ist

unser Forschen, unser Streben nach vollständiger Erkenntniß und befriedigender Glückseligkeit. — Was sollen uns nun Bedürfnisse, die über dies Daseyn hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn einem vielfachen Tode Preis; und wie quälend ist die hofnungslose Sehnsucht nach einer freuden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anräth. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte, Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Zirkelganges vom Entstehen und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hofnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Foderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes, Wesen anzusehen. Dennoch fodert eine innere Stimme von ihm die Tugend; er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offnem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hofnungslos nach Zuversicht schmachtet.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hofnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart unrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag ſchon hell und heller,
Nur auch wüſter, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest Du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hofnung nur gieb mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,

Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.
Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabzypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben! —
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich!" —
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,

Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne!
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Seyn und Werden! seyd ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasieen untergehn?" —

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun

Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnt' im Menschen Gott den Durst entflammen,
Der für Wahrheit brennt, und grausam ihn
Zum Verschmachten dann so tief verdammen?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?
Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hofnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen:
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.
Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir

An der Kuppel dieſes großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, der durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme?
Hier im Säuſeln, das durch Myrten ſchlüpft?
Sieh! am Himmel leuchten tauſend Sonnen
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinan;
Aber blick' auf unſre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löſet hier in Graun und Nacht ſich auf,
Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreit im tiefzerrißnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,
Strahlt ſie nicht hinweg aus dieſem Volke,
Welches ewig, ewig ſich zerſtört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Iſt ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?

Elend ſeufzet dort in dunkler Kammer!
Laſter ſtehen, wo die Tugend fällt!
Iſt ein Gott? und ſo zerdrückt von Jammer
Die hinausgeſtoßne Welt?
In Zypreſſen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unſchuld trägt die Strafe der Verſchuldung!
Edle darben, und es iſt ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgeſetzte Kinder?
Fielen ſie auf keinen Pflegeſchooß? —
Aber ſieh! es leuchtet, ſtill und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze.
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Dennoch, tief verhüllt und leiſe,
Schreitet eine finſtre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weiſe,
Für die Weisheit zu ſehr Ohngefähr.
Ja! das iſt die Macht, die feindlich
Unſern ſchönſten Traum zerſtören darf;
Die den Kranz zerreißt, den ſtill und freundlich

Zarte Lieb' in unſer Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unſre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?"
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein verſöhnendes Geſchick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn?
Oder wird kein Feſt der Weltverſöhnung,
Und wird nirgends Recht und Friede ſeyn?" —

Ob ein Gott ſey? ob er einſt erfülle,
Was die Sehnſucht weinend ſich verſpricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthſelhafte Seyn enthülle? —
Hoffen ſoll der Menſch! er frage nicht!

Die du ſo gern in heilgen Nächten feierſt
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Hofnung! laß, durch dich empor gehoben,

Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!
Wenn, längſt verhallt, geliebte Stimmen ſchweigen;
Wenn unter ausgeſtorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung ſitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umſchauert,
Sich auf verſunkne Urnen ſtützt.
Und blickt er auf, das Schickſal anzuklagen,
Wenn ſcheidend über ſeinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkenſaumes,
Von einer nahen Sonne, ſehn! —
Aus den Blicken dieſer Hofnung ſchimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daſeyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Troſt verkümmert.
Wenn ſie aufgeht — o wie ſtill und groß!
Wie ein Engel, ſtill und groß erſcheinend!
Was Tyrannen kalt und ſeelenlos

Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.
Süße Hofnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum,
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.

Blüten ſinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, ſo die Höhl' umranken.
Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben ſeine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle eh' ich war;
Iſt der Schritt zum Nichtſeyn nicht derſelbe,
Der der Schritt vom Nichtſeyn iſt?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und ſcheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Geſpenſt?
Frage dich, ob du den Mann noch kennſt,
Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rafen uns begräbt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.
O, Natur! an deinem Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbſt der Tugend heilige Ereyhöen
Bringt ſie dir, zu ihrem Opfern, dar! —

Armes Daſeyn, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Eingeweiht zum Lichtgenoſſen,
Fragt der Forſcher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber ſieh! der Himmel iſt verſchloſſen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir ſpähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüſte ſtarrt um unſre Bahn;
Und am finſtern Eingang dieſes Lebens
Harret ſchon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthiſcher Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —
Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfſt du deinen Schatten uns herab!
Dunkel ſpiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, ſich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem ſtürmevollen Buſen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:

Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“ —
Einen Frieden im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtsein zu bekränzen;
Ich kann nicht so gleichreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal aufgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerſtörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichſten Weiheſtunden!
In die Luft verkleidet ſich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Roſentage
Flattert ſelig der bekränzte Scherz;
Dort ſich hin! am ſtummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaiſtes Herz! —
Lieb' und Freundſchaft! müßt ihr ſo verſchwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dieß Emporſchaun von dem engen Thale,
Iſt es Wahnſinn? iſt's ein Flug im Traum! —
Und doch leuchtet's oft in dieſem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber ſtrahle.
O, der edle, hohe Tugendſinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entwall,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es ſoll?

Sieh es an! sein Liebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Traumenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn!" —
Mag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor die steht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend," spricht das Leben
Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!"
Ja, der Lufthauch, der den Halm umschmeichelt,
Heb das Köchlein einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose bleicht,

Drang, als Scheidewand', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.
Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüthen?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie fällt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?
Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig drängt uns durch Lust und Schmerz;

Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Zeitgenoſſen
Sich an andre Thatgenoſſen an.
Wenig von dem Mann, den wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Pedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Furiden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß;
Mußte — denn er hört vor dem Grimme,
Der ihn aufſtürmt, keine ſüße Pflicht,
Hört nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!
Welch ein Widerſtreit der Kräfte,
Der den Willen hier- und dorthin reißt!
Iſt es Ebb' und Fluth der Leidenſchaften?
Iſt es Körper oder Geiſt?

Iſt der Menſch an's große Rad gefettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber dreht:
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend
Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heilge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.
Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals, ihren Phantaſien
Hingegebene Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos,
Iſt der Geiſt, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich ſiegt,

Oder ob's ein Raſender zertrümmert,
Durch das weite Leben fliegt.

Rauſchen hört der Menſch die dunkle Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felſen hebt, und Felſen niederſchlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weiſern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Eine leiſe Stimm' im Herzen ſpricht's.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern,
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh'! da ſteh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beſchneiter Bahn;
Und in einem wüſten Ocean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn;
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht!

Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht!

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſt's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht tief in's Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher ſeyn? —

Heilge Nacht! du führeſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Iſt hienieden alles Traum?
Traumgeſtalten gleich, dahingeſchwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, ſcheidend, an der öden Gränze
Dieſes Lebens nieder legt?

Ruhe, dich! dich ſuch ich, holder Friede!
Suche dein Geſtirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde
Schließt dein Pilger ſeinen Lauf.

Inhalt

des zweiten Gesangs.

Vorüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu dringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren beseligenden Gesichtskreis hat. Eine solche Beseligung würde er verlieren, wenn er eine der Stufen überspränge: und so hebt sich der Wunsch, die reine Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich; die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene, Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten, wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Seyn gegründete, Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Urseyn voraussetzt.

Lebhaft spricht dies höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und im

ſert ſich beſonders tief ergreifend in dem Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die ſittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die früheſten Tage der Menſchheit zurück: und wir ſehen, wie mit dem erſten Erwachen des Bewußtſeyns in des Menſchen Bruſt der Glaube an ein höchſtes Weſen erwachte, den ſpäterhin in beſtimmteren Formen das ägyptiſche Prieſterthum pflegte. Ohne dieſen Glauben — welche Ausſicht des Lebens! welches Geſchenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu ſehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung deſſen, was recht iſt, nicht gefodert werden. Von einem Gotte iſt Herſtellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieſer Vorausſetzung, die ſich ſo unmittelbar, ſo unwiderſtehlich uns aufdringt, die uns ſo unentbehrlich iſt, ſind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzuſehen; und jede Anſicht des Lebens heitert ſich auf. Dieſem angebornen geiſtigen Lebensbedürfniſſe, dieſer innerſten Mahnung, die aus des Bewußtſeyns heiligſter Tiefe herauf tönt, ſchallet aus der, uns umgebenden, Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, beſonders wenn ſie uns zur Betrachtung des geſtirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und die Erſcheinungen der Natur ſind leere Träume. Selbſt höhere Geiſter können dieſen Glauben nicht entbehren.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu schau'n, in's Heiligthum der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit,

Nicht löſchen, ihn nicht tödten; nein,
Entflammen ſoll ſie tief in uns den Geiſt des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus ſeyn.
In labyrinthiſchen Gewirren
Schwankt ungewiß der Menſch dahin:
Und dieß, dieß iſt ſein Rang; nur er, der dieſen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Menſch kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf ſie ſelbſt der Kranz ſeyn wollen?
Genug, auch ſie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenſtaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menſchen dieſe Weſenfülle,
Um die der Geiſt der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, ſchwebt.
Dank der verborgnen Hand, der unſre Tag' entquillen,
Daß ſie das Licht von fern uns ahnen ließ!

Nicht der Beſitz, nur das Enthüllen,
Das leiſe Finden nur iſt ſüß.
Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensſtelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine ſolche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verkörre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn, uns führt?
Es ſey, daß du ein Mal durch jene Sonnenferne
Zur Welt des Sirius hinüber flogſt:
O, dann verſchmähteſt du das Heil auf unſerm Sterne;
Dann ſchliefe, was du hier erzogſt,
Dann ſchliefe noch, verhüllt im Kerne,
Der Gartenhain, voll Blumenphantaſie,
Voll ſtiller, ſüßer Laubenkühle;
Und — was nur dieſer Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.
Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfaſſen könnte:

Was würd' es um die Wahrheit seyn?
Verdiente sie das Glutgeloder
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt ihr Umfang kleiner —
oder
Du, Mensch, du müßtest größer seyn.
Und dieß, dieß forderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!" —
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn:
Auch du bist ihr geliebter Späher;
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer
Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner
Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugend-
kreises,

Der, tief in ſeinem Schooß, ein leiſes
Vollendungsahnen heilig nährt.

Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten überſäte, Flur.
Vollendung unſers Seyns, was wäre ſie? Vernichtung!
Sich ſelbſt erſchöpft erſchöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.

So flögſt du dann umſonſt von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Löſungswort des großen Räthſels nie!

Wer mag das große Buch des Weltenraums entſiegeln?
Vor welchem Geiſt erſcheint die Wahrheit klar und rein? —

Von dem ſie ausgeht, Freund, wie Weltenſonnenſchein;
In einem höchſten Schaun muß ſich die Wahrheit ſpiegeln;
Enthüllt erſcheinet ſie vor einem höchſten Seyn.
Ein Urſeyn iſt, worin ſich alles Seyn entfaltet,
Aus einem Urſeyn tritt geſtaltet
Ein jedes Seyn hervor in das Gebiet der Zeit:
Dieß Urſeyn nennſt du Gott: er waltete und waltet
In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —
„In Liebe, Licht und Recht?" — ſo fragt die düſtre Klage —
„Wer," ruft ſie aus, „wer mag, Verzweiflung dir entfliehn?
Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage
Zerſtörend hin durch unſre Hütten ziehn?"

„Es iſt kein Gott!" — Mit tauſend Uebeln ringend,
Stürzt der gequälte Menſch in's öde Nichts hinab;
Und ſchweigend fliegt die Zeit, ſich auf und nieder ſchwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!

„Es iſt kein Gott!" — ſo ſchrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und ſchallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingeſtürzte Hütten!
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord!
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben aus zu ſchütten!
Das Heiligſte verhöhnte wilder Spott! —
O Harmonie der Welten! iſt ein Gott?
Iſt ein Gericht, und darf's der Frevel ſo verhöhnen? —
Da ſcholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeſchränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne verſöhnen." —
„Was iſt das Ganze?" fragt das tief zerrißne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von ſeinem Schutz verlaſſen!"
Und auf zum Himmel blickt der ſtarre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will er faſſen. —
Ach! führet denn kein Laut im Menſchen auf die Spur,

Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?
Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie
Durch's offene Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist: „Vielleicht."
„Ach! nur vielleicht!" Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.
So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonien,
Die fern ein höchstes Seyn uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das, hinter diesen Erdentagen,
Wie durch zerrißne Wolken bricht.

Ein Strahl von dieſem Licht fällt in das innre Leben;
Mir iſt ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungsſinn, der meinen Geiſt
Unwiderſtehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerſchaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig feſter Wille:
Und dieſer Will' iſt Gott, der hohe Weltengeiſt,
Begreiflich nur ſich ſelbſt, ſich ſelbſt erſcheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem ſich vor ihm die Geiſterwelt entfaltet.
Was heilig iſt, das Wort von Pflicht und Recht, iſt nicht
Im Buche der Natur zu leſen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menſchen ſpricht:
„Sohn der Natur, du biſt ein Sohn der Pflicht!"
Vor dieſem Rufe beugt ſich tief mein ganzes Weſen
Gott iſt es, der durch ihn zu meinem Geiſte ſpricht.
Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verſchwimme:
Geſichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geiſtesblick,

Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.
Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den inure Wahrheit auf das Leben warf;
Er birgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.
Laß unsern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüberschauen:
Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;
Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,

Die holde, pflegende Natur
Die junge Menschheit auf den Armen;
Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend streckt er seine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt,
Mit Mutterlächeln auf den Wangen,
Von frischer Blumenluft umweht,
An seinem Wiegenlager steht,
Wo sie in duftig grünen Hallen
Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,
Und Abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer singen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne
Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,
Die freudig Gottes Licht erkennt,
Und ohne Namen ihm das hohe Wesen nennt.
Dem Menschen ist, zur Pilgerschaft durchs Leben,
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mitgegeben,
Der, wo er schrecklich ihn auch mißverstand,
Doch nie und nirgend ganz aus seinem Busen schwand.

Der Glaube war's, der laut das Taggeſtirn begrüßte:
Schau Iſis Prieſter dort, wie betend er ſich weiht!
Die Sonne kommt, ſie tritt aus ihrer heil'gen Wüſte: —
Ja, das iſt Gottes Herrlichkeit!
Das Höchſte hat dem Seher ſich verkündet,
Das Heiligſte, wonach die Seele ringt.
Horch! ſein Geſang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus ſingt:
„In Flammen naht ſich Gott. Empfangt ihn 210 Morgentöne!
Fall' an ſein Herz, Natur, mit deinem Wonnelaut!
Auf! ſchmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, ſeine hochbegabte Braut!
Sie ſtrömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfeſtlich deinen Gott umfängt,
Verhülle dich in den Vermählungsſchleier,
Der ſtrahlenreich von ſeinen Schultern hängt!
Ruf ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.

Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.
Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen
Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome
schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,

Und was Bedeutung lügt, täuſcht zur Vernich-
tung hin.
Es raſt in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu
ringen,
Dem ſich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laſter iſt es, ſich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu ent-
ſchlingen,
Iſt Thorheit! Thorheit klagt und ſtaunt den
Zufall an.

So hat das Göttliche des Menſchen keine Rechte,
Dem Rechte ſich zu nahn? ihm gläubig zu vertrau'n?
Iſt, was uns himmliſch dünkt, von irdiſchem Ge-
ſchlechte?
Sind wir der Noth, ſind wir des Zufalls Knechte? —
Ach! immer dunkler wälzt das Grau'n
Herauf die ſchwarzen Mitternächte,
Die unſern heil'gen Stern, den Thron
Des Rechtes, zu verſchlingen drohn.
Allein dieß Grau'n, dieß Widerſtreben,
Dem Zufall ſich dahin zu geben,
Erſchüttert deinen Geiſt, wenn dich ein Mißklang irrt,
Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,

Der einſt das Recht verſöhnen wird.
Du ſiehſt: das Laſter ſchwelgt bei lauten Jubelchören,
Die Tugend darbt, die Unſchuld wird verkannt,
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt,
Die Weiſen bau'n am Heil, daß Narren es zerſtören!
Hier iſt es, wo dein Herz auflodernd ſich empört! —
Vernunftlos, wie er iſt, wie mag er dich empören,
Der Zufall, der da wild den Gang des Rechtes ſtört?
Verklagſt du ſo die Blindheit eines Blinden?
Doch nein! du kannſt dich hier dem Glauben nicht entwinden:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die hier im Drang der Welt ſich göttlich frei entfaltet.
Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb
Hält dich der Glaube feſt: daß eine Gottheit waltet,
Die ihren Namen tief ins Herz der Tugend ſchrieb.
Uns ward ein Sinn des Rechts, und Trieb nach Lebenswonne;
Und dieſer Doppelſtrahl, der in dieß Daſeyn fällt,
Verleugnet nicht die ferne Sonne,
Die einen höhern Kreis erhellt.

Es iſt ein Gott! und ſieh! die Nebel ſind zerfloſſen
Vor dieſem Sonnenſtrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferſtehungstag iſt ausgegoſſen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeiſter, lag.
O, Menſch! vermiſſe dieſen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligſtes vermißt!
Du würdeſt die Vernunft ſelbſt ihres Lichts berauben:
Gott iſt, weil eine Tugend iſt!
Vernimm ihr leiſes Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und ſelbſt ihr ſeufzendes Warum
Iſt nur ein ernſtres Himmelsahnen:
Ihr iſt die Mitternacht nicht ſtumm.
Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieſes Labyrinth,
Das uns mit täuſchenden Geweben überſpinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge ſind.
Und Heil und Heiligkeit ſind zwo verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig ſich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geiſt zuſammen;

Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geisteslehen
Sind in sich, durch sich Eins: Gott fasset sie allein.
Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.
Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;
Doch ohn' ihr Seyn und Wesen zu ergründen,
Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt,

Da, wo die Morgensterne schweben,
Da spricht Dein großes Seyn, Unendlichkeit, uns an,
Ein Reich der Herrlichkeit, das ist, und nicht begann.
Ist denn die Geisterwelt entfernter unserm Leben?
In uns fängt sich für uns das Reich der Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Den Hohen, Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Moswald irrt.

Wo Hehra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilge Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Grau'n,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du Gott?" — —
Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,

Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit niederwallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich drängt!
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!
Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!

Das Irdiſche vollendet ſeinen Lauf;
Es richtet an den wüſten Trümmern
Der eingeſunknen Zeit die Ewigkeit ſich auf.
Vor allen ſey Orion eingeladen!
Er prang' einher in ſeinem Weltenchor!
Dort ſchauen ſelbſt die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düſtern Nebelflor,
In ſtiller Heiterkeit hervor.
Es heben ſich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter ſchön empor.
Dort ruht der Schwan; und leiſe Töne gleiten
Um ſeine Silberbruſt, wie ein Geſang der Zeit,
Der ſtill und ſtill verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unſterblichkeit.
Da ſchwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um ſeine goldne Stirn, von Dämmrung ſanft umgraut.
Er iſt in dieſem Ernſt das ſchöne, ſtille Lächeln,
Womit die Nacht ſich ſelbſt in ihrer Hoheit ſchaut.
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!

Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.
Ich war dem Tropfen-Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensozean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen

Nach einer hellern Sonne ſchau'n.
Sanft dämmerte das Licht der Dielturen,
Halb überſchattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menſchen tief verſchlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich ſah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau
ſchweben;
Sie trat hervor, die reine Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte ſanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherſtille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des feſtlichen Arcturs herüber;
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Roſenkronen.
Hier iſt es, wo, im Schooß der lieblichſten Natur,
Die Sympathie'n der ſchönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb Licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düſtern Räumen
Sich, wie ein Auferſtehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun ſtürzte Sirius ſich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine Hehre,

Aufledernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften, ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —
So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —

Bei jenen flammenden Welten
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vernichtet:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.“
Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer kaum den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen:
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht;
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.

Und die Natur, die hehre Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie frägt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel überschaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt vertraun?

Laß vor den Wundern dieser eitlen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,

Und im lebendigen Atome,
Der, kaum geſehn, im Lichtſtrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geiſtern, angeſtrahlt von ſeiner Göttlichkeit.
Vor ihm iſt keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt ſtill dahin durch ſeine Ewigkeiten:
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.
Vernimm ſein unbeſchränktes Walten:
Gedanken Gottes ſind die hehren Weltgeſtalten;
In ſeiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fern und fern iſt Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Welten Bund zuſammen:
Die große Welteinheit iſt Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O! glaub' es dir, und den Verſicherungen
Der Welten dort: es iſt ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern ſtillern Mahnung!
In dir, in dir, da ſpricht ein tiefes Wort der Ahnung
In deinem Geiſt: es iſt ein Gott!

So ſteht der Menſch in dieſer Tempelrunde
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Prieſterthum,
Umringt von Gottes heilger Kunde,
Von ſeines großen Namens Ruhm. —
Doch ſtill! — nichts Menſchliches von Gott wag' auszuſagen!
Laß demuthsvoll an unſre Bruſt uns ſchlagen,
Und ſprechen: Gott iſt Gott — und groß, und klein
Iſt nur der Menſch in Thun und Seyn!

Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umſchleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen ſie.
Der Tugend öffnet ſich das Reich der Harmonie;
Gott iſt das hohe Lied des Tempels, wo ſie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es iſt ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; ſie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr iſt das Wort der innigſten Weihe gegeben;
Sie ſpricht es aus: Es iſt ein Gott!

Sie zeuget laut, ſie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es iſt ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der ſtille Geiſt, der innerſte, ſeligſte Friede
Vertraut dem Hain das hehe Geheimniß von Gott;
Und leiſe ſpricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es iſt ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geiſt, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fodert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es iſt ein Gott!

Inhalt

des dritten Gesangs.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Ausgestattet ist der Mensch mit einem, weit über dies Daseyn hinausreichenden, Lebenstriebe, der ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hinreißt; und immer ist ein entferntes Dort, woran seine Erwartungen hängen.

Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie aufzunehmen. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, deren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt.

Eben so über die Grenze dieses Daseyns hinausgreifend ist das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückseligkeit nicht. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

Dieſes Leuchten der Wahrheit endlich, dieſer Reiz der Erkenntniß reget den Forſchertrieb auf; er erhebet ſich, und ſieht vor einer unerſchöpflichen Fülle. Der Eintritt in das Gebiet der Unermeßlichkeit iſt ſchon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortſchreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortſchritt der geſammten Menſchheit iſt es, der ſich zwiſchen der rohen Menſchennatur und der feinen Griechenkultur wahrnehmen läßt. Die Weiſen der Vorzeit ſind Morgenſterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit iſt ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einſamkeit tröſtend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unſrer Hofnung empor.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,

Beſeelend in die Wüſteneі,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens ſey?
Der Boden, wo du wandelſt, ſchüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.
Welch Leben ſchwärmt und ſäuſelt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben ſchwimmt im Schooß der Welt und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es iſt belebter Staub!
Horch hin! und nirgends iſt ſo todt die tiefſte Stille,
Es wehet leiſ' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieſer Fluth der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Menſch hervor;
Der Menſch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel ſich das zarte Mädchen ſchmückt!

Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?
Zu wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenfluth umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Fluth entquellt,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —
Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Fluth zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß

Von Ferne ſieht, durch grauſe Tode zittert,
Und wild in die Gefahr ſich wirft?
Er ſucht die Ruh, und flieht die ſtillern Lebens-
ſtellen.
Was iſt es, daß er tief aus ſeinen reichſten Quellen
Nur Durſt und heißre Sehnſucht ſchlürft?
Mag ihn die Brandung halb verſchlingen:
Noch lüſtern ſchauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz ſich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer iſt zu klein der Raum, den er erſtritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterſtimmen;
In's weitre Daſeyn will ſein Wahn hinüber ſchwim-
men,
Und überall nimmt er das enge Daſeyn mit.
Er ſchifft am Wolkenſaum, ergreift den Blitz am
Flügel,
Und wirft ihn neben ſich darnieder in den Staub.
Was hoch ſteht, iſt ſein Ziel, das Niedre wird
ſein Raub;
Er ſprengt ſie auf, der Erde Felſenriegel,
Behorcht den leiſen Gang, belauſcht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und ſchaffenden Natur.

Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Hemere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —
So reich! und immer ist mit seinem Geist
kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unzer-
leren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab,
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:

Dieß ſtrahlt dem Weiſen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Raſen überdeckt,
Dieß Todtenmahl im Raum verſunkener Geſtalten,
Iſt eine Hand, die, noch das Daſeyn feſt zu halten,
Sich ſtarr empor aus wüſtem Grabe ſtreckt.
Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu ſchwinden —
Und eine Sehnſucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannſt du den Widerſpruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche ſich drängt?
Wer zügelt dieſen Drang? er fodert immer wilder!
Des Menſchen Wahn, ſein Stolz und ſeine Eitelkeit
Sind nur halb leſerlich verzerrte Schattenbilder
Des innigſten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantaſie
Das reichſte Lebensbild entlieh.
Das Kind wird ſeiner tauſend Spiele müde;
Jedoch des Spiels, des ſüßen Spieles nie.
Ja, Leben iſt es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in ſeinem Geiſte reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,

Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis, mit halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,
Dieß Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände kennten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Das arme Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das ganze Menschenleben!
So rechtet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?

Aus jenem Herzensblut, das einſt in mattern
Und ſtärkern Pulſen Luſt und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer ſchon die Roſenkrone flattern,
Die Hebra's ſtillen Todtenhügel ſchmückt! —
Verſank ihr Geiſt mit der zerſtürmten Hülle:
Dann iſt das einzig Leidende — der Menſch;
Dann iſt im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Menſch.

Die Roſe fällt, die Duftgeſtalt verſchwindet;
Allein ihr Staub, der ſich durch tauſend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, ſich immer wieder bindet,
Und blühend auferſteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Iſt denn der hohe Engel
Im Menſchen, iſt der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder iſt der Menſch, der, ſelbſtgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in ſeinem Buſen pflegt,
Er, der in ſich die Welt, in ſich die Gottheit trägt,
Iſt er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von ſeinem Lenze ſchlägt?

Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode
geben?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich
auf;
Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend Son-
nensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.
Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für
Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht
weitet:
Wir ahnen einen tiefen Sinn.

Die ganze Gegenwart, die uns umwegt, sie deutet,
An eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't,
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab;
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.
Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.
Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe

Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fodert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.
Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,
Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,

Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dun-
kelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fodert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dann vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter
Glanz.
So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast du
getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nektarkelch gesunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.
Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.

Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.
Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Böswicht sich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüberleuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,

Kaum ſiehſt du ihn den Kreis beglänzen,
Der ſich für deine Pflicht erhellt:
So ſteht er auch ſchon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.
Doch täuſcht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weisſagt mir dieſer Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weisſagt er nicht das Heil der aufgeſchloſſnern Fülle?
Dann ſprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitsſinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geiſt,
So über ſich hinaus zu träumen,
Um dort zu fodern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht iſt er zum Licht geboren;
Zu einem höhern Loos' erkoren,
Iſt ſeine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier iſt der Vorſabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenſtunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu ſchauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In dieſem Dunkellichte halten,
Zwar Täuſchung noch, und Wahn und Trug,
In wechſelnden und ſtreitenden Geſtalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es ſey, daß hier der Menſch im täuſchenden Gewirre
Verlockender Geſtalten ſich verirre:
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt ſein Geiſt.
Und ſollt' er dennoch nie das weitre Ziel erſtreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd ſich dem Wahn ein edles Leben:
Iſt das die Wahrheit nicht, der dieſer Sieg gebührt?
Die hohe Göttin iſt es immer,
Die ſo den Muth begeiſtert, ſo entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leiſe kündend naht die Sonne ſich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz iſt auf Morgenduft gemalt:
So mildernd iſt die ſchöne Roſenwolke
Nicht Sonne zwar, doch ſanft von ihr beſtrahlt.
Dieß ganze Daſeyn iſt ein Spiegel,
In den ein blaſſes Bild der hellern Zukunft fiel;

Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raſchen Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort iſt ihr entferntes Ziel.
Laß zur Geſchichte, dieſem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferſtehn,
Und die verhüllten Geiſter dunkler Tage
Vor deinem Geiſt vorüber gehn!
Den fremden Zug beginnen finſtre Stunden;
Und andre ſind mit Blut getauft;
Sie weiſen trauernd hin auf tief geſchlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menſchheit ſich erkauft!
Dann färben heller ſich die grauen Nebeldünſte;
Wie unter tanzenden und ſchönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geſchlungner,
Künſte
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.
Die Zeiten ſind weisſagende Kaſſandern;
Und die Vergangenheit ſchließt uns die Zukunft auf.
Horch! ſie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menſchheit ringt ſchon hier von einem Ziel zum andern;
Sie kämpft ſich immer mehr zur Menſchlichkeit hinauf.

Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,
Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.
Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.
Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Lust verschwand, und Heldensöhn' und Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hehren,

Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm begann!
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an:
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.

Nun glänzen die hellenischen Gefilde
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,

Und ihm, mit einem Geiſterſchauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überſchleiert,
Lauſcht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.

Pſyche ſchwebt durch Roſenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, ſchweige!
Aber ach! ſie ſchweiget nicht.

Pſyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt ſich von der Götterſtufe
Lüſtern nieder, horcht — und fällt.

Pſyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die ſanften Roſen hin.

Schatten ſind's, die ſie umgeben.
Wie ein holdes Traumgeſicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Geſträuch nicht röther,
Das in Kronen ſich ergoß,
Als der reine Himmelsäther,
Noch um Pſyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Buſen ſchattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles ſtumm, wo Pſyche wallet;
Nur ein leiſ' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felſentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft ſie an, ſie zu erretten;
Doch der Gott erhört ſie nicht.

Seine finſtern Schrecken zeigend,
Naht der ſtille Genius,
Und verſagt ihr, ernſt und ſchweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich iſt es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;

Endlich hat ſie ausgerungen;
Die Erlöſungsſtunde naht.
Hohes, himmliſches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Pſyche kehret zu den Armen,
Denen ſie entſank, zurück.
Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter ſich, und weihn,
Pſyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.
Hier ahneſt du den Geiſt, der über die Beſchwerden
Der dunkeln Pilgerſchaft ein mildes Dämmern gießt.
In dieſem Schauerlichte ſchließt
Den ſchönen Liebesbund das ernſte Seyn und Werden.
O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging, und nicht verſchwand,
Mit hohem Ernſt laß uns hinüber ſchauen!
Noch leuchtet Platons Geiſt, der, wie ein Sonnenblick,
Einſt durch die Lenze Griechenlands gelodert;

Trotz der Natur, die giebt und wiederfodert,
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten diese Feuersäulen
Hinüber in's gelobte Land.

Nach diesen Geistern laß uns schauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden sie uns nicht ein leises Morgengrauen,
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Ist eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.
Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein in's heitre Geisterleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;

Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dieß ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!
Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gotteswerte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fodre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.
Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen

Begeisterung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Flut
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.

Da sieht der freie Blick den Strom vorüber-
gleiten,
Sieht, wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer
Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen.
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Inhalt

des vierten Gesangs.

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dieß irdische Seyn hinausfodernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder frohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwo tröstende Genien herab, und blicken, voll Sehnsucht, nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns

die großen Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieß Daseyn eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden, die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseyns ist die erfreuende Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn Statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!
Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,

Der, wie ein ſchöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang ſeiner Harmonieen
Schon zwiſchen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felſenthal, voll groſſer Phantaſieen!
Wir ſchauten nach der Roſenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das ſchöne Tageslicht ſo ſtill hinunter ſchwand,
Als ſich der Mond dem Oſtgewölk entwand,
Und über den verlaßnen Fluren,
Wie eine aufgeblühte Hofnung, ſtand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unverſiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes ſich durch ſeine Waſſerfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da ſchlug, wie eine leiſe Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unſerm Geiſt.
Es war ſo ſtill um ihn, wie nach verſtummten Flöten,
So ſtill, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.

Da ſchauderte durchs Herz die Kraft, ſich auf zu ringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier ſah der Geiſt ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Dem hohen Unſichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und ſo viel Gottheit zur Verſchmachtung
Ans große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor ſeinem Angeſichte,
Den Menſchengeiſt, den er ſo tief,
Und inniger hervor aus ſeinem Gottlichte,
Als alle ſeine Sonnen, rief? —
Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenſchimmer
In meine düſtre Einſamkeit.
Du, Herold Gottes! haſt du nichts mir zu verkünden? —
Du ſprichſt: „Mich hat die Huld geſandt." —

Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten
schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.
Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!"
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht."
Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,

Durch welche lächelnd bald, wie heilge Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin
begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugeſellt.
Die Huld hat an die Raſenſitze
Der Freude hingeſtellt den Schmerz,
Daß, gegen unſer eignes Herz,
Er unſre Lebensfreundin ſchütze.
Verdamme nicht den weiſen Schmerz!
Es war in einem Nachtvioleu-Grunde,
Da heiligte der Schmerz mit einem ernſten Blick
Und hohem Ahnungſinn ihr ſtillſtes Seelenglück:
Vergeſſen wird ſie nicht der weiherollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.
Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm ſie ſchmeichelnd auf den Schooß;
Und Beide haben einen Bund beſchworen,
Es zu beſeligen, das reiche Menſchenloos,
Dieß liebſte Pflegekind der Horen.
Halb ſtehend, und nur darum ſchön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feiert ſie und auf geſchmückten Höh'n

Den ſüßen Augenblick; ſie hebt zur Luſt die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbruſt mit lyriſchem Getön,
Daß ſie die Zeit des Heils den Welkenhallen ſinge.
Es ſchwebt ihr Geiſt im leiſen Wehn
Der Waldluft hin, und ſchlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Tannenwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, ſich drehn,
Dann ſchüttelt ſie vom nächſten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbſt;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels ſeyn, iſt halb der Himmel ſelbſt.
Und daß ſchon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieſeswelt beginne,
Ward unſerm Geiſt ein Weſen zugeſellt,
Aus Geiſt und Sinnlichkeit geboren:

Die Phantaſie ward angefeuert,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.
Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne ſtrahlt,
Und lockt in Thäler ſie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die ſo blühend ſich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß ſie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu ſtreun;
Der Freud' erzählt ſie roſenfarbne Träume;
Sie ſingt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Geſang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie ſchwebet auf der Flut, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geiſt.
Bald ſeufzen ihre Töne leiſe Klagen
Der Sehnſucht aus, die ſchöne Seelen drängt;
Bald flattern ſie dahin, gleich freyen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was ſprach ſo ſüß, wie ein Geſang der Muſen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Buſen,

In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe dieſe Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie ſchmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hofnung giebt ſie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten Beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwiſchenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberſpiegel,
Und ſtrahlt verſchönert ſie zurück;
Sie ſchwingt ſich auf von dieſem Hügel,
Und Himmel öffnen ſich vor ihrem Seherblick;
Sie ſchaut hinaus, und ſieht ein großes Lebens-
wandern;
Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.
Wie Funken, die auf Aetherfluten glimmen,
Von einer höchſten Sonn' herab
Auf dieſe Fluth geworfen, ſchwimmen
Die goldnen Inſeln auf und ab.
Von der Begeiſterung getragen und erhoben,

Begeht ihr Götterfeſt die Phantaſie dort eben.
Und weihte ſie nicht im Prophetentraum
Zur Tempelheiligkeit den Raum
In jenem Abendthal, das deine Trauer feiert?
Wo durch die grüne Nacht, die feſtlich niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umſchleiert,
Die himmliſche Geſtalt der reinſten Seele ging!
Geheim umflüſterte das Laub die Tannenreiſer,
Wie Liebesliſpel einer jungen Braut;
Und die Natur ſprach leiſ' und immer leiſer;
Die Gegenwart verſchwand, wie ein verklungner
Laut.
Um Hehra war's ſo heilig, wie am Sitze
Der Unſchuld, die ein Gott bewacht.
Ein ſchönes Leuchten, wie verſchwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So wie dieß Leuchten — ſprach die Fromme —
glänzt am Staube
Der dunkeln Erde ſtill der Gang der Tugend
auf.“ —
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeiſterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.

Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hebra's Seelenfest hinein.
Sie blickt empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft, schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt
Empor von ihm die Glut, wie Opferflammen-Lohe:
Da feiert seliger der Glaube, der die hohe
Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.
Nun sieh das Zweigestirn, wie still und mild zusammen

Dort auf und ab die beiden Sterne gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält;
Er schlingt das süße Band der beiden Wechselliebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Und o, wie feierlich ist jener Raum erhellt,
Wo immer meine schönsten Lichter brannten!
Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmelwärts,
Und strahlt mit ihren Sternendiamanten
Der Hoffnung Freudigkeit ins Herz."
Und immer heller wird's in Hehra's innerm Leben:
„Dort" — rief sie aus — „wo freudig ab und auf
Im dunkeln Raum die Strahlenwelten schweben,
Löst glorreich sich in Licht und Leben
Das schauerlichste Dunkel auf.
Die Gräber dort sind lichtbekränzte Thore,
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,
Der Genius der letzten Hore

Die Pilgerſchaaren Gottes führt,
Wenn ſie, von einer Welt zur andern,
Die große Gottesſtadt durchwandern.
Wie ſelig dämmert zu dem Glauben es herab,
Das ſtille Land der Hofnung und der Liebe,
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,
Und ſpiegelt ſich im reinſten Leben ab!
Wohl iſt die Bürgſchaft für den Himmel
Der Himmel hier in unſrer Bruſt." —
So Hehra. — Tief verſank das rauſchende Getümmel;
In Nacht verſank vor ihr der Traum von Schmerz und Luſt.

Der Menſch hört auf zu ſeyn; und ſchon beginnt der Engel,
Wenn er in ſich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm iſt.
Du ſahſt die Zukunft ſich in Hehra's Leben ſpiegeln:
Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die ſchöne Zuverſicht.

Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einſt mit dieſer reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finſtern Todtenhain.
Sey Friede dann mit dieſem Schattenleben!
Dem Himmel iſt es ja ſo nah verwandt;
Und Lieb' und Freundſchaft weihn darin ein ſtilles Land,
Das ſie, wie Genien, umſchweben,
Aus einer ſchönern Welt zu uns herab geſandt.
Wo eine Tugend an die Bruſt der andern,
Und wo der Gram ans Herz der Liebe fällt:
Da laß uns heiliger verüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beſeligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' iſt doppelt Freude,
Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz.
Lieb' und Freundſchaft wandeln unter guten,
Frommen Menſchen tröſtend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Bruſt verſank, an der ſie ruhten.

Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet,
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam niedertrat!

Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen im Zypressenthale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
„Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!

Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebenstriebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an;
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!
Vernichten, Freund! — o sieh, er sendet,
Mit allen Segnungen der höhern Lebensruh,
Der dunkeln Stelle, wo dieß Leben endet,
Noch seinen Friedensengel zu!

Mit Phäden sieg am Arm des Glükes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,
Das ein Mal nur erscheint! die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augenblikes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er löst die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phäden gern am süßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er sprach: „Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert
Bewäffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! — ach, die Vernichtung schauert
So kalt durch's widerstrebende Gefühl!"
Die Sanfte sprach: „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin." — Und Phäden rief:
„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!" — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.

Es iſt ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchſte Heil der Stunde,
Die tröſtend uns den Retter nennt!
Nicht immer ſchwebt im ſanften Blütenregen
Der Geiſt der Huld um unſer Herz;
Das Schickſal klopft mit harten Schlägen
An unſre Bruſt, und draußen ſteht der Schmerz.
Wir ſchrecken auf, und zitternd ſinkt das Herz
Auf Trümmer ſeines Friedens nieder!
Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes iſt der Schmerz.
Er ſpricht: „Laß ihr Geſetz die Weltnatur erfüllen!
Blick' über ihr Gebiet hinaus!
Der graue Nebel mag den Sonntag verhüllen:
Er löſcht die Sonne ſelbſt nicht aus.“ —
So ſpricht der Feind, vor dem wir zittern;
Doch Friede ſey mit ihm, der ihm und uns gebührt:
Er iſt ein Engel in Gewittern,
Der zu dem höhern Frieden führt:
Den finden wir ſelbſt im Zypreſſenſchauer,
Wo er die Seele Lykophrons erhob,

Als über des Verlaßnen Trauer
Der ſanfte Farbenkranz aus Licht und Nacht ſich
web.
Das Ungewitter ſchwieg; zerriſſne Wolken
hingen
Vom Abendhimmel tief herab;
Die Sterne, hinter Wolkenſchatten, gingen,
Wie ſtille Geiſter, auf und ab;
Und Lykophron trat an ein friſches Grab.
Da ſchimmert' es vom Hügelrand herüber;
Der Halbmond ſchaute, wie ein trüber,
Ein halbgeſchloßner Blick, ins Urnenthal herab.
„Melida!" rief der Gram — „ſo tief, ſo tief
verſunken
Iſt all' die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!
So tief in Nacht erloſch der Funken,
Woraus hervor das lichte Leben ging!"
Das Himmliſche zerfiel, wie Blumenſtaub der Flu-
ren;
Und doch, wie drückten ſich ſo zart und rein
In dieſen Blumenſtaub die Spuren
Vom Wandel eines Engels ein!
Da ſieh! ein dünner Nebel kam gezogen;

Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,
Umarmt' ein nächtlich sanfter Friedensbogen
Das todte Dunkel seiner Flur.
Da war's, als sprächt' ein Geist zu ihm die Worte
„Erhebe sich das trauernde Gemüth!
Der Friedensbogen dort, die sanfte Blumenpforte
Zum Himmel, ist aus Licht und Thränen aufgeblüht." —
Fürwahr, die Hand, die unter Blütendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,
Vom dumpfen Sinnentraum den Geist empor zu schrecken.
Mit welchem Druck sie uns berührt:
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!
Und diese Liebe stürzt — ach! wie von einer Klippe,
Vom Daseyn uns so rettungslos hinab?
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von unsrer Lippe,
Für den sie so viel Durst uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,

Und baut, zur gräßlichſten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat ſie darum nur in dieſer Stufenhalle
Den Menſchengeiſt ſo hoch hinauf geſtellt,
Daß er vom Gipfel ſeiner Welt
Mit deſto tieferm Sturze falle?
Sie ſandte ſelbſt den Blick von Licht in ſeine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Sinn der Freiheit in die Seele
Nur darum tief, ſo tief hinein gelegt,
Damit der Geiſt in ſeiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fodert unſer Leben,
Sie fodert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laſter nicht, ſo laß den Edeln beben,
Der dieſe Welt verlor, und jene nicht erſiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann iſt Tod um uns, und nichts, als Tod!
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;

Was fallen kann, sind Trümmer nur;
Die lebende versenkt die todte Leiche;
Ein schrecklich Opferfest begehet die Natur!
Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet;
An seinem Fuße gähnt ein schauderhaftes Grab!
Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —
O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feierlichsten Hoffnung zu!
Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt:
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dieß Daseyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.
Laß einen Edeln sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.

Wie unbefriedigt ſchaut er auf den Raum zurück,
Wo ſeine Tag' ihr kurzes Daſeyn hatten!
Das iſt der letzte, dunkle Blick;
Es iſt, als würf' er nur noch einen leiſen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er ſieht die Zeit, wie ſie, mit aufgerißnem Flügel,
Dahin mit unſern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu ſeinen Füßen ſchreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freie Menſchen wand;
Der fromme Seelenhirt ſtreckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an ſeinem Blick die
Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von ſeinem goldnen
Seſſel;
Las Caſas bebt, und wirft die kaum gelöſ'te Feſſel
Den armen ſchwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, ſchwebt ein erhabner Engel;
Und wo ſein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es iſt der Schatten ſeiner Mängel;

Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine
helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.
Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand
hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welcher
trüber
Und immer trüber jetzt in seine Nacht versinkt? — —
So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,
Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —
Das Göttliche zu uns herab,
Und strahlte — daß der Mensch sich selbst getreuer
bliebe —
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.

Da ward die Knechtſchaft erdgeborner Sinne
Des göttlichen Gebiets, das ihr ſo nah' iſt, inne.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten ſtamme?
Dieß Daſeyn iſt der Heerd, von dem die Lebensglut
Auflodern wird zur hellern Aetherflamme.
Nur, was der Erd' entſteigt, wird auch der Erde Raub.
Geſchlechter ſchwinden fort, noch ehe ſie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Geſtalten;
Sie ſchütteln grauenden Verweſungsſtaub
Aus langen, düſtern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeſchichte ſelbſt begräbt die Weltgeſchichte,
Verwiſcht den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt ſtolze Zedern fort.
Schau! wie verſteinerte Jahrtauſende, ſtehn dort
Die Rieſenfelſen auf — die Zeit wird ſie zerſplittern.

Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer;
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!
Entstehen, Seyn, und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte,
Des Schattengangs, der sich hinab ins Dunkel zieht,

Wohin der Thor mit Graun, mit Ernſt der Weiſe ſieht.
Dort zittert ſchwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in ſeinen Tagen unter;
Die Welt iſt nicht mehr ſein, die ſeine ging zur Ruh.
Er wankt ihr einſam nach. — „Wohin?“ Wohin, fragſt Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz ſie wieder wecken werde.
Der Menſch nur fühlet ſeinen Tod;
Der Menſch nur fragt: „Wohin?“ — Iſt dieſe ernſte Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb ſchon tagt?
Sie ſpricht ein Jenſeit aus, wonach ſie dieſſeit fragt.
So geht der Menſch zu ſeinem Opfertage,
Und durch das Feſt der dunkeln Opferung
Zur leuchtenden Verherrlichung.
Mit tiefen Schatten iſt der Weihaltar umhangen;
Der Göttertag iſt noch nicht aufgegangen;
Tief hinter dieſem Opferhain,
Da bricht er an, und löſ't die heil'gen Stunden,

Die Liebespfänder seines Himmels ein.
Bezahlet ist die Schuld, die Erd' ist abgefunden:
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Ungestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald nieder brennen;
Und aufgelöst ist eine Form des Seyns.
Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.
Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht, woher! und doch, o Freund, wir sind!
Fortstreben wird, was geistig hier beginnt:
Sieh! Leben, Heil und Licht und Gottes Huld — das sind

Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —
Noch Eine Bürgschaft ruht tief in des Menschen Brust:
Es ist das Heilige, das die Natur nicht kennet,
Das innre Seyn, das uns den Geist der Tugend nennet.
Durch sich nur ist der Mensch sich dieses Seyns bewußt;
Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Dein, innig dein ist nur das Seelenleben,
Dieß Seelenleben selbst bist du.
Wie Seel' und Körper sind, und wie sich Eins hinüber
Ins Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem solchen Seyn? — der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich: Was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu schwingen,
Und unsern Himmel selbst hienieden zu erringen? —

Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell verſiegen werde,
Der jenſeit der Natur entrann.
Was irdiſch iſt, gehört der Erde:
Das Heilige gehört dem Himmel an. —
Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgeſang, erſchalle!
Erſchalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich ſeyn!
Unſterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geiſt dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Geſtalten ringen,
Verrauſchet der Sturm am dürren Geſträuch.
Ihr, vom Naturgeſetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchſtrahlt den ewigen Raum;
Mein Geiſt fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender ſtrahlt ſein ahnender Traum.
Es iſt von ihm hinweggeſunken
Der irdiſche Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Inhalt

des fünften Gesangs.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hofnungen aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt; das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hofnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen; die Vernunft ist also genöthiget, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fodert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns: oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Heiligkeit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Gränzen der Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wohl, zum Beispiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Quaalen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edlen Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maaße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edeln erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn jagst aus einem Le-

ben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseyns, daß Beide: die Heuchelei und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Friede um gute Menschen verbreiten. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heuer an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert; aber die Stimme des Bewußtseyns schweigt nicht, bestimmt ist sie, als eine warnende und strafende Nemesis unsere Führerin zu seyn durch das Leben. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus steht in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beyspiel auf.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben!
So wag' es dann, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Woven das Pfand, ein hedygeneibtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht!
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.

Wer iſt der Menſch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menſchen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; und ſtürzet er einmal
Sich von ſich ſelbſt herab: ein ſolches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauſes Thal.
Mit Zittern ſtaun' ich ſeine Höhen
In ſchrecklich wüſten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Weſen ſtehen,
Das ſo erſchütternd fallen kann!

Begeiſtert blickteſt du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und haſt du in der Tugend Gott gefunden:
So ſuch' ihn auch im Laſter auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war ſein Heldenwahnſinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erſchütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts ſo tief, als ſich, erſchlug.

Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze
kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.
Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillern Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters,
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! O sprich! wer gab der
Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es
lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fodert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fodert Huldigung,
Und fodert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.

Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur,
Der Mensch in seiner vollern Würde,
Die uns begeistert und entzückt.
Und darum trauern wir, wenn schwer des Alters Bürde
Zum Staub hinab den großen Menschen drückt;
Wir trauern, wenn so tief der Götterfunken,

An jenem Greis erloschen scheint,
Daß er, von seiner Kraft hinweggesunken,
Im Dunkel lebt und kindisch lacht und weint.
Doch diesem Schatten gegen über,
Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.
Wie tönt sein Winterhain, den jede Muse pflegt!
In seiner Seel' ist Licht, ward auch sein Auge trüber;
Vor seinem äußern Sinn erklingt
Nur schwach das Weltgeräusch: was kann's ihm noch gewähren?
Zu seinem innern Sinne dringt
Der Psalm der Ewigkeit im Chor der Weltensphären.
So schön bewährt die Meisterschaft
Des Lebens nur der Mann der Kraft.
Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;
Sein beßrer Sinn war nicht den Sinnen unterthan;
Selbstherrschend in sich selbst, verfolgt' er seine Bahn;
Es hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß sich die Schwächen
Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.

Die ganze Menschheit strahlt in einem Meisterwerke
Der Lebenskunst, die nach Vollendung strebt:
Wir sehn bewundernd, wie die Stärke
Das Leben trägt, die Kraft es hebt.
Du staunst zur Kraft hinauf, selbst da, wo sie zerstöret,
Wo sie das Große niederreißt,
Wo sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt;
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;

Du ſiehſt das fürchterliche Schimmern,
Die grauſe Sichtbarkeit der Sonnenfinſterniß.
Beſeele dieſe Kraft mit freier, edler Güte;
Begeiſtre ſie mit ſtillem Friedenſinn;
Vergöttre ſie zur holden Pflegerin
Der reinſten Menſchlichkeit, der ſchönſten Geiſtesblüte:
O! dann ergreift ſie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet ſich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Geſtalt.
Ja, ſie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einſt die ambroſiſche, geliebte Flur,
Und trug den feſtern Sinn der Lebensharmonieen
In unſre ſchwankende Natur.
Als noch der Menſch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwiſchen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte ſeine ſtille Zeit.
O! ſchuldlos war er nur — nicht weiſe;
Sein Daſeyn war ein Kindeslos.
Da nahm — ihm unbewußt — und leiſe
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,

So wie den Säugling, noch unaufgeriſſen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küſſen,
Von einer Bruſt zur andern legt.
Und freundlich, wie das Licht, worin der Tropfen
leuchtet,
Der einen Wieſenhalm befeuchtet,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war ſein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verſcherzen;
Die Wahrheit floh aus ſeinem Herzen,
Auf ſeine Lippe kam der Schwur.
Erwacht wie eine neue, ſchöne Jugend,
Trat auf die wüſte Stelle ſeiner Ruh
Die ſtille Göttlichkeit der Tugend,
Und brachte ihm ihre Hofnung zu.
Die ſollte freundlich um ſein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine ſanfte Luna, ſchweben,
Mit ihrem Wiederſchein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finſtre
Höhle
Mit ſeinem leiſen Silberblick erfüllt,

Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.
Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu dem höchsten Ziel! wie weit!
Es ist der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Von dem Gebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?

Hier rettet die Vernunft, die Lehre, gottes-
traute.
Hervor aus ihrem tiefſten Leben wehn
Unſterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verſtehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber
gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unſern Geiſt. Es iſt der Pfad,
Auf welchem ſich die Tugend der Vollendung,
Vollendung ſich dem Frieden naht.
Je mehr die Seele ſich empor ringt zu dem Frieden,
Des höhern Lebens ſich bewußt zu ſeyn:
Je tiefer dringt ſie ſchon hienieden
Ins Götterthum der Seelen ein.
Das Götterthum der Seelen hat begonnen!
Mein höchſtes Leben weihe ſich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!
Ich ſchreite fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühlteſter Geſang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!

Hier liegt die Spur von meinem Morgen-
traume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!
Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und
hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.
Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen
schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;

Sie iſt ſo heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finſtern Haſſer ſteht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezüſche,
Das näher ſchon durch ihre Blumen rauſcht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüſche,
Die tückiſch ihren Gang belauſcht.
Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel? Schone! ſchone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Elefant erſcheint! die Unſchuld wird ſein Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Roſenkrone;
Er tritt ſie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel ſeufzeſt du hinauf!
Sucht dieſer Seufzer nicht, weit hinterm Erdenſtaube,
Das ſtille Land der Unſchuld auf?
Unwiderſtehlich dringt der Glaube
Zu einer Geiſterwelt ſich deinem Herzen auf.
So ringe dich empor, den Glauben zu umfaſſen,
Den Mittler zwiſchen dir und einer Götterwelt!

Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen? —
Wenn du die Frevelthat verdammst:
Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, überfällt:
Dann heiligt dich dieß Graun; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.
Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,
Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns betrügt;
Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft nicht lügt.

Und lügt sie: dann ist selbst mein Daseyn eine
Lüge —
Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin. —
Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist ein
Schwur.
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: — „Der Götterwelt, o Mensch, gehört
dein Leben." —
Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Zypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.
Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung
dringet,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht.

Es wandeln Grazien wie — Sterne,
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederſchein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche ſie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und miſcht ſich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geiſt uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unſern Händen
Iſt — eines Himmels werth zu ſeyn.
So iſt ſchon hier die Seligkeit geboren;
Dem Frommen iſt erfüllt, was ihm ſein Gott verhieß;
Nur die Verlornen, ſie verloren
Für dieſe Welt ihr Paradies.
So ſteh dann auf von dieſem Schattenſpiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über ſie erhebt, und was mit ihr entflieht!
Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäſar hin.
Es trat der letzte Römerſinn

In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend ins Gesicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales.
Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.
Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Freveltat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,

Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büssen stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber steckt, ins Grab.
Die Welke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.
Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;
Das innre, geistige, geheimnißvolle Leben,
Genährt von Himmelsthau, schlägt seine Wurzel nur
In das Gebiet vergänglicher Gestalten.
Da drängt es ringend sich hervor
Aus der Umfangenheit von irdischen Gewalten,
Und trägt sein Kronenhaupt wie ein Triumph empor.
Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Hahn hervor;

Nur eine lange Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn hervor;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.
Dem Menschen lächelt noch der mütterliche Blick
Der irdischen Natur, und milde Sterne walten;
Doch wie nun wird sich ihm das innre Seyn entfalten? —
Am Lebenseingang steht das treibende Geschick.
Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie reißt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Fluth verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.
Dein Garve, Freund, spricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.

So frei iſt ſein Gemüth, ſo ſtumm iſt jede Klage
Der leidenden Natur; ſo ſtumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,
Als ſäh' er lächelnd ſich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und ſucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,
Es biete keine Macht ihm Ketten an!
Ihn ſchreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebenswonne.
Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks
Den bunten Markt des Lebens überſchauet,
Und ſeinen Frieden nicht dem Launenſpiel des Glücks,
Nicht ſein Unſterbliches Vergänglichem vertrauet:
Der iſt ein Lebensheld, ein Sieger des Geſchicks.
Heil dem geweihten Geiſt, der ſo ſich aufermannet!
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich
Verbannet ihn nicht, er verbannet
Aus eines Gottes Nähe — ſich;
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwerdt mehr eine Schärfe;
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu thun:

Der Weise wird — wohin das Schicksal ihn au
werfe —
Mit seiner Tugend seyn, bei seiner Unschuld ruhn.
Da, wo die Unschuld ruht, und von der Lu
umgeben,
In der sie wandelt, fühlt der Sünder, was er ist. —
„O, Tugend!" — seufzet tief Elpinors innre
Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist!" —
Der letzte Tageslaut verklang in dunkler Ferne
Still wandelte die Nacht durch die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Sterne
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da schlich Elpinor, wie zum Raube
Der Tiger schleicht, zur Rosenlaube,
Wo Holdy's Engel wacht — und fort
Aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;
Doch spricht ihr leises Friedenswort
Ins tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Er naht der Laube sich, wo durch das dunkle
Schweigen
Ein ahnungsvoller Schauer rann:

Da weht es ihn, aus Heldy's Rosenzweigen,
Wie seufzendes Geflüster an.
Er horcht — die Fromme betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war:
Und sieh! vor diesem frech entheiligten Altar
Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-Wald;
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Heldy kniet,
Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.

Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.

Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.
Das ist die Kraft, vor welcher zitternd

Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!

Ja, mächtig ist der Glaub' an Tugend, dem
die scheue,
Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerstrebt;
Und, o wie fürchterlich! wenn die Gestalt der Reue
Vom Lager der Verzweiflung sich erhebt,
Auf daß im Unrecht selbst das Recht sich uns verkünde:
Das ist der Gottesdienst, womit die Sünde
Die Tugend feiert, und erbebt.
Auch was in zartern Seelen lebt,
Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuthschauer,
Der, wie ein Ahnungstraum, ins innre Leben tritt:
Die Psyche brachte diese sanfte Trauer
Vom Scheidekuß der Götter mit.

Den frevelnden Odin verfolget dieſer Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn iſt Nacht;
er lauſcht,
Und horcht erſchrocken auf, wenn tief im finſtern
Laube
Ein unſichtbares Leben rauſcht.
Was flatterte? — Die Unſchuld einer Taube
Jagt Todesſchrecken ihm ins Ohr.
Ihn faßt ein preſſendes Gezitter;
Aus ſchwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es iſt, als murmelten ihm ſchlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantaſie zum finſtern Zauberwerke,
Die Furcht zum Nachtgeſpenſt, das aus den Bü-
ſchen klagt,
Und auf den Hügeln wankt? Was iſt es, daß die
Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth verſagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahleriſche
Spott? — —
Es iſt die Geiſterwelt, die mächtig ihn erſchüttert;
Ihn ſchrecken Tugend an, Unſterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
O, mög' es in der Brust des Sünders warnend schlagen,
Der sich mit frechem Thun dem zarten Knaben naht!
Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzuklagen;
Ihr heilger Blick verurtheilt seine That!
Und, weh! kein Gott vermag, ihn zu erstatten,
Den süßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,
Der vor dem Schatten flieht, vor jenem schwarzen Schatten,

Der von des Sünders Haupt ins junge Daseyn fällt.
Um unser Leben wandeln Kinder,
Wie stumme Engel hin, an Lieb' und Unschuld reich;
Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder
Gebeut uns: „Werdet Kindern gleich;
Denn ihrer ist das Himmelreich." —
Vergebens strecken sich — ist er einmal geschieden,
Der zarte, reine Kindessinn —
Die Arme nach ihm aus, nach seinem süßen Frieden;
Der Engel ist entflohn, sein Himmel ist dahin! — 490
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und wähnt sich heilig überschirmt. —
Du, Unschuld, reiner Strahl aus bessern Welten,
Um dich ist Ruh, ob auch das Leben draußen stürmt!
Wer aber kann vom Graun der finstern Schuld befreien?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.
Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Purpurstelle,

Das frische Morgenroth der neuen Tageshelle,
Das unsern innern Tag ergänzt,
Und leuchtender an schönen Seelen glänzt.
In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückschau'n war ein seliges Erinnern,
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,
Wenn ihre Ruhe sie in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finsterniß;

Denn jegliches Gefühl war ein Gewiſſen,
War eine heitre Nemeſis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Luſt, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie ſchau' in dieß Gemüth! ſie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.
Kind der Luſt, du leicht beſchwingte Seele,
Die durch lauter Roſenhaine fliegt!
Dein Gefühl iſt eine Philomele,
Welche ſich auf vollen Aeſten wiegt.
Zaubermächtig ſingen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage ſind entzückte Träume;
Du erwachſt, — und biſt mit dir allein!
Rauſche fort in bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernſt!
Schaue! hinter deinen Roſenzweigen,
Da, da ſteht des Lebens hoher Ernſt!
Was erheben ſoll, will nicht berauſchen;
Wie ein Geiſt in ſtiller Finſterniß,
Wird ein heilig Weſen dich belauſchen:
Fliehe nicht vor deiner Nemeſis!

Was leitet unſern Geiſt, wenn ſeines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe ſticht?
Es iſt die Nemeſis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geiſterwelt zu ihm herüber ſpricht,
So ſiegend ſpricht, daß er nicht widerſtehen,
Daß ſich das Herz ihr nicht verſchließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit ſie an;
Und zagend ſchaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fodert und verbürgt die ewige Vollendung,
Das große, wunderbare Seyn,
Wo jene freiern Seelen wohnen,
Die ſich mit unbefleckterm Kronen
Der Heiligkeit des nächſten Himmels weihn.

Oft ſteht, uns mächtiger empor zu ſchüttern,
Weg = weiſend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern,
Wir ſehen da, wir ſchaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajeſtät hinauf.

Voll Hoheit,, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit walter um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Hexen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Kennt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten kennt' er! — Nur
Sein großes Ziel vermegt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,

Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.
Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;
Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.
Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuflehen:
Den unfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Inhalt

des sechsten Gesanges.

Es waltet demnach eine zweifache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That.

Daß er mit einer Kraft zu freierer That ausgerüstet sey, beweiset im Allgemeinen seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzet die Freiheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Ge-

wöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft, und im innersten Bewußtseyn uns auffodert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beide mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beide aber auch zugleich verbrecherische Sklaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List: erhaben und reich ist die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und rauhe Begegnisse schrecken, bewährt sich diese Freiheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Forderungen der Tugend darf keine Rede mehr seyn, und der Mensch tritt in dieser Vorstellung auf eine Thierstufe herab, wo der Instinkt ihm entzogen ist, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menschen, der, von Außendingen und innern Anregungen gedrängt, hin und her schwanket: ein Schwanken, welches sich in seinen bessern Entschlüssen, wie in seinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Daseyn ist ihm in seine Hände gegeben: er kann es von sich werfen — ob er es solle: ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hieher gehört — er kann es, weil er Mensch, weil er frei ist. Eine Thatsache der höhern Freiheit ist der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einstim-

mung gebrachten sinnlichen Neigungen sind eine liebliche Begleitung unsers Wandels; aus dieser Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freiheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; seines Daseyns Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden: sie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorschein. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freieren Daseyn hinüber geleitet.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
em Dießseit noch einmal ins heitre Jenseit schaun,
em müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
om letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Au'n!
f dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
o die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:
er ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
ag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:

Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.
Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;
Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.
Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer freier
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt.

Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feier
Des Sieges, den der Held erstritt.
Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.
Drum, wo wir stehn: wir stehn an einer heilgen Stelle,
Die zu dem seligen Beruf uns weiht,
Zu schöpfen aus der reinen Quelle
Der freien Lebensherrlichkeit.
Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm gedeiht,

Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm verloren;
Er trägt es hin zu einem sichern Port. —
Vermittlerinnen sind die Horen:
So wunderbar wird aus dem Hier das Dort
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschlossne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entfliehn.
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluthen
Der weihenden Unsterblichkeit;

Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.
So laß dann in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch gefangen
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.
Einst herrschte wild der Trieb; er brauste durch die Kreise,
Durchs immer weitre Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinkt gebot; doch regte leis und leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Menschensinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,
Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;

Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot: sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in jenen dunkeln Tholen,
Wo die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.
Die freie Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat, wie am Nil.
Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Kapitols! Da trauert längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern;
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.

Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago
dicht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht ver-
letze,
Treu seinem innersten Gelübde,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne,
Büße;
Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu verwegen. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Ge-
müthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt ver-
flucht.
Doch, was empört ein Volk, dem Herrscher-
thron zu stürzen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht
schont,
Daß sie das graue Recht entehret?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Sind die in unserm Innern wohnt.
O Gallien, du hast umsonst geschworen,

Ein freies Volk zu ſeyn! umſonſt geſtürzt den Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloſer Bruſt war ſie ſchon längſt entflohen!
Verkündet waltet ſie in jenem Ungewiſſe,
Das vor der Ahnung ſchwebt; und unſer Geiſt empfing
Nur einen leiſen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,
Der, wie ein Mond, hier auf in unſerm Leben ging.
Dort leuchtet ſie aus ihrer höchſten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.
Auf dieſem Meer — es iſt des Menſchen Wille —
Wegt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber ſteigen Ungeheuer
Aus ſeinem tiefen Schooß herauf.
Bleich ſchattende Geſtalten ſchreiten
Aus dieſem Meer hervor — es ſind die Zeiten —
Sie treten auf: hier Altes zu erneun,
Dort neues Heil und Unheil auszuſtreun.
Bald ſäuſeln ſie durch die Olivenblätter,

Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn;
Bald rauschen sie dahin, wie dunkle Todesgötter;
Und Völker müssen untergehn.
Ich schau' hinaus — und, ach! von öden Auen
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Syrten,
Wo die Verheerung zog, mit Gram hinunter weist.
Dort weist es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich berge hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Trauerhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,
Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feiergesänge
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!

Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüsteneien.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß les! O, laß mich les, du Bild der Dauer!
Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedensküsse wehn;
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefelg der Menschenhuld, mich sehn!
Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner diesseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und dämme mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!

Schau hin! wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter früht: auf jeder Küste ſtarrt
Dich noch ein Denkmal an von ſchandervollen Zeiten,
Und Zukunft iſt ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer ſeyn hienieden.
Warum empört uns noch die graufe Heidenzeit?
Warum begeiſtert uns, wie Frühlingswiederkunft,
Der ſüße Traum von einem ew'gen Frieden? —
Das iſt die Stimme der Vernunft,
Die nimmer ſchweigt, die, trotz dem wilden Rate
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir ſtehn hier auf der erſten Stufe,
Wo ſeiner Vormundſchaft uns der Inſtinkt entließ,
Und unſern Lebensgang an die Vernunft verwies.
Weht oft bedrückt, im Druck und Drang des Lebens,
Die Stimme der Vernunft vergebens
Dem, ſeiner unbewachten Haft
Entriſſnen, Sturm der Leidenſchaft!
Da ſtürzet dann der Menſch in frevelnder Begierden!
Wie unaufhaltſam ſtürzt er dem Verbrechen zu,

Wenn Aufruhr iſt in allen Sinnen,
Wenn Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh! —
So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder, jene Kraft,
Die auf dem Menſchen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menſchlich Weſen ſchafft? —
O das ſey fern! — Du hörſt den Donner rollen:
Sein Flammenzorn iſt ſich des Zornes nicht bewußt.
Natur heißt ſein Geſetz; nur in des Menſchen Bruſt,
Da herrſcht ein Selbſtgebot, ein Geiſt, ein eigues Wollen.
„Wie?" fragſt du klagend, „iſt das Loos des Menſchen Krieg?
Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede walte?" —
Der Kampf iſt ſein Geſchäft, daß ſich die Kraft entfalte;
Beruf zu ſchwerem Kampf iſt Ruf zu größerm Sieg.
Sieh dort die heiligen Bekenner
Des chriſtlichen Paniers auf Felſenboden ſtehn!
Kein Sturm der Wuth kann ſie darnieder wehn;

Sie ſtehn auf ſich, die hehren, freien Männer! —
Was Menſchen konnten, kann der Menſch der freien Kraft:
Der Marter trotzten ſie — wir nicht der Leidenſchaft?
Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen auf den Schwingen,
Und führet über unſerm Haupt
Hinweg den Siegerſchmuck, ſo wir ihn nicht erringen.
Wer ſich der Kraft im Dienſt der Schwäche nicht beraubt,
Und vor dem Kampfe mit ſich ſelbſt nicht zittert,
Nur der iſt frei — frei, wenn er unerſchüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt ſich frei, wenn ſie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es ſiehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das iſt der hehre Sieg, nach dem wir ringen ſollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.
Wohl reizend iſt es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu ſtehn vor ſeiner Welt;

Doch leichter iſt es, groß, als recht zu handeln.
Dort ſiegt der Ruhm, hier ſiegt der Held.
Der eitle Wahn küßt ſeine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft iſt ihm ein fremdes Land.
Der freie Geiſt wird ſeine Tugend retten,
Und fiel ihm auch darob das Leben aus der Hand.
Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Iſt, Tugend, dein Geſetz, und heilig iſt die Pflicht.
Mag uns das Rad des Schickſals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.
Die Liſt kann einen Thron erringen;
Es ſey die Huldigung der halben Welt ihr Raub!
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienſt der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes;
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie ſchreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu ſtehn!“ —
Er ſträubt ſich noch; er kämpft noch, ihn zu retten;
Jedoch die Herrſchaft hält ihn feſt an ihren Ketten:

Und Tullius muß untergehn!
Iſt denn Auguſt ſo arm, daß er, zu ſeinem Glücke,
Die ſieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligſtes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edlen Römer Blut.
Noch elendweller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, ſein Herrſcherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felſen hin, durch Meer und Länder
ſchallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelſtrahl,
Ein zwiefach Diadem an ſeinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! ſein Antlitz kalt und bleich!
Er, der ſein Volk erdrückt' und fremde Freiheit
raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte ſich nicht reich.
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf ſeiner
Seele,
In der, wie ein Geſpenſt in einer ſchwarzen Höhle,
Der Geiſt der Sünde ſchleicht; der Finſtre herrſcht
und lauſcht
Auf jeden Schmeichelton, der ſeine Qual beraubt. —
Mag er mit Majeſtät und Schrecken ſich umpflan-
zen:

Er iſt ein Sklav der Furcht, wie hoch er ſich auch ſtellt.
Er baute ſelbſt, aus ſtarren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da ſchleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eiſenmauer, ſcheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn ſein Füllhorn ganz vergeude:
Die Wenn' entflieht aus ſeiner öden Bruſt.
So elend iſt die Macht! Doch er gebietet Freude —
Erwärmte ſein Gemüth der Taumel fremder Luſt? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! —
Ein dumpfes,
Verwünſchendes Geheul durchſchreit, empört,
Die raſende Vergöttrung des Triumphs,
Die er — damit er ſich nicht höre — gierig hört.
Erſchrecken iſt er, mit ſich ſelbſt zu ſprechen;
Das Unheil ſtößt ihn fort; kein Ausweg iſt mehr ſein;

Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu ſeyn.
Ha! welcher Fluch verſchwur ihn dem Verhäng-
niß?
Nach Freiheit athmet er. Er ſieht — wohin er
tritt:
Das kalte, eiſerne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, trotz ſeinem Dienerſchwarme!
O, keine Bruſt, an der ſein ſtarres Herz er-
warme! —
Auf! lüge dann, du ſtolze Leidenſchaft,
Ihm Hoheit vor und Macht! — die hunderttau-
ſend Arme
Von Sklaven nennt er ſchon vermeſſen ſeine
Kraft. —
Treu, wie die Tugend, hält der Frevel ſein
Verſprechen;
Was Leidenſchaft geſä't, gedeiht nur im Ver-
brechen;
Und aus Verbrechen reift die innre Sklaverei.
Wenn er kein Weiſer iſt, ſo iſt kein König frei.

Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerin!
Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frei, um, zwischen Schmerz und Lust,
Zur Freiheit kämpfend fort zu schreiten.
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geist:
Der Halbgott steht am Scheidewege.
Nimm weg die freie Kraft — und wag's, den Friedensbruch,
Der ewig uns mit uns entzweiet, zu entwirren!
Dann ist der Mensch ein Widerspruch,
Ein Thier ist er, und doch verdammt zu irren!
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom

Der Tugend dort, mit ſeiner Schattenwürde? — 320
Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?

Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betritt mit ſchwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es iſt der Menſch, der in dem Menſchen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Menſch lebt immer künftig.
Das Thier iſt halb vernünftig durch Inſtinct;
Indeß der Menſch, halb unvernünftig,
Herab von ſeiner Würde ſinkt. 330

Die Weltnatur iſt nie mit ſich im Widerſtreite;
Doch warum iſt der Menſch von heute
Nicht mehr der Menſch, der er noch geſtern war? —
Die Freiheit leuchtet dunkelklar
In ſeinem Willen auf; er will, und will doch nimmer.'

Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt de
Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem e
kein Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fo
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn au
die Wonne:
Nie gänzlich wird in ihm die freie Kraft ve
drängt;
Nicht dieser Mond, der tief im innern Leb
hängt,
Verfinstern mag er sich: ihn findet seine Sonne.
So ward dem Menschen dann ein freier L
benssinn;
Was um ihn ist, es ward dem Daseyn hingegeben
Nur an den Menschen gab das Daseyn fl
dahin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.
Den edeln Jüngling Bien drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu
werfen,
Das eine Schandthat zu bestecken droht.
Es sauft ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt
den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel grei-
fen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz, wie die dunkle
Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernd: Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus dem
Athmgewühle

Des Lebens ſich mein Haupt, und weg iſt meine Spur!
Zum letzten Male dann, ihr ſchönen Himmelsgloben,
Zum letzten Male ſchaut zu euch hinaus mein Blick!
Der Weltengeiſt, der liebend euch dort oben
An ſeinem Herzen trägt, ſtößt mich auch nicht zurück.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht ins ſichre Grab.
Noch ſchuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Neſſel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke ſtill die That, die eine harte Feſſel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon iſt die Mitternacht vorüber;
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein finſtres Wort!
Ach! fiele noch einmal vom ſtillen Oſien dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sey ſtark, mein Geiſt! wir müſſen fort!" — —
Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln!

Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!
Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süße Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;

Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfeſt.
Es iſt nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie ſanft verwarf der Weiſe Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in ſeinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod iſt ein Befreier;
Und Kerker trägt die Frevelthat.“ —
So ſpricht der Mann der Kraft, der ſich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen ziſchen:
Um ihn iſt alles ſtill, um ihn iſt Licht und Ruh.
Sein Geiſt iſt frei; den friedlichen Gebüſchen
Elyſiums fliegt ſeine Seele zu.
Die Freiheit der Vernunft iſt unſer wahres Leben.
Zur Führerin iſt ſie, und zu Begleitern ſind,
Durch dieß verſchlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unſern Buſen hebt:
Dann ſtrömen ſie die Gluth auf unſre Wangen;

Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchthalm reift, und die erhabne Zeder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.
Gefühle tanzen gern, im holden Zauberschimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dieß ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.
Im Menschen wallt und wogt die Fluth der Leidenschaft,

In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von' ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wegendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,

Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.
Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenen's
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend plötzlich, still.
Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.
Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,

Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!“ —
Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein kaumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.
Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage“
Spricht sie „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.
Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich besiegen aber weiht

Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit.“ —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern untertan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm ans Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,

Und die freie Seele ſchwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.
So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterſpur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher ſich an dem erhabnen Schimmer
Der Geiſtesfreiheit ſelig ſchaut,
O! wie erſcheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zuſammenbaut!
Der Thronkoloß ſtürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen ſchon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geiſteswürde
Hoch über ſie hinaus geſtellt!
Der Tag verſchied, er ging verſtummend unter;
Groß iſt die ſtille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in dieſe dunkle Pracht!
Wie feierlich iſt ſie! wie heilig! Schau hinunter
In dieſe tiefe Herrlichkeit der Nacht,

Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Fluth des Lichts?
Dieß Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,
Durch' welche freie Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer schon des Lebens Sonne steht:
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,
Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung geht,
Und zu der Tugend spricht: „Dein Kranz wird nicht verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch verschwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel fand." —

Tritt hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geisterwelt!" —

Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —
Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch
brechе —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall auch zu deinem Herzen sprechе:
„Die Tugend kann nicht untergehn!" —
Und führe mich durch all' die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging!
Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug;
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Lichtgewölken

Umleuchtet, Hebra ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernellen
Und holden Engelkindern, saß!
Und wo sie betete, da winden Epheuranken,
Zur Tempelwölbung, sich am Lindenstamm hinauf!
Da schreck' ein tiefes Grau'n erschütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber säusle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der sich in Hebra's Seel' ergeß,
Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle
Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß!
Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Verschweben!
O, sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du sahst es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh',

Und lächelte, und sprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel seinem Himmel zu.
Gefeiert sey, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O sieh! der Rasen bebt, als schlüg' er Blumenwellen
Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüte schmückte,
Der, wie ein schlafender, bekränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernst, wie das beseelte Schweigen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,

Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dies sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn.
Wird jede Geistesblüt' entschleiern,
Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.
Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren;
Nicht, was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen:
„Das ist Hehra!" wirst du rufen;
O, dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.

Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher
Und lichter, stiller wirds um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel,

Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller ſtrahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht ins Daſeyn ſtrahlſt, und über Zweifel ſiegſt!
Wie hoch kannſt du den Menſchen heben,
Wenn du den Menſchen überſtiegſt!

Unſterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weibeſt, am Naturaltar,
Es ein zu ſeinem Götterthume.

Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade
lauſcht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauſcht,
Zur Ruhe deiner Geiſterſtille!

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längſt verſunkne Trümmer

Du trittſt hervor in deinem heißen Schimmer,
Wie eine rettende Geſtalt.

Du winkſt, wenn mir die letzte Thräne entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Menſch, ein müder Pilger ſchließet,
Ein Gott beginnet ſeinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum erſten Geſange.

V. 71. Das Unternehmen des tapfern Kersen San Piedro gegen die Genueſer, die Unterdrucker ſeines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit ſeiner Gattin, Vanina Ornano, und ſeinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterſtützte Verſuche zur Wiedereroberung der entriſſenen Freiheit einzuleiten. Die Genueſer wendeten ſich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einäscherung entgangenen, Güter zurück zu geben, wenn ſie die Rückkehr Piedro's nach Korſika bewirken würde. Vanina ſchwankte lange, ob ſie dieſem Antrage Gehör geben ſolle; und endlich wurde ſie durch den Geiſtlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entſchluſſe beſtimmt, nach Korſika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeſchifft, und ſie ſelbſt war ſchon auf der Reiſe begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr ſogleich einen Freund nachſchickte, der

sie einhollte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Pietro forderte trotzig vom Parlamente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen verhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Pietro," spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Pietro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sey, und — — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

V. 364. Eumeniden. Rachegöttinnen.

V. 419. Pharus — ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Cyrten, oder Klippen und Sandbänken, dient.

Zum zweiten Gesange.

V. 78. und 79. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt

gerade unter uns, an der Seite des Himmels, der die entgegen gesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

V. 384. — 389. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das so genannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

V. 391. Der Schwan — ein nördliches Sternbild, nahe der Leier, in der Milchstraße.

V. 411. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und heitere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

V. 425. Dioskuren - Söhne Jupiters, Kaster und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt: von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen Brüdern sey Kaster sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kaster sei in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm lieber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genießen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

V. 432. Die Jungfrau. — Nach Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der größten und schönsten im Thierkreise.

V. 433. Lyra — ein nördliches Sternbild.

V. 434. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem so genannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

V. 441. Das Sternzweibl. — Die große und die kleine Bärin sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichter Nebelzweig erscheinender, Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

V. 445. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsfeste, im Sternbilde des großen Hundes.

V. 449. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

V. 455. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint, und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

Zum dritten Gesange.

V. 313. Kassandra — eine Tochter Priamus, des Königs von Troja. Sie hatte dem Apoll die Gabe der Weissa-

gung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

V. 315 — 333 Peneus — Fluß in Griechenland. Hellas — der alte Name Griechenlands. Charis — Huldgöttin. Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

V. 350. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiters.

V. 353. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nach zu forschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber, auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die, nach ihrem Wunsch, ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an die

sen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! S
zitterte, und ein brennender Oehltropfen fiel auf Amo
Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäusch
Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganz
Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück
stehen. Sie mußte sich harten Bäßungen unterwerfen, b
sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenom
men, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführ
wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psyche
mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorre
kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

V. 105. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Du
kel der Haine wohnten.

V. 190. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himm
unterhalb des Herkules.

V. 204. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

V. 396. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexik
Er gab im Jahr 1542 eine Schrift heraus: Ueber d
Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kais
Karl dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt d
Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schrift

hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern ab zu nehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datiret sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den, der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, glücklich vergeblichen, Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin gedrückt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegt.

V. 462. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

V. 473. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

V. 78. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der französischen Literatur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen prosaischen Schriften ist das Werk: Entretiens sur la pluralité des mondes mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen seyn mögten, welche sich mit dem ernsten Geist des erhabenen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoß bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochenen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichts und Gehörs. La modération — sagt sein Biograph — en faisant

son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.

V. 295. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das dein Lohn?“

V. 313. Pässen starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

V. 407. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durch zu setzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gekreuste seiner Schande nach der einsamen Insel Capräa, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seit dem nicht mehr nach Rom zurück.

V. 415. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexandern wacht“ u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indeß spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeigeführt hatte.

V. 491. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten“ u. s. f.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

V. 543. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

V. 60. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluthen des Styx, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

V. 103. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens der Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

V. 104. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurück zu kehren. Er kam in Rom an; aber, weit entfernt, zum Frieden zu rathen, forderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fort zu setzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte, aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

V. 157. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

V. 247. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

V. 258. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen; der Herrschsucht, des niedrigsten Hochmuths, und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rach-

sucht geseute. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, federte er Glauben, mit dem Schwerdt in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gotteslästerung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

V. 400. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms-Konsul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschleyß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

V. 466. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freiern Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu

seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin, ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Quaalen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganzes

Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst flieg geläutert zu den Göttern empor.

V. 487. Tellus — die Erde.

Halle,
gedruckt bei Friedrich Ruff.

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Zweites Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

KŒNFRIED
UNIVERS.
ZV HALLE

Inhalt.

Der Strom	Seite	1.
Abendfeier	—	2.
An Stamfort	—	5.
Die Betende	—	14.
Elegie am Roßtrapp	—	19.
Blume auf das Grab eines Kindes	—	32.
Vergiß mein nicht. An Arminia	—	35.
Tharandt	—	46.
Elegie auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf	—	54.
Die Mauseleen	—	67.
Entsagung	—	73.
An die Natur	—	79.
Der Mittag des Lebens	—	83.
Der Abend	—	89.
Des Pilgers Nacht	—	96.
Des Pilgers Nachtlied	—	99.
Hoffnung und Erinnerung	—	100.
Die Ruhe. An H. Nach Horaz	—	102.
Nach Horaz. Vierzehnte Ode des zweiten Buchs	—	106.
An B.	—	110.
Andenken	—	112.

An Gretthuß . . . . Seite 117
An den Schlaf . . . . — 119
Abälard an Heloise . . . — 122
Der Krieger in einer Landschaft von Salvator Rosa zu Rom . — 147
An Klamor Schmidt . . . — 151
Auf dem Kamoor bei Gais . . — 153
* An den Prinzen Johann von Sachsen . — 162
Auf den Tod einer Sängerin . . — 163
Der stille Engel . . . . — 165
Das Abendthal . . . . — 166
Casa tonda. An Frau von Humboldt — 172
* Hoffnung . . . . . — 180
* Erinnerung . . . . . — 183
Sehnsucht nach dem Frieden . . — 187
* An die trauernde Maria . . — 202

Anmerkungen:

1) zu Abälard an Heloise . . — 207
2) Auf den Kamoor . . . — 209
3) Casa tonda . . . . — 210

Der Strom.

Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche,
Vom Aufgang hin zum fernen Niedergang;
Er wogt so still, als ob er zögernd schleiche;
Doch reißt ihn fort der Wogendrang.

Und auf dem Strom, welch ein geschäftig Leben,
Das ewig treibt und kämpft und nimmer ruht!
Vom Ufer schaut die Muse dieses Streben,
Und streuet Blüten in die Flut.

Sie wollen nicht in Kronenfesten prangen;
O, bleibt auch nur, vergänglich hin gestreut,
Ein Blatt an einem zarten Herzen hangen:
Heil sey dann ihrer Frühlingszeit!

Abendfeier.

1785.

Abend war's; die Nachtviole hauchte
Durch den Garten ihren leisen Duft;
Und ein junges Pfirsichwäldchen tauchte
Seinen Purpur in die weiche Luft.
Unter nachgesungnen Friedenstönen
Ging ein schöner Tag der Stille zu,
Und, wie Thaten, die ein Leben krönen,
Schwebten Blütenkränz' um seine Ruh.

Auf dem weißen Duftgewölke schliefen
Abendwinde, lieblich eingewiegt,

Ließen, thauend, Stille nieder triefen,
Die ſich gern an gute Weſen ſchmiegt.
Hier, o hier im ſeligen Verhallen
Eines Tages, der ſo ſanft verſchied,
Durfte wohl der Engel Unſchuld wallen,
Wenn ihm werth iſt, was hienieden blüht.

Aber ſieh! im liljenweißen Schleier
Trat Idola in den Laubengang,
Leiſ' umruht von abendlicher Feier,
Schön verklärt vom Sonnenniedergang.
Wie mit einem weichen Ton der Laute,
Rief ſie: „Sonne, welch ein Scheideblick!
Nur der Unſchuld leiſer Hingang ſchaute,
So wie du, in ſeinen Tag zurück!“ —

O, des ſtillen, lieblichen Verſchwebens
Dieſes Tons, voll Ruh' und Himmelsſinn!
Zarte Seele, deines ſchönen Lebens
Sanfter Wiederhall erklang darin.

Weihend ſenkten ſich die Blütenkronen,
Wie von weicher Himmelsluft geküßt.
Ja, des Himmels Mild' und Friede wohnen
Da, wo du der Engel Unſchuld biſt.

An Stamford.

1787.

All' unſre Freuden ſchweben,
Den Träumen gleich, davon,
Und zum verwaiſten Leben
Erwacht Endymion:
Ja, ſo erwacht aus Träumen
Der Liebe, Freund, dein Herz;
Und unter finſtern Bäumen
Begegnet dir der Schmerz.

Wo dich zur Myrtenfeier
Die holde Stimme rief,

Da bänget, still und tief,
Herab ein dunkler Schleier,
Denn Dora's Blick entschlief.

Schau hin ins öde Leben:
Nichts ist darin dir werth,
Kein Wunsch, als der: verklärt
Dem Engel nach zu schweben
Auf seinem Himmelsflug,
Ihm, der ins dunkle Leben
Die lichte Fackel trug.

Es liegt, wie eine Höhle,
Voll Nacht, vor deinem Blick.
Die Seele deiner Seele
Ließ einsam Dich zurück.
Und durch die Finsternisse
Wankt die Vergangenheit,
Und trägt die Schattenrisse
Der hingeschiednen Zeit.

In jedem Raume fehlet
Das Herz, das du erkorst;
Und jeder Raum erzählet
Von ihr, die du verlorst.
In allen Blütenkronen,
In jeder Nachtigall
Spricht noch von der Entflohnen
Ein süßer Wiederhall.
Geh hin zur Abendquelle:
Sie murmelt ja von ihr;
Und heilig sey es dir
Um Dora's Myrtenstelle:
Sie flüstert ja von ihr.

Wo blühn die heilgen Myrten,
In denen, Paar bei Paar,
Die Turteltauben girrten,
Und taumelnd den Altar

Am zärtlichſten umirrten,
Der ihr geheiligt war?

Dort blüht der junge Raſen,
Wo ihre Hände dir
Die erſten Veilchen laſen!
Dort weilteſt du mit ihr
An einer ſchönen Stelle;
Dort eilte ſie mit dir
Zu einer lichten Quelle,
Wo ſich, beim Liederklang
Des Haines, Well' um Welle,
Wie Lieb' um Liebe, ſchlang.

Wo tönt im Gartenhaine,
Voll Nachtigallgeſang,
Durch den, vom Mondenſcheine
Romantiſch hellen, Gang
Der Ton, der ſanft herüber

In eure Wonne ſchlug,
Und eure Seelen über
An Platons Himmel trug?

Wo funkelt in den Fernen
Der Nacht die Silberflur,
Das Bild, bei deſſen Sternen
Dir Dora Liebe ſchwur?
Wo weihte die Natur,
Wo heiligte die helle
Beleuchtung ihres Schmucks
Die holde Blumenſtelle
Des erſten Händedrucks?

In welchem Fichtengrunde
Sang dein gefühltres Lied
Die Seligkeit der Stunde,
Da ſchön auf ihrem Munde
Dein erſter Kuß geglüht?

Wo ſtrahlt das, mit dem Kranze
Der Lieb' umſchmückte, Bild?
Ihr Bild, das deine ganze
Zerſtörte Seel' erfüllt? —

Da brenne — tief empfunden —
Die Nachglut jener Stunden,
Wenn alles um dich ſchwand;
Wenn in dem offnen Leben,
Von Lieb' und Licht umgeben,
Nur deine Huldin ſtand!

Nie wirſt du ſie vergeſſen!
Der Ort, wo ſie geſeſſen,
Der, da, wo ihr Geſang
Mit ſeiner ganzen Fülle
Dir in die Seele drang,
Da wohne nun die Stille.
Der Ort hat Tempelrang!

Ihn heilige die Myrte,
Durch die der holde Geiſt
Der nahen Hoffnung girrte:
Verwaiſ't iſt ſie, verwaiſ't!
Die Unſchuld wird ſie weihen,
Wird einen Huldaltar
Mit Myrtenlaub beſtreuen,
Wo Dora's Tempel war.

Dann werden Lenze prangen;
Doch wird kein Auferſtehn
Des Mai's auf deine Wangen
Den Hauch der Liebe wehn.
Denn deine Lebensfeier,
Den Lichttag deiner Ruh,
Deckt ein zu dunkler Schleier
Von Nacht auf ewig zu.

Auf ewig? ach! verblühte,
Wie ein Gewächs der Zeit,

Ein Leben, das ſo weit,
Weit über Staubgebiete
Hinaus die Wurzel ſchlug?
Verſchwindet eine Blüte,
Die Aetherdüfte trug?

Als mit dem letzten Streben
Ihr Geiſt den Flügelſchlag
Begann empor zu heben,
Nahm ſie aus deinem Leben
Hinweg den lichten Tag,
Und ſchmückt nun mit dem Raube
Die jüngſte Himmelslaube,
Wo ſie, von dir getrennt,
In Liedern der Verklärten
Den Namen ihres Werthen
Der Seele Sappho's nennt.

Du, wall' indeß zum Mahle,
Wo dich ihr Geiſt umirrt,

Wenns abendlich im Thale,
Und ſtill im Haine wird.
Da ſtreue, mit dem Schauer
Des letzten Drucks der Hand,
Die Blumen deiner Trauer
Auf ihres Hügels Rand.

Die Freude ſtrahlt nicht immer
Vom Sonnenthron herab;
Sie giebt den leiſern Schimmer
An die Erinnrung ab.
Und die — o nicht vergebens
Blickt in den Trauerhain
Die Mondſcheinnacht des Lebens
So ſchauerlich herein. —
Sie thauet Troſt; ſie feiert,
Wenn uns die Erd' entläßt,
Und ſich das Dort entſchleiert,
Das erſte Götterfeſt.

Die Betende.

1790.

Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt,
Heilig iſt der feierliche Hain;
Selbſt das Licht, das durch die Zweige funkelt,
Zittert, wie die Ehrfurcht, ſtill herein.
Nur Gedanken, die den Himmel tragen,
Dürfen ſich der Feierſtelle nahn,
Dürfen ſich in dieſe Schatten wagen,
Die Eliſen beten ſahn.

Ja, ſie weihete das tiefe Schweigen,
Welches noch auf dieſem Haine ruht.

Flammte hier nicht, unter finstern Zweigen,
Ihrer Andacht stille Opferglut?
Sanfter war das Wehn des Blütenfalles,
Der sich, wie Verklärung, niedergoß.
O wie still — wie still und selig alles
Sich an ihre Andacht schloß!

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,
Der um ihren frommen Blick geschwebt,
Leuchtet noch an jedem Ulmenkranze,
Der den kleinen Tempel überwebt,
Wo sie, leis' umduftet von der Blume
Dieses Hains, so selig, wie ein Tag
Der Vergeltung, in dem Heiligthume
Gottes auf den Knieen lag.

Ist es nicht, als ob die schöne Jugend
Der Unsterblichkeit die Stell' umblüht,
Wo die Freundin jeder stillen Tugend

Am Altare der Natur gekniet?
Welche Ruhe, welcher Himmelsfriede
Athmet hier im frischen Blumenduft!
Wie ein Hauch vom Auferstehungsliede,
Regt es sich in dieser Luft.

Diese Lüfte, die den Seufzer trugen,
Der, wie die Vollendung, von dem Staub
Eine fromme Seel' entführte, schlugen
Leiser ihre Flügel um das Laub.
Weht mich an, ihr Lüfte dieses Laubes!
Haucht in meine Tugend ihren Muth,
O den Muth, auf dem die Last des Staubes
Neben sanfter Duldung ruht!

Duldung darf die keusche Rose pflücken,
Die mit Dornen ihren Thron umbaut;
Muth der Duldung führet zum Entzücken
Die Erlösung heim, wie eine Braut.

Du, ihr Engel, du sahst die Erhebung
Ihrer Seelenstille, sahst, wie voll
Diese Ruhe, diese Gottergebung
In ihr schönes Leben quoll!

Sahst die Blumen, um sie her gegossen,
Ihre Unschuld sahst du, hell, wie Licht,
Hell und rein von jeder Huld umflossen,
Und vermißtest deinen Himmel nicht.
Eine Zähre trat aus ihren Blicken,
Wie ein Glanz der bessern Welt, hervor;
Und das schöne, weinende Entzücken
Flog mit ihrer Seel' empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel,
Das um leere Schattenfreuden kreist;
Und ihr Herz — sie fühlt' es — war ein Himmel,
Und der stille Gott darin, ihr Geist.
O! der Schauer ihrer Gottesfeier,

Der mit ſeiner Weihe mich umfängt,
Er bewegt den grünen Schattenſchleier,
Der um dieſen Tempel hängt!

Weiche nie, du feierliches Grauen,
Das zurück des Frevlers Tritte ſchreckt!
Hier begehrt mein Herz ſich anzubauen,
Hier am Altar, den die Ulme deckt.
O wie fühlt ſich hier die Seele gröſſer!
Wie berufen, Engel einſt zu ſeyn!
Zitternd kam es, aber wahrlich beſſer
Geht mein Herz aus dieſem Hain!

Elegie

am Kottrapp.

1789.

Ich scheid' aus deiner Hütte
Du kleine, grüne Welt!
Aus deiner Tempelstille,
Geliebtes Ulmenzelt,
Das, wenn zu eigensinnig
Mein Herz an nichts mehr hing,
So tröstend mild und innig,
Wie Freundeskarm, umfing!

Melodische Gefühle
Erhöhten das Gemüth,
Natur, in deiner Kühle,
Von deinem Lenz umblüht.
In deinen Laubgeweben,
Wo du so hold erschienst,
Wie war mein Geist voll Leben,
Mein Herz voll Gottesdienst!

In deiner Rosenkrönung
Verstummten Haß und Schmerz,
Und liebende Versöhnung
Kam heilend in mein Herz;
Und alle Seufzer starben;
Ein Harmonischer
Von Tönen und von Farben
Trug meinen Geist empor.

Dort in dem Schattendunkel
Des Hains hab' ich — entfernt

Den leeren Glanzgefunkel —
Den freien Sinn gelernt:
Den niedern Lebenshandel
Kaltherzig zu verschmähn,
Und still, wie Mondenwandel,
Durch meine Nacht zu gehn.

Der hohe Wald voll Töne,
Die sanfte Wiesenflur,
Die wilde Felsenszene,
Wo liebend die Natur
Mich über das Getümmel,
Das in der Tiefe spielt,
Empor zum reinen Himmel
Auf grünen Armen hielt;

Das Authal und die Hügel,
Um die der Strom sich dreht,
Der Strom, um dessen Spiegel

Scheinet Leben mehr;
Das Feld voll Lerchentriller,
Die finſtre Grottennacht:
Das alles hat mich ſtiller
Und ſeliger gemacht.

O

Du Thal, um das die wilde
Bekränzung grünt, o du,
Amaliens Gefilde,
Du Engeltbal der Ruh,
Zählt deine Philomele
Die ſtille Seligkeit,
Womit die reinſte Seele
Zum Tempel dich geweiht?

Sie weihte dort zum Reich
Der Lieblichkeit den Hain
Melodiſcher Geſträuche
Für ſanftre Seelen ein.

O blüh' in aller Fülle
Der Blumenphantasie'n,
Die hin durch deine Stille,
Wie holde Träume, ziehn!

Die Nachtigallen werben
So liebend, so vertraut
In deinem Schooß, mit Kronen
Von Blüten überbaut.
Kein Mädchen ist vertrauter,
Als dieses Friedenreich:
Da singt die Lieb' in lauter
Umarmung — Herzig um Herzig. —

Es war ein Himmelsverlangen,
Als ich dein Reich betrat;
Du hüllest so verborgen,
Wie eine schöne That,
Wie eine That der Liebe,

Die ſtill und dunkel reift,
Und herrlich ins Getriebe
Des großen Lebens greift.

Dort iſt die Feierſtelle,
Wo durch das Blätterſpiel
Die mildre Sonnenhelle
Des Mittagshimmels fiel;
Sie fiel durch wilde Reben
Ins dichte Schattenzelt,
Wie in dieß dunkle Leben
Ein Strahl des hellern fällt.

Und wenn der Abend graute,
Welch Schauſpiel! Luna ſtand
Auf blauem Grund', und ſchaute
Hoch überm Felſenrand,
Ob in der bunten Hülle
Die Welt der Schwärmerei,

Sie zu empfangen, ſtille
Genug geworden ſey?

Weit hin auf den Koloſſen
Der Felsruinen lag
Nun, magiſch ausgegoſſen,
Ein ſilberweißer Tag,
Worin die Stürme ſchwiegen;
Und auf das Schlummergrab
Entſchlafner Wünſche ſtiegen
Die Träume ſtill herab.

Und leiſe, Wellen treibend,
Zog, wie die Ewigkeit,
Entfliehend und doch bleibend,
Der Strom durchs Thal der Zeit.
Er zog am Felſenhange,
Hier dunkel, leuchtend dort,
Wie eine Silberſchlange,
Durch lichte Stellen fort.

Still war das Haingetöne,
Still ward's im Halmgewühl;
Die ganze Mondscheinſzene
War ſanft, wie das Gefühl,
Wenn dämmerndes Vergeſſen
Deß, was hier untergeht,
Vom Jenſeit der Zypreſſen
Zu uns herüber weht.

O Stille! ſeelenlabend
Und weich berührteſt du
An jenem Schimmerabend
Mein Herz mit deiner Ruh.
Wie Hauch vom Blumenſtengel,
Worin ein Ton entſchlief,
So nahte ſich dein Engel
Dem Herzen, das dich rief. —

O Thal! du führteſt milder
Dem Schatten meiner Ruh

Die ſeelenvollen Bilder
Des innern Lebens zu.
Hier Tanz des Waſſerfalles,
Des Blütenfalles dort;
Und voll Bedeutung alles,
Wie ein geweihtes Wort.

Der Wiederhall der Klippe,
Der nach der Stimme lauſcht,
Die irgend einer Lippe,
Die einer Bruſt entrauſcht,
Hat oft ein tiefes Sehnen
Dem Buſen eingeflößt,
Und mein Gefühl in Thränen
Der Ahnung aufgelöſt.

Dort in des Baches Welle
Hat ſich das heitre Bild
Der raſchen Waſſerfälle

Des Lebens mir enthüllt.
Der Tropfen, der verborgen
Hier unter Binſen ſchleicht,
Umzieht, in Dünſten, morgen
Ein Felſenhaupt vielleicht.

So ſchwinget der Gedanke
Zum Aether ſich hinauf;
Die enggezogne Schranke
Hält ſeinen Flug nicht auf.
Die Sonne dieſes Raumes
Beſeelt mit ihrem Schein
Ruinen eines Traumes
Von einem höhern Seyn.

Entſtehend und verſchwindend
Und wiederkommend, kreiſt,
Durch Form und Zeit ſich windend,
Die Welt vor unſerm Geiſt.

Viel Großes iſt verſchwunden;
Und raſtlos wälzt die Zeit
Ein Heer von Scheideſtunden
Durch die Unendlichkeit.

In dieſer Flut der Stunden
Iſt millionenmal
Dieß Leben hingeſchwunden
Mit Weſen ohne Zahl.
Die Felſen dort im Thale,
Voll Schäferflötenſpiel,
Sind graue Todtenmahle
Der Welt, die hier zerfiel.

Wie eine Wundennarbe,
Tief in die Zeit geprägt,
Die ihre Todtenfarbe
Mit Mergenerth belegt:
So ödet, dunkel trauernd,

Die alte Burg herab,
Und predigt: „Nichts iſt dauernd,
Und ruhig nur das Grab!“ —

Geweiht zu dieſem Looſe,
Haucht ihren' Geiſt von Duft
Die junge Morgenroſe
Schon in die Abendluft.
Laß ſich die Roſ' entfärben,
Die ſanft ein Weſt entſtreift,
Indeß ein großes Sterben
Nach Königskronen greift!

Woher der ſtolze Schimmer,
Der, wie ein Tag, erblich?
Aus Trümmern und auf Trümmer
Baut alles Große ſich!
Wohin auch das Getümmel
Der Dinge wogt und treibt:

Es ſinkt, und nur der Himmel
In ſchönen Seelen bleibt.

Auch du wirſt einſt verblühen,
Verſtummen wirſt auch du
Mit deinen Meledien,
Du Engelthal der Ruh!
Was dir entſtirbt, das falle,
Wie eine Roſe fällt;
Was dir verſtummt, verhalle,
Wie eine Lerchenwelt!

Blume
auf das Grab eines Kindes.

Ruhig schlummre deine Hülle,
Und die Sommerluft des Thals
Wehe leiser um die Stille
Deines kleinen Todtenmahls!

Eine junge Lerche schwinge,
Wenn der Lenz dieß Thal bezieht,
Sich von deiner Gruft, und singe
Dir ein Auferstehungslied.

Strebt zu höherm Lebenstriebe
Auch die Blumenseele fort:

O! dann ſpricht ein Pfand der Liebe
Noch zu dir ein holdes Wort.

Eine weiße Roſenblüte
Warf die Lieb' in deine Gruft.
Schlummre, wie von Huld und Güte
Eingewiegt, in ihrem Duft!

Sie verweſ' auf deinem Herzen
Ruhig, wie dein Aug' entſchlief,
Als ein Engel dich den Schmerzen
Deiner letzten Stund' entrief.

Eine blühende Aurore
Hat dich, Kind, ſo früh verklärt;
Unſer harrt die ſpätre Hore,
Die auf Abendwolken fährt.

Unſtät iſt das Heil hienieden;
Wohlgeſichert eilteſt du,
Junge Himmliſche, dem Frieden
Seliger Naturen zu.

Deine Seel' iſt, wo die reinen,
Wo die guten Geiſter ſind:
Wohl dir! du wirſt nicht mehr weinen,
Du wirſt nicht mehr bluten, Kind!

Vergiß mein nicht.

An Arminia.

1790.

Vergiß mein nicht, wenn unter fremden Lüften
Im Strom der Welt, wie Laub, mein Leben schwimmt!
Vergiß mein nicht, wenn unter Rosendüften
Dein Ohr mich nicht mehr hört, dein Herz mich nicht vernimmt!
Die Ros' am Fenster wird in deine Zelle nicken;
Es werden Morgen blühn, und Abendsterne blicken;
Du wirst hinunter schaun ins Thal, voll Menschenlicht;
Und ich bin fern! Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht im bunten Menſchenkreiſe,
Der laut und ſtolz vor deinem Herzen rauſcht!
Vergiß mein nicht, wenns heimlich wird, und leiſe
Die Abendſtille nur an deiner Zelle lauſcht!
Wenn ſich vor deinem Blick die Sternenwelt entſchleiert,
Dein Geiſt da droben geht, dein Herz da droben feiert;
Dann ſchaut mein Blick empor', und meine Seele ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn friſche Lenze blühen,
Und die Natur ihr junges Haupt ſich ſchmückt,
Wenn ſich dein Aug' an ihren Phantaſieen,
An ihrem tiefern Sinn dein ſtiller Geiſt entzückt!
Vergiß, vergiß mein nicht im regen Lenzgewimmel,
Wenn, wie ein ſanftes Stück vom blauen Frühlingshimmel,

Das auf der Wieſe ruht, ein Blumenvölkchen ſpricht:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn ſich zum ernſten Thale
Dein ſchönes Herz mit ſeinem Frieden ſchleicht!
Es iſt das Thal, wo du zum erſten Male
Im Fichtenhaine mir die kleine Hand gereicht.
Wer ſagt, was ich empfand? Ich durfte ſie berühren,
Und wagt' es zitternd nicht, ſie an das Herz zu führen,
Worin der Seufzer ſchlug, der jetzt noch leiſe ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht bei der umgrünten Pforte,
Die dunkel ſich durch wilde Ranken drängt!
Dort hört' ich dich, und hing an jedem Worte,

Wie an dem Blütenkelch die Biene saugend hängt.
Der süße Lispel starb im Duft des nahen Strauches,
Allein der Unschuldsinn, die Seele dieses Hauches,
Lebt hier im Herzen fort, woraus die Wehmuth spricht:

Arminia, vergiß mein nicht!

Da schwieg der Hain, nur Philomele sandte
Ihr weiches Lied erweichten Seelen zu;
Im letzten Strahl, der auf den Hügeln brannte,
Stand, hell und schön verklärt, der Geist der Abendruh.

Wir nahten uns dem Raum der tief entschlafnen Schmerzen:
Da weht kein Strauch, kein Halm, der nicht zu einem Herzen,
Zu irgend einer Huld das Wort der Liebe spricht:
Geliebtes Herz, vergiß mein nicht!

Dort ſchwebt mein Geiſt, wo die Zypreſſen trauern!
Du führteſt dort mich an ein theures Grab:
Der Tag verſchied, der Abend ſank in Schauern,
Wie Heiligkeit und Ruh, auf deinen Geiſt hinab.
Du, Fromme, feierteſt die mütterlichen Manen;
Dein Herz zerfloß, und mich ergriff ein tiefes Ahnen
Des Lebens, das vielleicht von Stern zu Sternen ſpricht:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Arminia! vergiß nicht jener Fülle
Der Innigkeit, die dein Gefühl erſtieg!
Es rührte kaum die Luft der Abendſtille
Noch deine Locken an; die Stimm' im Graſe ſchwieg,
Und leiſer flüſterten die heiligen Zypreſſen —
Kann dieſes Abends einſt Arminia vergeſſen:

Ja dann vergeſſe ſie, daß eine Thräne ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Was dort mein Herz ſo innig tief empfunden,
Iſt ſtill und hehr, wie die geſtirnte Nacht,
Die nieder ſah auf die erhabnen Stunden,
Die Stunden, deren Geiſt bei meinem Frieden wacht;
Es iſt der hohe Ernſt, der Seelen höher adelt,
Und der den frommen Kranz der Huldigung nicht tadelt,
Die vor der Unſchuld ſteht, und zu der Tugend ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Mich heiligte die ſtille, ernſte Feier.
O, ſeliger war nie ein Gottesdienſt!
Wie du ſo hell im lichten, weißen Schleier,
Gleich einer Himmliſchen, durchs Erdendunkel ſchleuſt:

So wirſt du ewig mir um meine Tage ſchweben,
Und, wie ein ſchöner Traum aus einem höhern Leben,
Die Stunde weihn, wenn einſt mein letzter Seufzer ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Das Lächeln nicht, o nicht das holde Neigen
Der ſchönen Huld, wenn mich dein Gruß empfing;
Nicht die Geſtalt, die aus den dunkeln Zweigen,
Still, wie die Ruh, hinaus zu ihren Blumen ging;
Nicht dieſe Grazien, die deinen Wandel leiten;
Der Sinn, den Grazien, wie Melodie'n, begleiten,
Er weckt den Seufzer auf, der leiſe bittend ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Dieß holde Seyn, dieß zarte Seelenleben,
Dieß Paradies, wo ſanfte Harmonie'n,

Wie Horentanz, um holde Thaten ſchweben:
Nur dieß wird immerdar vor meiner Seele blühn.
O welch ein Paradies! da wehn die Friedenslüfte;
Dort athmen Tugenden, wie Blüten, Himmelsdüfte,
In denen einſt vielleicht ein leiſer Nachhall ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Um dich ſey Ruh! Dreifaches Weh den Waffen,
Womit die Welt ein zartes Herz bedräut!
Du zartes Herz, aus weicher Huld geſchaffen,
Aus Huld und Himmelsſinn und Engelfreundlichkeit,
Wer wird die Stelle mir in dieſem Himmel gönnen?
Ach! wird dieß Lied einmal dir meinen Namen nennen:
Dann flüſtre dir es zu, daß fern ein Seufzer ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Hier ſchwebt dein Bild, hier grünet unter Reben

Ein Denkmahl auf, das dir die Freundschaft weiht!
Hier träum' ich oft: In einem reinen Leben
Verwelkt nichts; alles ist darin Unsterblichkeit.
Nichts wird daraus hinweg die stille Lethe waschen;
Und immer darf mich noch die Wehmuth überraschen,
Die ihrer Thräne zürnt, und tief im Herzen spricht
Das dunkle Wort: Vergiß mein nicht!

Noch duftet mir die helle Sommerblüte,
Die deine Huld um meine Locken wand.
Du sahst, was tief mein Innerstes durchglühte,
Als so verherrlicht ich, so selig vor dir stand;
Du sahst, wie dieß Gefühl in meiner Thräne bebte,
Auf der dein Engelblick, wie eine Weihung, schwebte,
Der Thräne, welche mehr, als Wort und Lieder
spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Vergessenheit! Kann solch ein Herz vergessen?
O Freundschaft, du, die so mein Arm umfing,

Hinweg mit dir! dann hüllt nur, ihr Zypreſſen,
Das Auge zu, das ſo an Schimmerwolken hing!
Hinweg mit Kraft und Muth, nach einem Kranz zu ſtreben!
Was kann, Arminia, was kann der Ruhm dem geben,
Der dich vermißt, und nur mit deinem Schatten ſpricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Bei jener Flur, bei jenem ſtolzen Hügel,
Der dich empor in ſeinen Blumen trug;
Bei jener Luft, die ihre leichten Flügel
Um jede holde Roſ' auf deiner Wange ſchlug;
Bei jenem Scheideblick der letzten Abendröthe,
Die bis zum Andachtſinn dein Zartgefühl erhöhte,
Ach! bei dem Scheideblick, durch den mein Auge ſpricht,
Beſchwör' ich dich: vergiß mein nicht!

Beim Nachgetön aus jenen Blumenzeiten,
Da jeder Tag auf einem Kranz entſchlief,
Und die noch itzt, wie Schatten, mich begleiten,
Die aus Elyſium ein ſchöner Zauber rief;
Bei allem, was du biſt; bei deiner Seelenfülle,
Bei deinem Einfaltſinn, und bei der hehen Stille,
Die ſich ſo gern verhüllt, und fremde Kronen flicht,
Beſchwör' ich dich: vergiß mein nicht!

Und wenn dereinſt, im leiſen Abendthale,
Ihr Trauerlied die dunkle Grille zirpt,
Vielleicht, daß dann — und dann zum letzten
Male —
Mein Athemzug dich nennt und ſeliger nun ſtirbt.
Dann wird ein Wehgefühl durch deine Ruhe ſchüttern;
Dann werden, wie beſeelt, die Halme dich umzittern;
Dann fühlſt du, daß mein Herz mit dieſem Seufzer
bricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Tharand.

1799.

Wenn ſich, von dunkeln Schwingen
Des Sturmes aufgeregt,
In großen Wellenringen
Die Gegenwart bewegt;
Wenn fliegend hin darüber
Die Wollentage ziehn:
Dann ſchwebt mein Geiſt hinüber
Ins Reich der Phantaſie'n.

Harmoniſcher und milder
Tönt aus der Ferne dann,

Was rauſchender und wilder
Vor meinem Blick begann.
Von zürnenden Gewittern,
Durch die der Sturm ſich reißt,
Berührt ein leiſes Zittern
Der Luft nur meinen Geiſt.

Das, was die Zeit verſchlungen,
Geht morgenröthlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht helles Leben auf,
Blüht auf zu Paradieſen,
Wo ſanftre Lüfte wehn,
Und über Liljenwieſen
Geliebte Menſchen gehn.

Dann hebt aus meinen Träumen
Sich, wie ein Zauberland
Mit freundreichen Bäumen,

Das liebliche Tharand,
Das ſeine grünen Arme
Um meine Grotte ſchlang,
Wohin kein Laut vom Schwarme
Des Weltgewühles drang.

In dieſer grünen Fülle,
Durchſtrahlt vom Sonnenblitz,
Hier weihten Fried' und Stille
Hygea's heil'gen Sitz,
Die friſche Lebensroſen
In Aetherquellen taucht,
Und ſie dem Freudeloſen
Auf bleiche Wangen haucht.

Und Lebenskraft durchſchauert
Das kühle Wehn der Luft,
Wo die Ruine trauert
Auf ihrer eignen Gruft.

An ihren Trümmern weben
Die Blüten sich hinauf:
So richtet frisches Leben
Sich an Vernichtung auf.

Im Kranze junger Ranken,
Die sich, wie Sympathie'n
Begegnender Gedanken,
Von Zweig zu Zweigen ziehn,
Blickt vom gekrönten Hügel
Schön die Natur herab,
Und malt sich in dem Spiegel
Des Sees lächelnd ab.

Von keinem Sturm zerrissen,
Beruhigt wallt die Flut
Und still, wie ein Gewissen,
Auf dem kein Frevel ruht.
Sie rinnt, von Kränzen blauer

Vergißmeinnicht umwebt,
Wie ein geheimer Schauer
Durch heilge Schatten bebt.

Mit lichten Wellen gattet
Sich ſchön des Haines Nacht,
So wie der Scherz, beſchattet
Vom Ernſte, ſchöner lacht.
Von dunkeln Ulmenzweigen
Fällt dieſe Nächtlichkeit,
Wie das erhabne Schweigen,
Das hohe Freuden weiht.

O dir, die ſich mir ahnet,
Du, Seele voll Gefühl,
An die mich alles mahnet,
Dir weihen ſtill und kühl
Sich dieſe heilgen Hallen;
Da flüſtert dir die Ruh

Ein ſeliges Verhallen
Des lauten Lebens zu.

Du wandelſt durch die Fülle
Der Laubgewölb'; und nun
Umfängt dich eine Stille,
Wo alle Stürme ruhn,
Die durch das Leben wüthen;
Und in den Tempelhain
Blüht ſanft, wie Aetherblüten,
Das Himmelblau herein.

Dann liſpelt durch die Blätter
Ein liebliches Getön;
Es wandeln ſtille Götter
Um dieſe Friedenshöhn,
Wo, zwiſchen deiner Feier
Und der umrauſchten Welt,
Ein dunkelgrüner Schleier
Verhüllend nieder fällt.

Du ſanfte, zarte Seele,
Die, wie ein weicher Laut,
Wie eine Philomele,
Dem Schatten ſich vertraut,
Wenn ſich der tiefern Hülle
Des Hains dein Wandel naht:
Dann ſei mit dir die Stille
Der ſchönſten Herzensthat!

Und wenn dich tiefes Sehnen
Getrennter Liebe preßt:
Hier feiern deine Thränen
Ein ſanftres Trauerfeſt!
Aus abendlichen Fernen
Kommt eine hohe Ruh;
Die führt verſunknen Sternen
Dein ſtilles Leben zu.

Geweihte Liſpel ſchwimmen
Dann durch den tiefen Wald,

Als wären Engelſtimmen
In ſeiner Luft verhallt.
Und ſäuſelnd ſchwebt es nieder:
Es dünket deinem Schmerz,
Dein Liebſtes falle wieder
An dein verwaiſtes Herz.

Elegie

auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen ſchlafen, und die Sterne ſpiegeln
In den Seeen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieſes Waldes Schauern,
Wo der Fichtenſchatten mich verbirgt!
Hier ſoll einſam meine Seele trauern
Um die Menſchheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!

Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen ſchwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieſer Luft!
Hier, an dieſes Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geiſterwandel, banges Graun;
Hier, hier will ich, vom bemooſten Sitze,
Jene Schedelſtätten überſchaun.

Welche blinken dort im Mondenſcheine,
Wo das Aerntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erſchlagnen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Bruſt des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Bruſt gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt; der Tod verſöhnt.
O, ſie können ſich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhn! ſie ruhen Hand an Hand;
Ihre Seelen gingen in zuſammen,

Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menſchen, noch entrüdert,
Weiſt den Himmel weg aus dieſer Welt.
Hin eilt dieſes Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypreſſe hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier um dieſe Menſchentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Fluch:
Durch das Feld hin ſtreckt ſich Mondenſchimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter ſahn die grauſe Schlacht:
O, ſie ſchlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Aſch' entſtiegen,

Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Deutung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und vom Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Rächeln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düstre Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weist dahin, wo blutig die Geschichte

Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Los, es war ein Königslos!
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüten
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Muserwahl vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren!
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Strome's Fluten
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferherd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Winde zitternd nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Eiche' im düstern Thale
Durch die Nacht der Himmelswölbung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammen preßt.

War es Klang von einer fernen Saite,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?

Oder ſchweift Geſpenſt' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Iſt es Wandl einer düſtern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebuſch entrauſcht,
Und nun ſchweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelſtreif, im Nachtgeflüſter lauſcht?
Wandelſt du dort, arme Mädchenſeele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schatteſt du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgraun deiner Finſterniß? —

Aber ſtill! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, ſchleierheller Geiſt?
Jeder rohe Laut der Wildniß ſchweige!
Dieſe Stell' iſt heilig! hier fiel Kleiſt.
Wo den Kamm die Ulmen überſchleiern,
Sank der Frühlingsſänger in den Staub.
Dieſe Stelle will ich heilig feiern;
Ach, und kann ſie nur beſtreun mit Laub!

Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde deinen ſanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag!
Hier, aus dieſem wildernden Geſträuche,
Wo der deutſche Mann ſein Blut verlor,
Hebe ſich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine ſilberweiße Taube
Nach dem Sänger Laläge's ihr Lied!
Aber in dem Myrtendunkel ſäume
Die Begeiſtrung einer Nachtigall;
Und die Waldluft ſchweb' um ihre Träume
Wie ein ſanft gehaltner Wellenfall!
Leiſe ſchwebe ſie durchs Laub des Strauches,
Das der Boden dieſer Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,

Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum;
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum!

Zwar dem fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick.
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edeln Männer sind gefallen;
Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was iſt, was gilt ein Menſchenleben,
Was die Menſchheit vor dem Weltengeiſt,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daſeyns ſo die Fäden reißt?
Welche Fäden ſind hier abgeriſſen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier ſtehn wir, und hinter Finſterniſſen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüſt umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verſchlingt.
Schwankend irren wir im finſtern Sturme;
Wechſeltod beherrſcht die Finſterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luſtig ſpielt das Laub des Ulmenbaumes
An den friſchen Aeſten um den Stamm;

Regt darin ſich noch ein Reſt des Traumes,
Der ein Mal in Nervenſäften ſchwamm?
Jenen Kopf bewohnten einſt Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel ſeine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken
Wilder Kräuter nährte ſein Gehirn.
Dieſer Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, ſtäubt vielleicht ein Herz;
Gott! und hier aus dieſen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer!
Hier, bei dem verwitternden Gebein,
Schwöre, deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſeyn!
Hier ſchau her, wenn dich nach Ruhme dürſtet!
Zähle dieſe Schedel, Völkerhirt,
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entfürſtet,
In die Stille niederlegen wird!

Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Graun!
Iſt es denn ſo reizend, ſich mit Trümmern
In die Weltgeſchichte einzubaun?

Einen Lorbeerkranz verſchmähn, iſt edel!
Mehr als Heldenruhm iſt Menſchenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel,
Und der Lorbeerkranz zum Raſenſtück!
Cäſar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entſtürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander iſt ein wenig Staub.
Klein iſt nun der große Weltbeſtürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längſt ſchon theilten ſich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in ſein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:

Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bessre retten ihre Gruft, und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn."

Die Manſoleen.

1794.

Auch Gebietern drohet ein Gebieter;
Ueber der Natur ſteht hoch ſein Thron;
Ihm gehorchen muß der Schlachtenwüther,
Ihm der Bettler und der Fürſtenſohn.

Kronenträger waren dieſe Trümmer;
Zur Verweſung ſanken ſie hinab;
Ausgezogen haben ſie den Schimmer,
Der ſie, wie ein Lichtgewand, umgab.

Dich auch haben sie hieher begraben,
Guter! dich; allein noch waltest du;
Wunder, so die Welt durchdonnert haben,
Sie verschollen, gingen hier zur Ruh.

Habt ihr ganze Länder auch erschüttert:
Einer bebte nicht vor euch — der Tod!
O, ihr Herrscher, ihr auch habt gezittert,
Als er euch, hinweg zu gehn, nebot!

Kalt verstummen alle Schmeichelworte,
Die beredte Höflingsmiene schweigt,
Wenn mit einem König zu der Pforte
Der Verwesungen sein Liebling steigt.

Doch er kehret von dem Sarkophage,
Vom vergeßnen Leichenpomp zurück;
Heuchelei war seine letzte Klage,
Eine Lüge war sein Thränenblick.

Hier im engen Marmor, mit den Resten
Der verwes'ten Herrlichkeit erfüllt,
Liegt ihr einsam, fern von euren Festen,
Nur mit Staub und Purpur überhüllt.

Ach, wie schrecklich! schrecklich umgestaltet
Ist das Haupt der hohen Majestät!
Diese kalten Hände, fromm gefaltet,
Haben ein Mal doch zu Gott gefleht!

Und, als ob die Flittern nicht verschwänden,
Rissen sie noch in das öde Grab,
Schon erstarrt, den Fleiß von hundert Händen
Zum Verwesungspomp mit sich hinab.

Aber schlugen sie dem Volke Wunden,
Haben sie nach Raub sich ausgestreckt:
Ihr Tyrannen, o dann seyd verschwunden!
Glücklich, wenn kein Lebenstraum euch schreckt!

Möge Saatfeld jede Spur bedecken,
Wo durch euch vergoßnes Blut verrann!
Euch nur faſſe des Bewußtſeyns Schrecken,
Wenn der Schlaf im Grabe träumen kann!

Todtenſtille, werde du zur Klage!
Seufz' ihn wach, den tiefſten Schläfer wach!
Rauſch' ihm alle Morde ſeiner Tage
Bis zur fernen Richterſtelle nach!

Schauer nahn, den finſtern Traum zu bilden;
Grauſe Schatten treten blutig auf;
Geiſter der Erſchlagnen, aus Gefilden
Wilder Schlachten zittern ſie herauf.

Ach! ſie waren einſt beglückte Väter,
Gatten, Söhn': und all' dieß Lebensglück
Fodert ihre Klage vom Verräther
Ihres Volkes fürchterlich zurück.

O! verrufen sey die Gruft des Würgers,
Dessen Schwur ein gutes Volk betreg!
Der den Frieden und das Blut des Bürgers
Feil für Gold in fremde Hände weg!

Du, Geschichte, deine strenge Rüge
Harrt nicht mehr, sie zieht vor ihr Gericht
Die dem Marmor aufgezwungne Lüge,
Und verschont gesalbte Frevler nicht.

Ha! sie spricht, sie donnert ernst und düster,
Was ihr nimmer hörtet, nimmer las't;
Eure Stellen zeigt sie, Volksverwüster,
Hier, spricht sie hat ein Monarch gras't! —

Doch mich wehn von ruhenden Gebeinen
Guter Fürsten sanftre Schauer an.
Leitet mich, ihr Schauer, daß ich weinen,
Dort mein Herzensopfer weinen kann!

Du, o du, den nicht der Wittwe Jammer
Wimmernd anklagt, ruhig sey dein Grab!
Wehmuth send' in deine Friedenskammer
Eine Ros' und eine Thrän' hinab!

Entſagung.

1790.

Meine Früchte ſind gebrochen,
Meine Roſen ſind gepflückt,
Und das letzte frohe Pochen
Dieſes Herzens iſt erſtickt;
Dieſes Herzens, das ſo innig
Seine Lieb' um alles ſchlang,
Seinen Haß ſo gern verſang,
Nur vielleicht zu eigenſinnig
Gegen Sturm und Fluten rang.

Was, o Herz, haſt du errungen?
Wo iſt dein gelobtes Land?
Deine ſchönſten Huldigungen
Nahm die Hoffnung an — und ſchwand.
Nun iſt dieſer Muth geſchieden,
Der ſo ſtolz die Flügel ſchlug,
Und auf ſeinem Adlerflug
Meine Seel' und ihren Frieden
Mitten durch die Stürme trug.

Dich nur kenn' ich noch, o Freude,
Die du dem Geräuſch entweichſt,
Und zur dunkeln Thränenweide
Gern mit deiner Wehmuth ſchleichſt.
Dort umwankt mich noch ein Schimmer,
Wie ein Geiſt aus todter Welt,
Der ſich ſtill zu mir geſellt,
Und im Dunkellicht die Trümmer
Der Vergangenheit erhellt.

Alles iſt vorüberfliehend!
Weinend reißt ſich aus dem Schooß
Eines Lebens, das ſo blühend
Sie umfing, die Seele los.
Unter frommen Nachtigallen
Iſt mein ſchönſter Traum verhallt;
Wachend ſeh' ich jetzt: der Wald
Wird, wenn ſeine Blätter fallen,
Heller wird er, aber kalt.

Ueber Gegendruck und Mängel
Flog ich hin, mit Luſt und Scherz;
Alle Menſchen waren Engel,
Alle lud ich in mein Herz.
Alles, alles fühlt' ich leiſer,
Was das Leben nieder drückt,
Leicht befriedigt, leicht entzückt:
Jetzt bin ich ein wenig weiſer,
Und viel weniger beglückt.

Junge, heitre Wünſche traten,
Hin vor meine Phantaſie,
Die für alles, was ſie baten,
Ihnen Zuverſicht verlieh;
Furchtlos, irgendwo zu ſtranden,
Schifften ſie den Strom der Zeit,
Unter ſcherzendem Geleit,
Raſch und fröhlich hin, und fanden
Nicht das Land der Seligkeit.

Doch war ſchön die Zeit der Blüte,
Schön die Thyrſusſchwingerin;
Hold, wie lauter Lieb' und Güte,
Froh, wie lauter Lebensſinn,
Warf ſie freundlich auf den Reigen
Meiner Stunden ihren Kranz;
Angethan mit ihrem Glanz,
Hielten unter Roſenzweigen
Glaub' und Hoffnung ihren Tanz.

Glaub' und Hoffnung, immer leiser
Schlichen sie von mir sich fort!
Meine schönsten Lebenskeiser
Sind von mir hinweg gedorrt!
Und die Welt? — ach! die Geschichte
Ist der Wiederhall der Zeit,
Die sich mit sich selbst entzweit.
Komm, mein Herz, o komm und flüchte
In den Schooß der Einsamkeit!

Wird die Welt uns noch vermissen,
Wenn in ihr uns nichts genügt?
Wenn der Fremdling, abgerissen,
Wie ein dürrer Zweig da liegt?
O, dann muß er scheiden lernen!
Hier ist nicht das Land der Ruh!
Armer Pilger, steure du,
Unter ausgelöschten Sternen,
Tröstender Entsagung zu!

Kein verzagendes Gewinsel
Zögre deinen raſchen Lauf!
Eine ſtille Friedensinſel
Nimmt dich endlich ſchirmend auf.
Doch, ihr fernen Huldgeſtalten,
Ihr verlaßt den Fremdling nicht;
Ihr ſeyd ihm ein ſtilles Licht,
Wenn die finſtern Stürme walten,
Und das morſche Fahrzeug bricht.

An die Natur.

Laßt mich allein, verfolgende Gefühle
Von Zwang und Pein!
Nimm du mich auf in deine frische Kühle,
Du stiller Hain!
Hier bin ich frei, entflohn der bunten Halle
Voll wilder Lust;
Hier bin ich Eins mit dir, Natur, und falle
Dir an die Brust.

Hier bin ich mein! Vielenlaub und Epheich
Durchwirken reich

Mit Blumen mir zum Sitz den grünen Teppich
Am Nußgesträuch.
Die Melodie'n der Nachtigall bewohnen
Dieß Blätterhaus;
Und Epheu gießt die dunkelgrünen Kronen
Darüber aus.

Hier naht sich mir im Lispelton der Blätter
Der Geist der Ruh,
Und führet mir die sanften Friedensgötter
Der Stille zu.
Die Echo mag der Felsengrott' entschweben,
Wie Nachgetön
Aus einem längst verhallten, schönen Leben,
Mich anzuwehn!

Erinnrung deß, was Grab und Zeit verschlungen,
Wird auf den Hain

Der Schwermuth dann, wie zarte Dämmerungen
Verklärung ſtreun.
Der Hain wird ſich zum Götterſitz beſeelen,
Und ſein Geſang,
Der leiſe Laut verhüllter Philomelen,
Zum Sphärenklang.

Das dunkle Grün erfüllt ein heilig Grauen,
Und du, Natur,
Vergöttlichſt rings um mich die Blumenauen
Zur Sternenflur.
Du, Hohe, ſprichſt in tauſend Huldgeſtalten
Zu meinem Geiſt;
Und heilig wird mir deine Wahrheit halten,
Was ſie verheißt.

Du ſprichſt: „Ich bins, die jene lichten Ker-
zen
Des Himmels hält;

Ich trag' auch dich so fest an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögest hin durch Nacht und Klippen wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit diesem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron!"

Der

Mittag des Lebens.

Im duftigen Schatten der heiligen Eichen,
Hier eilt, wie die Stunde, der flüchtige Bach;
Er rinnt durch die Nächte von dunkeln Gesträuchen,
Und rauscht mir den Traum des Vergangenen wach.
Leis' umschattendes Erinnern
Der entschlafnen Zeit, o, du
Ueberwölkest, tief im Innern,
Die Gefühle meiner Ruh!

Ich blicke von schweigenden Höhen hinunter,
Die doppelte Ferne tritt dämmernd hervor;

Ein helleres Morgenland ging mir dort unter,
Ein dunkleres Abendland hebt sich empor.
Mit den Tagen, die entschliefen,
Sah ich Großes untergehn.
Und was wird aus jenen Tiefen
Dunkler Sterne aufrerstehn?

Weit hinter mir ruhet, mit Nebeln umwoben,
Ein Vorland, bewehet von seliger Luft:
Da spielte die Kindheit; die Frühlinge hoben
Bekränzter die Stirnen aus Lauben voll Duft.
Weht mich an, ihr Jugendlüfte!
Führt noch ein Mal mein Gemüth
In die Zeit der Rosendüfte!
Ob die Ros' auch nicht mehr blüht!

Der heilige Morgen des Lebens umglühte
Die freundlichen Tage so ruhig und warm;
Und, wie eine weiße, lebendige Blüte,
So flatterte Dora mir kindlich am Arm.

Dora, Dora! dumpfe Laute
Weinen in der Maienluft,
Seufzen in dem Farrenkraute
Deiner eingeſunknen Gruft.

Doch welche begeiſternde Töne verhallen
Da drüben! wie wehen die Lüfte ſo friſch!
Was ſchwebet empor aus den duftigen Hallen,
Aus Hecken von Myrten = und Roſengebüſch?
Sieh, auf Nachtigallenflügeln
Schwebt durch einen weiten Raum,
Ueber Roſ' = und Myrtenhügeln,
Jüngling, dein entzückter Traum!

Der Friede der Unſchuld, die Unſchuld der Tauben,
Dieß Götterpaar weihte die irdiſche Flur.
Der Jüngling war ſelig: er konnte noch glauben;
Und liebend umfing ihn die ganze Natur.

Ach! es waren ſchöne Bäume,
Die dem Träumer Schatten liehn.
Armer Jüngling! deine Träume,
Mußten ſie ſo bald entfliehn?

Hinein in die Arme der Hoffnung! ſie ſchir-
men,
Sie tragen durchs Leben den ſinkenden Geiſt.
Dort hinter den Nebeln und hinter den Stürmen,
Dort blühet das Heil, das die Göttin verheißt.
Sie auch ſchwand, wie Traumgeſtalten;
Weit entrückt dem Götterhain,
Stand der Jüngling in der kalten,
Rauhen Gegenwart allein!

Doch immer noch tönten ihm himmliſche Laute,
Wie Harfen durch einen bezauberten Wald;
Es nahte die Muſe, die Göttervertraute,
Selbſt himmliſch in ſeliger Göttergeſtalt.

In den ſtillen Weiheſtunden
Trug ſie hoch empor das Herz;
Balſam gießt ſie in die Wunden,
Und beſpricht den wilden Schmerz.

Sie jauchzt mit der Freude, ſie weint mit dem Harme,
Beſtreuet mit Blumen die Stellen der Ruh;
Sie führet den einſamen Pilger dem Arme,
Sie führet dem Herzen der Freundſchaft ihn zu.
Freundſchaft bleibt, — was das Geſchlängel
Dieſes Zeitſtroms auch verwäſcht, —
Bis der letzte Lebensengel
Seine ſtille Fackel löſcht.

Einſt rannen mir heller und ſanfter die Quellen;
Einſt blühte mir ſchöner der duftende Hain.
Komm, himmliſche Muſe, die feſtlichen Stellen,
Wie heilige Gräber, mit Kränzen zu weihn!

Du vermagst, mich zu versöhnen
Mit des Lebens Unbestand;
Unter deinen sanften Tönen
Sei gegrüßt, mein Abendland!

Der Abend.

Schon glimmt, von der Beleuchtung
Des Wiederscheins erhellt,
Die zarte Thaubefruchtung
Durchs grüne Halmenfeld;
Und, leise niederfallend
Auf Wiese, Feld und Hain,
Hüllt schon der Nebel, wallend
Und weich, das Dörfchen ein.

Das Hüttenthal wird stiller,
Und schweigender der Wald,

Der, bis zum letzten Triller
Im Rosenbusch, verhallt;
Und, wie von holder Lippe
Ein weiches, sanftes Wort,
So flüstert um die Klippe
Das leise Lüftchen dort.

Und immer dunkelgrauer
Hängt das Gebirg', entfernt,
Wie ein Gewitterschauer,
Am fernen Horizont.
Der Schatten steigt aus Höhlen
Des Nachtgebiets herauf,
Und in erhabnern Seelen
Gehn Lichtgedanken auf.

So naht die Abendfeier
In frischem Kräuterduft,
Mit einem Wiegenschleier

Voll Nachtviolenduft,
Und deckt ihn auf die Tage
Voll Lebenssonnenlicht,
Und auf die finstre Klage,
Zu der kein Engel spricht.

Sie lispelt durch das Schweigen
Des Thales ihre Ruh,
Und spricht aus allen Zweigen
Den Menschen Frieden zu.
Der Friede, der die Stürme
Der Menschen nicht mehr hält,
Besucht nur noch im Schirme
Der stillern Nacht die Welt.

Es spiegelt sich im Thaue
Des Wiesenrunds der Geist
Der reichen Sternenaue,
Die tröstend uns umkreist,

Daß ſelbſt die Blumenflüche
Dem, den die Erde drückt,
Von einem Himmel ſprache,
Der auf ihn nieder blickt.

Der Tag iſt eng und drückend,
Die Nacht iſt ſtill und groß;
Die Nacht erſt legt erquickend
Der Welt uns in den Schooß.
Der Tag erhellt die Laube,
Dieß Hüttenthal der Zeit;
Die Nacht ſieht, wie der Glaube,
Durch die Unendlichkeit.

Die Sehnſucht blickt aus trüber
Verhüllung in die Welt
Der großen Nacht hinüber;
Und melancholiſch fällt
Durch düſtre Wolkenbilder

Des Mondes Eichelschein,
Und macht die Wildniß wilder
Und heiliger den Hain.

Verhallte Seufzer haben
Im Thore sich, und ziehn,
Verwandelt in Elfoden,
Durch stilles Wiesengrün;
Und, gleich dem wildern Harme,
Tritt dort die Fichte vor,
Und streckt die dunkeln Arme
Zum Weltengeist empor.

Die Nacht, die auf dem Rasme
Der weiten Gegend liegt,
Gleicht einem großen Traume,
Der an die Welt sich schmiegt.
Du aber, Lichtflur, fülle
Mit Deinem schönsten Strahl

Idola's Abendstille,
Ihr kleines Maienthal!

Da schaue durch die Ranken,
Wo, tief in sich versenkt,
Die heiligsten Gedanken
Die schönste Seele denkt;
Und sende holde Träume,
So himmlisch, wie die Ruh,
Und blühend, wie die Bäume
Der Seligen, sie zu!

Ihr heitern Phantasien,
Tragt, wie ein Geisterchor
Von sanften Harmonien,
Ihr schönes Herz empor!
Vielleicht sind alle Blüten,
Die auf der Lebensflur
Den Hingang uns vergüten,
Ein heitres Traumbild nur.

Und nahm vielleicht die hohre
Natur uns darum bloß,
Daß sie uns bildern lehre,
Wie Kinder, auf den Schooß,
Die auch in höhern Räumen
Das Urbild nimmer sehn:
So laß uns Gott nur träumen,
Es träumt sich ja so schön!

Des Pilgers Nacht.

Die Nacht ist ernst! sie steht dort an der Pforte
Der stillen Ewigkeit, voll Ruh und Licht.
Es sind geheiligte, geweihte Worte,
Die sie zu meinem Geiste spricht.

Der große Weltensabbath ist begonnen;
Der Altar steht in Glanz, und flammt empor,
Und um ihn her die tausend, tausend Sonnen
Im großen, feierlichen Chor.

Erhabne Nacht, zu deinem ernsten Throne
Schaut mein begeistertes Gemüth hinauf;
Du setzest dir die lichte, goldne Krone,
Wie eine Königstochter, auf!

Dein Pilger feiert dich in deiner Fülle,
Ob du auch seiner Feier nicht bedarfst,
Und glänzend um die Hoheit deiner Stille
Den reichen Sternenmantel warfst.

Wie Lüfte, so die zarten Wellen kräuseln,
Ziehn wunderbare Geister auf und ab;
Und feierliche Weissagungen säuseln,
Geweihte Nacht, von dir herab.

Dein leiser Hauch ist eine hehre Sendung,
Ein Friedensgeist, ein feierlicher Laut,
Der heilig das Geheimniß der Vollendung
Der stillen Dunkelheit vertraut.

Bei dir ist Ruh in jenen blauen Fernen,
Dort ist ihr heimathliches Land;
Sie muß dort oben wohnen bei den Sternen,
Dort weht ihr schimmerndes Gewand.

Dein Pilger wandelt noch im dunkeln Thale,
Geheiligt schwebt sein Geist zu dir hinauf,
Und richtet kräftig sich an deinem Strahle,
Wenn ihm der Stab entsinket, auf!

O! lind' umsäuselt mich dein hoher Friede,
Wie Ruhe, die von Himmelsrosen thaut.
Still! hör' ich nicht von einem Götterliede
Schon näher den entfernten Laut?

Du, Seele Gleims, nach der ich hier mich sehne,
Vernehm' ich Dich? vernimmst auch Du mich dort?
Still, mein Gesang! — die heiße Herzensthräne
Fällt, ach! zu siegend dir ins Wort!

Des Pilgers Nachtlied.

Ruht, ihr weichen Seelen,
Die das Leben kalt umstürmt!
Ruht, wie in den Schlummerhöhlen,
Die der Fackeljüngling schirmt!

Schweige das Getümmel,
Das den Frieden euch entführt!
Schweb' um euch ein stiller Himmel,
Den kein Erdensturm berührt!

Gleich dem müden Schnitter,
Träumt, wie durch den finstern Wald
Eurer Tage, das Gewitter
Dieses Lebens sanft verhallt!

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heimliches Wehen;
Da ließen, mit festlichen Kronen im Haar,
Erinnrung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,
Schien ernst, wie der heilige Wille;
Und sie, die Erinnrung, umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt': „Ich durfte durchs Land
Der seligen Träume dich leiten;

Jetzt reiche getrost der Erinnrung die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den regsigen Sinn
Der Stunden, voll Leben und Lieder.
Leb wohl! was geblühet hat, ist nun dahin!
Am Grabe dort siehst du mich wieder!"

Die Ruhe.

An — H.

Nach Horaz.

1781.

Ruhe fleht der Schiffer von den Göttern,
Wenn das heitre Nachtgeſtirn erblaßt,
Und im Kampf mit aufgebrachten Wettern
Ihn der Sturm auf offnem Meere faßt.

Ruhe! ſeufzt der Held im Lärm der Waffen,
Ruhe! Ruhe! die der Purpurmann
Durch die Pracht der Gemmen ſich nicht ſchaffen,
Nicht für Berge Goldes kaufen kann.

Alle Hände, die der Mann beſeelet,
Wehren nicht den Sturm des Herzens ab;
Von der Decke, ſo die Kunſt vergoldet,
Schwebt die Sorge ſchwarz auf ihn herab.

Glücklich, wer, am kleinen Tiſch genähret,
Sich des Reichs der guten Ahnen freut!
Keine Zucht, kein wilder Trieb zerſtöret
Ihm des Schlummers weiche Lieblichkeit.

Kurz ſind unſre Tag', und dennoch ziehen
Unſre Wünſche weit nach Oſt und Weſt;
Aber wird der Flüchtling ſich entfliehen?
Sich', wenn er ſein Vaterland verläßt?

Freund! die Sorge geht mit uns zu Schiffe,
Uns Geſchwader der Verheerungsſucht!
Schneller, als der Flug des Pfeils, ergriffe
Sie den Sturmwind ſelber auf der Flucht.

Weg die Zukunft! Heut iſt zu genießen!
Frohes Lächeln in dem heitern Blick
Kann des Lebens Bitterkeit verſüßen;
Ohne Mängel iſt kein Erdenglück.

Selbſt Achill erloſch, Trotz ſeinem Ruhme;
Und Tithonus Jugendblüte ſchwand.
Dir verſagt das Leben eine Blume;
Mir vielleicht, mir fällt ſie in die Hand.

Wiehernd fliegt mit dir dein Roß zum Haine,
Den der Jubel deiner Jagd durchſchwirrt,
Wenn dein Freund, auf dem gewohnten Raine,
Einſam durch die kleine Wildniß irrt.

Dich empfangen feierliche Reihen
Aus den Schöpferhänden des Geſchmacks;
Mich der Wald: da kennen ſchon die Maien
Alle Mängel meines alten Fracks.

Mir verliehen grajische Kamönen
Etwas Geist; ein wenig freyen Muth,
Ein Gefühl des Wahren und des Schönen,
Und Verachtung jeder Narrenbrut.

Nach Horaz.

Vierzehnte Ode des zweiten Buchs.

1790.

O, Freund! die raschen Jahre fliehen!
Die Tugend hält nicht ihren Lauf,
Hält nicht den Zug der Furchen auf,
Die nur zu bald die Stirn umziehen!
Du kaufst den harten Tod nicht ab;
Er, den nicht Hekatomben rühren,
Er fordert dich; die Stunden führen
Dich in sein finstres Reich hinab.

Auch deine Thräne rinnt vergebens!
Sie fleht den düstern Augenblick,
Der kalt daher tritt, nicht zurück:
Denn Pluto schonet keines Lebens.
Sank Friedrich doch, aus seines Lichts
Erhabner Sphäre weggerissen,
Zum Strom, den wir beschiffen müssen,
Wir sei'n Monarchen oder nichts!

Umsonst entkommen wir den Pfeilen
Des Krieges, fliehn umsonst die Wuth
Der Stürme, welche durch die Flut
Der wilden Meeresbrandung heulen.
Vergebens meiden wir das Gift,
Das, wenn der Herbst mit nässem Flügel
Daher rauscht über Thal und Hügel,
Die Blume der Gesundheit trifft.

Ach! wenn wir alles dieß auch mieden,
Doch spült die schwarze Well' uns fort

Zum Anblick Sisyphus, zum Ort
Der hart gestraften Danaiden.
Verlassen müssen wir ein Mal
Die Welt und die vertraute Hütte,
Die Gattin, die für unsre Tritte
Dem Lenze manches Blümchen stahl.

Die deine Händ' erzogen hatten,
Verlassen mußt du diese Flur;
Die traurige Zypresse nur
Wird einst den kleinen Raum beschatten,
Den, von der Veilchenblum' umhaucht,
Umlispelt von des Laubes Trauer,
Der augenblickliche Bebauer
Von seiner ganzen Flur noch braucht.

Den Fehler, der mit hundert Schlössern
Das Mutterfaß dem Mund' entspart,
Wie einen Züchtling aufbewahrt,

Wird dann ein Anderer verbessern,
Der mit dem Nektar, den er erbt,
Den selbst in taumelvollen Nächten
Prälaten nicht so herrlich zechten,
Den blank polierten Boden färbt.

An B.

Wunderbar ist Staub und Sinn verkettet!
Von der Menschenhoheit bis zum Strauch,
Wo der Wurm sein Blumenlager bettet,
Athmet Sinn und wehet Lebenshauch.
Was den Menschen vom Versinken rettet,
Rettet das den Wurm nicht auch?

Selbst die zarte Rose schauert,
Wenn der Tod in ihre Blätter greift;
Sieh doch, wie sie, halb schon abgestreift,
Ihrem End' entgegen trauert!

Jener kleine Busen voll Gesang,
Deine Lerche, fühlet zarten Drang,
Wenn sie, liebend hingetrieben,

Mitten unter deine Musen schlüpft.
O! sie muß, sie muß ja dich erst lieben,
Eh sie deiner Hand entrüpft!

Welch ein Huldsinn, der an dich sie kettet!
Welch Vertrauen! welche Zuversicht!
Wer den Menschen vom Versinken rettet,
Rettet der dieß holde Wesen nicht!

Ja, er rettet! — Aus dem niedern Moose
Wird empor ein junges Leben blühn;
Um die Unschuld wird der Geist der Rose
Ein verklärtes Lächeln ziehn.
Deine Sängerin trägt ihre Lieder
In die Myrten einer schönern Flur;
Dir entgegen flattern wird sie wieder
Von dem Schooß der lieblichern Natur.

Andenken.

Hier saßen wir im Kühlen,
Vom Rosenzweig' umblüht.
Hier schwelgte das Gemüth
In seligen Gefühlen,
Als wir den Silberkahn
Des Halbmonds in der Ferne,
So friedlich durch die Sterne
Herüberschiffen sahn,
Als brächt' er nun dem Kummer,
Der tiefe Schmerzen litt,
Beruhigung und Schlummer
Aus bessern Welten mit.

Und unsre Seelen ließen,
Von keinem Sturm berührt,
Den Zeitstrom sich ergießen,
Wohin ein Gott ihn führt.
Wir frohen Schwärmer stiegen,
Als hätten wir das Kleid
Des Staubes ausgezogen,
Auf zur Unendlichkeit.
O, seelenvolle Träume
Begrüßten feierlich
Die stillern Weltenräume,
Wo unsre Geister sich
Dereinst besprechen würden:
Warum so harte Bürden
Die Schulter dir verletzt?
Warum auf diesem Runde
Die schicksalvollste Stunde
Dich feindlich ausgesetzt?
Warum der Schatten hienieden

Der Unſchuld heilgen Schlaf
Und den geweihten Frieden
Erhabner Seelen traf? —

Jetzt rauſcht' es in den Zweigen.
Ein Ton der Liebe ſprach,
Der, tief verhüllt, das Schweigen
Der Mondnacht unterbrach.
Die Garten-Philomele
Begann den Nachtgeſang.
Als innig Seel' um Seele,
Wie Arm um Arm, ſich ſchlang:
Da ſtand in deinen Blicken
Hell, wie ein Stern, die Luſt;
Du ſankſt an Hehra's Bruſt
In taumelndem Entzücken.
Ein ſüßes Nachgetön
Der weihevollen Stunde
Verweilt' auf Hehra's Munde,

Und wie war Hebra ſchön!
Die dunkle Lock' umwehte
Die helle Stirn ſo leicht,
Wie um die frühe Röthe
Ein Schattenwölkchen ſchleicht.
Es leuchtete, wie heile
Begeiſtrung, ihr Geſicht.
O, dieſer heilgen Stelle
Vergeſſ' ich ewig nicht! —
Ihr Menſchenſtürme ruhtet;
Auf Blumenſtellen lag,
Mit Nachtglanz wie umflutet,
Der eingeſungne Tag.

Wer wird die Stellen ſchirmen?
Schon donnern Weſt und Nord
Im wilden Streit, und ſtürmen
Die arme Menſchheit fort,
Daß ſie verwüſtet werde.

Verwüſter! haltet ein,
Und gönnet doch der Erde,
Ein Paradies zu ſeyn!
O, Paradieſe ſchaffen
Iſt mehr, als Glück der Waffen!
Euch ward dazu die Kraft,
Ihr hohen Völkerhirten! —
Ein Kranz von heilgen Myrten
Dem, der das erſte ſchaft!

An Grotthuß.

Dem Jüngling zeigt die Welt ein Bild der Jugend;
Und sonnig wogt sein Weg bergab, bergan.
Romantisch lacht ihm selbst die ernste Tugend;
Sie beut sich ihm mit ihren Kränzen an.
Er glaubt so gern bei frommen Huldigungen,
Er habe sie, weil er sie liebt, errungen,
Ob auch für sie kein Schweiß ihm noch entrann.

Begeistert schaut sein Blick in jene Ferne,
Ins Labyrinth der Abendwelt hinaus;

Der Tag erſcheint, und löſcht ihm ſeine Sterne,
Die Wahrheit löſcht ihm ſeine Bilder aus.
Das Morgenthal, wo iſt es hingeſchwunden?
Er fragt: wo ſind die Nachtigallenſtunden? —
Zerflattert iſt ihr kleines Blütenhaus!

Freund! unſer Wandel iſt ein Gang nach Morgen:
Ein langer Schatten läuft uns luſtig nach,
Es iſt das Leben, mit verhüllten Sorgen;
Vor uns die Welt, ein offnes Luſtgemach.
Doch Abend wirds, und unſre Kräft' ermatten,
Und vor uns ſchwebt der liebgewordne Schatten;
Nun laufen wir dem lieben Flüchtling nach!

An den Schlaf.

Sohn der Nacht! laß um Eliſen
Deine Stille niederthaun,
Duftig, wie auf Liljenwieſen
Sommerliches Abendgraun!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh um ihr Gemüth;
Und mit ſchönen Bildern ſchließe
Sich ihr ſanftes Augenlied!

Nieder ſink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwiſchen dieſer Welt,
Und der ſtillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieſer Augen heilge Ruh!
Wie ein Wölkchen, Schlummer, decke
Dieß Geſtirn der Liebe zu!

Komm aus Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch ſäumt,
Während Zefir, unter Myrten,
Süß von Blumenküſſen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmliſch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in ſeine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüte,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenns von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern schöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Rosen-Phantasie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypressen,
Aus des Lethestromes Flut!
O, sie darf ja nichts vergessen!
Engelthat ist, was sie thut.

Darum führe du ihr lieber
Sanft, mit deinem Liljenstab,
Einen schönen Tag vorüber,
Dem sie eine Krone gab!

Abälard an Heloiſe.

Welche Stimm', als ob ein Engel riefe,
Welche Stimme tönet in das Grab,
In die dunkle, weltvergeßne Tiefe
Meiner Abgeſtorbenheit herab.
Stille wachte bei der kleinen Pforte
Meiner Zell' am finſtern Ulmenhain:
Plötzlich, Freundin, drangen deine Worte,
Wie ein Auferſtehungsruf, herein.
Und wie Sturmwind halbentſchlafne Flammen,
Faßte mich mein ganzes Mißgeſchick.

Was die Jahre trennten, floß zuſammen,
Drängte ſich in einen Augenblick.
All die Stürme, all die grauſen Schrecken
Und den nachgefühlten, langen Gram
Konnt' ein Wort voll Liebesodem wecken,
Das von dir, erhabne Freundin, kam.

Tiefer brennt die Rache der Entweihung
Eines Heiligthums vor dem Gericht
Einer ſanften, himmliſchen Verzeihung.
Schmach ertrag' ich, deine Milde nicht!
Was aus deiner Seele quillt, das fühlet
Sich ſo heilig, wie die Tugend, an;
Wie ein Hauch, der Flammenwunden kühlet,
Wehte michs aus deinen Zeilen an.
Ich vernahm in jedem dieſer Züge
Deines Weſens leiſen Wiederklang,
Der ſo zart, und doch wie eine Rüge,
Durch das Leben meiner Seele drang.

Ja! vor dieſem treuen Schattenbilde
Deiner Hoheit zitterte mein Muth;
Ich verging vor dieſer Engelmilde
Deiner Huld, auf der ein Himmel ruht.

Aber doch, aus dieſer Schattenhülle,
Wo ich mich aus Traum in Traum verlor,
Hebet das geſunkne Haupt zur Fülle,
Wo du, Fremme, leuchteſt, ſich empor;
Und er ſelbſt, der holde Stern, umdunkelt
Von der Thränenwolke, dämmert nur
Durch den düſtern Nebelflor, und funkelt
Fern herab zu meiner öden Flur.
Weinend rufſt du mich an, den Entfernten,
Ach! um Troſt, den nie mein Herz erringt,
Willſt von einem wüſten Boden ärmer,
Wo den Thau der dürre Sand verſchlingt.

Wecke nicht das wilde Sturmgeteſe,
Das vor deiner Unſchuld endlich ſchwieg!

Pflege deines Kranzes schönste Reife,
Heldenmädchen, kröne deinen Sieg!
Du bist heilig, wie, vor Gottes Throne,
Hell die Unschuld steht: o tritt hervor,
Seelenrein, in deiner Lilienkrone!
Hebe dich vom Niederdrud empor!
Hohe Seele! deine Thränen hätten
Die Verschuldung einer Welt getilgt.
Wag' es doch, den Frieden zu erretten,
Den hinweg die Flut der Thränen wäscht!

Wie? mit welchem Namen soll ichs nennen,
Was dich traf, du Opfer höchster Huld? —
Vor der Rache will ichs laut bekennen:
Mich verkloget das Gefühl der Schuld!
Harmlos kam, daß meine Kraft sie schirme,
Taubensanftheit kam in meinen Hain;
Und ich selbst warf die Verheerungsstürme
In ein friedliches Gebiet hinein.

Haltet ein, ihr Furien, und sendet
Nicht der Unschuld dieses Strafgericht!
Sättigte die Schmach, an mir verübet,
Dieser Fluch, der mich verfolgt, euch nicht?
Noch verfolgt er mich! in welchem Lande
Fänd' ein so zerstörtes Leben Ruh?
Wie der Ruhm einst, so ruft jetzt die Schande
Meinen Namen fernen Küsten zu.

Mag kein Gott dem Sturze mich entwinken:
O, so laß — verschlingt der Strudel mich —
Heloise, laß mich untersinken!
Aber rette, Mädchen, rette dich!
Arm an allen Kräften, ach! an allen,
Fühl' ich, was mein Innerstes vermißt.
Mag im Sturm der Tempel dann zerfallen,
Wenn die Gottheit ausgezogen ist!

Heloise, ich kann nichts mehr umfassen;
Nur dem Gram schließ sich mein Herz nicht zu.

Dieſes Leben hat mein Geiſt verlaſſen,
Und entbehret jenes Lebens Ruh.
Keine Huld iſt mehr mit mir verſchwiſtert:
Stürme rufen durch den finſtern Hain,
Und das leiſe Abendlüftchen flüſtert
Mir am Fenſter zu: „Du biſt allein!“ —

Wache Nächte folgen ſtummen Tagen.
Ihr verhülltes Wandeln — dumpf und ſchwer,
Wie die Luft, die einen Fluch getragen —
Rauſchet durch die Wildniß um mich her.
Kalt und träumend hör' ich Philomelen;
Bang' umſchauert mich der tiefe Hain;
Seinen Lüften haucht' ich Trauerſeufzen
Und den Nachhall meiner Klagen ein.
Wo das Lüftchen Lieb' und Frieden flüſtelt,
Bebt' ich ſtumm und angeſchreckt zurück;
Wo zum Kranze ſich die Myrte kräuſelt,
Weinend wend' ich dort hinweg den Blick.

Eilet nicht die grün bekränzte Quelle,
Eilt ſie nicht zu dem geliebten Bach? —
Ich nur flücht' in meine düſtre Zelle;
Traurig hallt ſie meine Tritte nach.

Einſam rauſcht die irrende Phalène,
Wie ein Nachtgeiſt durch den öden Raum;
Bleich und zitternd, wie der Blick der Thräne,
Schaut der Mond in dieſen dunkeln Traum;
Und der Strahl, der, mit verhülltem Glanze,
Durch das kleine Zellenfenſter quillt,
Malt verſchleiert, mit dem Epheukranze,
Auf den Boden Heloiſens Bild.
Und ich bebe, wie vor einer Sünde,
Die zu feſt das Herz umklammert hält.
Tag und Nächte forſch' ich, und ergründe
Nicht des Herzens tiefe Zauberwelt.

Daß ſich Gottestraft an mir bewähre,
Bet' ich täglich, bet' ich früh und ſpät;

Aber eine frevelhafte Zähre
Drängt sich segnend zwischen mein Gebet.
Tief im Staube ring' ich nach Erhebung:
Doch kein Engel kommt zu mir herab.
Mit der kalten, dürftigen Ergebung
Findet endlich die Vernunft mich ab.

Wenn ich mich dem Niederdruck entwinde:
Plötzlich zuckt das Schuldgefühl herein!
Sagt, ihr Weisen, sagt mir, darf die Sünde
So unsterblich, wie die Tugend, sein?
Träumend irrt mein Geist zur wüsten Stelle,
Wo mein blühend Leben stand, hinab.
Heloise, ging der Weg zur Hölle
Durch den Himmel, welcher dich umgab?

Da, wohin kein froher Geist sich wendet,
Wo die stumme Wildniß nächtlich graut,
Wenn der Tag ihr seine Blicke sendet,

Ruft aus mir ein tiefer Seufzerlaut:
Nehmt mich auf, ihr Grotten! bergt mich, Klüfte!
Mich verfolget selbst das milde Licht!
Schweigt, ihr Grotten! schweigt, ihr Sommer-
lüfte,
Und verrathet mich den Menschen nicht!
Fallen sie nicht wüthend in die Auen
Eines unbefangnen Lebens ein?
Ach! der Mensch kann ja so wenig bauen:
Warum darf er ein Zerstörer seyn?
Selbst die rauheste Natur ist milder;
Grausam sind die Menschen oder schwach.
Fahret hin, ihr eitlen Lebensbilder!
Ein geliebter Schatten folgt mir nach.

Wenn du das Geliebteste verlassen,
Armes Herz, wenn du entsagen mußt:
Die Natur wird liebend dich umfassen;
Wirf vertrauend dich an ihre Brust!

Du, sie sangt das Kind aus seiner Wunde,
Gießst Balsam in den wilden Schmerz,
Feierst mit ihr deine Himmelsstunde:
O, es schlägt in ihr ein großes Herz!

Endlich, fern vom Ziel des rohen Spottes,
Nehm mich die Natur in ihre Ruh;
Die erhabne, heilge Tochter Gottes
Führt mich dem Himmel wieder zu.
Mit den Kronen meiner schönsten Stunden
Schlag' ich das verfolgende Geschick;
Mit dem Leben bin ich abgefunden,
Nur zu dir erhebt sich noch mein Blick.
Heinrich! hin zu dir gerissen,
Folgen willig meine Phantasien;
Mich zu stärken, mich an den Gestirnen
Deines Lichtes, deines Lebens freu'n.
Weit vom innern Sturme weiter getrieben,
Heinrich, ruf' ich dich noch an:

„Half dem Schwachen heiliger dich lieben,
Welcher dich nicht mehr vergessen kann!“

Oft ergreift es mich, wie heilge Mächte;
Und es rieselt, schauerlich und kühl,
Wie des Schicksals ahnungsvoller Mächte,
Durch mein tiefstes, innerstes Gefühl.
Wo der späte Thau mein Haar befeuchtet,
Steigt deine weiße Lichtgestalt,
Wenn die Sommer-Abendstille leuchtet,
Wie ein süßes Schrecken durch den Wald.

Ich erblicke dich im Lenzgetümmel,
Wie das junge Leben dich umdrängt,
Wie die Laube, mit dem Sternenhimmel
Heller, weißer Blüten, dich umfängt.
Welche Töne, welche Melodieen
Werden nun in deiner Nähe wach!
Deines Wandels reine Harmonieen
Tönt die Sängerin der Liebe nach.

Ja, die Liebe ruft dich immer wieder;
Flehend ruft sie dich in ihr Gebiet.
Ach, es ist ein Lispel meiner Lieder,
Der so schüchtern deiner Lipp' entflieht!
Und du eilest in die fromme Zelle;
Stiller, höher waltet dort dein Geist,
Wo du weinend eine Altarstelle
Zum Gebet für den Verlaßnen weihst.

So gestärkt zum hohen, lichten Leben,
Tritt die Gottbegeisterte hervor;
Zarte Jungfrau'n, welche dich umgeben,
Reihen sich zu einem Engelchor,
Hängen, tiefgerührt, an deinem Munde,
An der Kraft, die deinem Geist' entfließt,
Und den Himmel dieser Weihestunde
Unvertilgbar in die Seelen gießt.
Fromme Lieb' umfeiert dich; die Töchter
Deines Geistes fallen an dein Herz,

Und die Ruhe siegt nun ungeschwächter
Ueber den verhallten Seelenschmerz.

Meinen Geist umfängt die stumme Leere
Einer seelenlosen Einsamkeit;
Und das Herz — auf diesem todten Meere
Ruht die Insel der Vergangenheit,
Ruht im Abglanz seelenheller Stunden,
Wie in schauerlichem Mondenlicht.
Ja, das Mädchen ist für mich verschwunden,
Doch der Engel Heloise nicht!

Ewig schwärmt die Phantasie hinüber
In das längst verlorne Paradies;
Immer schwebt mir hell der Tag vorüber,
Der so tief herab mich fallen ließ.
Darf ich noch den Unglückstag bewahren? —
O, er soll, er darf nicht untergehn!
Nicht der Himmel büße die Gefahren,
Die vor seiner Siegespforte stehn!

Abend war's — in feierlicher Stille
Lag die aufgeblühte Gartenflur,
Ueber die ein leiser Laut der Grille
Wie ein tiefer Ahnungsſeufzer fuhr.
Du erſchienſt — o, wie zu ihrem Throne
Eine Fürſtin tritt, ſo nahteſt du;
Jeder Baum warf eine helle Krone
Seiner ſtillen Huldigung dir zu.
Unter weichen Nachtigallenſchlägen
Tauweiten vom hohen Roſenſtock
Die verwehten Blüten dir entgegen,
Bräutlich zu bekränzen dein Gelock.
Selig, wie entzückte Wonneträume,
Liebeſelig athmete der Hauch
Linder Lüfte durch die Myrtenbäume;
Liebestöne flüſterte der Strauch.
Und der Himmel ſtand in Sternenflammen;
Ueber deinem, über meinem Schwur
Schlug die feierliche Glut zuſammen,

Die herab vom Stern der Liebe fuhr.
Unſer Wandel ſchwebte fern, o ferne
Von dem Blick der wilden Grauſamkeit;
Zeugen unſers Bundes waren Sterne,
Um uns lag der Ring der Ewigkeit.
Weg! hinweg die engen dunkeln Höhlen,
Wo das Leben ſich gefangen hält!
Liebe liſpelte: „das Reich der Seelen
Iſt die Erde nicht, es iſt die Welt.“

Ja, die Liebe ſchwebte gaſtlich nieder;
Und es tönt in ihrer Sympathie,
Ein Erinnrungslaut der Wechſellieder,
Einer höhern Lebensharmonie,
Der, wie Echoruf von fernen Hügeln,
Lieblich an verwandte Seelen ſchlägt,
Und das Leben, wie auf weichen Flügeln,
Ins geliebte, fremde Leben trägt.

Mag das Schickſal ſeine Dolche ſchärfen!
Mag es alle ſeine Tyranneien
Zwiſchen mich und Heleiſen werfen:
Unſer Bund iſt ewig, du biſt mein!
Ob das Herz im harten Kampf auch breche:
Oberreich hebt ſich, was im Kampfe ſinkt!
Aber unſer Thränenſchickſal ſpreche
Zu dem Frohſinn, dem die Freude winkt:
„Sohn der Freude, blicke nicht die Roſe
Deines Heiles zu vertrauend an!
Hinter deinem ſanften Liebgekoſe
Schleicht ein ſchwarz Verhängniß ſich heran;
Mit dem jungen Morgenſtrahl umgeben,
Reicht der Hoffnung leuchtende Geſtalt
Freundlich dir das friſche, warme Leben;
Und in deinen Händen wird es kalt!
Ja, Vernichtung, gleich dem finſtern Neide,
Drängt ſich in den blühenden Genuß;

Und ein Wink, daß unser Himmel scheide,
Ist der selige Vergöttrungskuß!"

So das Unheil über meinem Haupte
Dreht' auf meinen Göttertraum herab,
Sandte Mord, der mir das Leben raubte,
Aber dennoch mir den Tod nicht gab.
Tief aus Licht in Nacht herabgefallen,
Frag' ich mich, was ich geworden bin?
Und es bebt ein seufzendes Verhallen,
Wie an dumpfen Kerkerwänden hin.

Zu der tiefsten Waldnacht, zu der Hütte
Dunkler Schatten flüchtete mein Gram.
Paraklet, die Ruhe deiner Stille
War die Huld, die mir entgegen kam.
Dem Verstoßnen lächelte kein mildes,
Sanftes Auge mehr; nur du — o du,
Wilder Aufenthalt des rauhen Wildes,

Nahmst ihn schirmend auf in deine Ruh.
Paraklet, du Tempel meiner Trauer,
Meiner Weihung, tröstend sendest du
Der Erinnrung wehmuthvolle Schauer
Meinen Tagen, meinen Nächten zu.

Welch ein Abend tritt aus jenem Thale,
Den ich ewig, ewig feiern will!
Nebel schimmerten im Mondesstrahle,
Und mein Herz war, wie die Gegend, still.
Ausgezürnet hatte das Gewitter;
Wie versenkt in einen sanftern Traum,
Ruhte die Natur, und im Gezitter
Kühler Schauer tropfte jeder Baum.
Die vom Mond beglänzten Dünste zogen
Ruhig hin; und wie ein festlich Thor
Hob sich aus dem Duft ein Friedensbogen
Blühend frisch und nächtlich sanft empor,
Streckte einen Arm nach Heloisen

Und den andern nach dem Gatten aus.
Plötzlich, wie aus fernen Paradiesen,
Tönt' es in die Dunkelheit hinaus:
Wechselnd, von zwei Klosterhügeln, schwebten
Glockentöne durch das Thal der Ruh;
Wie der Trennung Wechselseufzer, bebten
Sie, verhüllt in Nacht, einander zu..
Hoch im Aether strömten sie zusammen,
Da, wo zwischen sie kein Sturm sich warf. —
Eine Ruh ist, wo kein Haß verdammen,
Und kein Fluch die Luft erschüttern darf!

Sanfte Phantasieen! — wie vertraute
Friedensgötter, trugen sie mein Herz;.
Weinend riefen sie die heitern Laute
Der Natur herab zu meinem Schmerz.
O wie tröstend leuchten jene Bilder
Noch herein in diese Gegenwart,

Wo das finstre Daseyn immer wilder,
Immer ausgestorbner mich umstarrt!
Ja, dort rinnst du noch, geliebte Quelle!
Du besprachst dort meinen lauten Gram;
Leichter ward die Brust, wenn deine Welle
Meine Thräu' in ihren Busen nahm.
Welche Kraft umfaßte meine Seele!
Sie zerfloß in weinendes Gebet;
Die der Wildniß abgerungne Höhle
Ward zum Heiligthum, ward Paraklet.
Jünglingsseelen, wie von Gottesflammen
Angeglühet, träumten, voll Vertrau'n,
Um den Tiefverbannten dort zusammen,
Halfen ihm die Friedenshütte bau'n,
Den geweihten Garten, der die Blume
Eines Paradieses aufbewahrt.
Paraklet! an diesem Heiligthume
Hat sich Gottes Finger offenbart.

Eine Zuflucht mußt' ich dort bereiten:
Das erſchien mir leiſ' im dunkeln Traum.
Meine heiligſten Gedanken weihten,
Heloiſe, deinen Tempelraum;
Meine Thränen mußten ſie bethauen,
Jene Stellen, welche du berührſt;
Und ich führte ſelbſt dich zu den Auen,
Wo du, Fromme, deine Heerde führſt,
Reichte ſelbſt dir den Vermählungsſchleier,
Der zur hohen Himmelsbraut dich weiht:
Dieſer Tag, der Tag der höchſten Feier
Leuchtet noch in meine Dunkelheit.
Jeder Weltgedanke war verwieſen
Aus der Stunde, die den Hirtenſtab
Ueber zarte Seelen Heloiſen
Am Altare Gottes übergab.
Wo die weiße Schaar der Jungfrau'n kniete,
Tratſt du, in dich ſelbſt gehüllt, hervor.
Ach! in dieſem heiligen Gebiete

Hob mit Zittern sich mein Haupt empor.
Welcher Himmel hatte sich ergossen?
Alles Irdische verschwand, und ganz,
Ganz mit Gottes Herrlichkeit umflossen,
Ueberstrahlte dich dein Siegeskranz.

Freie Opferung des Erdenleibes,
Heiligte den festlichen Altar,
Wo die stille, zarte Kraft des Weibes
Opferpriesterinn und Opfer war.
Tief erschüttert weinten alle Herzen;
Seufzer athmete die Tempelluft;
Und, wie Geister, wandelten die Kerzen,
Zitternd, durch den blauen Altarduft.
Da, da reicht' ich weihend dir den Schleier,
Der die himmlische Gestalt umfing! —
Rettete mich die erhabne Feier,
Daß ich nicht vor Wonn' und Schmerz verging?
Wie ein Ruf, der Gottes Huld verkündigt,

Sprach ein tiefer Orgelton herab.
Das Gemüth, ergriffen und entsündigt,
Tauchte heilig, selig, sich hinab
In den Strom der sanften Melodieen;
Aber aus dem jungfräulichen Chor
Säuselte, mit Himmelsharmonieen,
Triumphirend Eine Stimm' empor.

Wie der Gruß von eines Gottes Munde,
Töne — mir den Uebergang zu weihn —
Ins Verstummen meiner letzten Stunde
Diese Stimme Muth und Kraft hinein!
Hingesunken wäre selbst dem Grimme
Die zum Mord schon aufgehobne Hand,
Hätt' er dem Gelispel dieser Stimme
Die empörte Seele zugewandt.

Heil den Trauerstunden! Heil den Thränen!
Nicht vergebens haben sie geflieht!

Heloiſe! darf ſich elend wähnen,
Dem ein ſolcher Tag im Herzen ſteht?
Wag' es dann, dich kräftig zu bewahren!
Reiß den Schmerz nicht auf, der ſchon entſchlief!
Laß dich ſelbſt nicht, nicht den Engel fahren,
Der in dein Gemüth die Stille rief!
Deine Seele wand ſich vom Getümmel,
Von der Erde Truggeſtalten los:
Sie ergriff den Himmel, und der Himmel
Nahm ſein holdes Kind in ſeinen Schooß.

Fahre hin das eitle Schattenleben,
Wo das weiche Herz doch Einmal bricht!
Träume, Wünſche, Hoffnung kann es geben;
Sie erfüllen aber kann es nicht.
Wunſch nach Ruh, wo findeſt du Erfüllung?
Wo verhallt der letzte Klagelaut?
Dort im Dunkel, in der Nachtverhüllung,
Die auf ſtumme Gräber niederthaut!

Ja, es iſt noch eine Ruh vorhanden,
Wo das Leben, das in Stürmen irrt,
Unter Friedenspalmen endlich landen,
Und ans Herz der Liebe fallen wird.
Lieblich werden in die reinen Flammen
Edler Seelen Himmelslüfte wehn;
Heloiſ' und Abälard, zuſammen
Werden ſie vor Gottes Throne ſtehn.
In dem Schatten deiner Siegerkrone
Will ich mich der Richterſtelle nahn;
Mildres Recht wird, vom erhabnen Throne,
Was ich that, und was ich litt, empfahn.
O, dann ſtimmen deines Ruhms Entweiher
Froh in deine Siegeslieder ein!
Und der allbarmherzige Verzeiher
Wird dem Herzen, ach! das Herz verzeihn.

Der Krieger
in einer Landschaft
von
Salvator Rosa
zu Rom.

Hat hier die Zerstörung gewaltet,
Vor welcher das Herrliche fällt?
Wie ist diese Wildniß gestaltet!
Stand hier eine blühende Welt?
Hier in diesem dunkeln Schattenreiche
Duftet kein arkadischer Altar!
Traurig hangen wildernde Gesträuche
Um die Felsen, wie zerrißnes Haar!

Wo wachte die schallende Glocke
Des Heerdengeläutes hier auf?
Wo schwebte, mit fliegender Locke,
Der singende Frühling hinauf?
Stille Schatten wanken in den Hainen;
Eine Quellennymphe flüstert nur
An den grauen, moosbewachsnen Steinen.
O, wie einsam wohnt hier die Natur!

Ich suche die bacchischen Reben,
Wo sich die Mänade versteckt,
Das heitere, blühende Leben,
Mit rosigen Kränzen bedeckt.
Siegend drängen Bilder dunkler Trauer
Sich zum stillen Friedenssitz heran.
Finstre Stille! deine kalten Schauer
Wehn mich, mit zerrißnen Blüten, an.

Euch frag' ich, ihr frohen Sylphiden,
Wo grünt eine Stelle der Ruh?

O, führt mich dem seligen Frieden,
Der stillen Vergessenheit zu!
Aber dort am Felsen ruht ein Krieger;
In den finstern Zügen wohnt der Schmerz.
Sei der Mann Besiegter, oder Sieger:
Wunden, tiefe Wunden trägt sein Herz.

Er fragte nach goldenen Tagen.
Wie flammte der hoffende Blick!
Wie flog er, den Ruhm zu erjagen!
Da sitzt er! er kehrte zurück.
Traurig seine Waffen niederlegend,
Starrt er in die Wildniß dieses Raums.
Wandeln nicht durchs Nachtthal dieser Gegend
Düstre Schatten seines Heldentraums?

Er kommt ja von goldenen Tagen,
Vom Felde des Ruhmes daher;
Er hat ja den Lorbeer getragen:
Und doch ist das Herz ihm so schwer?

Eine Thrän' iſt ſeinem Aug' entfloſſen;
Seinen Jugendträumen iſt er nah.
Mancher theure Blick hat ſich geſchloſſen,
Der, voll Lieb' und Schmerz, ihn ſcheiden ſah!

Eliſa, du hörteſt das Toſen
Der Wuth, die der Unſchuld nicht ſchont.
Komm! führe mich hin zu den Roſen,
Wo ſinnend die Einſamkeit wohnt!
Wie erwacht aus einem ſchweren Traume,
Den ſo gern das wunde Herz vergißt,
Folg' ich dir zu einem ſtillern Raume:
Engel wiſſen, wo der Himmel iſt.

An Klamor Schmidt.

Der du mit mir in jene Stürme zögeſt,
Wo trunkner Dünkel raſ't und Heldentollheit würgt;
Der du mit mir den Ozean durchflögeſt,
Hin in das Land, das ſich in Kokusſchatten birgt:

O, fänd ich hier, der ich ſo wenig bitte,
Mein Schmidt, o fänd' ich hier, des langen Irrens ſatt,
In Emma's Thal die ſichre, ſtille Hütte!
Mein Alter nähm' in ihr gern ſeine Ruheſtatt.

Verweigert dieß des Schickſals harter Wille:
Wohlan! ſo zieh' ich hin zum Lande Wilhelm Tells,
Und baue dort die Hütte meiner Stille,
Fern vom Gewühl, und dicht am Leben eines Quells.

Laß immerhin dem Britten ſeinen Dünkel,
Iberien ſein Gold, und ſeinen Wein Tokai!
Ich lobe mir den kleinſten Alpenwinkel,
Der einen Hirten nährt und ſeine Schäferei.

Der Lenz iſt ſchön, der dort die Wieſen kleidet,
Und vor dem Sirius umſchirmt ein Buchenzelt;
Mild iſt der Herbſt, der nicht das Feſt beneidet,
Das, für des Prieſters Gaum, der Winzer Hochheims hält.

Du folgeſt mir zu meinem Alpenthale;
Und wenn mein Geiſt dereinſt ſein Staubkleid fallen läßt:
Du netzeſt dann, beim ſtillen Todtenmahle,
Mit einer Thräne, Freund, des Freundes Aſchenreſt.

Auf dem Kamoor

bei Gais.

Wie ein Gefangner staunt, der aus der Gitterhöhle
Hinüber fliegt zum freien Weltgenuß:
So freudig aufgeschreckt erhebt sich hier die Seele;
Hier fühlt sie näher sich dem Welten-Genius.

Hell aufgethan vor ihr, liegt da die ganze Fülle
Der Wunderwelt, wie ein gelobtes Land;
So hehr, so feierlich gestaltet, und so stille;
Hier baucte die Kraft, was Lieblichkeit erfand.

Hier tönt es nicht herauf, das wühlende Getümmel;
Mich tragen deine Flügel, heilge Ruh!
O hier, von Menschen fern, und nah dem Götterhimmel,
Hüllt sich das finstre Bild des Erdentraumes zu.

Beim traurig süßen Klang der schäferlichen Flöte
Erhebt ihr Haupt die festliche Natur;
Umfeiert ist ihr Thron; wie sanfte Morgenröthe,
Ergießt sich um ihn her die Alpenrosenflur.

Bekränze mir das Haupt, du jüngste Alpenrose!
Ich weihe mich, denn so gebeuts das Fest;
Der Hügel wird zur Wolk', und seine Blumenmoose
Sind Funken, die darauf der Aether fallen läßt.

Schön ist das Lichtgewölk, wie blütenweiße Lenze,
Umher gestreut ins heitre Himmelsblau:
O, senkt euch nicht herab, ihr reinen Aetherkränze!
Die Erdennähe fleckt, befleckt mit düsterm Grau.

Wie ist mir? blick' ich schon aus einem bessern Sterne?
Das Rheinthal seh' ich noch dort ausgestreckt,
Ein blühend Zauberbild, verherrlicht durch die Ferne,
Die lichten Reiz enthüllt, und dunkle Stellen deckt.

Die Haine seh' ich nur, wo Zweig um Zweig sich windet,
Und keinen Blick voll Menschenhaß und Gram.
Ach! ist die Welt nur schön da, wo der Mensch verschwindet?
Entheiligt er, was rein aus heilgen Händen kam? —

Zum Blumengeiſte ward die Thräne, die auf Stellen
Der Heldengräber feiernd ſich ergeß:
Das ſind, Unſterblichkeit, ſind deine Altarſchwellen,
Um welche die Natur die Felſenfeſte ſchloß.

Allmächtig ſtellte ſie die hehern Felſenthürme
Dahin, und ſprach: „dieß Denkmal ſetz' ich mir!"
Du, heilge Unſchuld, flohſt zu einem ſichern Schirme:
Und dieſes Felſenthal bot ſeine Lauben dir.

Da grüßte weihend dich der kindlich frohe Glaube,
Und Freude tönte dir das Lerchenfeld;
Und Liebe lehrte dich die Zärtlichkeit der Taube,
Und Hoffnung ſtrahlte dir die große Sternenwelt.

Holdſelige, du kamſt, um Herz an Herz zu knüpfen;

Und Freiheitlieder säuſelte der Hain.
Wie Kindertage leicht und froh durch Blumen hüpfen,
Flog, unter Rebenlauf, der jugendliche Rhein.

Ihm flog der Ilus nach. Da ziehn die Silberſtreifen,
Wie ſtiller Jubel, durch dieß Paradies;
Sie flattern luftig hin, wie Bänder zweier Schleifen,
Die eine Nymph', im Tanz, am Walde hängen ließ.

Wie grünt der Wald! — Iſt dort der große Kampf geſtritten?
Hat dort die Kraft die Ohnmacht überſiegt?
In dem bekränzten Thal, wo ſich die Ruh der Hütten
Sanft, in der weichen Huld der Zweigumarmung wiegt?

Ich herch' hinab — und ſtill, wie ſtill iſts um die Lauben,
An die der Sturm geweihter Tage ſchlug!
So feiert die Natur, ſo feiert ſie den Glauben
An Tugend, der dich, Volk, empor im Kampfe trug.

Durch Eintracht ſtark und frei, im Stolze der Entbehrung,
Die alles hat, weil ſie nur ſich bedarf,
Stand deine Tugend auf im Glanze der Verklärung,
Als ſie der Tyrannei zurück die Ketten warf.

Ihr Söhne dieſes Thals, laßt euren Hymnus ſchallen!
Hört! die Natur in Hain, und Strom, und Bach
Fällt ein in den Geſang! durch dieſe Felſenhallen
Strömt er frohlockend hin; die Echo ruft ihm nach.

Er aber weilet nicht; er wogt um alle Krüm-
men
Der hohen Tempelwand, wie Jubelruf.
Horch! — das iſt nicht der Strom! Antworten
dort die Stimmen
Der feierlichen Zeit, die Ruh und Freiheit ſchuf?

O, täuſchte meinen Blick nicht dieſe heitre
Höhe,
Und wähnte dort im Thale noch die Ruh:
Ja dieſe Stille wärs, wohin ich weinend flehe;
Da drückte mir ein Freund die müden Augen zu.

Du, wie ein Inſelland im weiten Meer der
Stürme,
O, dürfteſt du ein Friedenshafen ſeyn!
Doch, ach! vergebens drohn die weißen Felſenthürme!
Vergebens ruft und brauſt im Myrtenthal der
Hain!

Empor zum Pallaſt ſtieg ſo manche deiner Hütten:
Da wurden deine Siegeshymnen ſtumm.
Durch dieſe Wälder iſt die Freiheit hingeſchritten;
Ihr Fußtritt leuchtet noch, ſie ſah ſich weinend um.

Hier hat die fromme Treu ihr Kronenfeſt gefeiert!
Sie nannte gern dieß Land ihr Vaterland.
Die Zwietracht kam; da ging ſie tief in ſich verſchleiert,
Und warf die Kronen weg; das Heilige verſchwand.

Doch iſt auf ewig nicht das Heilige verſchwunden;
Im Winde wird das dürre Laub verwehn:
Es geht ein ſtiller Geiſt, ſa't neue Blätterſtunden,
Woraus erhabne Tag', unleuchtet, auferſtehn.

Entfliehen werden dann die liſtigen Verräther,
Der eitle Prunk mit ſeinem Sündenſchwarm! —
O Schweiz, Beſchränktheit war die Freiheit deiner
Väter;
Durch Armuth warſt du reich, durch Reichthum
biſt du arm.

Durch welche Lenze wird die Zeit der Liebe
gehen?
Du ſanfte, ſtille Zeit, wo weileſt du?
Biſt du noch fern? — Genug des Grauns hab' ich
geſehen,
unglaubliches geſehn! Ihr Augen, faſſet zu!

An den Prinzen
Johann von Sachsen.

Wohin, mit aufgerißnen Flügeln,
Wohin, du königlicher Aar, wohin?
Zur Sonne, zu den Blumenhügeln
Der Sterne strebt dein hoher Sinn;
Die Erde, deine Pflegerin,
Darf deinen Göttermuth nicht zügeln,
Dein Myrtenkranz, ihr Hauptgewinn,
Will sich im Aetherstrome spiegeln.

Gewalten höherer Natur,
Dich tragen heilige Gewalten!
So laß dann deine Schwingen nur
Sich immer mächtiger entfalten!
Sehn werd' ich freudig deine Spur:
Da, wo es leuchtet, wirst du walten.

Auf den Tod einer Sängerin.

Wie ſtill iſts in Admets Halle,
In der ihr letzter Ton entſchlief!
Wir horchen nach dem Wiederhalle,
Den ſie in unſre Seelen rief.

Wir fühlten uns ihr nachgezogen!
Ein mächtiger, doch ſanfter Zug,
Wenn unſre Seelen auf den Wogen
Der Töne empor ihr Hymnus trug!

Und ließ ſie Hirtenlieder ſcherzen:
Dann wars, als ſchlügen ſelbſt im Bach
Die Wellen, wie entzückte Herzen;
Ein muntres Leben wurde wach.

Und alle Liederſeelen klangen,
Wenn ſie zu Wettgeſängen kam!

Und nun iſt ſie hinweg gegangen,
Die ſo viel Himmel mit ſich nahm!
Die Geiſter ihrer Lieder ſchweben
In einer höheren Natur;
Ein neuer Wohllaut kam ins Leben
Der Friedenshaine jener Flur!
Erſcheint die Zeit der Nachtigallen:
Laß weiße Blüten dann, o Luft,
Wie helle Thränen, niederfallen
Am Hügel ihrer heilgen Gruft!
Und wo die Keime himmelblauer
Erinnerungsblumen aufergehn,
Da werden ahnungvolle Schauer
Der Sehnſucht um ihr Grabmahl wehn.
Indeß umſchwebe ſtill und milde,
Von leiſem Nachgetön umhallt,
In einem ſanften Lebensbilde
Uns ihre geiſtige Geſtalt!

Der stille Engel.

Es geht ein stiller Engel durchs Leben,
Der mit dem Leben geboren ist.
Ihm ward die hehre Vollmacht gegeben,
Dem Dulder die sinkende Seele zu heben,
Und Demuth zu winken Dem, der sich vermißt.

Was wär' es hier, wenn er uns nicht bliebe,
Wenn er dem Schmerz am Zeltergerüst
Erlösend nicht die Kette zerriebe?
Wohl ist er der Unschuld ein Engel der Liebe,
Der roſige Lippen zu Lilien küßt.

Er steht mit Erd' und Himmel im Bunde;
Kein Bild dem Leben getreuer ist.
Heil ihm! und Heil der seligen Stunde,
Worin er, mit himmlischem Lächeln, dem Munde
Des Edlen den sterbenden Odem entküßt!

Das Abendthal.

Ich sah — noch seh' ich sie, gefeiert von dem Liede
Des Hains, und von der Ruh, die ihren Wandel führet!
O sanfte Harmonie! — Nun weiß ich, wie der Friede
Des Himmels naht, wenn er ein Menschenherz berührt.

Sie ging durchs Ulmenthal, und Ros' an Rose nickte

Vom Strauch herab, wie Grüße der Natur,
Die festlich sich mit allen Farben schmückte,
Als wäre sie so hold zu ihrer Freudin nur.

Die Lüfte wehten still, wie Blumenathemzüge;
Der Bergsaum wurde hell: da stieg der Mond heraus.
Es war, als ruhte dort die heilge Nacht, und schläge
Ihr sanftes Aug' entzückt und liebend auf.

Und vom Gebirge kamen dunkle Schauer,
Umflossen leis Elisens Blumenpfad.
Ihr Blick war ernst, wie die erhabne Trauer,
Und himmlisch sanft, wie eine schöne That.

Vor diesem Blick, aus dem die Seele schaute,
Schwieg jeder rohe Laut und jedes Sturmgetümmel;

In ihrem Wiederklang, in ihrem leisen Laute
Schlug, wie ein Herz, ein liebendes Gefühl.

Wie selig schmiegte sich an ihren Geist die Fülle,
Die süße Harmonie der Abendherrlichkeit!
Fern lag die Welt; o fern von dieser heilgen Stille
Verhallte jeder Ruf der stürmevollen Zeit.

In ihrem Herzen sprachen nur die Quellen
Und eine Nachtigall, indeß die milde Luft,
Vom Sommerregen frisch, auf ihren kühlen Wellen
Ein Opfer trug von Nachtviolenduft.

Hier durften wohl des Himmels Geister wehnen;
Sie wandelten mit ihr das Thal hinab.
Den Abendhimmel schmückten goldne Kronen,
Und warfen Funken über sie herab.

So schön, wie das Gefühl entzückender Gedanken,
Das durch ihr innres Leben floß,
So schön verklärte sie der Mond, der durch die Ranken
Sein träumerisches Licht ergoß.

Da, wo sie ging, und wo sie denkend säumte,
Da wurd' ein geistig Leben wach.
Es säuselte die Nacht; und ihre Ruhe träumte
Den sanft gedämpften Tag der seligen Schatten nach.

Elisa stand und sah, beim Nachtigallenschlage,
Den Strom dort unten ziehn; ihr Inners war bewegt,
Als sähe sie gerührt den Spiegel ihrer Tage,
Der ein erhabnes Bild des ewgen Himmels trägt.

Wie Schilfgetön und Nymphenwandel, zogen —
An Ruh der heilgen Lethe gleich —

Die ſchwebenden, mit Glanz beſtreuten Wegen
Durch überhangendes Geſträuch.

Und mir kam ein Gefühl, wie die geweihte Stunde,
Wenn ſich ein Göttertraum in tiefer Seele regt,
Der auf das Leben, wie auf eine heiße Wunde,
Der Ruhe kühlen Schatten legt.

Sie ſchimmerte dahin durchs Laub, wie Sternengefunkel,
Und ſenkte ſich hinab, in den Platanenhain;
Da ſog das flüſternde Platanendunkel
Den reinen Strahl begierig ein.

Entzückt erwache dort, mit Jünglingwangenröthe,
Der Morgen, der den Thau der Augerblum' entküßt!

Und süßer huldige das Lied der Hirtenflöte
Dem Raume, der durch sie geheiligt ist!

Mir aber sey geweiht vor allen Heiligthumen,
O Thal! sey mir geweiht, mit deinen Friedens-
auen!
Da will ich ruhn, will träumend auf den Blumen
Hinüber in das Reich der Paradiese schaun.

Dann wird es tönen in den Zweigen;
Es werden leise Stimmen mich umwehn;
Auf goldnen Wolken werden Engel niedersteigen,
Und leuchtend durch die Blumen gehn,

Umsäuselt von melodischen Gesträuchen,
Durch welche lyrisches Entzücken sich ergießt.
Der lieblichste wird dir, Elisa, gleichen,
Und sanft mir nicken: „Sey gegrüßt!“

Casa tonda.

An Frau von Humboldt in Rom.

Mit ſtillem Eulenfluge ſchießt die raſche,
Die tauſendfach beſchwingte Zeit
Durch Frühlinge dahin, und unter ihr ſtäubt Aſche
Im Schattenreiche der Vergangenheit.

Ich fühle hier das Wehn von ihrem Fluge,
Wo ruhig, um ein längſt vergeßnes Grab,
Das friſche Leben grünt: von dieſem Aſchenkruge —
Schau hin mein Geiſt, ins Reich der todten Zeit hinab!

Verhüllet mein Gesicht, ihr nächtlichen Cypressen,
Und kleidet mich, wie einen Schatten, an,
Daß ich die Welt, die mich umrast, vergessen
Und ihr versunknes Daseyn träumen kann!

Um mich ist Nacht. — Ich seh', in tief versenkten Räumen,
Ein großes, schreckenhaftes Bild;
Ich sehe Wesen dort, gleich wunderbaren Träumen,
Wegen allmählig sich ein dunkler Sinn enthüllt.

Da sitzt auf ihrem Throne die Geschichte,
Umringt mit einem Schattenheer, und hält
Dort ihre finstern Blutgerichte:
Sie richtet die verworfne Welt.

Im tiefern Dunkel zittern blasse Schimmer,
Wie Mondesdämmerlicht im schwarzen Tannenwald;
Da wandelt riesenhaft hin über wüste Trümmer
Und Urnen eine stille Nachtgestalt.

Sie ſchauet nicht zurück; ihr dunkler Fußtritt
ſchreitet
Durch die geheimnißvolle Finſterniß —
Das Schickſal, Freundin, — fürchterlich begleitet
Vom Schreckenzug der Nemeſis!
O ſieh! es greift nach einem fliehenden Tyran-
nen;
Und Stimmen, ſchauderhafte Stimmen wehn,
Wie fernes Sturmgetöſ', in hohen Felſentannen.
„Dem Schickſal" — murmeln ſie — „wird kein
Tyrann entgehn."
Verſunkne Reiche dort, in ihrem matten
Erlöſchungsſtrahl — ſo gingen ſie zur Ruh!
Aus ihnen tritt hervor ein hoher, ſtolzer Schatten:
Verſchwundne Roma, das biſt du!
Die höhnenden Trophäen ſind vernichtet;
Der ſtolze Uebermuth, entriſſen ſeiner Macht,
Sieht vor dem Ernſte, der das Leben richtet,
Zerreißt den Kranz und ſtarrt hinein in ſeine Nacht

Iſt das die Frucht, die ein Jahrtauſend ſä'te?
Die Hohe, die ein Fluch begrub, und noch begräbt,
So endete die Königin der Städte,
Die ewig ſtirbt und ewig lebt!

Im Frevel fiechte ſie dahin, und nimmer, nimmer
Errang ſie kämpfend neuen Lebenstrieb;
Ihr Name waltet noch, wie eine graue Trümmer,
Die vom zerſtörten Schiff an Syrten hängen blieb.

Was ſäuſelte durch dieſe Rebenblätter?
Was ſchattet dort im hehen Lorbeergang?
Sind das die Manen der entſchlafnen Götter?
Iſt das der Geiſt, der mit dem Schickſal rang?

Ich blick' umher: da ſtehn die ſtolzen ſieben Hügel!
Siegprangend ragten ſie, vergöttert, einſt empor;
Jetzt halten ſie, ach! nur noch einen Spiegel
Dem frevelhaften Trotz des Uebermuthes vor.

Ein ſchweres Strafgericht fiel ſchmetternd auf
ſie nieder!
Denn, trugen ſie nicht Raub und jedes Laſters
Greu'l?
Zu Mönchen wurden ſie, und ihre Feierlieder
Zu einem trägen Bußgeheul.
Nicht retten konnten mehr die edelſten Heeren
Der Tugend, retten nicht den heiligſten Altar!
Gerechtigkeit und Treu', und Kraft und Wahrheit
flohen!
Verſinken mußte, was des Raums nicht würdig war.
Mit dumpfer Kloſtermacht iſt die beſtrahlte Klippe
Des hohen Kapitoles überdeckt;
Ruinen, weit umher — ein rieſenhaft Gerippe,
Das hier und da ein Glied aus ſeinem Grabe ſtreckt.
Verrauſcht ſind dort die Hekatombenfeſte;
Der Adler, der ſo ſtolz die Strahlenflügel ſchlug,
Er iſt herabgeſtürzt von ſeinem Felſenneſte,
Wo er die Welt in ſeinen Klauen trug.

Der Tyberstrom irrt trauernd durch die Saaten!
Ist Vesta's Heerd an seinen Ufern nicht verglüht?
Er sucht die Tempel der Penaten —
Die Stellen sind mit Wildniß überblüht!

Empörte Stürme sind durch Numa's Hain geflogen;
Wie trauernde Erinnerungen, stehn
Die ruhmbekränzten Siegesbogen,
Durch die fortan entnervte Schatten gehn.

So alles, was einst fühlte und lebte,
So liegt es da, zerschmettert hingestreckt!
Ha! ist es nicht, als ob der Rasen bebte,
Der die von Schmerz durchzuckten Busen deckt? —

Erhebe sich mein Blick zu einem sanftern Bilde!
Da ruht noch, wie ein halbvergeßner Traum,
In diesem heitern, bacchischen Gefilde
Ein grün umrankter Tempelraum.

Entwichen iſt aus ihm die frohe Götterfeier;
Nur eine Nymphe wohnet einſam dort;
Kein Herz vernimmt ſie mehr, doch wallt ihr Sil-
berſchleier
Durch goldne Blumen fort und fort.

Wo ſpricht ein Gott noch zu Latinus Volke?
Von jener Höhe wirft kein Zevs mehr ſeinen Blitz
Aus einer rollenden Gewitterwolke
Herab auf ſeinen eignen Sitz.

Doch pranget noch im rothen Morgenſtrahle
Albanus Haupt, und blickt hin auf ſein Latium.
Kein Völkerfeſt iſt mehr; da ſchatten Todtenmahle;
Die ſchäferlichen Frühlinge ſind ſtumm.

Dort über jene rieſenhaften Bogen,
Die eine graue Zeit mit Moos bekleidet hat,
Sind ſeine Nymphen einſt ſo fröhlich hingeflogen
Zur hohen göttervollen Stadt.

Fern aber in der tiefen Bläue,
Bewölkt von leis' ergoßnem Aetherduft,
Erhebt sich noch, in stiller Todtenweihe,
Von keiner Liebe mehr besucht, Metella's Gruft.

Und hinter dieser Gruft ein dämmerndes Verschweben,
Das wie ein luftig Schattenbild zerfließt. —
O welch Gemälde'! — es gleicht dem Leben,
Das sich mit einer Urne schließt!

Hoffnung.

Hoffnung iſt ein Morgenſchimmer,
Er ergießt ein goldnes Licht;
Doch der goldne Tag kommt nimmer,
Den der frühe Glanz verſpricht.

Hoffnung iſt ein Blütengarten,
Welchen Zauberluft durchſtreift,
Wo die Frucht, ſo wir erwarten,
Immer lockt und nimmer reift.

Traue nicht dem Feenlande,
Wo Fortunas Gottheit thront,
Die mit Hohn und Unbeſtande
Ihren Gottesdienſt belohnt.

Traue nicht der Glanzverklärung,
So ihr Traumgebiet verschönt,
Wo sie mehr uns durch Gewährung,
Als durch Weigerung verhöhnt.

Ja! die falsche Göttin wendet
Schnell und leicht die Kugel um:
Und in eine Wildniß endet
Plötzlich dein Elysium.

Weg mit schmeichelnden Entwürfen!
Falschen Freunden sind sie gleich!
Was uns mangelt, nicht bedürfen,
Macht die ärmste Hütte reich.

Um des Glückes vollste Gaben
Flattert der Begierden Schwarm:
Dieser — laß ihn alles haben —
Macht den reichsten Pallast arm.

Sorgen, dieſe Nachtgeſpenſter,
Fliehen nicht den Pallaſtſaal;
Ruhe ſchwebt am Hüttenfenſter
In des Mondes leiſem Strahl.

Mögen Jugendphantaſieen
Zu dem eitlen Schimmerlicht
In das Land der Träume ziehen!
Reifen Seelen ziemt es nicht.

Reichlich ſäen, mäßig hoffen:
Dieſer freie, frohe Sinn,
Erntet — wenig nur getroffen
Von Verluſten — viel Gewinn.

Erinnerung.

Ich bin allein, dem Weltgewühl entwunden;
Und wie ein Geiſt, der meine Stille weiht,
Nahſt du dich mir, Vergangenheit!
Ihr ſchwebt mir vor, ihr hellen Stunden
Der Zeit, die blühend mich empfing.
Die Frühling' alle ſind verſchwunden,
Durch die mein ſtilles Leben ging!

Ich ſah, wie jung die frühen Träume ſtarben;
Herauf zog ein ganz andrer Tag,
Als jener, der da roſenfarben
Auf morgenrothen Bergen lag.
Das war die Zeit, die noch den Argwohnloſen
Durch ſchöne Fernen täuſchen darf,

Die goldne Zeit, die mir auch ihre Rosen
Ins junge Grün der Hoffnung warf.
Verhallt sind im Vorüberziehen
Geliebte Stimmen, tief verhallt!
So ist das Nahn der Freude nur ein Fliehen,
Ein Lichtgewölk, das schnell vorüber wallt!
Mit Zittern darf das arme Herz nur lieben;
Die Liebe geht zu ihrem Myrtenstrauch;
Die Blüten, die sein schönster Lenz getrieben,
Verwelkt — verweht im kalten Erdenhauch!
Ach! immer öder wirds auf unsern Lebenshängen:
Hier geht von uns ein Pilger, Einer dort;
Und immer voller tönts in uns von Nachhallklängen
Geschiedner Seelen, fort und fort. —
Wir haben immer, was wir hatten;
Des Lebens Tag versinkt in leise Dämmerung;
Durch dieses Zwielicht geht ein freundlich holder
Schatten:
O, das bist du, Erinnerung!

Nie brennt, genährt durch dich, die heilge
Flamme nieder
Auf unſers Herzens Weihaltar;
Du ſtellſt die Blumenkronen und die Lieder
Verblühter Paradieſe wieder
Dem hellen Seelenauge dar!

Du baust den ſchönen Friedensbogen,
Der blühend aus Gewittern ſich erhebt,
Und um die Gegenwart den Farbenſchimmer webt
Die Nächte, die durch unſre Tage zogen,
Das thränenvollſte Mißgeſchick
Verklärt dein geiſtig milder Blick.

O du, mit deinem zarten Munde,
Du ſprichſt mit mir von einer Welt,
Die nicht mehr dieſe Senn' erhellt!
Die Mahle jeder Seelenwunde
Getrennter Herzen, deckteſt du
Mit Bildern ſchöner Tage zu.

Ach, furchtbar bist du nur der Reue
Die jeder Trost, und jede Ruh verläßt!
Wie himmlisch sanft erscheinst du der verwaisten Treue!
Begehst mit ihr aufs Neu', und immerdar aufs
Neue,
Ein stilles Auferstehungsfest.

Das Lieblichste, das meinem Arm entronnen,
Vernehm' ich noch; es tönt wie Echoruf im Hain,
Wie abendlich Geläut; es gilt entschlafnen Wonnen;
Doch schön wird ihr Erwachen seyn.

Aus dunklem Laube sey der Kranz gewunden,
Der dem Erinnrungsfest gebührt,
Dem Seelenfest dahin geschiedner Stunden;
Ein Engel hat sie heimgeführt;
Ein Engel wird sie mir entgegen führen;
Er wird das frisch erwachte Herz
Mit einem leisen Strahl berühren,
Und sagen: „Kenne mich! dort unten hieß ich
Schmerz."

Sehnsucht nach dem Frieden.

Kaum schwieg der letzte Ton
Der Friedensjubellieder,
So dunkelt sichs auch schon
Zu neuen Stürmen wieder!
Der Lufthauch athmet schwer!
Die Wetterwolken schweben
Am Horizont umher!
So ist das Menschenleben!
Ein stürmevolles Meer!
Was Wahrheitsinn erbauet,
Reißt Wahnsinn trotzig um,
Noch eh daran herum
Des Alters Friede grauet.
Ja, wäre die Natur
Nicht mächtiger, als alles,
Was je ihr widerfuhr

Vom Wahnsinn dieses Balles:
Dann graueten hier nur
Noch Trümmer ihres Falles
Und grause Lebensspur.
Jedoch wer kann vergessen,
Wer fühlt nicht, bis zum Schlaf
Im Schatten der Zypressen,
Was je die Menschheit traf?
Was kann uns Ruh gewähren
Im tollsten Wechselspiel?
Der Sinn nur: nicht zu viel
Von Menschen zu begehren.
So wirft getrost sich dann
Das Herz mit seinem Harme
Dem Weltgeist in die Arme,
Der viel vergüten kann.
Der Hohe wird fortan
Mit Kraft und Liebe walten,
Wo Menschen fürchterlich
Für Menschlichkeit erkalten,
Wird leis und fest, was sich
Erhalten soll, erhalten.

Mag denn die Welt ſich drehn!
Sie hört nicht unſre Klagen;
Die Wahrheit darf nicht wagen,
Mit freiem Blick zu ſehn,
Was vor dem armen Volke
Die Schleierkunſt verſteckt,
Was hinter mancher Wolke
Für eine Gottheit ſteckt.
Und was ihr Blick entdeckt,
Sie darf es auch nicht ſcheinen
Zu ſehn, noch minder frei
In ihrer Einfalt meinen,
Daß Wahnſinn Tollheit ſey.
Doch wie nun ſich erwehren
Der Trauer, die da ſieht,
Wie hochgekrönt mit Ehren
Ein Unhold zum Verheeren
Durch Friedensauen zieht?
Da nehmen, wild und brauſend,
Wie Stürme, zehnmal tauſend
An einem Streite Theil,
Um den ſie ſich nicht kümmern!

Sie rauben, sie zertrümmern
Das stille Lebensheil
Vom Pallast bis zum Schatten
Der kleinsten Hütte — weil
Zwei Fürsten Launen hatten;
Oft auch, weils Einen quält,
Daß eine helle Streife
Des Prunkes ihm noch fehlt
Im bunten Titelschweife.
Doch ist das Volk geneigt,
Sein eignes Blut zu hassen?
Das Volk — versteht sich — schweigt;
Und aufgestürmt verlassen
Den friedlichen Genuß
Des Lebens ganze Haufen!
Der arme Pflüger muß
Von seinem Pfluge laufen,
Von seinen Lieben fort,
Um schnell mit Wehr und Waffen,
Weit in der Ferne dort,
Sich Feinde zu verschaffen.

Der große Meuchelmord
Deckt fürchterlich die Erde!
Verfolgte fliehn vom Heerde,
Von ihren Tempeln fort,
Wie schattige Gespenster!
Vernichtet ist ihr Fleiß,
Zerstört ihr Lebenskreis;
Und am verschloßnen Fenster
Weint der verlaßne Greis!
Vergebens schreit die Bitte,
Vergebens ruft sie: „Schont,
Ach schont der armen Hütte,
Wo keine Feindschaft wohnt!"
Kein Mitleid! — sie muß nieder!
Dieß grause Heldenspiel,
Es findet nie ein Ziel,
Kehrt nur verfeinert wieder!
Dort aus Gesträuch empor,
Vom Nachtwind kalt umschauert,
Ragt noch ein Säulenthor
Versunkner Pracht, und trauert:
An diesem Säulenthor

Hält schreckliche Gesichte
Den Fürsten die Geschichte
Verschwundner Tage vor!
Sie predigt Prophezeihung
Dem thörichten Geschlecht,
Wie grausam die Entweihung
Der Menschlichkeit sich rächt.
Mag sich der Wahnsinn schämen?
Du graue Trümmer dort,
O predige nur fort!
Die Wüthenden vernehmen
Doch nicht dein stilles Wort.
Es währt so kurz hienieden,
Und dennoch rauben sich
Die Menschen freventlich
Einander ihren Frieden!
Ein Geist des Fluchs erzog
Die Mutter grauser Sünden,
Die Zwietracht, die den Schlünden
Der tiefsten Höll' entflog,
Und nun — daß sie auch schände,
Wovon die Tugend lebt —

Die blutbefleckten Hände
Zum reinen Himmel hebt!
Wie können die Verwegnen
An Gottes Altar ſtehn,
Ihn frevelnd anzuflehn,
Ein Mordgewehr zu ſegnen?
Wie können die Verwegnen
Auf ſeinen Blumen gehn,
Und Todespfeile regnen?
Wer rettet Menſchen noch
Vom Blutdurſt wilder Krieger?
Der Tieger ſchont denn doch
Sich ſelbſt im andern Tieger! —

Süß iſt, wie Lenzgetön,
Von weicher Luft getragen
Das Lied von beſſern Tagen!
Süß iſt das Lied und ſchön!
Kanns die Geſchichte bürgen,
Die ganz von Blute rinnt?
Ach! Menſchen werden würgen,
So lange Menſchen ſind!

Rom mordet' am Altare
Des Vaterlands, und bald
Erschien in der Tiare
Die heilige Gewalt;
Und Stolz und Dummheit kamen
Aus tiefer Nacht herauf,
Und opferten im Namen
Der Gottheit Menschen auf.
Wer mocht' ein Unheil zügeln,
Das auf des Wahnes Flügeln
So wild von Flur zu Flur
Von jenen sieben Hügeln
In alle Völker fuhr,
Und um das Grab des Weisen,
Den noch die Thaten preisen,
Die uns sein Leben trug,
Mit Flammenwirbelkreisen
Empört zusammen schlug!
Der Held des Herrn! der wollte
Nicht, daß zu Haß und Mord
Das grause Losungswort
Sein Name werden sollte.

Und dennoch wühte dort,
Umraſet von der wilden,
Entflammten Raubbegier,
Auf Indiens Gefilden
Das chriſtliche Panier!
Da fiel dem Chriſtenſchwerte
Das Völkchen der Natur,
Das ſich von ſeiner Flur
Mit ſeinen Göttern nährte,
Und in den Göttern mehr
An Gott und Tugend glaubte,
Als jenes Chriſtenheer,
Das Gott und Geld ihm raubte.
Und ob er auch verzieht:
Aus finſtern Wolken ſieht
Ein Rachegeiſt die Spuren
Der Gräuel, die ein Zug
Von Chriſten auf die Fluren
Der guten Inkas trug!
Wir wenden uns, und Flammen
Begegnen unſerm Pfad!
Da ſitzt ein Höllenrath,

Um Menſchen zu verdammen,
Die, von Verbrechen fern,
Sich nur das Recht erlaubten,
Daß ſie an Gott, den Herrn,
Auf ihre Weiſe glaubten!
O Schmach, die nie erliſcht!
O weg von dieſer Schande,
Die, ewig aufgefriſcht,
Kein Heiland je vom Lande
Iberiens verwiſcht!

Und dort im Weſtenlande,
Dort raſ't die Wuth, und bricht
Nicht Ketten nur, auch Bande
Des Rechtes und der Pflicht!
Da ſtürzt ein Thron zuſammen!
Da ſchreitet Frevelmuth
Durch Ströme Bluts und Flammen!
O Wahnſinn, der nie ruht!
Durch alle Seiten lodert
Der Zwietracht Flammengluth!
Wo je ein Dorf geruht,

Wo Menſchen gingen, mehrt
Ein Denkmal ihrer Wuth!

Ach, könnten nicht die Fürſten,
Nach manchem Wehe, nun
Ein Mal auch danach dürſten,
Den Völkern wohl zu thun?
Sie ſollten Gottes Rechte
Zu Lohn und Strafe ſeyn,
Und nimmer dem Geſchlechte
Der feilen Schmeichelknechte
Die Lügenkunſt verzeihn,
Und ſtreng den Frevel rügen,
Der, hart und ſchwer verklagt,
Noch immerdar es wagt,
Zu Göttern ſie zu lügen!

Sie ſollten Götter ſeyn,
Mit Kraft und Licht zu ſchalten;
Sie ſollten Menſchen ſeyn,
Mit Milde und Recht zu walten!
Ihr Amt umfaßt den Schwur,
Hochmenſchlich zu beglücken!

Ja, Menſchenheheit nur
Soll Fürſtenheheit ſchmücken!
Wohl mag es leichter ſein,
Verheerung auszuſenden,
Als Wohlthat auszuſpenden.
Wohl mag es leichter ſeyn,
Geraubte Kronen — ſein
Gerechtſamt, wegzuſchleppen,
Als friedlich zu bebaun
Mit ſegenvollen Au'n
Der Menſchheit wüſte Steppen.
Wohl mag es leichter ſeyn,
Im bunten Farbenſchein
Des eiteln Prunkgewimmels
Am Hofe ſich zu drehn,
Als groß, ein Licht des Himmels,
Den Völkern aufzugehn. —
Mit lindem Strahl begrüßte
Wohl mancher lichte Stern
Das Dunkel unſrer Wüſte;
Nur volles Licht iſt fern,
Fern noch der ſüße Friede,

Der milde, ſtille Geiſt,
Den nur im frommen Liede
Des Harfners Seele preiſ't.
Wann wirds der Eintracht glücken,
Der Friedensſpenderin,
Ein Völkerfeſt zu ſchmücken?
O könnt' ich ihren Sinn
In alle Herzen hauchen:
Dann fällt' auf keiner Flur
Der Altar der Natur
Von Menſchenblute rauchen;
Und froher hörteſt du
In der, von deinen Roſen
Umhauchten, Abendruh
Den Wälderwirtuoſen
An deinem Fenſter zu. —
Wer mag die Fluth nur hemmen,
Die, wie ein Strafgericht,
Herein ins Leben bricht,
Ein Land zu überſchwemmen?
Und ach — ich träume doch
So gern, daß ſich wohl noch

Von jenem Opferheerde,
Vor dem die Menschheit bebt,
Ein Phönix heben werde,
Der auf zur Sonne schwebt,
Und in dem Strahlenflügel,
Wenn er nun steigt und steigt,
Den Völkern einen Spiegel
Aus seiner Höhe zeigt!

Verhüll' indeß, du Stille,
Mich in dem Schattenhain!
Kein Weheruf der Pein,
Nur das Getön der Grille
Ruft dort zu mir herein,
Dort an der heitern Quelle,
Wo friedlich und vertraut
Ein Vogel seine Zelle
Bei meiner Zelle baut.
Da will ich mich entfernen
Vom Anblick jeder Schmach,
Und ganz vergessen lernen,
Was je das Herz mir brach.

Doch wenn um unsre Hügel
Der große Tag sich regt,
Der auf verklärtem Flügel
Den Völkerfrieden trägt:
Dann, Harfe, töne wieder!
Dann bring' ich dem Alter,
Der lang' entwöhnt war,
Ein ganzes Herz voll Lieder,
Voll Jubellieder dar.

An die trauernde Maria.

Weinend grüß' ich deine fromme Trauer
In dem Schatten deiner Einsamkeit,
In dem Dunkel, das, wie Geisterschauer,
Meine tiefbewegte Seele weiht.
Laß mich, Freundin, in den Mitternächten
Deiner Trauer mit dir untergehn;
Aber siegreich auch an deinen Rechten
Wieder mit dir auferstehn! —

Deinen Tagen — ach! so ganz versunken
In die Tiefen einer Schattenwelt —
Leuchtet nicht mehr jener Sonnenfunken,
Wie er vormals deinen Kreis erhellt!
Wo du hinblickst, ausgestorbnen Spuren
Der Vergangenheit begegnest du!
Jüngst Mächte, Todesstürme führen
Durch die schöne Pflanzung deiner Ruh,

Stürzten Kronen deiner Zedern nieder,
Und es ward um dich so leer, so stumm;
Seufzer wurden deine Feierlieder,
Eine Wüste dein Elisium!

War der lichte Sonnentag erkohren,
Quell zu seyn von solcher Finsterniß?
Ja, du hast ein Paradies verloren,
Welches nicht die Sünde dir entriß!
Keine Kraft vermogt' es zu erretten
Von dem tiefen Untergang.
Führe mich zu allen Blumenstätten,
Wo dein schönster Lebenstag verklang!
Lieb' und Unschuld, die Begleiterinnen
Deines Lebens, warum konnten sie
Dem Verhängniß dich nicht abgewinnen?
Achtet sie das kalte Unglück nie?

Doch vernimm! zu dem Verlangen
Deiner Sehnsucht spricht das sanfte Wort:
„Die du liebtest sind dahin gegangen;
Die dich liebten, lieben dich auch dort.
Trotz dem Nachtgebiet der Trauertöne,
Noch sind mit dir, die dein Schmerz beweint!

Liebe, Wechſelliebe iſt ja der ſchöne
Iſthmus, der das Dort und Hier vereint."
Wenn auch nichts, als dieſer Troſt dir bliebe,
Dürfteſt du wohl elend ſeyn?
O, hier unten Lieb', und droben Liebe
Feſt mit dir im innigſten Verein!
Würde jetzt der Sinnenaufruhr ſchweigen,
Der ſo tief erſchütternd dich berührt:
Dann — gewahren würdeſt du den Reigen,
Den die Liebe durch die Himmel führt.
Aber hier — dein Blick will hier noch ſchauen,
Was, von dir gepflegt, hier nicht mehr blüht;
Einſam wandelt durch zerſtörte Auen
Dein vermaiſ'tes, liebendes Gemüth.
Dringt kein friſcher Keim mehr aus der Trümmer?
Iſt dein ganzes Leben ein Verluſt?
Sieh doch! Liebe legt, im Blumenſchimmer,
Dir zwei Engelkinder an die Bruſt.
Höre! erhöre ihr göttliches Verlangen!
Deine Agnes ſtreckt nach dir den Arm!
Küß' an ihren rothen, warmen Wangen
Deine kalte Hoffnung wieder warm!

Küß' aus dieſer ſchönen Jugendblüte
Troſt und Linderung für deinen Schmerz,
Aber küß' auch deine Seelengüte
Und den Muth, zu dulden, in ihr Herz!
Führe ſie aus deinem kleinen Kreiſe
In die gröſſre Welt hinaus;
Aber für die rauhen Gleiſe
Statte ſie mit deinem Herzen aus!
Lehre ſie das Eigenſte beſchützen,
Was die Kraft dem Schickſal abgewinnt!
Unſer iſt nicht das, was wir beſitzen,
Unſer iſt nur, was wir ſind.
Gut ſeyn, kräftig ſeyn, und Schlimmes dulden:
Darin liegt der höchſte Selbſtgenuß;
Was die Welt uns nehmen kann, ſind Schulden,
Die man doch ein Mal bezahlen muß.
Dieſer Glaube kann die Nacht entſchwärzen,
Hebt den Geiſt zum Lichtgebiet hinauf:
Schließe denn in deinem Herzen
Ihm die ſchöne Heimath auf.
Ohn' ihn ſchwankte zwiſchen ſo viel Uebeln
Unſre Ruh von jedem leichten Hauch.

Sollten wir den Frieden uns ergrübeln?
Nein, er blüht an jedem Strauch,
Duftet auf an jeder Blumenſtelle,
Die der Geiſt der Morgenluft berührt,
Wallt im Leben jeder Felſenquelle,
Blinkt im Sterne, der den Abend führt.
Finde doch in deines Chriſtus Munde
Selbſt von dieſem Glauben manche Spur!
Sagt dein Heiliger nicht: „Zeit und Stunde
Weiß ich nicht; die weiß der Vater nur!“
Und ein Vater kann uns nicht berauben!
Ob dein Herz auch noch in Thränen ſchwimmt:
Laß uns doch in Herzenseinfalt glauben,
Daß er giebt, auch wenn er nimmt!

Sey der Pfad nun, den wir wallen,
Blumig hier, dort ſumpfig wüſt beſchilft:
O, der Glaube ſpricht: „Es kommt uns Allen
Eine Stunde, die uns weiter hilft.“
Tritt hervor denn aus dem Schattenſchleier,
Wo dein Gram die langen Stunden mißt!
Friede ſey mit deiner Todtenfeier,
Wie er dort mit deinen Lieben iſt!

Ella.

Ein ausgestoßnes Händchen lief
Verirrt umher in Sturm und Regen;
Das jammert Ella, und sie rief:
„Komm, armes Thier, ich will dich pflegen!

Ich will von meinem Kuchen dir,
Ich will von meiner Milch dir geben!"
So rettete das kleine Thier
In Ella's Schooß sein armes Leben.

Sie nannt' es Libu. Libu wich
Nun schon nicht mehr von ihrer Seite,
Umhüpfte sie, und freute sich,
Wo seine Retterin sich freute.

Da saß sie einst am Gartenteich,
Und horchte nach dem Vogelsange,
Sieh, plötzlich kroch aus dem Gesträuch
Ein böses Unthier, eine Schlange.

Und Ella schrie! Im Augenblick
Fuhr Libu bellend auf, und jagte
Das Unthier ins Gebüsch zurück,
Das nicht ans Licht sich wieder wagte.

Und Libu sprang zu Ella hin,
Mit Blicken, welche sagen wollten:
„Jetzt hab' ich, liebe Retterinn,
Was du mir warst, so gern vergelten."

Anmerkungen.

1) Zu Abälard an Heloiſe. S. 122. Als Abälard, nach der unglücklichen Kataſtrophe, die Fulbert, Heloiſens Oheim, über ihn gebracht hatte, von einem Zufluchtsorte zum andern troſtlos umherirrte: ſo führte ihn das Ohngefähr in eine Wildniß, tief in den Wäldern der Champagne. Hier war es ihm, als ob der Geiſt des Troſtes in ſein, von Reue und Schmach zerſtörtes, Gemüth herabſtiege; hier, beſchloß er, vor der Welt, die ſein Unrecht und ſeine Entehrung wußte, ſich zu verbergen. Von den Zweigen der Bäume flecht er eine Laube, und weihte ſie zu einer Kapelle. Nicht lange blieb der von der Welt bewunderte, beneidete, geliebte und verfolgte Philoſoph in dieſer Wildniß verborgen. Sein Auf-

enthalt ward ruchbar. Jünglinge aller Länder suchten ihn auf und strömten in seiner Einöde zusammen, um von seinen Lippen die Lehren der Philosophie zu vernehmen; sie halfen ihm die Beschränkung seiner Laubenzellen erweitern: und so entstand ein Gebäude, welches er dem Geiste des Trostes gelobte, und daher Paraklet nannte. Mit eben der Begeistrung, wie vormals, hielt er nun in Paraklet seine Vorlesungen. Der Genuß dieser Ruhe dauerte nicht lange. Die Mönche von St. Gildas riefen ihn als Abt zu ihrem Konvent. Heloise war damals Priorin im Kloster Argenteuil. Das Kloster wurde zu St. Denis gezogen, und Heloise, mit ihren Nonnen, wußte nicht, wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollte. Abälard schlug ihr Paraklet vor; sie nahm den Ruf an, und es wurden die, zu ihrer Aufnahme erforderlichen, Einrichtungen gemacht. Abälard führte selbst die erhabene Heloise als Aebtissin zu Paraklet ein. Er fand indessen unter seinen lasterhaften Mönchen keinen Frieden. Andere Verfolgungen, die ihn verketzerten, kamen hinzu, und vermehrten seine Unzufriedenheit. Er verließ St. Gildas, und irrte abermals von

einem Orte zum andern. Heloiſe, unter deren Regentſchaft Paraklet ein heiliger Tempel der Weisheit, Tugend und Andacht wurde, erfuhr von Abälard nichts. Bei einem Freunde, und für denſelben, ſchrieb er die Trauergeſchichte ſeines unglücklichen Lebens. Dieſe fiel, nach einem langen Zwiſchenraum, Heloiſen in die Hände, ihr, die an dieſer finſtern Geſchichte einen ſo bedeutenden Antheil hatte. Sie lieſt; es zermalmt ihre Seele. Erſchüttert und troſtlos ſchreibt ſie an Abälard, und verlangt Troſt und Unterſtützung ihrer niedergebeugten Seele. In dieſem Briefe ſpiegelt ſich überall ein eben ſo hohes, als bis zur Uebertreibung beſcheidenes Gemüth ab, welches freilich die Popenſche Heroide, die manches aus jenem Briefe geſchöpft hat, durchaus vermißt. Abälard, durchdrungen von der Großherzigkeit ſeiner Heloiſe, und ihre Hoheit anerkennend, antwortet ihr. Dieſe Antwort iſt der Stoff zu der eben erwähnten Elegie: Abälard an Heloiſe.

2) Zu dem Kaucor bei Gaid. S. 153. Die Berghöhe, der Kaucor genannt, iſt die zweite Ab-

kufung des, mit ewigem Schnee bedeckten, hohen Sentis. Die Aussicht von jener Berghöhe in das Rheinthal hinab, welches der Rhein und der Illfluß durchschlängeln, ist eine der reichsten und herrlichsten, die ich je sahe.

3) Su Casa tonda. S. 172. Die Casa tonda ist der Ueberrest eines alten Grabmals an der Appischen Straße im esquilinischen Thale, und war 1805 die Wohnung zweier Winzerfamilien, welche die Weingärten des Prinzen Altieri gepachtet hatten. Hier genoß ich oft der reizenden Aussicht in das Thal. Oestlich im Vorgrunde der unterliegenden Weingärten hat sich eine kleine Rotunda erhalten, aus der eine Quelle hervorrieselt. Allgemein nennt man diese, ganz mit Goldlack überblühte Ruine, den Tempel der heilenden Minerva (Minerva medica). Im Hintergrunde der hohe Albanus, von welchem sich südlich zur Stadt hin die verfallenen Aquaductreihen ziehen. Im tiefen, südlichen Hintergrunde ragt, wie eine große Urne, das Grab der Metella empor.

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Drittes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

Inhalt.

Andenken an Herder in Eger. An Elisa	Seite	1.
Frühling	—	4.
Nachtfeier	—	7.
Lebe wohl!	—	21.
* Elisa	—	29.
Theodor Körner	—	32.
Kriegslied eines deutschen Patrioten	—	37.
Das Vaterland. 1808	—	40.
An die Deutschen! 1809	—	48.
Ergebung. Nach dem Frieden von Wien. 1809	—	52.
Ruthenia. 1813 am 1. Januar	—	58.
Borussia. 1813	—	69.
Der Zug der Preußischen Krieger, den 17ten August 1813	—	76
Der heilige Friedensbund	—	79.
Die Nacht der Siegesbotschaft. Den 23. Oct. 1813	—	82.
Siegeslied. Den 31. December 1813	—	86.
Rede, gehalten zu Karlsbad, vor den daselbst versammelten Preußen, am 19. Julius 1816	—	93.

Die Wanderer. Eine Cantate . . Seite 97.
Der Ostermorgen . . . . — 118.
Grablied . . . . . — 127.
Vertrauen auf Gott . . . — 129.
Lebensgebrauch . . . . — 132.
Nachtlied . . . . . — 134.
Vernunft . . . . . — 137.
Licht und Recht . . . . — 142.
Vater-Unser . . . . . — 146.
An Christus . . . . . — 149.
An Gleim . . . . . — 153.
An Klamor Schmidt . . . — 160.
An Aeidalia . . . . . — 170.
An Klamor Schmidt . . . — 173.
An Grotthus. 1807 . . . — 180.
An einen Freund . . . . — 188.
An Caroline . . . . . — 202.
An K. — Im Juli 1795 . . — 206.
* An E. 1813 . . . . — 216.

Andenken

an Herder in Eger.

An Eliſa.

Verninim, Eliſa! von der Abendlaube
Weht leiſes, zärtliches Getön empor,
Wie das Geflüſter einer Frühlingstaube,
Die dort ihr Brautgemach erkor.

Da ſaß er noch in ſeiner Erdenhülle,
Der Mann, der leuchtend durch das Leben ging;
Da ſaß dein Freund in ſeiner Denkerſtille,
Die heilig, wie ein Sabbath, ihn umfing.

Gedankengeister schwebten auf dem Munde
Des hohen Sehers, der so tief
Ins Reich des Lichtes drang: da nahte schon die Stunde,
Die seinen Geist von dannen rief!

Sie rief ihn, dort ihn glänzender zu krönen,
Als hier der Ruhm, der ihm der Kränze viel verlieh.
O laß uns feiern ihn mit seinen eignen Tönen,
Mit seiner Worte Kraft und Harmonie!

Hochstralend wird er dir erscheinen,
In heller, geistiger Gestalt,
Wo nie und nie in unsern Eichenhainen
Sein Preisgesang von Gott verhallt.

Ihm öffnete die Urwelt ihre Siegel,
Wo er der Menschheit frühe Spur belauscht,

Er faßt' ihr Bild und warf es in den Spiegel
Des Zeitenſtroms, der ſeinen Namen rauſcht.

Sein Name tön' in deiner ſanften Trauer!
Hoch klingt er, wie ein Ton, der ſeiner Harf'
entfuhr;
Und feiernd tret' in deine Lindenſchauer
Das ſtille Leben der Natur.

Frühling.

Der Frühling war gekommen; leiſe Lüfte
Vom Mittaglande ſtreiften warm herein,
Und ſchlugen weckend an die kleinen Grüfte
Der Blumen in dem frühen Hain.

Schon ward es laut an Hügeln und in Thalen;
Da ſtickte ſich ihr Feſtgewand die Au;
Und durſtig tranken ſchon die Morgenſtralen
Aus goldnen Krokosbechern Thau.

Es füllte ſich das Laubdach grüner Hallen,
Durch die ſo hell herein der blaue Himmel ſah;

Und einzeln riefen frohe Nachtigallen:
„Steh auf, Geſang! der Lenz, dein Freund, iſt da!“

Nun kam zur Nachtzeit, aus des Nordens Wüſten,
Ein Sturm, und riß den Hain aus ſeiner Ruh:
Da ſchloſſen Blumen, die ſich froh begrüßten,
Die holden Augen wieder zu.

Der Morgen wird den Wonnempfang vermiſſen;
Die Nacht beging den finſtern Tempelraub;
Ein Nordſturm hat es kalt hinweggriſſen,
Das kaum entſproßte, friſche Laub.

Wohin mit deinen Nachtigallenſtunden?
Wohin, o Lenz, mit deinem Roſenlicht? —
Ein Frühlingstag iſt — eh' er kam, verſchwunden;
Jedoch mit ihm verſchwand der Frühling nicht.

O Bild des Lebens! mich umfangen
Die stillen Schatten der Vergangenheit!
Viel theure Menschen sind von mir gegangen;
Entlaubt und arm ist meine Zeit!

Ach! Scheidestunden sind das herbe Wetter,
Das nächtlich, wie ein tief verhüllter Geist,
Durch unsre Gärten fährt, und frische Blätter
Vom grünen Baum des Lebens reißt.

So kann und darf nichts Heiliges verwehen!
Versinken nichts, was Himmelsblüten treibt!
Ob auch hinweg, geliebte Menschen gehen:
Die Liebe selbst, die hehre, bleibt!

Nachtfeier.

Der Geiſt der Stille ſchreitet
Durchs Reich der Dunkelheit,
Und ſeinen Gang begleitet
Mit leiſem Tritt die Zeit;
Ein ſtummes Seyn, umgeben
Mit tiefer Ruhe, goß
Sich über jedes Streben;
Und Waffenſtillſtand ſchloß
Nun mit ſich ſelbſt das Leben.
Nur mir verſagteſt du
Dein ſtilles Heil, o Ruh!
Du, mit der Friedenskrone,
Vernimm mich, die du flohſt,

Und nahe dich dem Sohne
Des Grams mit deinem Troſt!
Wie hab' ich dich empfunden,
Wenn in erhabnen Stunden
Des Lebens du erſchienſt,
Vom Drucke mich befreiend;
Dann wars um mich ſo weihend,
Wie ſtiller Gottesdienſt.
Das Wehn von Palmenzweigen
Iſt ſanft, wie du, und mild;
Was mich umgiebt, dieß Schweigen
Iſt nur dein Schattenbild,
Iſt ein verhülltes Walten
Der Nachtwelt, die aus kalten
Und finſtern Urnen quillt.

Sieh, meine Augen feuchtet
Die Sehnſucht! du biſt fern!
Holdſelige, wo leuchtet

Dein ſchöner Abendſtern?
Durch meine Zelle ſchauert
Der Athemzug der Nacht;
Der Pendelſchlag nur wacht
Und jeder Schatten trauert.

Des kleinen Lampenſcheins
Vertrautes, leiſes Flimmern
Sieht fern der Wächter ſchimmern,
Und ruft ſein dumpfes: Eins!
Als ſpräch' im Traum das grelle,
Das ewig alte Lied
Der Zeit, die, gleich der Welle,
Daher wallt und entflieht.

Der Geiſtesblick ermattet;
Wohin er troſtlos irrt,
Was ihm begegnet, wird,
Und iſt, und war, und ſchattet!
Was will es fort und fort,

Dieß Rinnen und Verrinnen?
Es ſpricht zu meinen Sinnen
Ein räthſelhaftes Wort.
Soll ich die Sterne fragen?
Sie wandeln friedſam dort,
Und ihr Geheimniß tragen
Sie ſchweigend mit ſich fort.

Verblichne Bilder wanken
Durch meinen düſtern Raum,
Nachtwandelnd, wie Gedanken
In einem ſchweren Traum!
Stumm alle Lebensräume
In zweifelhafter Nacht,
Von Tod und Seyn erwacht
Die Schattenwelt der Träume!
Das Leben ſpielt auch dort
Im Traum den Schein des Lebens,
Getäuſcht und täuſchend fort;

Phantaſtiſch irrt auch dort
Der wilde Gang des Strebens
Durch Leidenſchaft und Liſt;
Die ſtumme Traumwelt iſt
Ein Mondſcheinbild des Lebens:
Die Hoffnung folgt dem Reiz;
Die Furcht ſieht Todesſchlünde;
Nach Schätzen ſchleicht der Geiz,
Die Heuchelei zur Sünde;
Der Unſchuld führeſt du
Vom ſeligſten Gefilde
Der ſtillern Welt, o Ruh,
In ihrem eignen Bilde
Den Geiſt des Friedens zu;
Und Irrthum und Erfahrung,
Was ſanft und hart uns traf,
Das alles nimmt der Schlaf
In heilige Verwahrung,
Und zahlet treulich Glück

Und Mißgeſchick und Sorgen
An jedem neuen Morgen
An jedes Herz zurück.

Wohl über mancher Zähre
Ziel manches Auge zu;
Nur ich — warum entbehre
Nur ich dein Heil, o Ruh?
Ich blicke durch den Schleier
Der Thränendunkelheit
In eine Welt voll Streit,
Voll ſiegender Entweiher
Der edlern Menſchlichkeit!
O dieſe Welt lag weit
Von meinen Frühlingsbäumen!
Ich ging in hellen Träumen
Von einer ſtillern Zeit,
Als noch den Argwohnloſen
Die eigne Welt umfing,

Und voll Geſang und Roſen
Sein Jugendmorgen hing!
Ich ſchweifte mit dem Liede
Des Frühlings durch die Flur;
Der Anblick der Natur
War Fülle, Lieb' und Friede!
Wer durft' am vollen Tiſch
Der großen Mutter darben?
Und alles war ſo friſch
Von warmen Morgenfarben
Des Lebens angeglänzt!
Beſungen und bekränzt
Entflog mit leichten Flügeln
Der Tag durchs Lerchenfeld;
Und hinter fernen Hügeln
Lag eine fremde Welt!
Da tönt' es nun herüber;
Und tief zur Seele drang
Der ferne Zauberklang!

Ich horchte still hinüber;
Ich schaute hoch empor,
Ob ich den Zauber sähe,
Daß ich darob die Nähe,
Die mich umgab, verlor!

So fühlt' ich nichts vom Drängen
Der Dummheit und der List,
Die eine Welt verengen,
Die so geräumig ist;
Nichts von den Nachtgestalten
Des Wahns, der mit Gewalten
Der Macht gerüstet ist,
Und darum sich vermißt,
Den Lichtstrom aufzuhalten,
Der dunkle Thäler füllt,
Und niedre Mißgestalten
Des Nachtgebiets enthüllt.
Ich blickte freudetrunken

Durchs junge Leben hin;
Es zuckte, wehte Funken
Um meinen offnen Sinn
Vom hellen Himmel nieder;
Die Tage waren Lieder;
Es durfte jeder Raum
Mir froh entgegen lachen.
Bald aber — welch Erwachen
Vom kindlich heitern Traum!
Mit ihrem Irrgeschlängel,
Von Wahn und Trug umstellt,
Liegt zwischen Kind und Engel
Die rauhe Menschenwelt!

Ihr seligen Gestalten
Am Lebenseingang, habt
Mir nicht das Wort gehalten,
Das ihr so freundlich gabt!
Tief unter Druckgewalten,

Wie wenig kennte ſich
Das Hehe freudiglich
In Fülle und Kraft entfalten!

Und nun? — das Lockgetön,
Das dort herüber ſchwebte
Von unbekannten Höhn,
Wo ich hinüber ſtrebte —
Wars Täuſchung, was ſo ſchön
Der Morgenduft umwebte?
Oft glückt es dem Getön
Noch jetzt, mich weg zu ſingen
Vom Lärm des Weltgewühls —
Bei Gott! — es iſt das Klingen
Des innerſten Gefühls,
Das, wenns im höchſten Triebe
Der Sehnſucht ſtrebt und ringt,
Mit einer Welt der Liebe
Geheim zuſammen klingt,

Und darum in die Ferne
Hinaus ſo raſtlos klagt,
Und freunde, liebe Sterne
Nach ſeiner Heimath fragt!

Fällt nun mit kaltem Grimme
Ein Sturm in meine Ruh:
Dann rufe mir die Stimme
Des tiefern Lebens zu:
„Es iſt, was deine Schwächen
So treflich fallen ſahn,
Ein heiliges Verſprechen,
Das dir ein Gott gethan,
Und das er, trotz dem Scheine
Des Zufalls, der dich irrt,
In irgend einem Haine
Der Ruh erfüllen wird."

Erhebender Gedanke,
Der — was um mich auch fällt —

Mich, wie der Stamm die Ranke
Des Epheus, kräftig hält!
Gesunkner Muth, o hebe
Dich frei und frisch empor!
Tritt aus der Nacht hervor,
Die dich umgiebt, und lebe!
Wohin dein Auge sieht:
Du wandelst unter Trümmern!
Darf das zu sehr dich kümmern?
Was auf der Flucht ist, flieht;
Wer aber in Ruinen
Nichts, als Ruinen, sieht,
Dem ist kein Gott erschienen.
Und ist der Gott entrückt,
Dem Licht und Wahrheit dienen,
Wie dann der Raum sich schmückt:
Wir wandeln in Ruinen;
Denn, ach! er ist dahin,
Der gläubigfreche Sinn,

Der uns erſetzen ſollte! —
Als Pſyche draußen ſahen
Den Gott umfangen wollte,
Da war er ihr entflohn!
Sie ſucht' ihn nun vergebens
Im Labyrinth des Lebens.
Sie ſollt' ihn im Gefühl
Der innern Tiefe tragen,
Nicht draußen im Gewühl
Des Lebens nach ihm fragen!

Darum, was klagſt du hier
Im Staub' entweihter Hallen?
Die Tempel konnten fallen:
Die Götter bleiben dir!
Und trotz dem Widerſtreben,
Wie hoch es immer thront:
Wo eine Gottheit wohnt,
Wird ſich ein Tempel heben!

Sey denn getrost und frei!
Und kümmern dich die Schranken
Der blinden Tyrannei:
Das Lichtreich der Gedanken,
Das Geisterreich ist frei.

Lebe wohl!

So lebe wohl! es weihen milde Sterne
Ein Leben dir voll Liebe, Licht und Ruh!
Ich ſteh' verarmt im Schatten meiner Ferne:
Da fliegt, wie Schwalbenflug, dir mein Gedanke zu;
Und der Gedanke wird zu einem lichten Traume:
Die liebſte Geſtalt geht dort im heitern Raume,
Und das, Aemilia, biſt du!

Dann werd' ich wach, wie von mir ſelbſt geſchieden;
Mit dir entflieht mein beſter Lebensſinn;
Du biſt ſo reich, und nahmſt doch meinen Frieden,

Mein schönstes Daseyn nahmst du hin, mit dir dahin!
Es mußte ja mein Tag mit seiner Sonne ziehen;
Dieß holde Daseyn, ach! es war mir nur geliehen!
Ich fühle nun, wie arm ich bin.

Mein Leben stand, wie eine reiche Laube,
Von Blüten voll; ich schmiegte mich hinein;
Da träumte weit hinaus mein voller Glaube
An diese goldne Zeit, voll Morgensonnenschein.
Die wohllautreiche Zeit! sie ist hinweg gezogen!
Mir soll der Hain, durch den einst ihre Lieder stogen,
Ein Tempel der Erinnrung seyn.

Euch ruf' ich an, ihr auserkornen Lieder,
Die sich mein Herz vor allen auserwählt!
O hallet mir im tiefen Leben wieder!
Erwacht, wenn mich das Graun der todten Seele quält!

Da ſpät der Schiffer nun, an wüſtes Land ver-
ſchlagen,
Und ſtarrt die Wildniß an, der vom geliebten
Tagen
Sein thränenreiches Lied erzählt!

So blick' ich nun in fernes Land hinüber;
Stumm iſt's um mich, und eine weite Zeit;
Doch leuchtet's noch ſo ſanft von dort herüber:
Ein ſtilles Abendlicht iſt die Vergangenheit.
Und jede Stunde ward zu einem milden Sterne,
Der ſchimmert bleich daher aus blauer tiefen Ferne
In meiner dunkle Einſamkeit.

Wer nahm ſie, die koſtlich ſchöne Stunde,
Da mir das Reich der Sonnen ſich erſchloß;
Es ſchwebt' ein Geiſt der Huld auf deinem Munde;
Wie flammte mir das Wort, das deiner Lipp'
entfloß;

Wie Flamm', und doch so sanft; und auf in mir gegangen
War's, wie ein Götterlag, der über meine Wangen
Hell seine warme Röthe goß.

Dann irr' ich dort mit dir im Gartenhaine;
Der höchste Schmuck der Blumenwelt warst du
Im rothen Strahl vom Abendsonnenscheine;
Begeistert warst du doch die Seele dieser Ruh.
Der Tag, vom Scheidekuß der Sonne hochgeröthet,
Schlief, wie vom Weinrausch der Frühlingsluft getödtet,
Sein Auge stets heiter zu.

Die aber wird mein Bild in einem kalten
Und bleichern Licht einst vor der Seele stehn;
Es werden Geist und Witz in glänzenden Gestalten
Sich, wie im Zauberkreis, um deine Blicke drehn

O blendend werden dann die Strahlen dich umleuchten,
Mein Auge werden ſtill verhüllte Thränen feuchten,
Die Luft wird ſeufzend mich umwehn.

Und ſchwebt ſie hin, dich leiſe zu berühren,
Wenn deine Hand am Fenſter Roſen bricht,
Dann wird ſie mir ein heilig Wort entführen,
Es iſt das ſüße Wort, das deinen Namen ſpricht;
Und ſo geheiligt wird ſie, wie ein weiches Beben,
Wie eines Engels Flug, um deine Ruhe ſchweben,
Und Ruhe ſtören Engel nicht.

So lebe wohl! Vergiß den Freudeloſen!
Vergiß den hier dich feiernden Altar!
Die ferne Flur bringt ihre ſchönſten Roſen,
Die Glückliche! ſie bringt dir Feſtgeſänge dar.
Beſungen und bekränzt, vergiß die Liederſtunden,

Da meine Harfe, frisch mit Blumenschmuck umwunden,
Nur dir allein geheiligt war.

Und — so du kannst — vergiß das Fest der Grüfte!
Du feiertest das mütterliche Grab;
Still, unsichtbar, wie Engel, trugen Lüfte
Der Ruhe dein Gewand, das schimmernd dich umgab;
Und, auf den Hügeln lag ein heilig tiefes Schweigen;
Wie Geisterstimmen, sprachs nur leise von den Zweigen
Der Lindenwölbung dort herab.

Hoch standst du da in deiner frommen Feier,
Und neigtest dich zu der geliebten Gruft;
Dir leuchtete, trotz ihrem Schattenschleier,

Die Kluft von Tod und Seyn, die furchtbar tiefe Kluft.
Verklärung ſchimmerte durch deine ſanfte Trauer;
Und mich — o Geiſterwelt, berührten deine Schauer
Im Hauch der weihevollen Luft. —

Ach! was einſt war — es kehret nicht mehr wieder!
Nicht mehr! dieß Wort — wie eine Todtenhand,
Fährt mir es kalt ins innre Leben nieder,
Aus dem der Sonnenſchein des Lebens ſo verſchwand!
Und du — — du wirſt vielleicht einſt unter Freudengöttern,
Den heitern Liederkranz gedankenlos zerblättern,
Den ich um deine Tage wand!

Und fällt dein Blick auf eines dieſer Lieder:
Um dieſen Blick der Huld nur will es flehn;
Und ſchlägſt du ernſt und weich die Augen nieder:

Ein Seufzer wird vielleicht dann deiner Lipp' entwehn. —
Sie sind dahin, verstummt sind jene Liedertage;
Doch wird ihr Nachgetön, das ich im Herzen trage,
Mit diesem Herzen nur vergehn.

Dein Bildniß soll mir jeder Lenztag krönen,
Der frisches Grün um meine Laube flicht;
Dein Name wird zu meiner Harfe tönen,
Wenn ihr geweihtes Lied von schönern Tagen spricht.
O, wie durchklang er einst das Thal des Widerhalles,
Die Hügelflur, den Wald! — Leb wohl! vergiß das alles!
Vergiß auch mein Vergißmeinnicht! *)

*) Vergl. das „Vergißmeinnicht, an Arminia" im zweiten Bändchen dieser Ausgabe, Seite 31.

Eliſa.

Nennt unſre Welt, Trotz ihrer Mängel,
Nicht eine Wüſteneі der Qual!
Es leuchtet noch ein heher Engel
Durch dieß halb dunkle Pilgerthal!

Was wirkt ſo ſtill, wie Blumentriebe,
So geiſtig, wie der Duft? — e das,
Das iſt die reine, zarte Liebe,
Die Himmelstochter Charitas!

Sie brachte, da ſie niederſchwebte,
Aus einem hellern Sonnenglanz
Erinnrungsblumen mit und webte
Sie in des Lebens Dornenkranz.

Den Sehn des Elends, der vernichtet,
Sich rettungslos vernichtet glaubt,
Den sucht sie tröstend auf, und richtet
Empor sein schwergebeugtes Haupt.

Sie naht sich, wie durch Harfensaiten
Gelind erregte Lüfte wehn,
Verwaiste Seelen zu begleiten,
Die weinend nach den Sternen sehn.

Den Säugling, der in fremden Armen
Sein hartes, früh verarmtes Loos
Noch nicht erkannt, legt ihr Erbarmen
In einen mütterlichen Schooß.

Und kann sie sonst auch nichts gewähren:
Sie bringt dem Leidenden ein Herz;
Und in des Mitgefühles Zähren,
O welch ein Balsam für den Schmerz!

Sie einigt, was der Zwist geschieden;
Sie kommt so himmlisch, wie die Ruh,

Und führt den hehen Götterfrieden
Dem Hüttenraum der Unſchuld zu.
Im Wüſten und auf rauhen Klippen
Des Lebens blühet ihre Spur;
Im warmen Hauch von ihren Lippen
Zerrinnt des Haſſes Eisnatur.
Die Lieb', ein treugebliebner Engel,
Vereinet weichen Sinn und Kraft,
Der Haß, ein abgefallner Engel,
Behielt vom Engel nur die Kraft.
Der Haß zerſtöret Paradieſe,
Die Liebe ſtellt ſie wieder dar;
Hier unten nennt ſie ſich Eliſe. —
Weiht ihr den würdigſten Altar!
Hell leucht' auf dieſem Weihaltare
Die Blume, ſo ihr Feſt bekränzt,
Ob auch in ihrem Silberhaare
Die Lebenskrone ſchöner glänzt!

Theodor Körner.

I.

Hoch prangte schon der Stamm der jungen
Eiche,
Wohl festlich schwebt' um ihn das junge Grün,
Und anmuthreich und kräftiglich und kühn
Hob er sein Haupt empor zum Wolkenreiche.

Es sollte Herrliches an ihm erblühn:
O, darum drang so rasch der Kronenreiche
Hervor, empor aus allem Waldgesträuche;
Melodisch tönte das bewegte Grün;

Es trieb und strebt'; und seine Zweige klan-
gen,
Als hätt' Apoll, der Musengott und Held,
An dies Gezweig die Leier aufgehangen.

Doch ach! er sank! — Ein Sturm hat ihn
gefällt —
Mein Jüngling sank, zu früh vom Tod' umfangen,
Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held.

II.

Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!
Er schlief im Nachhall seiner Liedergaben,
Im Nachglanz seiner schönsten Heldenthat!

Sein Herz war groß, sein freier Sinn erhaben,
Sein Leben Wechselklang von Lied und That.

Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben? —

„Dein Jüngling schlummert, wo das Waffenfeld
„Des edeln Blutes viel, ach, viel verschlungen." —
Da werde deinem Geiste, junger Held,

Das letzte Lied, das deiner Harf' entklungen:
„Du segne mich, o Vater!" *) nachgesungen!
Dies war dein Gruß in einer stillern Welt.

III.

Die ihr in ihm ein zweites Daseyn hattet,
Begleitet mich zum Hügel seiner Gruft,

---

*) Gebet während der Schlacht. S. Theodor Körners Leier und Schwert.

Auf der das Schwert ſich mit der Leier gattet!
O leis ergieß ſich dort der Opferduft

Der Eiche, die das theu Grab beſchattet;
Begegnen wird uns die geweihte Luft:
Die Freundſchaft hat ihn weinend dort beſtattet,
Sie führt uns hin zum Hügel ſeiner Gruft.

Ihr werde, was die heilge Stelle fodert:
Ein Roſenlenz umſchmücke da den Raum,
So blühend, wie ſein kurzer Jünglingstraum!

Seht! wo die Flamm' entbrannter Wuth gelodert,
Da, wo das Graun der todten Schlacht vermodert:
Da weiht ſein Grab zum Heiligthum den Raum!

IV.

Da ſchlummert denn der Zögling der Kamönen!
Vergiß ihn nicht, mein deutſches Vaterland!

Die Krone, die ſein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur ſeine Urne, krönen.

Du Hirtin, fragſt nach ſeinen Liedertönen?
Sein Geiſt iſt mit uns, ſeine Hülle ſchwand.
Und ihr, ihr Edleren von Deutſchlands Söhnen,
Hier ſchwört euch feſter an das Vaterland!

Im heilgen Kampf der Rettung hat vor Allen,
Den Weg zum Ziel er ſich zuerſt gebahnt.
Bei ſeiner Urne fühlt, was er geahn't!

So feiert ihn, indeß aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen
An ſeine lieblichen Geſänge mahnt.

Kriegslied

eines deutſchen Patricten.

Auf, auf! für Recht und Vaterland!
Ja, Vaterland und Recht,
Die ſtärken, Jüngling, deine Hand,
Zu ſiegen im Gefecht!

Verlaß die liebe Vaterſtadt!
Du weihſt der Pflicht dein Blut!
O, wer gerechte Sache hat,
Der hat mit ihr auch Muth.

Das Vaterland iſt hart gedrückt!
Horch! wie's um Rettung fleht!
Sieh, vor dem Franken, wie gebückt
Dein grauer Vater ſteht!

Die Thräne deiner Mutter fällt
So heiß auf dich herab!
O, trockne ſie, du junger Held,
Von ihren Wangen ab!

Dein Volk in Feſſeln ruft dich an;
Zerbrich den Kettenzwang!
Wer feſt und kräftig will, der kann!
Dies ſey dein Feldgeſang!

Des Franken Maaß iſt lange ſchon
Von Frevelthaten voll!
Sprich, ob des Feindes frecher Hohn
Noch länger dauren ſoll?

Die Zeit der Straf' iſt aufgewacht!
Auf, deutſche Heldenſchaft,
Erhebe dich! die freche Macht
Beſteht nicht vor der Kraft.

Dem Deutſchen, den die Liſt betrog,
Sey Schonungsſinn gewährt!
Den Franken nur, der ihr pflog,
Den treffe ſcharf dein Schwert!

Den Arm, der Raub und Mord begeht,
Auf, Brüder, lähmet ihn!
Nur laßt dem Feinde, wenn er fleht,
Die Füße zum Entfliehn.

Das Vaterland.

1808.

Dumpf wiederhallend donnerte die Ferne,
Doch Ruhe säuſelte durch meinen ſtillen Raum,
Und weihend ſtrahlten über mir die Sterne,
Da träumt' ich einen ſchönen Traum.

Umhangen mit des Friedens ſüßen Kränzen,
Erblickt ich dich, mein heilig Vaterland;
Ein junger Held war's, der an deinen Grenzen
Ernſt, wie ein Cherub mit dem Schwerte,
ſtand.

Er ſchreckte ſie zurück in ihre tiefſte Hölle,
Die Zwietracht, welche ſchon die rothe Fackel
ſchwang;
Ein jeder Hain war eine Altarſtelle,
Ein Hymnus jeder Waldgeſang.

Ich ſah das Reich der unbefleckten Gauen —
Es lebte nicht von Raub, von fremder Länder
Mark;
Ich ſah ein kräftig Volk, voll Muth und Selbſt-
vertrauen,
Wie ſeine Sprache, ſanft und ſtark.

Kraft war Natur, und edler Muth war erb-
lich;
Zum Jüngling ſprach der lebensmüde Greis:
„Trotz Bann und Tod, ſey brav! nur der Mann
iſt unſterblich,
„Der für das Recht zu ſterben weiß!“ —

Ich bin erwacht! die Zauberbilder ſchwanden!
Wie iſt um mich der Hain ſo ſtumm, ſo leer!
Hat hier mein Vaterland geſtanden? —
Hier ſtand es — ach! und ſteht nicht mehr!

Im Wald' umſeufzet mich ein dumpfes, kaltes Grauen!
Dort, wo es ſchwarz herauf vom Ulmenthale raucht,
Dort ſchritten Mörder durch die Auen!
Dort hat ein Dorf ſein Leben ausgehaucht!

Verhüllſt du nicht, o Sonne, deine Strahlen?
Gezwungen ward die Flur zur Mitſchuld — ſie trank Blut,
Trank ihrer Söhne Blut! die wüthigen Vandalen
Ergoſſen hier der ganzen Hölle Wuth.

Der halbgeſtorbne Greis, geführt von ſeinem Sohne,

Verließ den Raum, wo seine Hütte stand;
Und sie, die schöne Sitte mit der Lilienkrone,
Nahm ihren Schleier und verschwand.

Was bleicht, o Jungfrau, deine Rosenwangen?
O Greul! den Frevel nenn' ich nicht! —
Hat Todesnacht; o Jüngling, dich umfangen,
Daß nicht hervor dein Muth in Heldenthaten bricht? —

Wo sind, o Friedrich, deine Siegerschaaren,
Daß sie den Räubern nicht entgegen ziehn?
Geschmäht, gefesselt, ach! von höhnenden Barbaren!
Und unsre deutschen Fürsten knie'n!

Dein Herrschersitz, o Fürst, zu einem niedern Throne

Herabgeſtürzt, iſt mit Verrath umringt!
Und eine Sklavenbind' iſt jene Krone,
Die um dein Haupt der niedre Kerfe ſchlingt!

Wir dürfen weinend an die Bruſt nur ſchlagen
Wenn ſich in ihr das deutſche Blut empört;
Wir dürfen nur verſeufzen unſre Klagen,
Daß ſie des Lauſchers Ohr nicht hört!

Dort riß die Tyranney dir manchen Sohn von
Herzen,
Mein Vaterland, und würgt' ihn mördriſch hin!
Und doch — wen feierſt du mit Gottesdienſt und
Kerzen?
In Ketten feierſt du den Sieg der Frevlerin!

Ich ſehe deine laubbekränzten Städte
Dankopfer bringen, ach! für Knechtſchaft, für
Verluſt!

Und doch, kein Donner ſchlägt in die Gebete,
Die, Gott verhöhnend, du zum Himmel ſenden
mußt? —

Wer-glaubt' es, wenn es nicht die Welt ge-
ſehen hätte,
Welch eine niedre Brut das Scepter dir zerbrach?
Erkämpfen mußt du, ſelbſt erkämpfen deine Kette!
Fühlſt du den ganzen Fluch? dieß Elend deiner
Schmach?

Dein Fürſtenchor, Germanien, in Banden!
Ich kenne dich nicht mehr in deinem Sklavenjoch!
Wie zürnt der Rhein! hier hat mein Vaterland
geſtanden!
Die heilge Stelle kenn' ich noch.

Du, Deutſchlands Cäſar, brich noch einmal
auf, und rette

Das Volk, das ſich an deinen Buſen drängt! —
Es ruft dich an: „Zerbrich die Sklavenkette,
Die an dem Arm des deutſchen Mannes hängt!“ —

Ihr Brennen, ſtrömt aus allen Thoren!
Stürzt auf die Feinde, wie ein Wetterſtrahl!
Seyd, was ihr wart, und gebt den Lorbeer nicht verloren,
Den feiler Hochverrath euch ſtahl!

Laut ruft euch, lauter als der Ton in meinem Liede,
Die Tugendſchaar, die ſich um euren König ſtellt!
Da ſteht er ungebeugt, der hohe Hermannide!
Wer ſo das Unglück trägt, der iſt ein Held.

Wie ſchwarze Wolken ziehn daher die Räuberherden!
Auch du vernimm das Angſtgeſchrei der Zeit!

Auch du, erhabner Stern im Norden,
Erſcheine furchtbar groß in deiner Herrlichkeit!

Wie? oder wird kein Retter mehr erſcheinen?
Die Schande ſchrei ihn wach, wo er im Dunkel
ſäumt! —
Hört ihr? wie zürnt der Rhein! o, laßt mich
gehn und weinen,
Wo ich den ſchönen Traum geträumt!

An die Deutſchen!

1809.

Hört, welch ein Ruf, der mit dem Lerchen-
ſchlage
Fernher die blaue Frühlingsluft erfüllt,
Und im Gemüth der nachtverhüllten Klage
Den Lichtblick neuer Hoffnungen enthüllt!
Verkündet er den feſtlichſten der Tage?
Den Richttag Gottes, der die Zeit erfüllt?
Es tönet, wie mit langverhaltnem Grimme!
Vom Donauſtrom herüber ſchallt die Stimme.

Da ſpiegelt ſich das neue Morgenroth!
Auf, deutſche Söhne, wagt, euch zu erheben!
Unwillig brauſt der Rhein durch ſeine Reben:
Löſ't ihn und euch vom fremden Machtgebot!
Der Sklave lebt nur halb; und halbes Leben,
Nichts weiter iſts, als ein gefühlter Tod!
O, richtet euch mit friſchem Herzensſchlage
Empor zum großen Auferſtehungstage!

Nur Wollen gilts; im Wollen ruht die Kraft;
Nur Wollen gilts, um Felſen zu zerſplittern!
Und deutſche Fürſten ſollten in der Haft
Der Kettenſchmach vor einem Gaukler zittern?
Brecht ſtürmend auf, gleich brauſenden Gewittern!
Verſöhnt den Geiſt der alten Heldenſchaft,
Und reicht von Süd und Nord euch treu die Hände,
Daß keine Schmach das Heiligſte mehr ſchände!

Nur Wollen gilts! da ſeht! die Lügenbrut,
Ob ſie auch prunkend Sieg auf Sieg entführte

Bekennt durch sich, daß ihr kein Sieg gebührte.
Der Geist der Wahrheit sey mit curem Muth,
Den ungebeugt die Knechtschaft nicht berührte!
Am Schrei der Noth entzündet eure Glut!
Vernehmt, Geborene von deutschen Müttern,
Vernehmt den Ruf, um euch empor zu schüttern!

Seht die Gestalt, mit Fesseln an der Hand,
Da liegend, wie ein Opferthier gebunden,
Aus dem schon halb das Leben weggeschwunden:
Das ist, entsetzt euch! euer Vaterland!
Und welch' ein Vampir saugt an seinen Wunden?
Das ist der Friede, der das Opfer band!
So ganz ist er zur Höllenkunst geworden,
Die halb erwürgt, um länger zu ermorden!

Brecht rüstig auf, und fraget nicht das Glück!
Euch führen Helden, stärkt euch durch Vertrauen!
Laßt hinter euch das alte Mißgeschick!

Wie Waſſerfluthen, brauſet durch die Auen!
Glaubt an euch ſelbſt, und reißet aus den Klauen
Des Galliers das Vaterland zurück!
Nur Wollen gilts, um kräftig aufzuſtehen:
Ein Volk, das ſtehn will, kann nicht untergehen.

Erscheinung.

Nach dem Frieden von Wien.

1809.

Sind noch nicht abgebüßt der Völker Schulden?
Es leuchtete am Saum der tiefen Nacht,
Die deutschen Hügel freundlich zu vergulden,
Und neuer Lebenssinn war aufgewacht;
Doch ach, zurück nahm ihren Traum die Nacht!
Es ist geschehn! wir sollen länger dulden.
Nicht frag' ich, wer dem Frevel Sieg verlieh;
Er hat gesiegt: ich beuge still das Knie.

Was soll geschehn fortan? Ein leeres Hoffen
Löst auf in Fäulniß jede Lebenskraft.
Wer selbst nicht Sieg und Frieden sich verschafft,
Den hat des Todes kalte Hand getroffen.
Ein dumpfes Seyn hält ihn in enger Haft,
Nur Tugend lebt, und Tugend nur darf hoffen.
Ein jeder sey, und rette, was er kann!
Der Kettenhaß bewährt den besten Mann.

Thut, was die Zeit, und Gott und Tugend heischen!
Ein Wolkenvorhang deckt das Weltgericht,
Das heilige, das Recht und Wahrheit spricht;
Nur laßt euch nicht mit gaukelnden Gerüschen
Zur Leidlichkeit der Schmach hinunter täuschen!
Ihr traget Ketten, nur verdient sie nicht!
Wer, sich gewöhnend, das Verruchte duldet,
Der gibt ihm Recht, und hat es halb verschuldet.

Verhüllet nicht, was ihr nicht läugnen dürft!
Und kommt die Zeit, ihr habet viel zu rächen:
Da ſteht ein weltumſchlingendes Verbrechen,
Das Menſchenblut, wie Waſſerfluthen, ſchlürft!
Seht, wie vom Rhein her über eure Flächen
Es ſeinen finſtern Rieſenſchatten wirft!
Der brütet dort, wo eure Fluren trauern,
Die Baſtillen auf, die euch umlauern.

Der Frevler fürchtet doch, es könnt' ein Held
Voll deutſcher Kraft und Tugend Großes wagen.
Ihr aber ſeht, ihr dürfet nicht verzagen:
Nur glaubet feſt, es kann einmal die Zeit
Das Ungeheuerſte nicht lange tragen.
Fragt die Geſchichte, die uns Rechnung hält:
Sie zeigt die Frechen, welche Gott verſuchten;
Und prophezeiht ſein Schickſal dem Verruchten.

Da ſtärkt euch, und bewährt euch feſt und
rein!

Es gibt nur eine Kraft, die Kraft der Tugend.
Sie hält im Sturm das Leben, sie allein!
Zu ihrem Altar führet eure Jugend,
und laßt sie schwören: heilig treu der Tugend,
und heilig treu dem Vaterland zu seyn!
Dann zeiget euren Söhnen den Verbrecher,
und hegt und pflegt in jedem einen Rächer!

Wer ihm errötbete sein eigner Sieg;
Den Frieden selbst, den Engelmelodieen
Begleiteten, wenn er vom Himmel stieg,
Macht er zum Fluch, den stygische Harpyen,
Mit gräßlichem Geschrei nach Raub, umziehen.
Nimm keinen Frieden, Feind, und laß uns Krieg,
Dies Recht, um einen edlen Tod zu werben!
Da kann doch frei der Mann der Freiheit sterben.

Ihr edlen Opfer einer harten Zeit,
Wie gleichen ihr für Recht und Würde fechtet,

Die Hügel Asperns habt ihr geweiht;
Dort grünt fortan der Kranz, den ihr euch flechtet.
Wenn ihr die Welt zu retten nicht vermochtet,
Nicht zu befrein: euch, euch habt ihr befreit.
Und eurem Staub, ihr Vaterlandsgeweihten,
Entgrünen einst die Saaten besser Zeiten.

Herab von euren Sternen seht ihr dann
Die schönern Sonnen auf uns niederwandeln;
Ihr leuchtet, daß der Wüterich fallen kann!
Wie sollen wir euch unsern Dank verzeihn!
Die Hügel weihn sich euch zu Ehrenmalen.
Da ruht von eurer Blutarbeit fortan!
In Segen ruht! Von euren Thaten sprechen
Das junge Laub und das Getön der Bäche!

Und euch, die ihr vom Kampf uns übrig
blieb,
Euch, die der Ruhm als seine Söhne liebt,

Seht, Kronen weihn euch unsre schönsten Haine.
Schaut unverwandt nach unserm deutschen Rheine,
Bis euch ein Tag zurück die Waffen giebt!
Es kommt der Tag, der alles gleicht und rügt,
Wenn Gottes Recht in unsrer Brust nicht lügt.

Ruthenia.

1813.

am 1. Januar.

Stern aus Norden! hell vor allen Globen,
Leuchtest du durch die verworrne Nacht!
Hell und glorreich hast du dich erhoben;
Wie ein Gottesblick bist du erwacht.

Lange rief zu dir die Noth: „Erwache!
Und errette von der Schmach die Zeit!“
Endlich, angethan mit Gottes Rache,
Gingst du auf in deiner Herrlichkeit.

Ausgerüstet mit des Todes Schrecken,
Aber sehr begannst du deinen Lauf;
In den Staub ein Frevelhaupt zu strecken,
Fahren Rachegötter vor dir auf.

Völker, eilt, daß sich das Heil vollende!
Stehet auf! die Rettung ist nicht fern!
Reichet friedeschwörend euch die Hände!
Gottes Herold ist ein guter Stern.

Völker, seht ihn! er ist aufgegangen!
Roth und feurig bricht sein Strahl herein!
Ach! ein Blutmeer warf auf seine Wangen
Diesen dunkelrothen Wiederschein!

Aber, Völker, laßt euch das nicht irren,
Daß so feurig roth sein Auge blitzt!
Heldenschwerter müssen ja noch klirren,
Bis das Recht auf seinem Throne sitzt!

Bis vollendet ist das Werk der Rüge,
Bis verstummend, in sich selbst ergrimmt,
Schmach bedeckt, der große Held der Lüge
Endlich sich zu euern Füßen krümmt!

Einmal rief er noch im stolzen Grimme:
„Meine Donner höret Asia!"
Da erscholl ihm der Gorgonen Stimme:
„Halt, Verbrecher, halt! Dein Ziel ist da!"

Träumend wähnt er seine Siegerfahne
Schon auf Peters Felsen aufgestellt;
Der Tyrann, trotz seinem stolzen Wahne,
Sieht nicht weiter, als sein Schatten fällt.

Macht war sein, mit Heil und Friedensthaten
Glorreich zu bezeichnen seinen Pfad;
Aber er hat Gottes Werk verrathen;
Jedes Heil entfloh, wohin er trat.

Dennoch baut er ſelbſt ſich Ehrenſäulen;
Aber hört! — ein fürchterlicher Chor! —
Jeden ſeiner Meuchelmorde heulen
Ihm die finſtern Rachegötter vor.

Welch ein Nachtgreul, wenn er tief im Frieden,
Dem umſonſt ein heilig Recht verbürgt,
Raubeh läßt den edlen Bourboniden,
Und ihn meuchleriſch danieder würgt!

Fruchtlos neidiſch griff er nach dem Ruhme
Friedrichs hin, aus ſeiner Finſterniß,
Als er Säulen aus dem Heiligthume
Des erhabnen Völkerhirten riß.

Belgia muß ſich ſein Joch erbitten;
Ja, ſo will es ſein Tyrannenwort;
Und, Eutin, von deinen Friedenshütten,
Treibt er einen guten Fürſten fort!

Keine Großthat kam von dem Verheerer,
Der mit Menſchen, wie mit Würfeln, ſpielt!
Iſt es groß, wenn er den Celtiberer
Schlau verlockt, und dann die Kreu ihm ſtiehlt?

Wenn er mörderiſch, im Heuchelſchleier,
Jeden Laut der Wahrheit nieder bräut,
Und dem Elend, das er ſchuf, die Feier
Seiner Machtverherrlichung gebeut!

Wenn verheerte Städte jauchzen müſſen,
Während ſtill der Fluch die Herzen brennt?
Wenn er, was ſein frecher Stolz zerriſſen,
Wenn er Trümmer ſeine Schöpfung nennt?

Solche Trümmer ſind die Altarſteine,
Wo der Lüge Schmeichelbauſch ihm raucht. —
Nichts iſt groß, wie breit es auch erſcheine,
Nichts iſt groß, was eine Lüge braucht. —

Ob ihn auch Barbarenpomp umſchimmert:
Uns betäubt nicht feiler Pöbelruf!
Großes hat er rüſtiglich zertrümmert;
Wo das Große, das er je erſchuf?

Er iſt ſelber ein Geſchöpf der reben,
Ein Geſchöpf der fluchbeladnen Zeit!
Heinrich, du, und Friedrich — o ihr Hehen,
Wart die Schöpfer einer beſſern Zeit.

Eure Bilder leuchten hell im Tempel,
Den die Nachwelt noch mit Kränzen ſchmückt;
Seine Zeit hat ihren finſtern Stempel
Ihm an Stirn und Herzen eingedrückt.

Und du, Peter, ſtiegſt vom Throne nieder,
Suchteſt menſchlich Weſen auf, und Recht,
Gabſt dich größer deinem Volke wieder,
Und erſchufſt ein beſſeres Geſchlecht.

Du bist groß durch eigne Kraft geworden,
Und zum Menschen wurde dein Barbar; —
Aber er entführt Barbarenherden,
Aus dem Volk, das früh schon menschlich war.

Jenem Philippiden nachzuwandern,
Schweifte schon nach Indien sein Blick;
Alexanders Glück ward Alexandern; *)
Ihn ergriff des Persers Mißgeschick.

---

*) Napoleon hatte vor seinem pomphaften, und durch d
régiment de luxe abentheuerlichen, Zuge nach R
land einem römischen Bildhauer, Thorwaldsen
die Darstellung des Triumphzuges Alexanders auftrag
lassen. Diese Abbildung sollte in einem Basrelief erscheinen von 160 Fuß Länge. Vermuthlich hatte der Künstler den Wink verstanden, dem Alexander die Physiognomie Napoleons aufzuheften. — Nach dem schmachvollen Rückzuge unsers Helden ist den jener Festung die Ar
nicht weiter. — Wir unsers Orts können uns bei dies
Gelegenheit der Erinnerung an Karl den Kühnen v
Burgund nicht erwehren, der es liebte, sich mit Hann
bal zu vergleichen, und dem, nach seiner Niederlage b
Granson, der Hofnarr zurief: „Gnädigster Herr, n

Aber du, mein deutsches Volk, erwache
Glorreich aus der dumpfen Sklavenruh!
Sieh, das Schicksal führt den Tag der Rache
Deinem Muthe, deinen Armen zu.

Nordens Völker nah'n, dich aufzufodern
Zu der großen Rettungsheldenschaft;
Moskau wird ein Altar! seht ihn lodern!
Ja, so opfert nur ein Volk der Kraft.

Furchtsam stehn die Feinde da, und schweigen,
Wenden ihre Blicke bebend ab;
Aber alle Siegesgötter steigen
Auf das Heer Ruthenia's herab.

---

haben uns einmal behannibalt!" — Noch treffender hätte dem neuen Alexander auf seiner Flucht von Moskau einer seiner zitternden Franzosen zurufen mögen: „Ach, Kaiser, die Russen haben uns einmal bealerandert!"

Spricht die Zeit nicht: das iſt Gottes Finger?
Ruft ſie dich nicht laut genug herbei?
Weihe dich, mein Volk, zum Miterringer
Des geraubten Rechts, und werde frei!

Deine Fürſten, deine Herrſcher dienen
Dem Tyrannenſtolz um Knechtslohn;
Für entriſſne Würden reicht er ihnen,
Mit dem eitlen Purpur, ſeinen Hohn.

Durfte Nacht des Wahns ſie ſo umfaſſen,
Daß den Trug ihr Auge nie durchſchaut?
Daß ſie gute Völker ſchlachten laſſen,
Wo er ſeine Blutaltäre baut?

Mögen Kronen Schande niederglänzen?
Schwach verhüllen? Nein, ihr Prunk iſt leer!
Seit du Kronen ſiehſt in deinen Grenzen,
Trägſt du, Deutſchland, keine Krone mehr.

Du mein Volk, du Volk der Edelthaten!
Die Zerrissenheit des deutschen Hains
Hat des Korsen Arglist dich verrathen!
Auf! und werde mit dir selber eins!

Wie im Sturm die hohe Felsentanne,
Hebe kühn und fest empor dein Haupt!
Sprich im Glauben: „Gott ist mit dem Manne,
Der an Gott und an sich selber glaubt.“

An der Seine dort verschwelgen Sklaven,
Frevelknechte deiner Väter Gut!
Und ihr Hohn — o, waffne dich, zu strafen,
Zu zerschmettern ihren Uebermuth!

So zertritt dann, mit gerechtem Grimme,
Jedes Denkmal deiner Sklaverei!
Horch! durch unsre Wälder braust die Stimme:
„Groß ist Gott! die Zeit ist wieder frei!“

Rhein und Donau, hallt die Stimme wieder,
Tief hinein zur tiefsten Wüstenei!
Rauschet in die Feier unsrer Lieder:
„Groß ist Gott! die Zeit ist wieder frei!“

Grünt, ihr Haine! säumt, o säumt nicht länger,
Wo die Freiheit ihre Flügel schwingt!
Blüht zu Kränzen für den Chor der Sänger,
Der die edlen Weltbefreier singt!

Borussia.

1813.

Was glänzt mich an von meinem deutschen Hügel?
Was säuselt, wie entzückt, der Eichenwald?
Was trägt die Luft, die tönend wiederhallt,
Von Flur zu Flur auf ihrem freien Flügel?
Ein Völkerfest verherrlicht meinen Hügel;
Ein Völkerfest, das durch die Gauen schallt,
Ruft Alle, die von deutschen Vätern stammen,
Zum heilgen Bund für Kampf und Sieg zusammen!

Vor allen tritt ein deutsches Volk hervor,
Das wir am Geist der alten Kraft erkennen,

Ein Volk, das im Verluſt nicht ſich verlor,
Im Niederdruck nicht niederſank! — Ihr Brennen,
Ihr hebt die Stirn ſo heldenkühn empor,
Ihr ſeilt, ihr dürft ein Heldenvolk euch nennen!
Die Nacht, aus der ein neuer Tag erwacht —
O ſegnet ſie! Gott war in dieſer Nacht.

Aus Gottes Hand kam über euch die Weihe,
Daß ſich die Kraft der alten Zeit erneue,
Die zürnend nur aus Sagen noch erklang,
Und, wie ein Schwerk, in beſſre Seelen drang.
Wer Waffen hat, zum Kampf hinaus ins Freie!
Wer Lieder hat, der ſchlage mit Geſang!
Es ruft die Zeit! ſie heiligt unſre Waffen,
Der Unſchuld Ruh, dem Rechte Recht zu ſchaffen.

Ein großer Tag führt neue Zeiten an.
Das Morgenroth, das ihm die Stirn verklärte,
Strahlt feſtlich eure Eichenwälder an;

Doch feſtlicher den königlichen Mann,
Der größer, als ſein Unglück, ſich bewährte.
Das ſanfte Zepter weicht dem Heldenſchwerte,
Das, wie ein Blitz, in ſeiner Rechten flammt.
Schön kleidet ihn ſein königliches Amt.

Er fühlt' es tief, wie mit gewählter Schmach
Der Gallier ſein Volk beraubt', und ſchmähte.
Du ſahſt ihn, Nacht, wie ſchwer das Herz ihm brach;
Wie er im ſtillen, heiligen Gebete,
Geſtärkt hinauf zum Sternenhimmel ſpähte.
Da ward es hell; ein lichter Engel ſprach.
Er kannt' ihn wohl am hehren Blick der Weihe,
Den Lieb' umfloß in ſanfter Himmelsbläue. —

So ſprach der Engel: „Großes wird geſchehen!
„Den Feind des Rechts hat Gott, der Herr, gerichtet;

„Und glorreich wird, was Feindes Hand vernichtet,
„Am Sonnenſtrahl der Tugend auferſtehn.
„Zeuch rettend aus! dein Volk wird mit dir gehn!“
Da ſtand der Held, den Blick zu Gott gerichtet —
Wo iſt die Bruſt, ſo tief zur Schmach verdammt,
Die nicht mit ihm, nicht für ihn ſich entflammt?

Ja, ſo geſchahs. Das Auge, welches trüber,
Und immer trüber in die Zukunft ſah,
Es fließet hell in ſüßen Thränen über;
Ein Lobgeſang erſchallet fern und nah.
Blickt noch einmal zur Zeit der Schmach hinüber!
Seht, wie ein dunkles Traumbild liegt ſie da!
Sie liegt dort an der Grenze ſchöner Zeiten,
Die ſegnend alle Friedensgötter weihten.

Ein ſanftes Zepter ſchirmte das Geſetz;
Der Menſch war frei, dem Unrecht galt die
Schranke;

Vom Throne kein despotisches Geschwätz;
Und frei durchflog das Leben der Gedanke.
Umarmend, wie den Ulm des Weines Ranke,
So treu umschlang die Freiheit das Gesetz;
Der Friede träumt' im Schatten unsrer Bäume:
Da träumt' auch ich den schönsten meiner Träume.

Das Unheil kam! mein schöner Traum verschwand!
Ich sah daher die Räuberschaaren fluthen;
Ich sah mein unbesiegtes Vaterland
Verrathen, ach! aus tausend Wunden bluten!
Die Stelle, wo der Weisheit Altar stand,
Umfackelten des Weltverheerers Gluten!
Der Dörfer Brand — o, Fluch der Greuelthat! —
Beleuchtete zu seinem Sitz den Pfad.

Da' saß er, gleich dem finstern Höllenfürsten:
Auf seiner Stirn der düstre Würgerzug,

Auf ſeinen Lippen, die nach Blute dürſten,
Der freche Hohn, die Lüge, der Betrug!
Sein ſtummer Pomp ein Chor entehrter Fürſten!
So raſ't er fort, bis eine Stunde ſchlug,
Die keine Macht von ſeinem Haupt entfernte!
Die Saat iſt reif; die Hölle mäht die Ernte.

Noch wähnt' er ſich von ſeiner Macht umſchirmt,
Noch ſtand der Gaukler hoch auf ſeinen Brettern;
Verhöhnend Gott, ließ er ſich frech vergöttern:
Da kam ein Sturm von Norden hergeſtürmt,
Ihn von der Gauklerbühn' herab zu ſchmettern,
Die er, zum tiefern Fall, ſo hoch gethürmt.
Erſchein' ihm, du, ſein fluchbeladnes Leben,
Dem Anblick ſeiner ſelbſt ihn hinzugeben!

Nimm Flügel, Haß, und fühle dich gewelht,
Den kühnen Würger in den Staub zu ſtrecken!
Dein Nam' iſt rein, er heißt Gerechtigkeit.

Brich auf mein Volk, die Völker aufzuwecken!
Ihr deutschen Völker, wischt den schwarzen Flecken
Hinweg vom hehren Angesicht der Zeit!
Der Frevel hat die Schande ausgebrütet;
Sie fliegt ihm nach, und höhnt ihn, wo er wüthet.

Ein Priester ich — zu einem theuern Grabe
Wallfahrt' ich hin, und bringe, was ich habe,
Die Liedertöne meines Herzens dar.
Da find' ich eine feierliche Schaar;
Sie schwöret heilig bei dem heilgen Grabe:
„Verklärte, du, die unsre Fürstin war,
„Vernimm uns! Großes wollen wir vollenden;
„Dein Blick soll sich mit Freuden zu uns wenden!"

Der Zug der Preußiſchen Krieger,

den 17ten Aug. 1813.

Ein neues Leben iſt erſtanden,
Es hat ſich kräftig ſeinen Banden
Entrungen, ſeiner Schmach enthüllt!
Ja, es vernahm die ernſte Mahnung
Der alten Zeit, und was die Ahnung
Nur ſtill geweiſſagt, iſt erfüllt.

Triumph der Wahrheit, ſey willkommen!
Wir haben deinen Ruf vernommen!
Dein lichtbekränzter Tag erſcheint!
Ihr Männer, haltet feſt zuſammen!

Ihr Völker, werdet Feuerflammen,
Und ſtürzt verzehrend auf den Feind!

Vernehmt, ihr Vaterlandes Söhne,
Vernehmt auf eurem Zug die Töne
Der Segensrufe fern und nah!
Ihr ſaht nicht, edle Kampfgenoſſen,
Die Thränen, die dem Aug' entfloſſen,
Das euch vorüberziehen ſah.

Noch iſt nicht ſtumm des Heuchlers Lüge;
Doch tödtend, wie ein Blick der Rüge,
Beleuchtet ſie ein offner Tag.
Am Ebro ſcholl zuerſt die Stimme;
Sie rief, mit unverhaltnem Grimme,
Was, wenn es will, ein Volk vermag.

Noch ſchwamm er in Tyrannenlüſten:
Da kam der Held der freien Küſten —

Nun floh er; den ertrug er nicht.
Die Nacht, die er für ſeine Thaten
Zur Hülle nahm, hat ihn verrathen!
Sie warf entrüſtet ſie ans Licht.

So zieht dann hin, ihr tapfern Schaaren!
Mit euch ſey Gott in den Gefahren,
Und eures Vaterlandes Geiſt!
O ſeht! ſchon leuchten in der Ferne
Der Zeiten die erhabnen Sterne,
Die Namen, welche Deutſchland preiſ't.

Der heilige Friedensbund.

Zwei Sonnen Gottes leuchten wieder:
Gerechtigkeit und Wahrheit, groß und hehr!
Ihr heiligen Gefühle, werdet Lieder!
Die stumme Knechtschaft ist nicht mehr!

Vom hohen Himmel rief der Herr: „Es werde!"
Da ward es Licht in unsrer dunkeln Zeit!
Zu einem Hochaltar hat sich die Erde,
Die tiefentwürdigte, geweiht!

Zum Hochaltar, auf dem in Eins zusammen,
So wie es noch kein Menschenblick gesehn,

Drei hohe, feierliche Flammen
In reiner Glut empor zum Himmel wehn!

Drei Völkerhirten reichen sich die Hände. —
Und was beschwört, was fodert ihr Verein?
Daß, ohne Wiederkehr, das Reich des Frevel
ende!
Und Recht und Friede sollen seyn!

Ihr Völker — wie sich auch der Feind de
Rechts gebehrdet,
Im leeren Trotze der gebrochnen Kraft —
Reißt alle Trennungsschranken ein, und werdet
Genossen einer großen Brüderschaft!

Vernichtet sey die Obgewalt der Sünde!
Es geh' hervor ein besseres Geschlecht,
Daß sich ein Völkerbund auf Völkertugend gründe
Doch einig ist und macht allein das Recht.

Nie war die Welt mit diesem Heil gesegnet;
Des Widerstreites Fluch verheerte sie.
Wohl manche Tugend ist mir schon begegnet;
Ein tugendhaftes Volk noch nie.

Und doch — wie tausendfach die Menschen sich verirrten —
Es ist ein Ziel, es ladet dringend ein.
Und welches Volk — euch frag' ich, Völkerhirten —
Soll an dem Ziel das Erste seyn?

Gesetzesheiligkeit umschwebe
Des Thrones Hoheit, ernst und frei!
Und du, Religion, du Himmlische, erhebe
Dein Antlitz über uns! und Recht und Friede sey!

Die Nacht der Siegesbotſchaft.

Den 23. Oct. 1813.

Erhelle dich, du meine dunkle Halle!
Erfülle dich mit Siegesherrlichkeit!
Triumphgeſang, ein Welttriumph erſchalle!
Verkünde laut: Erfüllet iſt die Zeit!
Wer heilig treu am Glauben hielt, der hebe
Mit mir empor ſein freies Haupt, und lebe!

Das Leben war, wie ausgelöſchte Gluten,
Wie ausgeſtoßen aus dem Sonnen-Raum,
Hinabgeſunken in des Orkus Fluthen,
Und oben ſchwamm des Daſeyns öder Traum.

Des Todes Stachel iſt hinweggeriſſen,
Der Hölle Sieg bedeckt mit Finſterniſſen!

Das Vaterland iſt ledig ſeiner Ketten!
Die Wahrheit darf ſich ihrem Altar nahn!
Das Recht iſt frei, die Seelen zu erretten,
Die tiefverzweifelnd ſeinen Stern nicht ſahn!
Den hehren Stern, der Gottes Reich verkündet,
Und jede Bruſt, die an ihn glaubt, entzündet!

Biſt du es, Wahrheit, die mich aus der langen,
Verſtummten Nacht in dieſe Strahlen hub?
Iſt wirklich abgewiſcht von meinen Wangen
Die Thräne, die ſo tiefe Furchen grub?
Darf ſich das Herz dieß Hochgefühl erlauben?
Ich zittre noch! kaum glaub' ich meinem Glauben.

Noch lag vor meinem Blick ein dunkles Walten,
Von halb verhüllten Sternen ſtill umkreiſt;

Und von der Kraft des Glaubens festgehalten,
Besuchte voll Erinnerung mein Geist
Den Tempelraum, wo meine Götter schwanden,
Die Stelle, wo mein Vaterland gestanden.

Es war der Mitternacht geweihte Stunde;
Sie hatte heilig schweigend sich geweiht:
Da kam, wie Lichtaufgang, die frohe Kunde
Des großen Siegs, in meine Dunkelheit,
So festlich hell, wie Engel sich gestalten!
Sie sprach zu mir: „Dein Glaub' hat Wort g
halten."

Triumph! der Sieg des Rechtes ist errungen
Ihr Völker, nichts, o nichts mehr von Verlust
Werft hinter euch die Schmacherinnerungen!
Ein Gottgefühl erfülle jede Brust!
Fühlt, was die Zeit in ihrem Scheoß bewahrte,
Wie groß und herrlich Gott sich offenbarte!

Sey jedes Thal zu einem Gotteshause,
Zum Altar jeder Hügel eingeweiht!
Vom Aufgang bis zum Niedergange brause
Der Lobgesang: „Erfüllet ist die Zeit!
Der Feind des Rechts, des Friedens ist vernichtet!
Nicht Menschenweisheit, Gott hat ihn gerichtet.“

Auf meinem Hügel will ich nieder fallen,
Wie Opfergluth, auflodern im Gebet!
O still! kein Fluch soll hier herüber schallen!
Geheiligt sey die Luft, die mich umweht!
Fern Haß und Groll! ich nahe mich dem Reinen:
Ein reines Herz, das darf vor Gott erscheinen.

Siegeslied.

Den 31. December 1813.

Mir ſchlägt das Herz! wie fing' ich mein Willkommen
Dir, herrlicher, dir, großer Siegestag?
Zur Glut, zur hellen Glut iſt er entglommen,
Der Funken, der im Schooß der Zeiten lag.

Die Flamm' ergriff des Wahns gethürmte Hallen,
Zermalmte ſie in Staub, und weht
Am Horizont dahin, wie Siegerfahnen wallen!
Das iſt die Glut, aus der mein Phönix aufersteht.

Seht, wie er glänzt! er ſchüttelt ſein Gefieder;
Zur Sonne fliegt ſein erſter Blick hinan.
Dann ſchaut er auf die dunkle Stelle nieder,
Wo ſein Verklärungsfeſt begann.

Kennt er ſie noch? Sie glich dem öden Schooße
Der Wüſteneh, die eine Welt begrub,
Wo Albion nur ſtand, und Wellington, der Große,
Noch ungebeugt ſein freies Haupt erhub.

Da, wo es heller glänzt, da ſäuſeln Jubeltöne;
Da iſt es, wo die Zeit ſich neu gebar;
Da weihten Mütter ihre Söhne;
Da weihte ſich die Kraft am Vaterlandsaltar.

Wo iſt die Macht, die Kraft zu unterjochen?
Sie floh; und fliehend ließ ſie fallen ihren Raub.

Die Riesenhand des Frevels iſt gebrochen;
Ohnmächtig wüthend greift ſie in den Staub.

Der Feind entflieht! Verfolgt ihn, tapfre Scharen,
Und laßt ihn fühlen, daß ihr Helden ſeyd!
Gebietet Furcht und Ehrfurcht dem Barbaren,
Und eure Rache lehr' ihn Menſchlichkeit!

Ehrt euren Sieg! erkämpft habt ihr ihn theuer!
Jetzt holt den Frieden euch! — Wenn ihn der Franke bringt:
An ſeiner Hand wird er zum Ungeheuer,
Das jedes Friedens heil verſchlingt.

Verfolgt den Feind bis zu der ſtolzen Säule,
Woran die Kette unſern Rheinſtrom band!
Zerſchmettert ſie mit ſcharfem Rächerbeile!
Er brauſe wieder frei durchs freie Vaterland!

Es irre nicht mehr trauernd an den Grenzen,
Wie im Verbannungsfluch, der heilge Rhein!
Er ſchmücke ſich mit tauſend Rebenkränzen,
Und ſtimm' in unſre Siegeslieder ein!

Unwillig trugen ſeine Wogen
Das Joch, das jenen ſchuldbeladnen Nacken beugt;
Die deutſchen Fluren haben ihn erzogen,
Der Freiheit Felſenbruſt hat ihn geſäugt.

Ein neuer Morgen wird an ſeinen Hügeln brennen.
Flieg auf, mein Lied, ins neue Morgenroth!
Da weihe dich, das Herrliche zu nennen;
Zu ſingen, was der Geiſt gebot.

Dich grüßt zuerſt mein Lied, du Kraft aus Norden!
Heil dir und Ruhm, daß du ſo mild erſchienſt!

Zur hellen Sonn' iſt dein Geſtirn geworden;
Dein Name flechte ſich in unſern Gottesdienſt!

Ihr aber, Männer deutſcher Zungen,
Wie Donner Gottes, ſtürmtet ihr herauf;
Ihr habt das Vaterland, ihr habt euch ſelbſt errungen!
An Hermanns Säulen hängt die Feindesadler auf!

Und du, mein Volk, vor Allen hoch erfreut,
Dein Nam' iſt Kraft, Borussia!
Du haſt erfüllt, was du dem Stern geſchworen,
Aus dem herab die Seele Friedrichs ſah.

Den Hehren darf die Lippe wieder nennen,
Im freien Raume ſeines Heiligthums;
Sein Geiſt begeiſterte zum Siege ſeine Brennen,
Und ihn, den Erben ſeines Ruhms.

Heil dir, mein Lied! es glänzt an deinen Flügeln
Der Stolz Borussias, der sich zurück gewann.
Verkünd' ihn, mein Gesang, verkünd' ihn fernen Hügeln!
Ja, stolz seyn darf ein Volk — bescheiden sey der Mann!

Erhebe dich, mein Volk, in deiner ganzen Würde!
Die Säule deines Ruhmes strahlet weit.
Nie trägst du mehr des fremden Joches Bürde!
Schau hin! sie triumphirt herauf, die neue Zeit.

Die Wüste hat den Raum der Segensflur geboren;
Am Rosenstrauche blüht die Freud' im Eichenhain.
O pflegt die Rosen, pflegt sie, junge Horen,
Den Heldengräbern sie zu weihn!

Dort schlummern', die den Heldentod erwarben!
Dort spricht ein heiliger Stein zum künftigen Geschlecht:
„Steh, Wanderer, still! die hier Entschlafnen starben
Für Vaterland, für deutsche Sitt' und Recht!"

Rede,

gehalten zu Karlsbad, vor den daselbst versammelten Preußen, am 19. Junius 1816.

Ein ernstes Wort gebühret dem ernsten Tage,
Der im Zypressenkranze wiederkehrt,
Und den, mit wehmuthvollem Herzensschlage,
Die weinende Erinnerung ehrt.
Entgegen tritt er uns in seinem dunkeln Schleier,
Und mahnt uns an ein düsteres Geschick,
Die Friedensherrlichkeit der höchsten Völkerfeier
Verdunkelt sich vor seinem ernsten Blick.
Borussia hat sich — sich selbst errungen;

Sein Volk ist wieder groß, und heldenkühn so
Herr;
Doch fühlt es bald nur die Verletzungen
Der bessern Zeit — Luise ist nicht mehr!
Wie schaun empor nach den erhabnen Kränzen,
Die sich das deutsche Volk in hartem Kampf er
stritt;
Da will die Thräne in jedem Auge glänzen!
Die Unvergeßne freut sich ja nicht mit!
Auch Er — ob heller auch die Krone Friedrich
strahle:
Heut' achtet Er es nicht, der königliche Mann;
Er wandelt einsam zu dem Todtenmahle,
Wo seine Freundin schläft, und schaut Ihr Bildniß
an.
Seht auf, ihr beiden hehren Sterne,
Die ihr so sanft auf seinen Pfad geblickt! —
umsonst! — sie schaun aus einer hehren Ferne
Nach jenem Heldenkranz, der seine Stirne schmückt!

Sie leuchteten aus ihrer Strahlenhöhe,
Aus den Gefilden einer höhern Ruh,
Begeisterung und Muth dem Brennenheere,
Und Seligkeit dem hehren Gatten zu!
In ihrer heilgen Gruft erhellt die fromme Bitte:
„Sey mit uns, Himmlische! — für Recht kämpft
unser Schwert!“
Euch, edle Kämpfer, hier in unserer Mitte,
Euch frag' ich: hat sie euch erhört?
Weher das feierliche Siegesfahnen,
Das jede Brust ergriff! — Es kam von ihr, von
ihr!
Sie war der Genius! Sie war mit unsern Fahnen:
Und glutreich leuchtete das wehende Panier!
Ihr Grab ist fern; nicht fern von unserm Herzen:
In jedem richtet sich verjüngt ihr Denkmal auf.
So heben wir, von den Erinnerungsschmerzen
Des Scheidetags, den Blick zu ihr hinauf! —
Vernimm uns, Heilige! wir sind gerettet!

Und eine freie Hand bekränzt fortan dein Grab!
Ein Nachgeton aus deinem schönen Leben
Wird nie aus unsern Friedensthälern fliehn;
Es wird erinnernd, weihend uns umschweben,
Wie ferne Himmelsharmonien!

Die Wanderer.

Eine Cantate.

Chor der Wanderer.

Wir nahen uns dem hehren Throne,
Wo Gottes Recht das Volk regiert,
Den jede Kunst mit ihrer Krone,
Mit ihrem Kranz die Liebe ziert.

Zwei Stimmen.

Wie drängt es, von bestürmten Auen
Nach einem heitern Stern zu schauen,
Der mild durch finstre Nächte blizt!

Vier Stimmen.

Es füllt die Seele mit Vertrauen,
Nach einem Thron' empor zu ſchauen,
Wo bei dem Recht die Liebe ſitzt.

Chor.

Wir nahen uns ꝛc.

Recitativ.

Des Lichtes holde Geiſter ſcheuchten
Das Unrecht fort, das ſich nicht ferner nahen darf.
Saht ihr nicht dieſes Thrones Leuchten,
Das Funken in die fernſten Fluren warf? —

Zweites Recitativ.

Sie zündeten! da kam ein neues Leben,
Das in die menſchliche Natur,
In jedes aufgeweckte Streben,
Wie göttliche Begeiſtrung, fuhr.

Stimme des erſten Recitativs.

Das Wort des Rechtes ſprach vom Throne zu dem
Volke;
Und des Geſetzes Macht iſt feierlich zu ſchaun,
Wie eines Tempels heilig Graun;
Der Frevel bebt, ihm droht ein Gott aus einer
Wolke,
Und ſchweigend naht ſich das Vertraun.

Stimme des zweiten Recitativs.

Die Liebe knüpfte nun an dieſen Thron die Milde,
Die, wenn ſie drohen muß, mit Vaterliebe droht:
Und bald ergeß auf ſchweigende Gefilde
Ein junger Tag Geſang und Morgenroth.

Arie.

Liebe, die uns Roſen ſendet,
Macht des Ernſtes Blicke mild;

Sie beginnet und vollendet
Unter uns der Gottheit Bild.

Liebe kränzet dort die Klippe,
Hier des Mädchens Lockenhaupt;
Wahrheit spricht durch ihre Lippe,
Und die weiche Seele glaubt.

Liebe, die uns Rosen sendet,
Macht des Ernstes Blicke mild,
Sie beginnet und vollendet
Unter uns der Gottheit Bild.

Chor.

Sie beginnet und vollendet
Unter uns der Gottheit Bild.

Zwei Stimmen.

Mit deinem zarten Myrtenstengel,
O heilge Liebe, führtest du

Dem Thron des Rechtes einen Engel,
Den schönsten, reinsten Engel zu.

Recitativ.

Nun glänzte herrlicher die Königliche Krone!
Nun sprachen Gesänge vom Segen der Huld;
Und finster hörte sie nur das Gefühl der Schuld:
So weihte sich der Ernst, so ward aus seinem Throne
Ein Thron des Rechtes und der Huld!

Eine Stimme.

Sie kam, sie kam, die herrliche Luise:
Und festlich wards, wohin Sie schritt.

Eine andre Stimme.

Sie brachte alle Paradiese
Der Unschuld und der Tugend mit!

Beide.

O Unſchuld, ſanft und ſchön, wie Morgenhimmelblau,
Erröthe nicht, im Purpur dich zu ſehn!
Und laß im Fürſtenhain, erfüllt mit deiner Weihe,
So ſtill und ländlich deine Maye,
Wie vor der Schäferhütte, wehn!

Recitativ.

Die Königliche Frau, im Chor des Kindertanzes,
Wie ging ſie dort ſo ſanft, ſo mütterlich einher!

Eine Klageſtimme aus der Ferne.

Sie iſt nicht mehr!

Zweites Recitativ.

Die mütterliche Frau, im Pomp des Fürſtenglanzes,
Wie war ſie Hoheit ganz, wie königlich und hehr!

Klagestimme, näher tönend.

Sie iſt nicht mehr!

Stimme eines Pilgers.

Wo weinet dieſe dunkle Klage?
Sie eile unſerm Feſte zu!
Sie ſchöpfe Licht aus dieſem Tage!
Sie ſchöpfe Hoffnung, Troſt und Ruh!

Chor der Pilger.

Erſcheine, Frühling, und verleihe
Den Schmuck für unſern Feſtaltar!
Bring' ihm dein Erſtlingsopfer dar!
Heut' iſt der große Tag der Weihe,
Der, für den Thron, die Herrliche gebar.

Ein Pilger.

Ihr Knaben, ſinget Feſtgeſänge!

Ein andrer Pilger.

Ihr Mädchen, windet Feierkränze!

Eine Pilgerin.

Ihr Hallen, werdet Laubengänge!

Alle drei.

Daß herrlich dieſer Tag, vor allen Tagen, glänze!
Wir ſingen Feierlieder,
Wir legen Blumenkränze
Auf ſeinen Altar nieder,
Daß herrlich dieſer Tag, vor allen Tagen, glänze!

Eine Klageſtimme.

Unſre Mutter iſt dahin gegangen!
Stumm iſt ihre Stelle nun, und leer.

Ein Pilger.

Welche Töne! Trauertöne klangen,
Wie von vielbeweinten Gräbern her!

Zwei Klageſtimmen.

Tief im Herzen weinet das Verlangen;
Was wir waren, ſind wir nun nicht mehr!

Ein Pilger.

Immer näher tritt ein Gram daher!

Drei Klageſtimmen.

Die wir ewig feiern, iſt gegangen,
Weggegangen, ohne Wiederkehr!

Ein Pilger.

Wer ſeyd ihr Stimmen? ihr klagt ſo ſchwer,
Wie des Todtenhaines finſtre Schauer!

Vier Klageſtimmen.

Klageſtimmen ſind wir; unſre Trauer
Schwebet an Luiſens Grab umher!
Leiſ' und zaghaft ſprechen dieſe Schauer:
„Die hehre Fürſtin iſt nicht mehr!“ —

Eher der Pilger.

Die wir zu ihrem Feſte kamen,
Wir wanderten zu ihrer Gruft?

Tönte nicht von ihrem Namen
Noch die letzte Sommerluft? —

Klagestimmen.
(Wechselgesang.)

Nimmer fliegt mit Jubeltönen
Durch den Fürstenhain die Luft!
Ach! die Fülle alles Schönen,
Alles Guten deckt die Gruft!

In den Königlichen Hallen
Läßt die Freude vor dem Schmerz
Ihre Kronen niederfallen,
Und der Gram erfüllt das Herz.

Pilger, mit der Blumengabe,
Die der Thräne Thau begießt,
Folgt uns zu dem heilgen Grabe,
Das ein großes Herz verschließt!

Findet dort den ſtillen Kummer,
Mit dem Königlichen Blick!
Keine Mitternacht iſt ſtummer,
Als Sein nächtliches Geſchick.

Findet dort, was uns geblieben,
Als die Hehre von uns ging;
Findet weinend dort die Lieben,
Die ſie mütterlich umfing!

Seht, dort legt der Hoffnungsloſe,
Dem Sie Hoffnung war und Licht,
Auf das Grab noch eine Roſe,
Hält nicht mehr ſein Herz — es bricht!

Chor.

(Während der Zug ſich zur Gruft hinbewegt.)

Wir nahn uns deiner Gruft, du Heilige! ver-
zeihe,

Verzeihe, hochverklärter Geist,
Wenn sie zu irdisch ist, die Thränenopfer-Weihe!
Wir sind so arm! du hast uns so verwaist!

Recitativ.

Hier ist ihr Grab, hier schlafen die Gebeine
Der Herrscherin, und Schweigen ruht umher!
Ach! eine heilge Stell' ist unersetzlich leer!
Ihr blüht umsonst, ihr jungen Frühlingshaine!
Ihr schmückt euch für die Herrliche nicht mehr! —

Tief seufzen wird die Luft in jenen düstern
Linden,
Durch welche sie so anmuthstrahlend fuhr. —
Wirst deine Lieblingstochter, o Natur,
Nicht mehr in deinen Rosen finden;
Doch finden wirst du ihre Spur;
Sie ging, daß reicher noch der reiche Himmel
werde.
Wenn ein erhabnes Herz aus diesem Raum entfliegt:

Dann fühlt es lange tief die Erde,
Wie weit sie von dem Himmel liegt!

Hier ruht die hohe Gestalt. — Von Todes-
nacht umschlungen,
Ward hier ein weihevolles Leben wüst;
Und doch, was tritt so hell in diese Dämmerungen?
Ihr seyds, ihr blühenden Erinnerungen
Des schönen Lebens — seyd gegrüßt! —
So stand Sie da im vollen Jugendschmucke,
Ein reiner, strahlender Engel der Huld;
So trat Sie zu dem Schmerz im tiefsten Nieder-
drucke
Errettend, wie die Hülf', und sanft, wie die
Geduld.

Ein Zeichen Gottes ist die Gabe, zu beglücken:
Das leuchtete an ihr, wie Paradieses Licht,
Um königlicher sie zur Königin zu schmücken. —
Und was war sie dem Edlen Gatten nicht!

Ein ganzer Himmel ſprach zu ihm aus ihren Blicken;
Sie legte weich die Hand ihm unter jede Pflicht
Und unter jeden Druck — ach! Diademe drücken,
Erleichtert ſie die Liebe nicht!
An Sie erinnert ihn das heitre Sonnenlicht;
Er hüllet ſich ins Dunkel ſeiner Schmerzen;
Sein Tag iſt öd' und ſonnenleer.
An Sie erinnern ihn des Himmels nächtliche Kerzen;
Zwei Geſtirne leuchten ihm nicht mehr!
An Sie erinnern ihn die nahen Herzen,
Eins — das Eine ſchlägt nicht mehr! —
Und kam ein Mißgeſchick, die Starken zu zerſchmettern:
Wie war begeiſtert, wer Sie ſah!
Uns beugte das Geſchick; Sie in den finſtern Wettern,
Stand, wie ein Geiſt des Lichts, ein Geiſt der Hoffnung, da.

Nicht alles ist von ihr versunken;
Die Schattenstelle dort, das Grab,
Zieht unsern Blick von ihrem Himmel ab.
Wo eine Sonne ging, da bleiben Funken
Um ihre hohe Bahn, und wehn auf uns herab.
Es ziemet uns, den Blick dahin empor zu heben,
Wo ihre Tugend ging — o nie erlischt ihr Licht!
Wie ein Vermächtniß, ließ ihr Leben
Ein großes Wort zurück — vernehmt dieß Wort,
es spricht:

Arioso.

Was vollendet, hat begonnen;
Erdendruck ist Himmelshuld;
Wer verlieret, hat gewonnen:
Er bezahlte seine Schuld.

Recitativ.

Verstummet dann, ihr Trauerlieder!
Verninm uns, stiller Todtenhain!

Wir legen ein Gelübd' hier nieder:
Der hohen Seele dort, — dort oben, werth
seyn!

Werth zu seyn, daß sie uns höret,
Wenn dem Königlichen Mann,
Dem Verlassenen fortan
Liebe zwiefach Liebe schwöret!

Ihre Tugend soll uns weihn;
Und ihr Himmel soll es hören,
Was wir dem Verlaßnen schwören;
Und ihr Grab soll unser Altar seyn!

Chor.

Wir knieen hier an Deinem Grabe,
Du Heilige! und flehn zu Dir hinauf,
Nimm dieß Gelübde, diese Gabe
Der Herzensweihe, segnend auf!

Die Todtenwölbung hall' ihn wieder,
Den Schwur, den wir zum Opfer weihn:
Schaut Dein Blick auf uns hernieder,
Dieses Blickes werth zu seyn!
Wir wohnen bei dem Schmerz hienieden,
Und wandern unsern Hütten zu;
Verklärter Geist, o sende Du
Uns einen Strahl von Deinem Frieden;
Um Dich ist Gott und seine Ruh!

Recitativ.

Wir richten uns empor vom Staube,
Der trübe noch den Blick umschleiert;
Wir wissen nicht, was frommt — dort triumphirt der Glaube,
Wohin die Hohe ging, die in der Palmenlaube
Verwandter Seelen nun den Ruf des Vaters feiert.

Zweites Recitativ.

Voran ſind zarte Seelen ihr gegangen.
O welch ein jauchzender Empfang!
Hier zündet Sie, dort ſtillet Sie Verlangen.
Vernähmen wir ihn, den entzückten Geſang,
Die Töne, die feſtlich entgegen ihr klangen:
Dann wüßten wir, was frommt, die wir ſo tief,
So tief befangen ſind, vom Erdenſtaub befangen.
Wohl ihnen, die der Vater rief!

Vier Stimmen.

Sie ſind dem Dunkel der Nacht entſchwunden;
Sie ahnen heller, ſie ſchaun tief
In das Verhängniß verhüllter Stunden.
Wohl ihnen, die der Vater rief!
Sie ſä'ten Thränen, und erndten Wonnen;
Zum Kranz erwachte, was welk entſchlief;
Die Erndte rauſchet, ſie iſt begonnen.
Wohl ihnen, die der Vater rief!

Chor.

Mit ihnen feiern des Lichtes Söhne!
Nun wogt ihr Jubel so voll und tief
Durchs Halleluja der Feiertöne:
Wohl uns, daß uns der Vater rief!

Recitativ (zwei Stimmen).

Erste Stimme.

Ein Blick nach dort beseelt mit Muth;
Und dem erhabensten Gedanken,
Dem Glauben öffnen sich die Schranken,
Wohinter das Verhängniß ruht.

Zweite Stimme.

Wir kämpfen noch, wir brauchen Muth;
Sie hat das lichte Ziel errungen,
Die Himmlische, die von uns ging;
Es leuchtet von Beseligungen
Der Raum, wo sie die Kron' empfing!

Erſte Stimme.

Von Liebe, die voran ihr ging,
Von Kinderſeelen hell umſchlungen,
Vernimmt ſie kaum den Gruß der Ewigkeit,
Vernimmt ſie kaum die Huldigungen,
Die ihr ein ganzer Himmel weiht.

Chor.

Ihr jungen Geiſter, eilt, die Holde zu umflügeln!
Das iſt der Blick, der einſt an euren Spielen hing!
Umfangt Sie, wie ein Blumenring,
Geſammelt von des Himmels Hügeln!
Und all' ihr Seligen, euch iſt vergönnt zu ſchaun,
Sie liebend anzuſchaun; ihr durftet Sie uns rauben;

Begrüßet Sie in euern Palmenlauben,
Umringet Sie auf euren Friedensau'n!

Nennt Sie beim Namen! Nennt Luiſen
Beim Namen, der uns einſt ſo ſüß, ſo feſtlich
klang!
Umfeiert Sie in euern Paradieſen,
Und ſinget Ihr Triumph = Geſang!

Der Oſtermorgen.

Heilig weht es in den Hainen!
Unſer Oſterfeſt erwacht!
Seines Tages Lichterſcheinen
Kämpft noch mit dem Geiſt der Nacht.
Helle Morgenſterne ſtrahlen
Nieder in das dunkle Leben,
Unſern Sinn aus Pilgerthalen
Zu der Heimath zu erheben.

Bebts nicht, wie von Weltgewittern,
Durch die weite Strahlenflur?

Weihevolle Schauer zittern
Durch die ſchweigende Natur.
Als noch unſer Feſt verborgen,
Tief mit Nachtduft lag umſchleiert,
Hat den großen Oſtermorgen
Schon die Sternenwelt gefeiert.

Morgenwinde, wehet milder!
Unſer Oſtertag begann!
Weht die Auferſtehungsbilder,
Weht die Grabesblumen an!
Leiſe Engelſtimmen riefen —
Und aus dunkeln Todesbanden
Sind die Keime, ſo da ſchliefen,
Freudigblühend auferſtanden.

Auferſtehung! Blumen ſchmücken
Dir zum Tempel ihre Flur.
Auferſtehung! Dein Entzücken

Schlägt im Pulſe der Natur.
Fern von unſern Todtenmahlen,
Dort, wo tauſend, tauſend Sonnen
Durch das Weltgewölbe ſtrahlen,
Jauchzen Auferſtehungwonnen.

Doch der Sehnſucht Thränen fallen,
Wunden Herzen wohlzuthun.
Laßt uns zu den Gräbern wallen,
Wo geliebte Herzen ruhn!
Die da ſind im Herrn entſchlafen,
O die Todten ſind geborgen!
Heilig grüßt den Friedenshafen
Ihrer Ruh der Oſtermorgen.

Weihe ſich denn Sinn und Wille!
Fühlt euch, Brüder, fromm und gut!
Seht, wir nahn uns hier der Stille,
Die um Todtenmahle ruht.

Weg! hinweg mit jedem Bilde
Eiteln Sinns aus dieſen Räumen!
Uns umfangen die Gefilde,
Wo die Saaten Gottes keimen.

Eine Morgenſonne ſchauet
Still und mild auf jedes Grab,
Das ein Himmel Nachts bethauet,
Wie Unſterblichkeit, herab.
Denen, die ſich müde quälten,
Sind die Gräber roth beſchienen,
Wie den Schwachen, die da fehlten;
Gottes Fried' iſt auch mit ihnen.

Laßt die Hügel uns umwandern!
Hier iſt eine ſtille Welt;
Keiner dränget hier den andern;
Friede weiht das Todtenfeld,
Heiligt dieſe Schlummerſtätten,

Daß, wenn Kraft und Freude schwinden,
Stille, kühle Ruhebetten
Müde matte Pilger finden.

Heller schimmerts in den Lüften
Auf das Todtenfeld herab.
Forschet, suchet bei den Grüften
Jeder das, ihm theure, Grab,
Frische Blumen drauf zu schütten!
Schmückt umher den Raum zum Garten!
Ehret so die letzten Hütten,
Die uns allesammt erwarten!

Säusle du mit weicherm Flügel,
Wie ein Liebeshauch, o Luft,
Ueber diesem jüngsten Hügel
Einer tiefbeweinten Gruft!
Hier hat Ruh ein Herz gefunden,
Ruh vor schnöder Weltbeschwerde;

O, das Brennen tiefer Wunden
Kühlt und heilt die frische Erde.

Friede nun der weichen Seele,
Deren Hütte da zerfällt!
Abgethan sind ihre Fehle,
Dieser Reisestaub der Welt.
Von des Lichtreichs hellem Throne
Kam in rauhen Erdenwegen
Mit dem Ueberwindenlohne
Gottes Engel ihr entgegen.

Harten Kampf hat sie gestritten —
Ach! wer mag dem Kampf entfliehn? —
Viel getragen, viel gelitten,
Viel Verschuldung hier verziehn!
Friedsam ging ihr frommer Glaube
Zum Gericht der Thatenkrönung;
Viel Versöhnung hier im Staube
Findet dort auch viel Versöhnung.

Erdenfreuden, Erdenſorgen
Deckt ein wenig Raſen zu.
Die da ſchlafen, weckt kein Morgen,
Aus den Tiefen ihrer Ruh.
O! ſie ruhn, die ſtillen Schaaren
Alle, die das Leben trugen!
O! ſie ruhn, die mit uns waren,
Deren Herzen für uns ſchlugen!

Laſſet ſich den Blick erheben!
Wende ſich der Geiſt nach dort!
Sing' es; Feſtgeſang: Wir leben
In den Engelſeelen fort,
Die aus unſern Armen ſchieden,
Nicht aus unſern Herzen ſchwanden;
Selbſt ihr Sterbliches hienieden
Iſt in Blumen auferſtanden.

Auferſtehn in neuem Leben,
O, wie das die Gruft erhellt!

Trotz den tauſendfachen Toden,
Kennt kein Todtſeyn Gottes Welt!
Auferſtehn! ja deine Feier
Strahlt herüber von den Auen,
Wo erhabne Seelen freier
In des Lebens Tiefen ſchauen.

Flieg auf Schwingen heilger Lüfte,
Flieg, begeiſtert und geweiht,
Um die Sabbathruh der Grüfte,
Hymnus der Unſterblichkeit!
Rüſte dich, empor zu ſchweben!
Droben tönts in Engelchören:
Alle Seelen werden leben,
Werden Gottes Stimme hören.

Preis und Ehre ſey dem Geber
Alles Lebens! Brüder, preiſt
Ihn, der, trotz der Nacht der Gräber,

Licht und Leben uns verheiße!
Sänger, weiht ihm Harfentöne!
Weiht sie zu erhabnen Psalmen!
Singt ihm, wie des Lichtes Söhne
Ihn lobpreisen, unter Palmen!

Auf! Triumphgesang, erschalle!
Ruf es hin durch Nacht und Grauß:
Unser Verbild lebt, und Alle
Werden seinen Himmel schaun!
Triumphire, Christenglaube!
Alle Seelen sind geborgen!
Allen Pilgern hier im Staube,
Allen strahlt ein Ostermorgen!

Grablied.

Der Menſch geht eine dunkle Straße;
Das Grab iſt unter ſeinem Tritt;
Aus ſeines Lebens reellſtem Maaße
Nimmt er nur ſein Bewußtſeyn mit.

Nur dieſes iſt ſein wahres Leben;
Nur dieſes unbefleckt und rein
Sich zu erhalten, ſoll das Streben
Auf ſeiner kurzen Wallfahrt ſeyn.

Vorüber fliegt des Baches Welle;
Zweimal berührt ſie keine Hand;
Wir wandern zu der Uferſtelle,
Wo ſie aus unſerm Blick verſchwand.

Was wir mit treuer Seel' umfaßen,
Es weilt im Kreis der Liebe nicht.
Uns hat ein treues Herz verlaſſen,
Ein Leben hell und rein, wie Licht.

Wir freuten uns der ſanften Helle,
Der milden Lebensheiterkeit,
Und ſtehn nun trauernd an der Stelle,
Die der entflohne Geiſt geweiht.

Der kam und ſtreute ſeine Saaten;
Er ging, und ließ die Saaten ſtehn!
Wir wandeln unter ſeinen Thaten,
Den Palmen, die ſein Grab umwehn.

Er hat ſich unſerm Blick entſchwungen,
Flog einem beſſern Sterne zu;
Er hat den Friedenskranz errungen;
Wir ſchmachten noch; ihn labt die Ruh.

Vertrauen auf Gott.

Groß iſt der Herr! die Berge zittern
Vor ſeiner Gottesmajeſtät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe ſtrömt aus ſeiner Hand
In ſüßem Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo ſich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrſcht ſein Geſetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben gibt, und Freuden ſchafft!
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz: er rettet!
Vertrauen zu ihm iſt deine Pflicht!
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menſchen nicht.
Der ſo viel gibt, und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geiſt!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten!
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Iſt dir der Ewige nicht fern;
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm!

O ſchwinge dich empor vom Staube,
Verſäumen deine Tage ſich!
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Verſagend ſelbſt erhört er dich;
Doch nie entbehrt die Ungeduld
Das heilge Dunkel ſeiner Huld!

Gott fehlet nicht! o Seele, thue,
Was dir gebühret, sey fromm und gut!
Versage dir nicht diese Ruh!
Aus ihr erwächst der beste Muth,
Der, wenn das Unglück uns umstürmt,
Uns rettet, tröstet, hält und schirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Lebensgebrauch.

Ja! die Zeit pflückt alle Blüten,
Die der Baum des Lebens trägt,
Wenn die Sorge sie nicht pflegt;
Und kein Gott mag das vergüten,
Was mit unserm Lenz entflieht,
Der so schnell vorüber zieht.

Alles, alles meint vergebens,
Tauben Blüten gleich, dahin!
Edelobst nur ist Gewinn,
Ist die Frucht am Baum des Lebens.
Unser innres, bessres Seyn
Lebt von dieser Frucht allein.

Wer den wilden Zorn bezwungen,
Sanft für Recht und Wahrheit spricht;
Wer sein Brodt dem Armen bricht,
Wer dem Kranken Linderungen,
Und dem Kummer Trost verschafft:
Ja, mit dem ist Gottes Kraft.

Heil dem Edlen, der vom Falle
Seinen Menschenbruder hebt,
Welches Glaubens er auch lebt!
Gottes Menschen sind wir Alle;
Und in Gottes weitem Reich'
Ist der Mensch dem Menschen gleich.

Alle rief mit einem Rufe
Seine Huld, ihm zu vertraun.
Willst du in den Himmel schaun:
Tritt auf die erhabne Stufe,
Wo die Trennungsschranke fällt,
Die uns auseinander hält!

Nachtlied.

Der Wald verklang!
Mein Nachtgesang
Erhebt sich, wie auf Lerchenflügeln,
Und schwebt im Duft
Der frischen Luft
Von thaubesprengten Rosenhügeln.

Hier schläft die Flur;
Die Welt = Natur
Strahlt herrlich dort im Sterngewimmel,
Und malt sich hell
Im klaren Quell,
Wie ein entzückter Traum vom Himmel.

Die Weltenpracht
Der großen Nacht
Gleicht einem blütenreichen Baume;
Sein Blütenkranz
Streut Licht und Glanz
So weit umher im dunkeln Raume.

Entfleuch, o Herz,
Dem Erdenschmerz!
Der Gott, der Licht und Dunkel gattet,
Der ist dir nah;
Du wandelst ja,
Wo dich sein Lebensbaum beschattet.

Die Zeit erschien,
Da pflanzt' er ihn
Ins Dunkel seiner Ewigkeiten,
Und ließ so weit
Die Herrlichkeit
Der goldnen Zweige sich verbreiten.

Wie feierlich
Die Zweige sich
Zu meiner lieben Gegend senken!
Dahin, dahin,
Wo Freundessinn
Und zarte Liebe mein gedenken!

Was mich umgiebt,
Und fern mich liebt,
Die Seelen all', an die ich glaube,
Dort oder hier:
Sie ruhn mit mir
Im Schatten einer Sternenlaube.

Und wer das Land
Der Ruhe fand,
Nur wechselt er die Laubensitze;
Er trinkt auch dort
Noch fort und fort
Mit uns aus einer Lebensquelle.

Vernunft.

Erhebe dich zu Harfenklang,
Du, mein lobpreisender Gesang,
Den Schöpfer zu erheben,
Der mir Vernunft gegeben!

Sie ist der innre Strahlenkern
Des Menschen, und ein Licht des Herrn,
Uns durch die Dunkelheiten
Des Erdenthals zu leiten.

Lob meinem Schöpfer! Lob und Preis,
Und Dank, daß ich empfind', und weiß,
Was ich mit dieſer Gabe
Von ihm empfangen habe!

Sie lehrt auf meiner Pilgerbahn,
Die Wahrheit mich vom dunkeln Wahn
Des Aberglaubens trennen,
Und Gottes Licht erkennen.

Du Gotteslicht, Religion,
Du kamſt, und Nacht und Nebel flohn!
Frei durft', im freien Leben,
Sich die Vernunft erheben!

Wer ſie belegt mit Schmach und Spott,
Der iſt nicht fromm, der läſtert Gott
In blindem Wahn, und ſchändet
Ihn, den er uns geſendet!

Als auf dem Leben ohne Tag
Die Nacht des Aberglaubens lag,
Und Menſchen treſtlos irrten,
Wie Heerden ohne Hirten —

Da mochte Gott nicht mehr verziehn;
Sein Licht, ſein Heiliger erſchien,
Auf daß er dem Geſchlechte
Der Menſchen Wahrheit brächte.

Vernunft und Wahrheit zogen ein,
Und wärmend, wie der Sonnenſchein,
Kam nun die mildre Sitte
Zum Pallaſt, wie zur Hütte.

Sie ſelber, die Vernunft, war er,
Der Held des Herrn, und zog umher,
Mit ſeines Wortes Leuchte,
Die Wahn und Trug verſcheuchte.

Vernunft, du Siegerin der Nacht,
Wir feiern deine heilge Macht!
Hinweg mit jeder Schranke!
Frei, frei iſt der Gedanke!

Vernunft, du unſer höchſtes Gut,
Bewahr' uns vor dem Uebermuth,
Durch eitle Grübeleien
Das Heilge zu entweihen!

Und freudig beten wir fortan
Den Vater alles Lichtes an,
In reiner Glaubensklarheit,
Im Geiſt und in der Wahrheit!

Und dieſer Geiſt iſt die Vernunft,
Die ſiegte, Trotz der Prieſterzunft;
Die Götzentempel ſanken
Vor ihren Lichtgedanken!

Durch sie bin ich so hoch gestellt,
Ein Mitgenoß der Geisterwelt,
Zu Gott dahin zu treten,
Ihn kindlich anzubeten.

Zu dieser Kindschaft eingeweiht,
Will ich in Glaubensfreudigkeit,
Im Leiden und im Handeln,
Vor dir, mein Vater, wandeln.

Gern möchte düstrer, trüber Wahn
Sich unserm Tempel wieder nahn;
Doch soll er uns den Glauben
An Licht und Gott nicht rauben!

Du, Gott der Wahrheit und des Lichts,
Das Leuchten deines Angesichts,
Wenn Nächtler uns umschleichen,
Laß nimmer von uns weichen!

Licht und Recht.

Apostel Gesch. Cap. 10. V. 35.

In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.

Petrus.

Nein, keine neue Finsterniß
Soll Gottes Reich umnachten!
Wir traun auf Gott; sie kommt gewiß,
Die Zeit, nach der wir schmachten;
Die Zeit der hellern Zuversicht,
Daß, die sich Christen nennen,
In frommer Eintracht sich im Licht,
Das Christus heißt, erkennen.

Der Held des Herrn, der mächtiglich
Betrug und Wahn verscheuchte,

Trat lehrend auf, und nannte ſich
Selbſt unſres Pfades Leuchte.
Er kam in eine finſtre Zeit,
Die Nacht hinweg zu räumen;
Licht wollt' er, Licht! nicht Dunkelheit,
Wie unſre Nächtler träumen.

Sein heilig Wort iſt wahr und klar,
Und kein geheimes Weſen;
Und Recht und Pflicht ſind offenbar
Und rein darin zu leſen.
Dieß Wort iſt unſres Herzens Licht;
Was Kinder glauben ſollen,
Das konnte ja der Vater nicht
Mit Nacht verhüllen wollen.

Doch geht ein finſtrer Geiſt umher,
Uns Gottes Licht zu rauben.
Die Welt iſt krank, ſie leidet ſchwer
An ungewiſſem Glauben.

Vom frechen Dünkel ſchwankte ſie
Zum blinden Wahn hinüber!
Wird ſie — ſoll ſie geneſen nie
Von dieſem Wechſelfieber?

Der Arzt, der einſt vom Himmel kam,
Wird länger nicht verweilen,
Die Zeit, die kranke, wunderſam
Und kräftiglich zu heilen!
O, komm herab, du Geiſt des Herrn,
Und laß dein Heil uns ſehen!
Laß nicht den heitern Morgenſtern
Der Wahrheit untergehen!

Ja, Licht und Recht ſind ſtark genug,
Die Nacht zu überwinden;
Dann werden Wahn und Heucheltrug,
Und frecher Dünkel ſchwinden;
Dann werden Chriſten fort und fort
Zu einem Altar treten,

Und: Halt uns Herr bei deinem Wort!
In heller Andacht beten.
Und Jeder wird sein stilles Licht
Und Gott im Herzen tragen;
Beim Bruder nach dem Glauben nicht,
Nur nach dem Leben fragen.
Kein Glaube möge dünkelvoll
Und eifernd sich gebehrden!
In bessern Thaten sichtbar soll
Der beff're Glaube werden!
O Demuth, laß dein stilles Licht
In allen Seelen brennen,
Daß sie sich selbst in Recht und Pflicht
Des Christussinns erkennen!
Das Leben, das im Dunkel irrt,
Wird dann sich klar gestalten;
Nicht Meinung, Christenliebe wird
Dann unter Menschen walten.

Vater-Unser.

Unser Vater, der du droben
Ueber Sonn' und Sternen wohnst,
Hast zu Kindern uns erhoben,
Die du minder strafst, als schonst!

Dir zum Tempel sey die Erde,
Unsre Wohnung, dir geweiht,
Daß darin geheiligt werde
Deines Namens Herrlichkeit!

Laß dein Reich, das für den Frommen
Hier auf Erden ſchon beginnt,
Laß es zu uns Allen kommen,
Die wir deine Kinder ſind!

Möge nie, ſ nie vergebens
Zu uns ſprechen dein Gebot!
Und für jeden Tag des Lebens
Gieb uns unſer täglich Brodt!

Laß den Friedensſinn uns weihen,
Daß wir, mit verſöhntem Geiſt,
Unſern Schuldigern verzeihen,
Wie du unſre Schuld verzeihſt!

Geh' uns deine Kraft zur Seite
Auf dem anſtoßvollen Pfad!
Hilf uns, wenn, mit wildem Streite,
Sich uns die Verſuchung naht!

Laß im Kampf der Leidenſchaften,
Wenn mit uns das Böſe ringt,
Nicht an uns das Böſe haften,
Das uns um den Himmel bringt!

Möge ſtets dein Wort uns leiten!
Durch die böſ' und gute Zeit!
Dein iſt ja das Reich der Zeiten,
Macht und Kraft und Herrlichkeit!

An Chriſtus.

Ich glaub' an dich — was auch von dir,
Von deinem Seyn und Weſen mir
Die Pſeudoexegeten legen,
Die, himmelweit entfernt von dir,
Die Menſchen um das Heil betrogen,
Das klar und wahr und himmelvoll
Aus deiner großen Seele quoll.
Dein Werk — was auch die Prieſter thaten,
Die feindlich dir entgegen traten,
Du Mann des Lichtes, wirſt beſtehn!
Dein Wort iſt Licht, und deine Thaten
Sind Sterne, die nicht untergehn.

Die Einfalt hatteſt du erleſen,
Daß ſie zum Menſchen ſprech', und nichts
Verhülltes war in deinem Weſen:
Ich glaub' an d[illegible], du Mann des Lichts!

Doch ſollteſt du, diesſeit dem Grabe,
Noch einmal durch das Leben gehn,
Und ſollteſt du den Unfug ſehn,
Wie ſie die Wahrheit, dieſe Gabe
Der Weisheit, trügeriſch verdrehn;
Wie ſie, verhärtet und vermeſſen,
Verfolgung aus der Lehre preſſen,
Die Duldung lehret, Schuld vergiebt,
Und ſegnend ſelbſt den Haſſer liebt;
Wie ſie den Dolch der Zwietracht ſchärfen
Und ſtolz, in frechem Uebermuth,
Hinweg von ſich die Demuth werfen,
Womit du ſprachſt: Nur Gott iſt gut;
Ach, ſäh'ſt du, wie ſie um dein Leben,

Um deine ſtille Lichtgeſtalt
Geheimnißträum' und Irrlicht weben,
Und mit der heimlichen Gewalt,
Die nur im Finſtern herrſcht, verbündet,
Sich eifrig fort und fort bemühn,
Das Licht, das du uns angezündet,
Verrätheriſch uns zu entziehn;
Und wie ſie, in den Mitternächten
Des Wahns, der trotzig ſich vermißt,
Durch Machtgebot und Trug und Liſt
Gern die Vernunft zum Schweigen brächten,
Die zu vernünftig ihnen iſt;
Wie ſie die frechſte Täuſchung wagen,
Die Gaukler ſich ſchon nicht mehr ſcheun,
Die Wunderſucht aus deinen Tagen,
Die du ſchon ſtrafteſt, zu erneun;
Und wie ſie endlich — ſtatt zu werden,
Wie du warſt, Mann voll Gottes Geiſt —
Sich ſtreiten, was du denn auf Erden

Wohl eigentlich geweſen ſeyſt;
Und wie ſie ſich in Sanftmuth hüllen,
Und durch ein nerdendes Geſchwätz
Das Opfer fordernde Geſetz
Noch fort und fort an dir erfüllen;
Ach! ſollteſt du das alles ſehn:
Du würdeſt weg dein Antlitz drehn.
Und wenn du ſie belehren ſollteſt
Von deinem Willen, Sinn und Geiſt,
Sie wüßten beſſer, was du wollteſt
Und was du warſt, als du es weißt.
Wie könnten auch nach deinen Lehren
Die furchtbar weiſen Männer hören,
Die Niemand hören, außer ſich!
Ja, ſollteſt du dirs gar erlauben,
Nicht ſo, wie ſie, an dich zu glauben:
Noch einmal kreuzigten ſie dich!

An Gleim.

Was wär' ein Paradies, das Götterfreuden trüge,
Wenn nicht ein Herzenschlag voll Seelensympathie
In unsre Lebensmelodie
Die zärtlichen Akkorde schlüge?
Was wär's, wenn nicht zu Liebe, Lust und Schmerz
Am Altar der Natur sich Klang und Einklang fänden?
Ja, die Natur gab uns, ihr Höchstes zu vollenden,
Zu dem Verstand ein fühlend Herz.

Sophia klagt: „Wo wird ein Pylades gefunden?

Und lebt die Armuth unſrer Stunden
Nicht bloß von einem Wiederſchein
Der Sonne, die Oreſt empfunden?"
Sie klagt: „Wohin iſt jene Zeit verſchwunden? —
Dahin, wo ſie und du gedeihn.
Wir brauchen nicht ſo weit hinaus zu ſchweifen!
Das Land, wo ſolche Seelen reifen,
Das kann fürwahr ſo ſchlecht nicht ſeyn!

Natur, in deinen Schutz empfehl' ich jene Quelle,
Von welcher nie das Bild aus meiner Seele weicht!
Bekränze blühender die werthe Altarſtelle,
Wo mir mein Freund die treue Hand gereicht!
Kein Frevel nahe ſich der Linde,
So ihre Zweig' um meine Stelle zieht!
In ihrem Heiligthum, in ihrer Wölbung finde
Die Taube Lieb' und Schutz, die Geierklau'n entflieht!

Da ſing' im Lenz die zarte Liederſeele,
Da ſing' entzückter Philomele,
Zum Gottesdienſt im Hain, ihr Lied!

Das Heil der Freundſchaft iſt die heiligſte der Gaben;
Nichts Heiligers konnt' uns ein Gott verleihn;
Und einen Freund kann Jeder haben,
Der würdig iſt, ein Freund zu ſeyn.
Jedoch wer Engel ſucht in dieſes Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt;
Wer Menſchen ſucht, der wird den Engel finden,
Der ſich an ſeine Seele ſchmiegt.
Nur Fürſten finden ſelten Freunde,
Wie Heinrich einen Süllly fand;
Drum lieber ſuchen ſie, gleich Alexandern, Feinde,
Als eines Edlen treue Hand.
Ach! ſchlüg' ein Freundeswort an ihr Gefühl: ſie ſchielten

Nach fernen, fremden Kronen nicht;
Sie wären Väter, und verspielten
Die theuren Kronen ihrer Pflicht
Im Spiel der Menschenschlachten nicht.

Gern flieht den hohen Purpurschleier
Die Freundschaft, die nur Herzen braucht,
Und Liedertön' in deine Leier,
Und Scherz auf deine Lippen haucht.
Sie flieht den großen Lebenshandel,
Der sich im Glanz von hohen Dingen dreht,
Und naht sich gern dem stillen Wandel,
Der sinnend durch des Haines Blumen geht.

Wie sehr bedürfen wir, daß uns ein Freund begleite,
Wenn unser Stern durch finstre Wolken scheint!
Wer tritt, wenn kalt die Welt zurück weicht, uns zur Seite?

Die Weisheit? — sie auch spricht so gern durch
einen Freund.
Und scherzt, wie mancher Weise meint,
Die Freundschaft nur am Rosenbusch der Jugend?
Nein! auch für Männer hat sie einen Epheukranz:
Dort ist sie Frohgefühl, hier die umarmte Tugend;
Hier ist sie Wechselsinn, dort ist sie Wechseltanz.
Zwei Seelen, mild, wie edle, reife Trauben,
Und Herz und Herz, geläutert, wie das Gold,
Die heilig an einander glauben:
Die fühlen Freundschaft — nennts, ihr Weisen,
wie ihr wollt.
Sie stehn — ein Zwiegestirn — an Einer Himmels-
stelle,
Kaum achtend auf die Wasserfälle,
Durch die dahin der Strom der Dinge rollt.

Im Erdenthal ist alles, alles nichtig:
Die Zeit, und das, was ihrer Saat entreift;

Die Liebe selbst, dieß Rosenkind, ist flüchtig,
So wie die Luft, die hin durch ihre Myrten streift.
Die Freundschaft ist — was auch hinweg vom Leben träuft —
Der Zeit nicht unterthan, indessen
Das höchste Glück, das wir besessen,
An die Vergänglichkeit hier seine Schuld bezahlt.
Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen,
Sie ist ein Stern, der durch zwei Welten strahlt!
Sie unterhält den Altar, den die Liebe
Zu bald verläßt, wenn kaum ihr Myrtenkranz ihn ehrt;
Und Seele haucht sie ein in alle Lebenstriebe,
Mit denen sie zurück in ihren Himmel kehrt.

So gieb mir deine Hand, und komm zur Lindenstelle
Des heitern Thals, wo blühend, rasch und mild,

Wie dein Geſang, die klare Muſchelquelle,
Wie eine ſchöne That aus ſchöner Seele, quillt!
Da ſoll mein Herz dir Treue ſchwören!
Und dieſen feierlichen Schwur —
O Niemand, Niemand ſoll ihn hören,
Als unſre Freundin, die Natur.

An Klamer Schmidt.

Freund des Dörfchens! meine Hügel,
Meiner Wieſe Gartenpracht,
Meines Waldes grüne Nacht,
Meines Baches hellen Spiegel
Haſt du mir ſo werth gemacht,
Daß ich nun an meine Laube,
Wo kein Kriegsgerücht mich quält,
Wie an einen Himmel glaube,
Dem es nicht an Engeln fehlt,
Seit mir deine Briefe erzählen
Von dem Weiſen, der es liebt,
Aus dem Lärm ſich wegzuſtehlen,
Wo es nichts als Neue giebt,

Reue des verlornen Tages,
Der — und hätt' er alle Pracht
Eines fürſtlichen Gelages —
Eine leere Stelle macht.
Und dieß arme Menſchenleben
Hat aus ſeinem kleinen Schatz
Ach! nicht viel hinwegzugeben:
Denn, wo wäre für das Leben
Einer Stunde nur Erſatz?

Darum fort aus dem Geräuſche,
Das uns von uns ſelbſt entfernt!
Freund, ich habe nun gelernt,
Daß man ſich nicht glücklich täuſche.
Lebenswahrheit waltet nur
In dem Schooße der Natur.
Du, auch du haſt dieß erfunden!
Wenn du, aus verwaiſten Stunden
Deines Lebens, zu ihr flehſt:

Da, da haſt du Troſt gefunden.
Ach, man braucht hienieden Troſt!

Welch ein ſeliges Verhallen
Weht durch unſern Lebenstraum,
Wenn in unſern kleinen Raum
Blüten nur, nicht Stürme fallen!
Still iſt ja das Herz geſtimmt,
Wie das Leben meiner Aue,
Das, in ſeinem hellen Thaue,
Wie ein Thränenlächeln ſchwimmt.

Welch Getön der Lerchenweune,
Die ihr Lied zum Himmel trägt,
Wo die Glut der Morgenſonne
Ueber ihr zuſammenſchlägt!
Alles hält um mich im Triebe
Seiner Luſt ein Lebensfeſt;
Alles voll Geſang und Liebe,

Wie ein Nachtigallenneſt,
Alles tönt und athmet Friede.
Selbſt die Luft, ſo ſanft, wie du,
Schmeichelt mir zu einem Liede
Für dein Herz Begeiſtrung zu.

Endlich hüllt das ferne Städtchen
Sich in Abendnebel ein:
Sieh! dann blicken durch den Hain
Venus und das Schnittermädchen
In mein Laubenzelt herein.
Schmidt, du weißt, wie groß und ſchweigend
Dieſer Sternenhimmel iſt,
Wenn er, ſich zur Erde neigend,
Die geliebte Erde küßt,
Die den Brauttag ewig feiert,
Wie ſie damals ihn empfing,
Als ſie feſtlich eingeſchleiert,
Und mit einem Blumenring

Aus dem Paradiesesthale,
Liebereich zum ersten Male
In des Himmels Armen hing.
Mit verhüllt in ihren Schleier,
Werf' ich, aller Banden leé,
Mich, mit einer Thränenfeier,
Selig hin auf ihren Schooß.
Weinend möcht' ich dann sie fragen — —
Nein! vergessen möcht' ich dann,
Daß sie Bösewichter tragen,
Und Tyrannen dulden kann.
Nach den Sternen möcht' ich greifen,
Um der Wenne mich zu freun,
Funken auf die grauen Streifen
Unsrer Nebelwelt zu streun.

Aber der, mit Nachtgefunkel
Lieblich überglänzte, Bach
Rauscht den Muth, im tiefsten Dunkel

Meiner Seele, wieder wach.
„Friede wohnet bei den Sternen!“
Ruf' ich mir ins Herz hinein.
Lieben, und Ergebung lernen,
Heißt hienieden, weise seyn.
Drumm darf ichs mir verzeihn,
Daß ich dem Gewühl entfeile,
Wo der Zwang des Lebens haust,
Welcher mit der langen Meile
Fremde Gifte trinkt und schmaust.

Fern, o fern von allen Mischern
Fremder Gifte, blühet mir
Die Gesundheit unter frischern,
Obgleich wilden, Rosen hier.
Und Gesundheit und Gewissen,
Diese beiden Dinge kann
Wohl nicht leicht ein Wandersmann,
Der durchs Leben reist, vermissen.

Jene macht die Reise frech;
Dieses nimmt ihr alles Grauen,
Wenn vor überstürmten Augen
Jeder Sonnenblick entsteht.
Ja, es mindert alle Mühen,
Und — o Heil der letzten Nah!
Deckt mit Engelphantasieen
Unser müdes Leben zu.

Dieß Gefühl hat einen Himmel,
Den das festliche Getümmel
In der Kaiserstadt entdeckt.
Sieh! dort rauscht ein goldner Wagen;
Und der Insaß — ist ein Magen,
Der zu seiner Reise klötzet.
Komm zu den Paradeplätzen,
Wo die Roheit tobt und schilt,
Um den Rest von Menschheit mild
Aus dem Menschen wegzuschelten!

Braucht es mehr, um dir ein Traum
Vor dem Wesen einzuflößen,
Welches dort die Größen kann?
Und was sind denn ihre Größen!
Kartengrößen, im Vertrauen!
Die gilt viel, und jene wenig,
Wie die Färbung es gebeut;
Etwas Blau und Gelb und Roth
Macht den Buben und den König.
Alles prunkendes Gedränge,
Großer Kampf um Kleinigkeiten,
Wenig Sinn und viel Gedränge,
Und im Ganzen — Albernheiten!
Selbst das große Länderspiel
Dieser Weltlauf ohne Ziel,
Ist ein Spiel — mit Grausamkeiten.

Traurend fand' ich manchen Blick
Aus nach einer Friedensstadt,

Voller Ruh und Lebensglück; .
Und er kehrte, wie die Taube
Noahs, ohne Trost zurück.
Doch in meine Abendlaube
Fällt ein Friedensstrahl des Lichts,
Wie ein himmlischer Gedanke;
Hier vernehm' ich von dem Zanke
Mißvergnügter Tadler nichts.
Wenn ihr Mißmuth, wie mit Krallen,
Auf den Gang der Dinge fällt,
Der denn doch von ihnen allen,
Was er Schlimmes hat, erhält;
Wenn sie selbst sich nicht gefallen:
Dann verläumden sie die Welt.

Stille meiner Abendweihe,
Wo der Geist genießt und schafft,
Wie umfängst mich hier das freie,
Reine Leben meiner Kraft!

Hier iſt wenig zu betrauern,
Aber viel, um ſich zu freun.
Nun, wohlan! wer ſtill und klein
Auszieht aus der Welt der Mauern,
Zieht ja in die Schöpfung ein.

An Acidalia.

Ich hab' ein Thal gefunden,
Das iſt von Waldgebüſch
So duftig und ſo friſch.
Da ruh' ich, losgewunden
Vom lauten Menſchenſchwarm;
Und unter Nachtigallen
Verträum' ich meinen Harm.
Zwei Bäche, die hier wallen,
Begegnen ſich, und fallen
Einander in den Arm;
Und wandern durch die Kräuter,
Wie Freunde, die ſich ſehn,

Sich lieben, und dann weiter
Den Weg zusammen gehn.
Der eine rauscht mit Fülle
Durch dickes Waldgesträuch,
Dem andern ist die Stille
Verschwiegner Seelen gleich:
Doch so die Wellen tauschend,
Wie Seelen im Idyll,
Wird dieser minder still,
Und jener minder rauschend.
Ich seh' aus meiner Ruh
Am greisenden Hollunder,
Der mich umschirmt, dem Wunder
Der schönen Mischung zu.
Ein schauerliches Weben
Durchrieselt diesen Hain.
Man soll, im Mondenschein,
Hier oft Gestalten sehen:
Das soll die Spur der Feen,

Die sonst hier wohnten, seyn.
Von dem verschwiegnen Bache
Geht das Gerücht herum,
Sein Zauberwasser mache
Die Schwätzer etwas stumm;
Das sey der Grund, warum
Zu ihm kein Schwätzer wandre;
Dagegen macht der andre,
Wie auch die Sage will,
Verschwiegne minder still.
Ich meine — was der Spötter
Auch sagen mag — es sey
In dieser Zauberei
Ein Spiel verborgner Götter. —
O, könnt ich Chloen hier
Zum Bach der Stille winken!
Du aber solltest mir
Ein Mal aus jenem trinken.

An Klamor Schmidt.

Du winkst mich an, mein Treuer,
Ins Feld zu ziehn. — Wohlan!
Den Feldzug nehm' ich an,
Ins Thal der Frühlingsfeier.
Wir ziehen, fromm und gut,
Zu keinem wilden Kriege,
Der jeden seiner Züge
Bezeichnet mit der Wuth,
Die mit dem Tigertriebe,
Der keine Thrän' erhört,

Den Schatten, den die Liebe
Aus Rosen schuf, zerstört.

O, wir sind milde Krieger!
Wir plündern arme Pflüger
So räuberisch nicht aus.
Wo Frühlingsänger wohnen,
Da lagern wir, und schonen
Das kleine Blütenhaus.
Sehn wir ein Röschen prangen,
Das nehmen wir wohl noch,
Wenns hart geht, aber doch
Nur leis' und sanft, gefangen.
Die Rose wird dann, frisch
Und schön, wie Heldys Wangen,
Hoch über unserm Tisch,
Siegprangend aufgehangen.
Den Scherz der Fröhlichkeit
Verhüllt dann, unentweiht,

In ihrem Heiligthume,
Die, der Verſchwiegenheit
Geweihte, Roſenblume.

So können wir dann frei
Ein offnes Urtheil ſprechen
Vom Trotz der Tyrannei,
Von großer Männer Schwächen,
Von kleiner Männer Stolz.
Der Spott, von Komus Stamme,
Trägt emſig zu der Flamme
Des Lachens friſches Holz,
Wenn er den Klotz bemeiſelt,
Der wenig Menſch noch iſt,
Und wenn er Thorheit geißelt,
Die etwas Großes iſt.
Die Laun' und ihre Kinder,
Nichts weniger, als ſtumm,

Die büxfen dann nicht minder
In unſerm Kreiſ herum.

Da laß den Plan uns ſpinnen
Zu einem ernſten Krieg!
Den Plan: wie wir den Sieg
Der Thorheit abgewinnen,
Die ſchon, zu frech, die Zinnen
Des Uebermuths erſtieg.
Ich folge dir ins Feuer,
Tief ins Gewühl der Schlacht.
Was dich zum Helden macht,
Dein Heergeräth, mein Theuer,
Iſt leichter, ſcharfer Witz,
Vor dem die Thorheit zittert,
Und der den Felſenſitz
Des Laſters tief erſchüttert, —
Iſt zwar durch kein Gebet
Zum Mord geweihet werden;

Doch unſer Kriegsgeräth
Soll auch nicht Menſchen morden,
Wie jene tolle Wuth,
Und wie der Stahl des Degens,
Auf dem die Laſt des Segens
Von ſo viel Kanzeln ruht
Aus Dörfern und aus Städten,
Wo man, mit Kriegsgebeten,
Vor Gott darniederfällt,
Um ihn auch zu empören,
Die Menſchen zu zerſtören,
Die man für feindlich hält.
Doch beide Theile beten.
In welches Waffenfeld
Wird nun die Gottheit treten? –
Gott läßt die Narren beten,
Und führet ſeine Welt.
Von unſern Alexandern,
Wie mancher würde nicht,

Aus hoher Heldenpflicht,
Hinab zum Orkus wandern,
Hielt eine Kanzel nicht,
Zum Glücke, noch der andern
Im Himmel das Gewicht!

Wir, mit profanen Waffen,
Wir mögen keinen Raum
Für unsern Heldentraum
Im Tempel uns verschaffen,
Wo Stolz und Grausamkeit
Ihr Pantheon erstritten.
Wir kämpfen einen Streit
Für Wahrheit, und für Sitten
Der ächten Menschlichkeit.
Vielleicht, daß, wenn nach Jahren
Sich unser Staub beblümt,
Man selbst bei den Barbaren
Noch unsre Thaten rühmt.

Von dem berühmten Todten
Spricht eine Fama dann:
„Er hat, als Ehrenmann,
Dem Wahne Trotz geboten,
Dem Unrecht seiner Zeit,
Und ruhet nun, vom Streit
Mit Trug und Wahn und Sünden,
Auf die sein Pfeil entflog;
Er ruht im Nekrolog
Der Gottesackerlinden."

An Grotthus.

1807.

Wohin, mein junger Freund, wo strebst du hin?
Zur Stadt der Eitelkeit, die kriecht und Freiheit heuchelt,
Wo jede Zeitung lügt und Tyranneien schmeichelt?
Zu dieser großen Täuscherin,
Wo, sonder Scheu vor einem Rächer,
Die Lüge thront, und immer frecher
Schon ihre Siegeslieder singt?
Wo der gefürstete Verbrecher
Den sie erhob, sich breit mit Königspomp umringt,

Von manchem Tropfen sauren Schweißes
Der deutschen Thätigkeit benetzt?
Du kennst den Ehrenmann, der jetzt
Den heiligen Erwerb des deutschen Fleißes
In gallischen Prachtaufwand übersetzt,
Um, was er heimlich nahm, recht offen zu vergeuden;
Und, ob ihn auch der Blick des Mitbewußten trifft:
Vergütend rauscht um ihn der breite Strom der Freuden,
Den nur die Freude nicht beschifft.
Verletzen würde dieß Gepränge
Zu tief ihr heiliges Gefühl;
Auch wendet sie sich ab von jenem Volksgewühl,
Von jenem wilden Fluthgedränge,
Das, roh begeistert, ohne Geist,
Sich durch die engen Straßen reißt.
Wohin nur strebt die wahnbethörte Menge!

Was will ihr tobendes Geschwärm?
Es braucht und will nur Brodt und Lärm!

So mag sich Tyrannei den frechsten Trug erlauben;
Sie mag den freien Geist des freien Worts berauben:
Sie kennt ihr Volk, das gern mit einem Taumelfest
Von Eitelkeiten sich den Glauben
An Wortgepräng' bezahlen läßt.

Der Wahrheit, die schon längst sich über nichts mehr wundert,
Dort hats ihr Schicksal ihr am bittersten gesagt,
Daß sie nur immer erst im kommenden Jahrhundert
Antworten darf, wenn heut' schon die Geschichte fragt.
Und forschest du nach Geist? Er fröhnet dem Gewinne,

Er ſingt das Lied der Schmeichelei;
Und eine knieende Minerva iſt nicht frei. —
Die Sittenzucht? — die ſtört das Reich der Sinne;
Und weil ſie mit der Welt doch einmal leben muß:
So ſtreift ſie ab die Zucht, und fügt ſich dem Geniuß.
Doch läuft ſie dann und wann, nach alter Art geſtaltet,
Wie ein ſchon halb vergeßner Traum
Der frühern Zeit, und mit der Zeit veraltet,
Noch über einen Bühnenraum.

Religion? — Dieß ſtille Seelenleben,
Das in die Geiſterwelt den frommen Sinn entrückt,
Hat längſt den Geiſt dort aufgegeben,
Wo ihre Mumie der Prieſter feſtlich ſchmückt,
Wenn ſie an feierlichen Tagen
Am äußern Sinn vorüber eilt.

Man weiß ſich dort ſchon zu vertragen,
Wo das Gewiſſen und der Magen
Sich kurz und gut durch Faſten heilt.
Das Leben, meint man, iſt am beſten zu ertragen,
Das zwiſchen Buß' und Sünden leidlich theilt.

Und nun, für jenes eitle Toſen
Des Wechſelſpiels von Trug und Unnatur,
Verſchmähſt du deine ſanfte Flur,
Die ſtille Bitte deiner Roſen,
Und deine Wäldervirtuoſen,
Im Liedertempel der Natur?
Verſchmähſt den klaren, blauen Himmel,
Die reine Luft, die dich, wie Kindesliebe, küßt,
Wo alles um dich her ſo friſch, ſo heilig iſt,
Dieß frohe, freudige Gewimmel
Des Lebens, das dich hier umringt,
Und dir in jeder Bruſt voll Lieder

Und Liebe hell entgegen klingt?
Mit jedem Zweige ſchwankt auf dich ein Leben nie-
der,
Das lauter Unſchuld iſt, und lauter Freude ſingt;
Und ſchön durchblitzt die grünen Dunkelheiten
Der Quell, den, wie ein Bild von hellern, beſ-
ſern Zeiten,
Die Blumeneinfaſſung umſchlingt.
Auf dieſer Bühne geht der Tag verüber.
Die Hand, die Blumenfarben miſcht,
Und welkes Daſeyn mild erfriſcht,
Hat auch von ſeiner Stirn den letzten Schatten trü-
ber
Umwölkung liebend abgewiſcht.
Ein großes Mutterherz, verborgen
Im Schattenmantel, ging ſo heimlich durch die
Nacht,
Um — eh' die Schaar der Kinder noch erwacht —
Den Freudentag für alle zu beſorgen.

Sie hat ſchon über Berg und Thal
Den bunten Feſttagteppich ausgebreitet;
Und oben in den Blütenwipfeln läutet
Der Morgenwind zum großen Freudenmahl.

Ja, die Natur erſtand aus ihrem Grabe.
Sie ſchmückt ſich ſelbſt ihr Auferſtehungsfeſt;
Muthwillig ſpielt mit ihrem Kranz der Weſt;
Und an dein Fenſter ſchlägt ſie mit dem Thyrſus-
ſtabe.
Sie flüſtert dir durch ihren Zephyr zu:
„Mein Sohn, mein lieber Sohn biſt du,
An dem ich Wohlgefallen habe.“
Sie wölbte ſchon für dich den luftig friſchen Hain;
Ihr geiſtig Säuſeln regt ſich in den dunkeln Bäu-
men;
Sie ladet dich zu dichteriſchen Träumen
In ihren Göttertempel ein.
Ja, Götterahnung wehnt in ſolchen Schattenhallen,

Begleitet den geweihten Mann;
Sie redet ihn in Nachtigallen
Und haucht in Blumenluft ihn an,
Um ihn zum Priester einzusegnen. —
O, Freund verlaß die Rebenhütte nicht!
Da will so gern der Engel dir begegnen,
Der aus Kletildens Blicken zu dir spricht:
„Verlaß das Haus der Liebe nicht!"

An einen Freund.

Freund, die Roſenzeit iſt da!
Alles ſteht in Luſt und Fülle!
Komm hervor aus deiner Stille,
Die zu lange ſchon dich ſah!
Flüchtig iſt der Sommermorgen,
Seine Blüte leicht entrückt,
Eh' die Arbeit unſrer Sorgen
Ihm nur einen Kranz entpflückt.

Um das Leben war es dunkel:
Sieh, da kams, wie Morgenſchein,

Oder wie das Lichtgefunkel
Auf dem Frühlingsbach im Hain;
Denn die Freude trat herein,
Und der Geiſt von ihrem Munde,
Der das kalte Herz entſtarrt,
Schwebt um jede ſanfte Stunde,
Wie mit Engelgegenwart;
Ihre linden Flügel fächeln
Um des Säuglings Traum; ſie gießt
Huldſinn in das erſte Lächeln,
Das um ſeine Lippen fließt.

Vom Geräuſch der Knabentänze,
Bis zum letzten Stufenjahr,
Iſt kein Raum, wo ſie nicht war;
Keine Stelle, die nicht Kränze
Dieſer Huldgöttin gebar.
Freud' an Allem, was hienieden
Gottes Welt zum Himmel ſchafft,

Giebt dem Kopfe seine Kraft
Und dem Herzen seinen Frieden.
Sey das Wetter rauh und scharf:
Wer in seinem Wandergleise
Keinen Schritt bereuen darf,
Der versöhnt sich mit der Reise!
Denn die Freud' an einem Arm,
Und die Freundschaft an dem andern,
Dieß Geleite läßt den Harm
Ungestört vorüber wandern.

Hauch der Freud' ists, was so mild,
Wie der herzgefühlte Friede,
Hier dem Grasemückenliede,
Dort der Wiesenblum' entquillt.
Die entzückten Frühlingswinde
Flattern von der Blütenlinde,
Süß und froh, um mein Gesicht.
Selbst nicht froh zu seyn, ist Sünde;

Freund, verſündige dich nicht!
Dürfen wir uns elend wähnen?
Wir verſündigen uns nur
Wider Gott und uns durch Thränen;
Frag' dein Herz, frag die Natur,
Frag' die Sonnenflur der Ferne!
Froh ſoll jedes Weſen ſeyn!
Jubelvolle Wandelſterne
Tanzen dort den großen Reihn,
Wie den kleinern hier die Motte,
Die im leiſen Staube kreiſt.
Die Natur dient nur im Geiſt
Des Entzückens ihrem Gotte.

Was das Schickſal auch herein
Ueber unſre Tage ſchütte:
Gut zu handeln, gut zu ſeyn,
Ja, dieß pflanzt um unſre Hütte
Einen grünen Friedenshain.

Stehn um deine That Verächter
Deines Herzens, ſtolz und kalt:
Wird die That nun darum ſchlechter?
In ihr ſelbſt liegt ihr Gehalt.
Müſſen uns erſt Andre ſagen,
Was wir werth ſind? Warum fragen
Wir nicht bei uns ſelber an?
Oder wird Paliß ein Weiſer,
Alairand ein edler Mann,
Hängen König oder Kaiſer
Ihm davon den Stempel an?
Freund, die Ehre trotzt der Schranke,
Die um ſie ein König zerrt;
Nie ward ſie in eine ſchwanke
Menſchenſatzung eingeſperrt;
Feſſellos, wie ein Gedanke,
Lebt ſie in dem Freiſtaat bloß,
Den der Geiſt der Tugend gründet;
Und ſie reißt ſich, kühn und groß,

Wo ſie ſich nicht heimiſch findet,
Selbſt von Ordensbändern los.

Nicht des Beifalls arme Gaben,
Gottes Blick und dein Gefühl
Tragen dein Gemüth erhaben
Ueber dieſes Weltgewühl.
Seys, daß dir dieß Lob verſtumme —
Lob verwebt und Weihrauch ſtäubt —:
Nur das Gute, nur die Summe
Deiner beſſern Thaten bleibt.
Widerſprechenden Geſetzen
Müßteſt du dein Ohr verleihn,
Um, was Jeder will, zu ſeyn;
Und du würdeſt den Geſchwätzen
Dennoch nicht entgehn. Allein
Darf dich das wohl, wenn die Sache
Deines Herzens ſtill und rein
Ihren Weg geht, kümmern? Nein!

All' die Dinge müssen seyn,
Daß der Beßre sie belache,
Und daß Buben sich und Schwache
Nicht zu leicht die That verzeihn,
Ueber welche nicht die Rache
Der Gesetze niederfällt.
Die Verläumdung ist die Wache
Bei der Tugend dieser Welt,
Die vielleicht wohl nie die Stimme
Dieser Wach' entbehren kann;
Drum Verzeihung ihr auch dann,
Ruft sie mit zu blindem Grimme
Unsern stillen Wandel an.

Und dann, träuft vom Honigmunde
Trauter Freundschaft nicht genug
Lindrungsbalsam in die Wunde,
Die ein böser Mensch dir schlug?
Freund, ich war schon hingesunken,

Da erweckte ſie den Funken,
Der mir noch im Geiſte glüht.
Ja, ſie hat um meine Stunden
Einen Roſenzweig gewunden,
Der mir noch im Herzen blüht.

Komm in meine ſtille Laube,
Wo die Freundſchaft dich umfängt;
Wie in Liebesarmen, hängt
Unter Roſen hier die Traube.
Sieh! noch blühen purpurhaft
Meine Roſen; doch ſie ältern!
Laß uns Seelennahrungsſaft
Aus dem friſchen Daſeyn keltern,
Eh' dazu die Zeit verfließt!
Unſer Stundenquell ergießt
Seine Wellen hell und lauter
Auf vermiſchte Fluren hin!

Was wir ſchöpfen nicht, mein Teurer,
Wie wir ſchöpfen, bringt Gewinn.

Freilich dieſe Wellen rieſeln
Oftmals über Kies und Stein;
Aber rinnt gerad' auf Kieſeln
Nicht die Wallung klar und rein?
Ueber fette Blumenfluren
Schleicht das Bächlein ſanfter; dann
Nimmt es aber auch die Spuren
Von dem Schlamm des Bettes an.
Schreit ein armer Hülferufer,
Daß die Fluth, wie er, nicht will:
Freund, dann ſchöpft an meinem Ufer
Die Entſagung, freh und ſtill.

Der Entſagung feſter Wille,
Der bewahrt in mir die Stille,
Wie die Lieb' ein heldes Wort.

Wagt ein Kummer, einzudringen
In mein kleines Leben: dort
In der Lindenwölbung ſingen
Ihn geliebte Stimmen fort.
Da vernehm' ich nicht die Töne
Des Gequälten, keine That,
Die das Heilige, das Schöne,
Das ein Engel ſchuf, zertrat;
Nichts vom großen Reich der Lüge,
Das die Wahrheit nieder warf,
Recht und Wahrheit, ſonder Rüge
Triumphirend höhnen darf.

Weg, wo Menſchen Menſchen drücken!
Weg von dieſem Seelenſchmerz! -
Denn du kannſt doch nicht beglücken,
Und nicht retten, armes Herz;
Möchte mirs ein Gott gewähren,
Dieſes tiefgefühlte Flehn:

So viel Schmerz nur, so viel Zähren,
Als ich hemmen kann, zu sehn!
Aber fließt, ihr Wonnezähren,
Wo ein Mann von Kraft und That,
Wie die luftgebeugten Aehren,
Sich gedrückten Brüdern naht!
O, den Mann möcht' ich vergöttern!
Komm! was meine Armuth kann:
Kränzen will ich dich mit Blättern
Meiner Rosen, edler Mann!
Doch für mich — entsagt fortan
Sey dem Troste: die Beschwerden
Dieser Wallfahrt zu verschreien!
Wer sich quält, um frey zu werden,
Wirft die Zeit weg, es zu seyn!
So vergißt man bittre Klagen,
Fabelt sich von goldnen Tagen
Alter Zeiten Wunder vor,
Schilt die Welt, die sie verlor;

Aber blüht wohl aus den Klagen
Eine beßre Welt empor?
Beſſer, ſich ans Werk zu wagen,
Jeden Splitter Thätigkeit
Zum Gebäu der beſſern Zeit
Still und friedlich hinzutragen!

Unſre Welt iſt offenbar
Immer, was ſie immer war:
Ein verworrnes Marktgetümmel,
Wo, wenn alles ſteigt und fällt,
Dieſe Wahrheit ſich erhält:
Engel bauen ihren Himmel,
Menſchen bauen ihre Welt.
Wer ſein ſtilles Hüttenzelt
Kalt verſchmähet, weils nicht ſchöner,
Größer ihm das Schickſal bot:
O, der wohnt ſo ſchlecht als jener,
Dem es einzuſtürzen droht!

Komm, daß meine Rosenhütte
Dich mit Kränzen überschütte;
Denn bekränzt mußt du mir seyn!
O, da sitz' ich oft so sinnig,
So von ganzem Herzen mein,
So mir selbst geschenkt und innig;
Weil mich da kein Schwätzer plagt,
Der viel spricht und wenig sagt.
Aber manches Lied vom Pindus
Deutscher Musen schallt herein;
Auch der frohe Gott vom Indus
Kehret hier zuweilen ein.
Leise rauscht ein Bach verüber,
Und der nahe Lindenwald,
Der von Liebestönen schallt,
Sendet Liedersinn herüber,
Der im Herzen wiederhallt.

Komm, mein Freund! den Geist der Traube
Hab' ich schon für dich bestellt.

Er iſt zwar kein ſtarker Held,
Stärker dennoch, als dein Glaube
An die Beſſerung der Welt.
Freund, hier wollen wir vergeſſen,
Was die feile Lüge lebt,
Jene Tollheit, die vermeſſen
Durch die Zeitungsblätter bebt.
Alle Stürme deines Blutes
Bei dem Stolz des Uebermuthes,
Bei des Frevels rohem Spott,
Alles wird ſie dir vergüten,
Dieſe ſanfte Welt voll Blüten,
Dieſe ſtille Welt voll Gott.

An Caroline.

Die Liebe windet
Die Krone dir;
Und' dieß verkündet
Dein Theon mir.
Er schreibt, begeistert,
Als hätte sein
Sich ganz bemeistert
Cytherens Hain.
Er schwört ausdrücklich,
Bei Ehr' und Treu,
Daß nichts so glücklich
Und elend sey,
Als Liebeswonne,
Die öfters weint,
Wenn ihr die Sonne
Am hellsten scheint.
Sie soll des Kummers

Repenthe ſeyn,
Und doch des Schlummers
Sich wenig freun.
Was er beſonders
An ihr noch preiſt,
Iſt, daß der Geiſt
Des Hypochenders,
Mit allem Groll
Und allen Tücken,
Vor ihren Blicken
Entflichen ſoll.
Mit Götterträumen
Soll ihre Hand
Den Lebensrand
Gar ſchön beſäumen.
Ein holder Wahn
Soll ihr ſich leichter
Und lieber nahn,
Als Träume ſeichter;
Philoſophie:
Drum laufe ſie
Den Schäferſtunden

Den kühnen Sinn,
Und gebe Fuhren
Von Weisheit hin.
Du zürnst nun freilich,
Daß er verrieth,
Was dir noch heilig
Im Herzen blüht:
Drum, Freundin, künde,
Für diese Sünde,
Den Krieg ihm an,
Dem bösen Mann!
Dein Schlachtfeld wäre
Die Thränenfluth:
Man weiß zu gut,
Was eine Zähre
Für Wunder thut!
Auf Krieg zu Wasser
Versteht sich
Dein Friedenshasser
Nicht sonderlich.
Wenn, nach dem Kriege,
Nun ausgesöhnt,

Zum Doppelſiege
Die Lieb' euch krönt:
Dann ſchleicht, wie Hirten
Der goldnen Zeit,
In eure Myrten,
Voll Seligkeit.
Der Friede ſchwebe,
Wie Laubgewebe,
Um euer Dach,
So ſtill und heilig,
Und ſchüttle treulich
Euch Blüten nach,
Wenn ihr, ſelbander,
Was euch auch trifft,
Auf dem Mäander
Des Lebens ſchifft!

An K. —

Im Juli 1795.

Freund, erfüllt iſt meine Bitte!
Noch iſt mir es, wie ein Traum:
Froh zu ruhn im ſtillen Raum
Einer kleinen eignen Hütte.
Wie die Stille, will ich nun,
Fern von jedem Schaugerüſte,
Hinter traulichem Geniſte
Meines Fenſterweinſtocks ruhn.
Keinen Natterbiß der Sorgen
Siehſt du mir nun weiter an.
Stürm' es denn! ich bin geborgen.
Und ſo findet hier fortan
Jeder Abend, jeder Morgen
Einen frohen, heitern Mann.
Letzte, ſelige Gewährung
Meiner Wünſche! nimmer ſtört
Meinen Frieden die Entbehrung
So die reiche Welt uns lehrt;

Und mein kleines Leben ſchändet
Ihre goldnen Lehren nie,
Dieſe Lehren, welche ſie
Mir nicht ſparſam zugewendet.
Lange Zeit verſtand ichs nicht,
Was die Welt, und wie ſies meine:
Sieh, da ging mirs auf, wie Licht;
Nun verbarg ſichs länger nicht,
Was ſie ſey, und was ſie ſcheine.
Leer iſt, was ſie thut und ſpricht;
Spielerei'n ſind ihre Schätze;
Ihre Weisheit iſt Geſchwätze,
Wahrheit ein gemaltes Licht!
Aber all' den eitlen Dingen,
Iſt ihr Inhalt auch nur ſeicht,
Bis ins öde Herz zu dringen,
Iſt dem Späher doch nicht leicht;
Denn der Menſch — was ich zum Heile
Meiner Ruh zu ſpät erfuhr —
Iſt im Buche der Natur
Nicht die leſerlichſte Zeile.
Aber wenn man ein Mal ſieht,
Wie ſolch Weſen immer ſeichter

Sich durch tauſend Formen zieht:
Dann iſt, wahrlich, auch nichts leichter,
Als zu fliehn, was ſelbſt entflieht.
Und wie ſelig, ſtille ſelig
Iſt die Seele, die allmählig
Sich dem Lärm entwunden ſieht!
Als dein Freund, der Innigfrohe,
Zu dem kleinen Hüttchen flohe,
War ſein erſtes Frierlied:
„Hüttchen, wo der Friede thronet,
Auf dem kleinſten Lebensthron,
Werthes Hüttchen, das der Sohn
Der Zufriedenheit bewohnet,
Sey gegrüßt in deiner Ruh!
Deine Ruh iſt mir beſchieden!
Meine Seele fliegt dem Frieden
Deines kleinen Obdachs zu!
Abgelöſt ſind mir die Bande
Dieſer täuſchungsvollen Welt,
Die fortan mich nicht mehr hält;
Was ſie austheilt: Ehr und Schande,
Gelten meiſtens gleiches Geld.“ —

Diesen frohen Weihesegen
Sang dein Freund der Hütt' entgegen,
Wo nun, frei und ungestört
Von den eitlen Unterschieden,
Diesem Quell des Zanks hienieden,
Er nichts weiter sieht noch hört.
Wohl aus stürmevollen Tagen
Bin ich endlich in die Ruh
Dieser Bucht hinein verschlagen;
Und ich bracht' ein Herz ihr zu,
Das die Fluth umher getrieben.
Das, was gut war, ist geblieben,
Und was nicht, das hat die Fluth
Weit mit sich hinab getrieben:
Alles Ding ist wozu gut!
Edler Aar, indeß der Flügel
Sich der hohen Luft vertraut,
Und von einem Traubenhügel
In des Rheines glattem Spiegel
Sich dein junger Lorbeer schaut;
Und indeß du die Gefilde,
Wo die Schlacht verwest, durchirrst,

Von dem feierlichen Bilde
Deiner Pflicht durchschüttert wirst,
Wenn im drängenden Gewühle
Der gewaltigsten Gefühle
Sich dein Innerstes bewegt;
Kurz indeß, beim Lärm des Schalles
Deiner Feldmusik, dieß alles
Sich in deiner Seele regt:
Sitz' ich hinter Rebenblättern,
Hör' in dem entlegnen Raum
Nichts von Helden, noch von Göttern;
Ruhig sitz' ich da, den Traum
Meiner Tage zu durchblättern.
Da spricht manch Erinnrungfest
Von versunknen, lieben Sternen;
Und ich kann da für den Rest
Meines Lebens vieles lernen,
Was sich sonst nicht lernen läßt.
O, da predigen die Schmerzen,
Welche jeden Friedebruch
Zwischen mir und meinem Herzen
Strafend rächten, mir den Spruch:
„Sohn, ermanne dich! und stelle

Lebenswahrheit an die Schwelle
Deines Herzens! sie allein
Sey die Wächterin! sie lasse
Sonder Prüfung nichts hinein!
Dann nur kannst du frei, und dein,
Und ein König selbst im Fasse
Jenes Sonderlinges seyn;
Königlicher, als auf Erden
Irgend wo ein freier Mann
Durch sich selbst es immer werden,
Und, Trotz Andern, bleiben kann!"
Hier im Thale bleib' ich stehen,
Strebe nun nicht weiter vor!
Willst du deinen Klausner sehen,
Der sich aus der Welt verlor?
Keine schimmernde Konsole
Zeigt dir meine schlichte Wand;
Um den niedern Deckenrand
Läuft das, mit der Lenzviole
Leicht durchwirkte, Blumenband.
Vor dem Fenster schlingt die Rebe
Mit ein dämmerndes Gewebe,

Daß es gegen Sonnenbrand
Meine Mittagſtunde ſchütze,
Ja es flüſtert meiner Ruh,
Wenn ich da ſo heimlich ſitze,
Selbſt die leichtern Reime zu.
Und die ſchönen Ranken ziehen
Sich vertraulich, wie der Sinn
Scherzhaft holder Phantaſieen,
Zu dem Nachbarweinſtock hin.
Einer hänget ſeine Trauben
In des Andern Laub hinein:
Schönes Bild von Treu und Glauben,
Die einander, fromm und rein,
Ihre Wechſelliebe weihn.
Schmal ſind meine Fenſterflügel,
Dennoch kommt der Silberſchein
Von des Mondes hellem Spiegel
Gern durch ſie zu mir herein.
Auch beſucht im Roſenſchein
Mich die junge Morgenröthe,
Schön, als ob, durch Lieb' entführt,
Sie zu ihrem Schäfer träte,
Den ihr zarter Kuß berührt.

So wie ich nichts Hohes treibe:
So entstrahlt auch meiner Wand
Keine hohe Spiegelscheibe,
Von Venedig hergesandt.
Und kein weit entferntes Land
Lieferte zu meinen Tischen,
Meinen Stühlen fremdes Holz,
Um in des Besitzers Stolz
Eine fremde Welt zu mischen.
Meine Welt ist eingeengt,
Wie das stille Land der Charte,
Die an meinem Schreibtisch hängt:
Ruhig strömen da die Quellen,
Fort von Zeit auf Zeit vererbt,
Ohne daß ein Held die Wellen
Ihrer Flüsse blutig färbt.
Nicht so da, wo du jetzt wandelst,
Wo das Feld der Schlachten ist;
Wo du seyn mußt, was du bist,
Siegen hilfst, und menschlich handelst.
Säumt noch stets des Friedens Glück,
Wie die Sonn', uns aufzugehen!
Feinde hast du satt gesehen:

Komm zum Freunde nun zurück,
Der so gern im frohen Blick
Dir sein Herz entgegen brächte,
Dir so gern die Freundlichkeit
Seiner Hütte zeigen möchte,
Wo er dir ein Plätzchen weiht.
Wisse, daß in dieser Klause
Nicht der Raum zur Freude fehlt!
Zu dem Wiedersehungs-Schmause
Ist die Stelle schon erwählt,
Wo es sich so gut erzählt,
Weil sie traulich ist; und haben
Eure Waffenstreiferei'n
Nur die schönen Gottesgaben
Nicht so ganz vertilgt am Rhein:
Freund, so soll uns hier der Wein
Unsers Vaterlandes laben,
Und zum Scherze Witz verleihn!
Viel schon hab' ich jetzt; allein
Wie viel werd' ich mehr noch haben,
Nenn' ich dich erst wieder mein!
Frag' bei allen Fürstenhäusern,
Curien und Hütten an,

Frag' den hocherlauchten Mann
Unter ſeinen Lorbeerreiſern:
Leicht erſpäht dein Auge dann
Einen reichern, einen weiſern,
Aber keinen frohern Mann!
Letzte, ſelige Gewährung,
Welcher dieſe Ruh entquillt,
Die den Seufzer der Entbehrung
Freundlich nun auf immer ſtillt,
Die das trübe Nebelbild
Früher Tag' in die Verklärung
Eines neuen Lebens hüllt!
Alles wird erfüllt, mein Lieber;
Und was nicht Erfüllung fand:
Nun, das geht mit uns hinüber!
Drüben iſt ja noch ein Land,
Welches — ob wirs auch nicht ſchauten,
Nie aus unſern Herzen wich;
Mond und Sterne laſſen ſich
Manches Wort davon verlauten.

An E.

1813.

Freund, ich ſtimm' in jene Klagen
Deines Unmuths nicht mit ein;
Zwar, dem Unfug feind zu ſeyn,
Welcher ſich in unſern Tagen
Dichtkunſt nennt, iſt zu verzeihn.
Laß die Thoren Thoren ſeyn,
Die ſich drängen, nachzuahmen
Muthwillfrohen Genien!
Laß ſie leyern ihre zahmen,
Oder wilden Xenier!
Auch ſoll dichs, o Freund, nicht irren,
Wenn Sonnette hier und dort,
Gleich Inſekten, fort und fort
Dein betäubtes Ohr umſchwirren!
Wende von den Reimerei'n
Dich hinweg, und ſieh, da ſchwellen

Fluthen dürftiger Novellen
Uferlos auf dich hinein!
Willst du an der Kunst es rächen,
Wenn die Thoren sich erfrechen,
Ihre Hoheit zu entweihn?
Pflege du getreu und rein,
Edler Freund, in deinem Busen
Unverlockt vom Tagesruhm,
Für die Feste deiner Musen
Ein geweihtes Heiligthum!
Zwar Egerias Gerieſel
Tanzt nicht über Goldsand hin;
Heiter, wie der frohe Sinn,
Rinnt es über arme Kieſel
Neben Uferblumen hin.
Auch der Ruhm ist nur ein Schatten,
Der, wenn unser Licht verlischt,
Bald sich von der Stelle wischt,
Wo wir einst gesungen hatten!
Gellert sang sein Lied der Zeit,
Die den Lichttag Deutschlands weckte;
Sein Gesang ertönte weit

Durch die deutſche Flur, doch deckte
Längſt ſchon die Vergeſſenheit
Mit dem dunkeln Schattenſchleier
Jedes Denkmal ſeines Ruhms,
Sänge nicht ſein Lied die Feier
Unſers Kirchenheiligthums.
Klopſtocks hohe Harfenklänge
Würden mehr und mehr verwehn,
Wenn nicht noch ſein Auferſtehn
Eben jene Feier ſänge.

Dennoch ehren wir die Kraft,
Die da kühn aus ihrem Feuer
Blitze ſchießt auf Ungeheuer,
Aber auch idyllenhaft,
Trotzend aller Stürme Toſen,
Aus dem Schatten ihrer Roſen
Einen Friedenshimmel ſchafft.

Furchtbar rauhe Tage ſtürmen,
Blutig raſt die Zeit vorbei;
Finſter drohet Tyrannei;
Doch was wir im Buſen ſchirmen,
Dieſes innre Seyn iſt frei.

Freund! ein Gott ist der Gedanke,
Und ein menschlich Ding der Wahn,
Der da meint, durch eine Schranke
Zu verschließen seine Bahn.
Laß die Zeit vorüber wüthen!
Deine Nachtigallen fliehn
Zu den Hesperidenblüten
Rosenfarbner Phantasie'n.
Ob die wilde Zeit es höre,
Was die sanfte Muse spricht,
Das, geliebter Sänger, störe
Deine Liederstunde nicht!
Schweb' empor, wie Lerchenchöre,
Deren Lied dort oben singt,
Da, wo Licht und Friede thronen,
Wenn der Lenz um seine Kronen
Mit dem Sturm hier unten ringt.
Lerchen senden ihrer Lieder
Heitre, frohe Melodie,
Unbekümmert, ob wir sie
Hören wollen, zu uns nieder.
Doch, mit selig stillem Sinn,

Horcht, im andachtvollsten Schweigen,
Unter Pappelweiden = Zweigen
Eine junge Schäferin
Nach den Festgesängen hin,
Die da hinter Wolkenschleiern
Ihre Gottesdienste feiern.
Laß dich von der Unnatur
Neuer Singerei nicht stören!
Seelen kennst du, die dich hören:
Sing' uns Wahrheit und Natur!
Wird durch dich ein Herz nur besser,
Heller eine Seele nur:
Blicke froh dann aufs Gewässer,
Wo dein Lebensschifflein fuhr!

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Viertes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

KGN.FRIED
UNIVERS.
ZVI HALLE

BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS

Inhalt.

Morgenfeier	Seite	1.
Lauras Lied	—	4.
Die Feier	—	7.
Die Ueberraschung	—	10.
Die Entfernte	—	14.
Wiedersehn	—	17.
Lauras Tod	—	20.
Erinnerung	—	25.
An die ländliche Phidile	—	28.
Die Quelle	—	31.
Meine Gegend. 1790	—	34.
Maigesang. 1786	—	37.
Lebenslied	—	40.
Ständchen	—	43.
Eros	—	45.
Nach einem alten Liede	—	47.
Skolie	—	49.
An die Wahrheit	—	52.
Der Maitag	—	55.
Gesellschaftslied	—	58.
Skolie	—	61.
Die Stimme im Walde	—	63.

Die Schäferin = = = = Seite 68.
Das ſchlafende Kind in der Laube = — 70.
Wiegenlied = = = = = — 72.
Der Trinker = = = = = — 74.
Trinklied = = = = = — 76.
Frühlingshymne = = = = — 81.
Die Freude = = = = = — 91.
Die Grasemücke = = = = — 93.
Ida = = = = = = — 96.
Lizidas = = = = = = — 98.
* Der Koſack und ſein Mädchen = — 101.
Ruſſiſches Volkslied = = = — 104.
* Mirta = = = = = — 107.
Salomoniſche Lieder
1. = = = = = = — 110.
2. Wechſelgeſang = = = — 112.
3. Sulamith = = = = — 115.
4. = = = = = = — 117.
Dora = = = = = = — 120.
Das Dorotheafeſt. Der Frau Herzogin Dorothea von Kurland gewidmet. Den 3. Februar = = = — 121.
Lied der Elfen. Zum Geneſungsfeſte der Herzogin Dorothea = = = — 123.
Idola = = = = = = — 126.
Feier des 20ſten Mais = = = — 128.

Der Genius des 20ſten Mais : : Seite 130.
* Der 20ſte Mai 1826 : : : — 133.
Paulinentag. 1820 : : : — 136.
Paulinentag : : : : : — 139.
Zum Wiegenfeſt der Frau Herzogin von Azarenza : : : : — 140.
Zum 27ſten October : : : — 143.
An die Briefſtellerin Lili. Schloß Rached den 14. Januar 1814 : : — 145.
Die kleine Adelaide : : : — 150.
Mutterfreude : : : : — 151.
Die kleine Ida : : : : — 153.
Luiſe. Zum Geneſungsfeſt ihrer Mutter — 155.
Luiſens Wunſch : : : : — 157.
Das Glück : : : : : — 159.
Der Pfau und die Krähe : : — 161.
Der Hofmann und der Eſel : : — 162.
Das Privilegium : : : : — 164.
Die Fliege und die Biene : : — 166.
Die entſcheidende Frage : : : — 167.
Der friedliche Löwe : : : — 169.
Die beiden Bäche : : : : — 172.
Revolution der Thiere : : : — 174.
Das Vorrecht : : : : — 178.
Der welſche Hahn und der Schwan : — 180.
* Die Ameiſe : : : : — 181.

Fragment = = = = = Seite 182.
* Zuverſicht = = = = = — 185.
* An Karl = = = = = — 189.
An meinen alten Frack = = = — 195.
Leidenſchaft und Liebe = = = — 203.
Duldung = = = = = — 206.
An die Herzogin von Kurland. Im Herbſt 1803 = = = = — 208.
Zum dritten Februar = = = — 209.
An v. R. im W. 1789 = = = — 214.
Die Welle = = = = = — 217.
An Sidonia = = = = = — 218.
Der Kampf = = = = = — 219.
An Sulzer in Renneburg = = — 220.
Der lange Tag = = = = — 221.
Die reinſte Freude = = = = — 222.
Bav = = = = = = — 223.
Mutterempfindung = = = = — 224.

Morgenfeier.

Hochgegrüßt ſey du, Aurore!
Fackeln deiner erſten Hore
Leuchten roth durchs Morgenther.
Lebensathemzüge wehen,
Und ein großes Auferſtehen
Rauſcht vom Traum der Nacht empor.

Zarte Blüten taumeln nieder,
Ueber die der Geiſt der Lieder,
Wie ein lindes Säuſeln, fuhr;
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Holde Liebe flüſtert leiſer
Aus dem Schatten junger Reiſer
Im Geſang der Nachtigall;
Aber durch die lichten Räume
Schwärmen, wie entzückte Träume,
Schwalben hin mit Jubelſchall.

Lerchen jauchzen durch die Felder,
Und gewaltig brauſen Wälder
Ihre lauten Chöre drein;
Und, wie Opferflammenſpitzen,
Glühn die Berg' empor, und blitzen
In das feuchte Thal hinein.

Walle, Opferflamme, walle!
In der großen Tempelhalle
Iſt die Erd' ein Weihaltar.
Seht, die Prieſterin, umringet
Mit dem Feſtgepränge, ſchlinget
Ihre Strahlenkron' ins Haar.

Angethan mit Glanz und Fülle,
Tritt ſie ſchon aus dunkler Stille,
Ihrem Altar ſich zu nahn.
Wolken, die im Oſt entglühten,
Streuen ſich, wie Purpurblüten,
Flatternd hin auf ihre Bahn.

Sey dann hochgegrüßt, Aurore!
Doch erwecket deine Hore
Die Verzweiflung aus der Ruh:
Winke dann der Freudeloſen
Mit dem Kranze deiner Roſen
Eine heitre Hoffnung zu!

Laura's Lied.

Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz,
Und muß es tief verhehlen!
O, könnte dirs ein Lüftchen nur,
Ein sanftes Lüftchen meiner Flur,
Im Abendhauch, erzählen!

Es sollte, wenn der Hain verstummt,
Und wenn Diana lüstern
Durch deine Buchenzweige schaut,
Wie ein verwehter Herzenslaut,
Um deine Laube flüstern.

Es ſollte deinem Athemzug
Im Frühlingsduft begegnen,
Und Blüten, hell, wie Mondenlicht,
So leiſe, wie die Liebe ſpricht,
Auf dich hernieder regnen.

O, ſchweigend ruhe dann das Ohr
Der lauen Abendwinde,
Daß ein bethautes Blütenblatt
Die Stelle ſeiner Lagerſtatt
An deinem Herzen finde!

Dann würde dir dieß ſanfte Bild
Vielleicht die Seel' erſchüttern,
Und eine liebende Geſtalt,
Von ſäuſelndem Gezweig' umwallt,
Durch deine Laube zittern.

Umfangen würde dich vielleicht
Ein wunderbares Ahnen;

Es würd' an den Platanengang,
Voll Ruh und Nachtigallgesang,
Dich die Erscheinung mahnen.

Dort sah ich dich: und plötzlich war
Mein Blick, mein Herz umfangen;
Das Lied auf meiner Lippe schwieg,
Und eine helle Röthe stieg
Mir heiß auf beide Wangen.

Die schönsten Blüten flatterten
Um dich, wie goldne Horen.
Dich sah ich nur, dich dacht' ich nur;
Verschwunden war mir die Natur,
Ich selbst in Nacht verloren.

Die Feier.

Hier ging Laura! Dieſe Lüfte
Haben heilig ſie berührt,
Haben ihr die Orſerdüfte
Schöner Zweige zugeführt.
Im Geflüſter dieſer Blätter
Trat ſie hin an dieſen Bach;
Und, wie junge Liebesgötter,
Flogen ihr die Blüten nach.

Wie mein Aug' an dieſer Hülle,
Wie es an dem Schleier hing,
Der, gleich einer Kneſpenhülle,
Ihren Reſenleng umfing!

So verhüllt in ihren Schleier,
Und noch mehr in sich verhüllt,
So steht ewig vor der Feier
Meiner Huldigung ihr Bild.

In den schlanken Pappelzweigen,
Sanft vom Abendwind umwallt,
Seh' ich jedes holde Neigen
Ihrer schwebenden Gestalt;
Auf dem Apfelblütengange
Ruht mein Blick, als wiegten ihn
Blumen, welche Lauras Wange,
Leis' erröthend, überblühn.

Jeder blaue Stern der Quelle,
Sanft, wie Huld, und klar, wie Licht,
Malt ihr Auge mir, dieß helle,
Geistige Vergißmeinnicht;
Und die zarte Anemone,

Bricht ſie aus der Knoſpe rer,
Gleicht dem Munde, den zum Ihrne
Sich die Lieblichkeit erkor.
Wehet im Vielengrunde
Ihres Athems Liſpel nicht,
Der: „Ich ſchwebt' auf ihrem Munde —
Seelz zu meiner Ahnung ſpricht?
Hör' ich nicht, wenn Philomele
Durch die Pappeln triumphirt,
Ihren Ton, der aus der Seele
Mir die Stille weggeführt?
Feiern will ich jene Quelle,
Die den holden Blick empfing,
Welchen jede Raſenſtelle,
Ueber die ihr Wandel ging.
Da, da will ich nieder ſinken,
Wie am heiligſten Altar;
Will den Hauch der Lüfte trinken,
Der vielleicht ihr Athem war.

Die Ueberraſchung.

Einen Tag vergeſſ' ich nimmer,
Einen Tag, voll Licht und Glanz;
Roth umfloß der Abendſchimmer
Seinen grünen Frühlingskranz.
Laura trat im weißen Schleier,
Wie das Leuchten eines Strahls,
Sinnend trat ſie in die Feier
Meines ſchönen Ulmenthals.

Töne hört' ich fern verhallen;
Laura ſang in das Getön
Grün verhüllter Nachtigallen:

„Schön iſt Gottes Erde, ſchön!“
Und die hellen Blüten ſchwebten
Taumelnd über ſie herab;
Aber ihre Töne bebten
Mir im Herzen auf und ab.

Wie von weicher Luft getragen,
Kam die ſchöne Wandlerin!
O, ſie kam aus Blumentagen,
Ging zu Blumentagen hin!
Solche Heiterkeit, gemildert
Durch den Schleier, floß, wie Licht,
Das den innern Frieden ſchildert,
Um ihr liebliches Geſicht.

Blicke, welche ſie umflogen,
Bienen gleich am Lindenhain,
Wurden lichte Träum', und ſogen
Himmelsphantaſieen ein.

Dieſes Lächeln auf der Wange!
Dieſe Stirn, voll Frühlingsſinn!
Welch Gefühl! ich ſah ihr lange,
Lange nach! ſie ſchwand dahin.

Flammen eines Purpurbandes
Schlugen, lieblich hell, hervor
Aus den Falten des Gewandes,
Das im Graſe ſich verlor,
Und ſich, wie ein weißes Wölkchen,
Das die Huldgeſtalt umfloß,
Kaum berührend, auf ein Völkchen
Nickender Veilen goß.

Lüfte, die den Schleier trugen,
Herrſchten ruhig durch den Hain;
Nur die Nachtigallen ſchlugen
In das ſtille Feſt hinein:
Denn hier wandelte die reine,
Schimmernde Geſtalt; ihr Blick

ß in dieſem Feenhaine
eligkeit und Glanz zurück.
Heller wird der Lenz hier blühen,
eller blühend einen Pfad
urch den grünen Tempel ziehen,
en die Herrliche betrat.
a, da ſeh' ich noch ſie ſchweben
urch das dunkle Grün des Thals,
ie das ſchöne, ſtille Leben
ines hohen Ideals.
Unvergeßlich ſah ich immer
hr entſchwebendes Gewand,
is der letzte, weiße Schimmer,
ie ein ſchöner Traum, verſchwand!
nd der reiche, unermeßlich
hantaſiereiche Hain —
nvergeßlich, unvergeßlich
ird er meinem Herzen ſeyn.

Die Entfernte.

Goldne Zeit, als, durch die Gartenbäume,
Mir die Nachtigall entgegen ſchlug,
Und das Leben mich, durch lichte Räume
Himmelblauer Frühlingstage, trug!
Oedes Ziel nach einer ſchönen Reiſe,
Die voll Frucht- und Blumenkronen hing!
O wie wars, als ich, in Lauras Kreiſe,
Hoch umher, wie ein Bekränzter, ging!

Sonnig ſtiegen vor mir Höhn und Tiefen,
Wie ein Meer von Blumen, ab und auf;

Kränze winkten, Götterſtimmen riefen,
Triumphirend, die Begeiſtrung auf;
Und die Seele fühlte ſich erhaben,
Reich das Herz. Und nun! was bin ich nun!
Was Vergöttrungsaugenblicke gaben,
Mußte das auf Augenblicken ruhn?

Wie ein Geiſt, der von dem Wiederhalle
Seines Lebens und vom Schatten lebt,
Irr' ich ſtumm und einſam noch um alle
Jene Stellen, wo einſt ſie geſchwebt.
Da, wo Tön' und Blüten ſie umwallten,
Fühl' ich noch ein geiſtig lindes Wehn.
Und dann iſts, als ſeh' ich die Geſtalten
Großer Tage vor mir auferſtehn.

Weinend ruf' ich jene ſanften Schauer
Ihrer Laub' in mein Gefühl herein;
Und ſie flößen dann der tiefen Trauer

Meiner Thränen Seelenheheit ein.
Dann beſchleicht es mich, mit leiſem Glanze;
Hell erſcheint die hohe Freundin mir,
Mit dem grün und weißen Mädchenkranze;
Meine ganze Seel' iſt Traum von ihr.

Wenn ich dann ſo fern die Huldin glaube:
O dann flüſterts meinem Herzen zu:
„Blick' empor! die weite Sternenlaube,
Welche dich hüllt, deckt auch ihre Ruh."
Ja, das iſt das Traumbild, das den Schwachen
Immer täuſcht, und das er immer liebt!
Geiſt des Lebens! laß mich auferwachen
Zu dem Leben, welches Laura giebt!

W i e d e r f e h n.

Wiederſehn!
lich tönt dir mein Willkommen!
ne höchſten Huldigungen
en dir entgegen wehn!
ch hab' ich dich errungen!
wie Frühlingsauferſtehn,
teſt du, o Wiederſehn.

Wiederſehn!
, roſenvolles Leben!
verhüllet dich ein Schleier;

Aber er wird niederwehn,
Und du wirſt, zur Krönungfeier,
Hell aus deiner Wolke gehn.
Laura werd' ich wiederſehn!

Wiederſehn!
Ja, ich werd' in deinem Lichte,
Heller Strahl aus dunkeln Nächten,
Hoch in deinem Lichte ſtehn!
Welche Kronen ſoll ich flechten!
Wie ſoll ich dein Feſt begehn,
Wonnevolles Wiederſehn?

Wiederſehn!
Dir gebühret Harfenfeier!
Lindenblüten, taumelt nieder
In das feſtliche Getön!
Töne meiner Herzenslieder
Sollen dich im Duft umwehn,
Hochwillkommnes Wiederſehn!

Wiederſehn!
Sieger mögen, ruhmbeladen,
Unter zugewerfnen Kränzen,
Stolz durch Volksgepränge gehn!
Buntrophäen mögen glänzen!
Sanft, wie Harfenliſpel wehn,
Iſt der Liebe Wiederſehn.

Wiederſehn
Iſt der Liebe ſchönſte Feier.
Gebt mir Kronen! Roſenkronen!
Meine Königin ſoll ſehn,
Wie die Lieb', in Roſen thronen!
Opferduft ſoll dich umwehn,
Feierliches Wiederſehn!

Laura's Tod.

Laura ſtarb! o, naht euch ſanft, ihr Lenze!
Weiße Blumen ſtreut auf ihre Gruft!
Und, im Liſpel der beſeelten Kränze,
Schwebe heiliger die Abendluft!
Engel! ſchmückt die Amaranthenlaube,
Die den neuen Himmelsgaſt empfing!
Meine Seele wohne bei dem Staube,
Der um Lauras Erdenwandel hing!

Ach! die Erdenwelt kann nicht erſtatten,
Was in ihr die Engelwelt verlor!
Aus erloſchnen Tagen ſchweben Schatten
Meiner abendlichen Trauer vor,
Daß ich mich an dieſe Todten reihe.

Und die Gruft, wo meine Trauer wacht,
Sey der Altar meiner höchſten Weihe,
Sey die dunkle Feier meiner Nacht!
Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodiſch, wie die Harfenſeele,
Liſple dort die Abgeſchiedenheit!
Sanfter, ſtiller wird das Herz dort brechen,
Am zerfallnen Huldigungsaltar:
Da will ich, zur Stille will ich ſprechen,
Was ſie war, die hehe Laura war.
Ja, ſie war mir, was die guten Götter
Dem verlaßnen Erdenſehne ſind:
Sonnenſchein in dunklem Lebenswetter,
Das aus nächtlich finſtern Urnen rinnt.
Sanft war ſie, wie Luft vom Blumenhügel,
Ihre Huld, wie Duft der Lilienflur,
Und ihr Geiſt ein unbefleckter Spiegel
Der, durch ſie verherrlichten, Natur.

Jede Wahrheit, die ſich mir bewährte,
Strahlte ſchöner mir ihr Geiſt zurück;
Alles, was ich that und litt, verklärte
Sich in ihrem engelreinen Blick.
Leite dann, o Wehmuth, mich zur Laube,
Welche Laura zärtlich auferzog;
Wo — wie unvergeßlich! — oft ihr Glaube
Der Vergötterung entgegen flog!

Sey mir heilig, kleine, grüne Pforte,
Wo ſie mir ein Myrtendenkmal brach,
Und mit weihendem Gefühl die Worte:
„Laß uns ſelig ſeyn!" — begeiſtert ſprach —
„Selig unter dieſen Roſen wohnen!
Ja, es war wohl eines Gottes Ruf,
Der den Frühling und die Roſenkronen
Und den Himmel und die Liebe ſchuf." —

Gott zu ſchauen in den Sonnengleiſen,
Und im Veilchen, das im Schatten keimt,

Im Orkan, der auffährt, und im leiſen,
Holden Lüftchen, das in Lilien trämmt:
Dieſe Wonne flammt' ihr im Geſichte;
Die Natur, zur Prieſterin geweiht,
Stand verklärt, im Sommerabendlichte,
Zwiſchen ihr und Gottes Herrlichkeit.

Da, da neigte ſich das Taggetümmel
Zum verſtummenden Gefühl hinab.
Hob die Fromme mich empor zum Himmel?
Oder zog den Himmel ſie herab?
Nichts vernahm ich von dem wilden Toſen,
Vom Gewühl der fluchbeladnen Zeit;
Ruhe ging, im Schatten ihrer Roſen,
Wie der Liebe ſtille Seligkeit.

Mußte ſolche Harmonie verhallen?
Oedes Leben! der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.
Jene Luft, die einem Lilienbeete,

Mit dem ſüßen Raube, ſich entſchwang,
Und durch ihre Roſenzweige wehte,
Zittert ſchweigend durch den Laubengang.

Komm und rauſche durch die Roſenzweige!
Komm und hauch' in ihren Opferduft,
Daß ſo ſchrecklich nicht die Stille ſchweige,
Einen Seufzer nur, o Abendluft!
Einen Seufzer, gleich dem tiefen Schauer,
Der um Lauras letzte Stunde floß,
Jene Stunde, die mit Nacht und Trauer
Mein verlaßnes Daſeyn übergoß!

Da ſchon Dunkelheit ihr Auge deckte,
Als ſich los ihr heilig Leben wand,
Ihre Heimath dort ſchon war — da ſtreckte
Sie zum letzten Mal nach mir die Hand —
Und — ein ſchönes Daſeyn war vorüber! —
O, du Thräne, die dem Aug' entſchleicht,
Brenne nicht ſo! dort — von dort herüber
Hat ein Engel mir die Hand gereicht.

Erinnerung.

Einſt umſprangen mich geliebte Quellen,
Als ich durch das Blumenleben ging,
Das mit ſeinem Frühling um die Stellen,
Um die Mahle ſchöner Tage hing.
Anders klang das Lied der Nachtigallen,
Und des Waldes Tiefe minder hohl:
Welche Lieder hör' ich jetzt? In allen
Tönt mir Lauras ſanftes Lebewohl!

Wenn die Mitternacht den Schlummerloſen
Dicht umringt mit ihrer Einſamkeit,

Oder wenn der Morgen seine Rosen
Durch das Fenster auf mein Lager streut:
O, Erscheinung aus verblühten Tagen!
Weich umwallet, wie ein Wolkensaum,
Den die jungen Morgenwinde tragen,
Dann ihr Schleier meinen wachsten Traum.

Aber sie — wo ist der Glanz der Quelle,
Welchen sie mit ihrem Lächeln schmückt?
Wo der Garten? wo die Lieblingsstelle?
Wo der Strauch, dem sie die Blum' entpflückt?
Wo der Wald, und wo des Waldes Tiefe,
Der ihr Herz sich in die Arme wirft? —
O ihr, meine Lieder, meine Briefe,
Glücklich, wenn ihr sie begleiten dürft!

Haucht ein leises Schauern in die Düfte,
Wo die Ros' im Abendlichte nickt!
Athmet Wehmuth in den Kuß der Lüfte,

Der ſich kühl auf ihre Wange drückt:
Dann vielleicht, dann blickt ſie zu dem Sterne,
Den ſie kennt und liebt; und dieſen Blick
Strahlt das Huldgeſtirn, aus ſeiner Ferne
Wiederſcheinend, in mein Herz zurück.

Welche Oede, wenn mich die Geſchichte
Lauter Tage freudenlos umrauſcht,
Bis ich in den Schooß des Waldes flüchte,
Wo kein fremdes Leben mich belauſcht!
Ach, da harr' ich, bis der Abend dunkelt,
Bis die Nacht mit ihrer Sternenglut,
Durch die Wölbung meiner Buchen funkelt,
Wo ſonſt alles, nur mein Herz nicht, ruht!

An

die ländliche Phidile.

Fragſt du nach dem Stadtgepränge?
Phidile, beneide nicht
Dieſes fluthende Gedränge,
Das nichts hält und viel verſpricht!

Dort im Prunk des ſtolzen Glanzes
Schleicht die Bosheit, und zerſchlägt
Frech die Liljen eines Kranzes,
Den die Stirn der Unſchuld trägt.

Und die Weisheit, die den Frieden,
Den sie lehrt, so oft vergißt,
Zeigt nur, daß die Welt hienieden
Eine Welt des Streites ist.

Laß die stolzen Streitgenossen,
Die so ernsthaft thöricht sind!
Deine süßen, kleinen Possen
Sind mir zehn Mal lieber, Kind.

Fragst du nach der Tempelfeier?
Jene Weisheit macht uns frei,
Lehrt uns, daß dem Kinderschleier
Längst der Mensch entwachsen sey.

Tempelhallen stehn verödet,
Ihrer Heiligkeit beraubt;
Alle Kunst der Suada redet
Kraftlos, wenn das Herz nicht glaubt.

Sieh, dein Tempel ſind die Linden,
Wo du ſinnend mir erſchienſt;
Und, in Einfalt Gott empfinden
Iſt dein ſchönſter Gottesdienſt.

Sey du eins mit deinen Bäumen,
Eins mit Luft und Sonnenſchein!
Und mit allen deinen Träumen
Hülle dich in deinen Hain!

Die Quelle.

Du liebliche Quelle, du wandelſt dahin
In duftigen Schattengeweben,
Und weckeſt den ſanftern, melodiſchen Sinn
In meinem umnachteten Leben.

Wie krachend auch durch den vernichteten Wald
Der raſende Donnerſturm wüthe:
Du wandelſt, von ruhigen Tönen umhallt,
Bewegt von der roſigen Blüte.

Ich trat aus des Lebens Vernichtung hervor
In deine geheiligten Schauer:
Da schwang das Gemüth sich, begeistert, empor
Aus Nächten der dunkleren Trauer.

Und drunten verhallte der kleinliche Laut
Der Erd', im Gewölke verborgen.
Den Sohn der Begeistrung, mit Göttern vertraut,
Erreichen nicht irdische Sorgen.

Du ließest auf deiner umdämmerten Bahn
Das Leben im Bilde mich sehen.
Ein Wellenspiel ist es, ein ewiges Nahn,
Und Fernen, und Kommen, und Gehen.

Und ob auch der Schatten des Ufers hinein
In deine Verklärungen falle:
So trägst du die Bläue des Himmels doch rein
Im tönenden, lichten Krystalle.

Dir gleiche, von Geniusblitzen erhellt,
Der Zögling der heiligen Musen!
Sein hoher Beruf ist: er trägt für die Welt
Den Himmel im tönenden Busen.

Es schattet die Welt sich nur selbst in ihm ab;
Er giebt sie verherrlicht ihr wieder:
So wandelt er selig das Leben hinab,
Im Nachhall unsterblicher Lieder.

Meine Gegend.

1790.

Schön iſt dieſe kleine Welt,
Blühend wild, wie Jugendträume,
Die kein großer Sturm befällt.
Gern baut' ich mein Hüttenzelt
Unter dieſe Bäume.

Um die Hütte legt' ich dann
Schirmende Platanenkronen
Und ein Pappelwäldchen an,
Um mit Nachtigallen dann,
Dach an Dach, zu wohnen.

Einen Garten würd' ich baun,
Den ich grün umhängen wollte;

Der, wie ruhiges Vertraun,
Zwiſchen einem Roſenzaun
Friedlich ruhen ſollte.

Hoch im Garten, der ſich grün
Hin an einem Hügel ſtreckte,
Wollt' ich eine Laube ziehn,
Die ein Roſenbaldachin
Schirmend überdeckte.

Dann die Ausſicht weit und reich,
Wieſ' und Fruchtfeld durch einander,
Einer ſchönen Zeichnung gleich;
Oben kränzendes Geſträuch,
Unten der Mäander.

Aber tief im ſtillern Hain,
Angeweht von Gottes Schauern,
Würd' ich einen Tempel weihn,

Und darin, mit mir allein,
Beten oder trauern.

Und dann würden feierlich,
Wie das andachtvolle Schweigen
Eines Heiligthums, um mich
Die Platanenzweige ſich,
Wie ein Teppich, neigen.

In die lichte Phantaſie
Meiner Götterträume ſchlüge
Nachtigallenthrenodie,
Welche mich zur Harmonie
Schöner Welten trüge.

Würd' ich nun von meiner Flur,
Wie ein ſtiller Tag, verſchwinden:
O, dann würd' ein Engel — nur
Leiſ' und ſchonend — der Natur
Mich vom Herzen winden!

Maigesang.

1786.

Der Greis des Silberhaares,
Der Winter, sank ins Grab;
Der Jünglingstraum des Jahres,
Der Frühling, löst ihn ab.
Er zieht, von Melodieen
Der jungen Freud' umhallt,
In goldnen Phantasieen
Durch den bekränzten Wald.

Es flüstern leise Weste
Mit jedem Halm der Flur
Vom großen Liebesfeste
Der bräutlichen Natur.

Sie wird den Lenz umfangen —
O! dieſe Wonne bricht
Hervor auf ihren Wangen,
Wie heitres Morgenlicht.

Zum Tanz begeiſtern Laute
Der Seligkeit den Bach;
Im Mooſ', im kleinſten Kraute
Wird ſtiller Jubel wach.
O fühlt, was in den Quellen
Nach Finkenſchlägen tanzt,
Und auf geheime Stellen
Der Liebe Myrten pflanzt!

O fühlet, fühlt die Freude,
Die jeden Strauch belebt,
Und über Feld und Haide
Mit Lerchenjubel ſchwebt!
Sie iſt ein Kind der Liebe,
Der Liebe, welche tief

Aus Nächten das Getriebe
Der Morgensterne rief;
Die seliges Frohlocken
In stumme Wälder haucht,
Und Hyazinthergloden
Ins Blau des Himmels taucht.
Es töne laut: Willkommen!
O Freud', um deinen Pfad!
Sey festlich aufgenommen,
Wo deine Gottheit naht!
Still, jedes Rauschgetümmel,
Wohin dein Wandel tritt!
Du bringst aus deinem Himmel
Den sanftern Himmel mit,
Voll Unschuld, wie die Jugend,
Die du in Tänzen übst.
Wir brauchen wenig Tugend,
Wenn du uns Unschuld giebst.

Lebenslied.

Junge Freudengötter,
Flattert auf und ab!
Streuet Roſenblätter
Auf den Ernſt herab,
Daß die Stirn' erheitert,
Daß die Lippe frei,
Und die Bruſt erweitert
Für die Scherze ſey!

Leichter Sinn befreiet
Den gefangnen Witz;
Jede Stelle weihet
Er zum Götterſitz.

Seht, die Götter kommen!
Nur, wem Tiefſinn fern,
Sind ſie unter frommen,
Frohen Menſchen gern.

Mag die Weisheit immer
Unſre Mahle weihn;
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig ſeyn!
Zu viel Weisheit machte
Manchen kalten Kopf;
Doch kein Frohes lachte
Sich um Herz und Kopf.

Laßt die Grübler denken,
Und ſich laut entzweien!
Heitres Leben ſchenken
Grazien uns ein.
Nehmt die Freudenſchaale,
Eh' die Sonne ſinkt,

Die zum Lebensmahle
Frohe Gäste winkt!
Trinkt in langen Zügen!
Kurz währt alles Ding.
Haschet das Vergnügen,
Diesen Schmetterling,
Der sich auf den Blüten
Unsers Lebens wiegt!
Keiner mag ihn hüten;
Haschet ihn, er entfliegt!
Auch die Blüten fassen!
Eine Hore bringt
Alles zu den Hallen,
Wo kein Lied erklingt.
Doch wenn ihr veraltet
Auf dem Mahle steht:
Nur die Freude haltet
Dann noch fest, und geht!

Ständchen.

Entschlummre, schön Liebchen, schon flattert im Stall!
Heut' hatten wir Kränzchen, und morgen ist Ball!
Das Herz und die Aeuglein bedürfen der Ruh:
Drum schließe, schön Liebchen, nur beides hübsch zu!

Es haben die Füßchen nur wenig geruht,
Nur selten erlosch auf der Wange die Glut;
Nun löse der Schlaf die Lebendigkeit ab,
Sonst nützet das Leben zu schleunig sich ab.

Es ist ja das Leben ein liebliches Spiel;
Wir spielen nicht lange: drum spielen wir viel.

Wohl koſtet es Zeit, um die Zeit zu vertreiben:
Drum iſt es auch billig, dazwiſchen zu ruhn.

Viel Kronen des Sieges erwarbſt du dir heut';
Da ging denn das Herzchen, wie Feſttagsgeläut.
Drum ſchlafe nun, Liebchen, ſchlaf ruhig und wohl,
Sonſt klopfet das Herzchen die Seite noch hohl!

Und morgen umflattert, mit Kränzen geziert,
Das Leben uns, welches die Geige regiert.
Horch! hörſt du? ſchon brummet der Nachtwächter: elf;
Drum ſchlafe, ſchön Liebchen, bis Morgen um zwölf!

Erot.

Weih', o Lenz, dem Gotte
Keuſcher Sympathien
Eine Roſengrotte!
Wölb' ein Baldachin
Liederreicher Bäume,
Die um ſeine Träume
Grüne Schatten ziehn!

Liebe ſucht die Stille,
Wo ſie, grün umbaut
Von des Lenzes Fülle,
Sich dem Hain vertraut,
Wenn im Abendflüſtern

Heſper kommt, und lüſtern
Durch die Zweige ſchaut.

Liebe liebt vor allen
Einen dunkeln Wald,
Der von Nachtigallen
Feierud wiederhallt.
In die ſüßen Lieder
Schauern Blüten nieder
Um die Huldgeſtalt.

O! das ſind die Töne,
So die Liebe mählt,
Wenn ſie ihre ſchöne
Fabel uns erzählt,
Und, ihr hingegeben,
Einem ſchönern Leben
Sich das Herz vermählt.

Nach einem alten Liede.

O, möchte mein Liebchen ein Roſenſtock ſeyn!
Dann nähm' ich von draußen den Liebling herein,
Und ſtellt' ihn vors Fenſter, im Frühlingswehn:
Da könnt' ich ihn immer und immerdar ſehn.

Da ſollt' ihn erquicken die herrliche Luft,
Und mich ſollt' entzücken ſein lieblicher Duft;
Ich küßte den Duft mir, bei heimlichem Schein
Des Mondes, ins innerſte Leben hinein.

Ich wollte wohl Morgens und Abends ihn ſchaun,
Ihn ſanft mit der Kühle des Quelles bethaun:
Dann flüſterten roſige Lippen mir zu:
„Ich bin ja dein Liebchen; mein Liebchen biſt du!“

Und nahten die lüſternen Bienelein ſich:
Dann ſprach' ich: — „Mein Liebchen trägt Honig
für mich;
Zieht weiter, ihr Bienlein, zum blühenden Hain,
Und laßt mir mein Liebchen das meinige ſeyn!"

Es kamen auch freundliche Lüftchen daher,
Und neckten und ſcherzten und buhlten umher.
Die ſprächen wohl huldige Wörtchen mir zu:
„Wir lieben, was hold iſt; wir lieben, wie du."

Es flatterte dann aus dem holden Gebüſch
Ein purpurnes Blättchen, ſo duftig und friſch,
Mir leiſ' auf die Wange; da wurzelt' es ein,
Da blüht' es wohl ſchöner, als draußen im Hain.

Und rieſe die Mutter: „O, Töchterchen mein!
Dir glüht ja die Wange, wie Morgenrothſchein!"
Da ſprach' ich: „Das haben die Roſen gethan;
Die Roſen am Fenſter dort hauchten mich an."

Skolie.

Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch!
Trinkt die ſchwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! ſinget Lieder!
Myrt' und Aſter ſind noch friſch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unſre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen ſprießen,
Gern des milden Thaus genießen;
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebenſaft begießen.

Hier soll Freud' und Friede seyn,
Und der Kriegsposaunenbläser
Finde heute keinen Leser!
Jedes Herz sey hell und rein,
Rein und hell, wie unsre Gläser!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finster wollig, draußen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die sanfte Fröhlichkeit
Ueber unsern Kreis gezogen.

Frohsinn würzt ein Festgelag,
Er macht Seel' und Leib genesen.
Jener Ernst von finsterm Wesen
Soll zur Strafe Tag für Tag
B.... Thaten lesen!

Leben soll die beßre Zeit!
Und kein Gete soll die Blüten

Ihres Lebens niederwüthen!
Leben soll die Menschlichkeit,
Trotz den Geten und den Szythen!

Leben soll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts soll diesen Kranz entzweien!
Klingt die Gläser an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

An die Wahrheit.

Tochter Gottes! Licht und Friede,
Huld und Menſchlichkeit ſind dein.
Wer von dir die Liebe ſchiede,
Riſſe deinen Altar ein.

Himmliſch biſt du, wie die Güte,
Wenn ſie Liebesworte ſpricht;
Aufgeſchloſſen, wie die Blüte;
Sanft erquickend, wie das Licht.

Strahl' aus deiner lichten Sphäre
Deines Himmels Wiederſchein!

Menſchenſeelen ſind Altäre,
Die ſich deiner Gottheit weihn.

Scheuch' in ſeine blinde Höhle
Das Geſpenſt der Dunkelheit!
Strahl' in jede Menſchenſeele
Lieb' und ächte Menſchlichkeit!

Tiefe, blutig tiefe Wunden
Schlug der Wahn, der Sohn der Nacht.
Seq auf ewig dann verſchwunden
Das Gebiet der dunkeln Macht!

Wie beim erſten Feierliede,
Das die Auferſtehung ſingt,
Wird es ſein, wenn hell der Friede
Durch den Kampf der Nebel dringt;

Wenn vom Schönen und vom Guten
Sich das Herz nicht mehr verirrt;

Wenn die Menschheit nicht mehr bluten,
Wenn sich Alles lieben wird;

Wenn, was Wahn und Trug ersannen,
Längst verstummt', und nicht mehr gilt;
Wenn der letzte der Tyrannen
Seines Wahnes Fluch erfüllt.

Hülle dann ein tiefer Schleier
Jede Spur des Jammers ein!
Aber groß soll deine Feier,
Lebensauferstehung, seyn!

Der Maitag.

Hinweg mit der Grille,
Wo, hell überblüht,
Die flüsternde Stille
Die Lauben bezieht!
Den blühenden Hallen
Entflattert ein Kranz,
Wie schwebendes Wallen
Der Locken im Tanz.

„Zur Feier der Freude!"
Dieß tönet, dieß hallt
Der Garten, die Haide,
Der Fels und der Wald.

Der Wald iſt voll Weihe
Der Lieb', und die Luft,
Die tönende Bläue
Voll Lerchen und Duft.

Der Himmel iſt feſtlich
Zum Teppich geziert
Der Göttin, die öſtlich
Herauf triumphirt.
Ihr hohes Getümmel,
Voll Leben und Ruh,
Wirft Roſen dem Himmel
Der Weſtgegend zu.

Im Frühduft geboren,
Die Locken voll Thau,
Erſtiegen die Horen
Das himmliſche Blau.
Da tauchen ſie nieder;
Dann ſchwebet ihr Chör,

Zum Abendfeſt, wieder
Im Purpur hervor.
Wenn Lunen die Feier
Der Fluren empfängt,
Und ſilbern ihr Schleier
Die Waldung umhängt:
Dann ſitzt man ſo ſinnig
Im grünenden Hain,
Und ſchmieget ſich innig
Ins Leben hinein.
Da iſt es, als käme
Die Ruhe zum Harm
Der Menſchen, und nähme
Die Welt in den Arm,
Und ſpräche zum Klager:
„Steh auf von der Pein,
Und ſiehe, dieß Lager
Von Blüten iſt dein!“

Geſellſchaftslied.

Keine Kränze trägt die Hore,
Die der Thräne Thau begießt!
Mißmuth horcht am dunkeln Thore,
Das die Zukunft uns verſchließt.
Herein in das offene Leben!
Und laßt das verſchloſſene Haus!
Die Thränen — was mögen ſie geben?
Sie löſchen den Funken der Freude nur aus.

Chor.

Sie löſchen den Funken der Freude nur aus!

Wer mit allem Thun und Sinnen
Immer in die Zukunft ſtarrt,

Wird die Zukunft nicht gewinnen,
Und verliert die Gegenwart.
Und wenn ihr die Zukunft errichtet:
Ihr fändet auch dann eure Qual.
Nehmt an, was das Leben euch bietet,
Und lebet der Freude! Man lebt nur einmal.

Chor.

O, lebet der Freude! Man lebt nur einmal.

Thätig seyn, und froh genißen,
Seines Heils Ueberfluß
Einem Freunde aufzuschließen,
Ist ein doppelter Genuß.
Die Blumen, dem Freunde gestreuet,
Vermehren der Seligen Zahl.
Wer froh mit dem Freunde sich freuet,
Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.

Chor.

Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.

Doch ein ſtiller Engel waltet,
Der uns kaum gewähren läßt.
Stunden zählt er: darum haltet,
Haltet ja das Heilge feſt!

Was wird für das Leben dem bleiben,
Der achtlos Minuten verſtreut,
Die flüchtige Zeit zu vertreiben?
Es treibt ſich wohl ſelber die fliehende Zeit!

Chor.

Es treibt ſich wohl ſelber die fliehende Zeit!

Skolie.

Bekränzet die Locken!
Die Myrt' iſt noch grün.
Laßt immer am Brocken
Die Regenfluth ziehn!
Wir feiern den Frieden,
Und ſtößt ihn auch dort
In Norden und Süden
Die Herrſchbegier fort.

Die Herrſcher auf Erden,
Die mögen ſo gern
Noch herrſchender werden.

Wir laſſen die Herrn!
Sie finden Beſchwerden,
Und ſuchen die Luſt;
Wir trotzen Beſchwerden,
Und finden die Luſt.

Sie haben wohl Länder
Und Raum, ſich zu freun;
Sie können Gewänder
Mit Sternen beſtreun;
Sie ſchmauſen, ſie jagen;
Doch mögen ſie nicht
Ein Wölkchen verjagen
Vom finſtern Geſicht.

Es fließt der Mäander
Des Lebens nicht ſeicht;
Wir machen einander
Die Ueberfahrt leicht.

Wir zahlen nicht Stunden
Für leeres Gezier;
Wir heilen die Wunden
Des Freundes dafür.

Und Freuden zu läutern
Aus Stunden, das heißt:
Ein Leben erweitern,
Das eng uns umkreist.
Drum kränzt mit der Myrte
Den Rand des Pokals,
Und Frohsinn bewirthe
Die Freunde des Mahls!

Die Stimme im Walde.

Hört ihr die Stimme dort
Drüben im Haine?
Hört! ſie klingt fort und fort
Ganz, wie die meine!
Klinget, als ob im Scherz,
Tief in der Tiefe,
Mir ein geliebtes Herz
Wunderbar riefe.

Frag' ich: wer biſt denn du,
Redende Seele?

Ruft sie mir wieder zu:
Liebende Seele?
Wo ist dein Aufenthalt
Hier in dem Haine?
Wiederum klingt der Wald:
Hier in dem Haine.

Jenseit dem Muschelbach,
Wo ich sie hörte,
Lief ich der Stimme nach,
Die mich bethörte,
Streifte durchs kühle Naß
Thauigter Kräuter,
Aber ohn' Unterlaß
Zog sie sich weiter.

Sehnsüchtig, krank und bang
Wollt' ichs verschmerzen;
Aber der Seufzer drang

Doch aus dem Herzen!
Künde dich näher an,
Daß ich geneſen,
Daß ich dich lieben kann,
Liebliches Weſen!

Oder will böſer Scherz
Mich nur verwirren? —
Mutter ſagt: „Liebes Herz,
Laß dich nicht irren!
Richtig iſt, was dich neckt!
Töne verſchwinden!
Was dir die Sehnſucht weckt,
Wird ſich ſchon finden!“

„Bleib' du im Mutterſchooß,
Freundlich umwaltet,
Bis ſich dein Myrtenloos
Bräutlich entfaltet!

Lieb' iſt ja hier auch dein,
Wird für dich looſen;
Denke: die Zeit allein
Bringt und bricht Roſen."

Viel, was die Mutter ſprach,
Viel mag es taugen;
Aber die Thräne brach
Doch aus den Augen.
Aber zur Stimm' im Hain
Will ich nun ſprechen:
„Ruf' nur die Zeit herein,
Roſen zu brechen!"

Die Schäferin.

Ich sah sie traurig am Hügel stehn;
Dort war ihr Hänfling begraben!
Nun, dacht' ich: Solltest doch zu ihr gehn,
Mit etwas Trost sie zu laben.

Ich ging, und als ich ihr näher trat:
Da war das Herz mir genommen;
Mir selber fehlt' es an Trost und Rath;
Ich war so weich und beklommen!

Doch endlich sprach ich ein Wort ihr zu,
Das ängstlich zögert' und zagte:
„Schön Aennchen," fragt' ich, „was weinest du?"
Und hörte kaum, was sie sagte.

Da fühlt' ichs, Friede, wie du entflohst,
Und heiße Thränen ſich löſten!
Fürwahr! es bringet um Ruh' und Troſt,
Ein liebes Mädchen zu tröſten.

Was ſollt' ich machen? — Ich ging zurück,
Und ſah betrübt vor mich nieder;
Es war, als zitterte ſelbſt mein Blick! —
Nein, nein! ich tröſte nicht wieder!

Seitdem nun irr' ich im tiefſten Hain,
Wohin die Menſchen nicht kommen;
Oft wünſch' ich: Könnt' ich ihr Hänfling ſeyn!
Das mögt' uns Beiden wohl frommen.

Mein Leben würde dann heller ſich,
Wie Nelken, würde ſichs färben!
Was wollt' ich ſingen und thun, und mich
Wohl hüten, kläglich zu ſterben!

Das
ſchlafende Kind in der Laube.

Ida ſchläft; mit jedem Zuge
Ihres Athems trinkt ſie Duft;
Sanft, wie vom Vorüberfluge
Eines Engels, weht die Luft.

Holde Friedensgeiſter ſchweben
Um ihr lächelndes Geſicht,
Denn das rauhe Erdenleben
Blickt in ihren Traum noch nicht.

Walle, zarte Blüte, walle,
Schmeichelnd, wie der weiche Sinn

Ihrer Lieblichkeit, und falle
Leis' auf ihren Schlummer hin!

Falle nieder, vom Gewimmel
Schöner Freuden hell umringt,
Wie ein Geist, der seinen Himmel
Einer Schwesterseele bringt.

O, sie schlummert in der Fülle
Heilger Unschuld noch so süß!
Seht! die Wang' umblüht das stille,
Unverlorne Paradies;

Blühet aus der reinen Seele
Zart und unbefleckt herauf. —
Leiser, leiser, Philomele!
Wecke nicht den Engel auf!

Wiegenlied.

Liebchen, laß dich küſſen!
Liebchen, gute Nacht!
Wirſt nun ſchlafen müſſen;
Haſt genug gewacht.
Nun ſchließ die Aeugelein!
Schlaf' ein, mein Kind, ſchlaf' ein!

Finſtre Traumgeſtalten,
Bleibt von Liebchen fern!
Gottes Engel walten
Um die Kindlein gern.
Fallt zu, ihr Aeugelein!
Und ſchlaf', mein Kind, ſchlaf' ein!

Deine Wangengrübchen
Lächeln immer noch;
Aber schlafen, Liebchen,
Schlafen mußt du doch!
Fallt zu, ihr Aeugelein,
Schlaf', Liebchen, schlaf', schlaf' ein!

Schlaf', dem Gram entnommen,
Weil du Kind noch bist;
Eine Zeit wird kommen,
Wo es anders ist.
Fallt zu, ihr Aeugelein!
Schlaf', süßes Kind, schlaf' ein!

Sonn' und Mond laß scheinen:
Schließ' in sanfter Ruh'
Immerhin die kleinen,
Lieben Fenster zu!
Schließ zu die Aeugelein!
Schlaf', süßes Kind, schlaf' ein!

Der Trinker.

Sollt' ich mich mit Grillen plagen?
Meine Weisheit sey fortan,
Alles in den Wind zu schlagen,
Was den Frohsinn stören kann.

Daß der Frohsinn frei mich finde,
Tragt an einen wüsten Ort,
Tragt, ihr ausgelaßnen Winde,
Meine Sorgen mit euch fort!

Sorge heißt die böse Sieben,
Die das liebe Leben quält.

Treu will ich die Flasche lieben,
Bleibt nur sie mir treu vermählt.

Andre mögen Geld erstreben,
Und der Ehre schnöden Sold!
Nichts befleckt so sehr das Leben,
Als der Durst nach Ehr' und Geld!

Komm dann, liebe, volle Flasche,
Die mir immer Frieden gab,
Von der heitern Seele wasche
Jeden solchen Flecken ab!

Nur nach Weine will ich dürsten!
Leben ist ein kurzer Schmaus!
Reichsprälaten, Helden, Fürsten,
Alle, alle lach' ich aus!

Trinklied.

Weg, ihr eitlen Träume!
Laßt uns fröhlich seyn!
In den Bechern schäume
Hell der goldne Wein!
Magst du dann verschwunden,
Goldnes Alter, seyn,
Glänzen goldne Stunden
Nur in unserm Wein!

Geist und Herzensgaben,
Witz und Fröhlichkeit,

Licht und Wahrheit haben
Unsern Bund geweiht.
Feind dem falschen Scheine
Wollen wir denn seyn;
Wahrheit ist im Weine:
Darum trinket Wein!

Haben wir getrunken:
Dann erglüht das Hirn,
Und es sprühet Funken
Die verklärte Stirn.
Weg mit falschem Scheine!
Licht soll mit uns seyn!
Licht ist in dem Weine:
Darum trinket Wein!

Frohgefühle saugen
Wir beim Trinken ein!
Seht, wie holde Augen,

Glänzet unſer Wein,
Lieblich anzuſchauen!
O das mahnt an ſie,
An die holden Frauen!
Leben ſollen die!

Unſre Gläſer-klingen
Heller an für ſie!
In das Leben bringen
Sie erſt Harmonie.
Stunden, die uns drücken,
Mildern ſie ſo zart;
Reich und lieblich ſchmücken
Sie die Gegenwart.

Forſcht nicht ungeduldig
Was die Zukunft beut:
Nichts iſt ſie uns ſchuldig,
Als ein bloßes Heut'.

Wird das einſt erwachen:
Für ſo manches Feſt
Weſſen wir draus machen,
Was ſich machen läßt!

Fern ſey denn die Ferne!
Unſer Frohſinn glaubt
An die nächſten Sterne,
Ueber unſerm Haupt.
Was die andern geben,
Kommt uns unerflecht:
Laßt das Heute leben,
Wie es geht und ſteht!

Friſch, wie neu geboren,
Macht uns ſolcher Wein.
Alles leb'! auch Thoren
Schlichen wir mit ein.
Laßt die Narren leben!

Machen ſie ſich breit:
Immerhin! ſie geben
Stoff zur Luſtigkeit!

Aber nicht zum Haſſen;
Lieber ſey hinfort:
Leben, leben laſſen,
Unſer Loſungswort!
Trinket Saft der Reben,
Der die Laun' erhellt!
Leben ſoll das Leben,
Und die ganze Welt!

Frühlingshymne.

Schon ruht der Krieg
Der wilden Winde;
Schön, wie der Sieg,
Tritt, leis' und linde,
Mit einem Chor
Von Nachtigallen,
Aus Morgenhallen
Der Lenz hervor.

Ein Wölkchen, röther
Als Rosenglanz,
Strahlt aus Aether

Zu ſeinem Kreuz.
Er kam, verborgen
In Nacht, und ſchaut,
Wie friſch ſein Morgen
Die Flur bethaut,
Behängt mit Kronen
Den öden Raum,
Und wirft Zeſtonen
Von Baum zu Baum.

So ſtand im Schmuck
Die junge Welt,
Noch unentſtellt
Vom Niederdrucke
Der erſten Schuld.
Da kam die Huld
Auf allen Wegen
Der Lieb' entgegen.
Fürwahr! die Welt

Ist schön und freundlich,
Wenn sie nicht feindlich
Der Mensch entstellt.
Nein! wir verloren
Kein Paradies;
Das Paradies
Hat uns verloren,
Wenn im Genuß
Des vollen Lebens
Das Herz vergebens
Sich sehnen muß.

Kein Weiser trauert;
Ein Nebelhauch
Der Lust durchschauert
Den jungen Strauch,
Den Blüten kränselnd.
Vernehmt ihr nicht,
Wie Lust und Licht,

Wie jedes Säuſeln
„Ich liebe" ſpricht?
Im Lieb' entglühte,
Was fühlt und ſingt;
Die Blüt' umſchlingt
Die nächſte Blüte.
Wie zärtlich iſt
Das ſanfte Streben,
Womit ein Leben
Das andre küßt!

Seht, wie umgeben
Mit Herrlichkeit
Das friſche Leben
Der ſchönen Zeit
Euch, wie ein Becher
Mit vollem Becher,
Entgegen tritt!
Kommt, einzuſaugen!

Bringt aber Augen
Voll Seele mit!
Von leeren Sinnen
Kann die Natur
Kein Herz gewinnen.
Sie weiht die Flur
Zum heilgen Orte,
Mit Tempelkrang;
Sie redet Worte
Durch Farb' und Klang;
Zu Festgesang
Beseelt sich alles,
Vom Hauch der Luft
Des Blütenfalles,
Bis zu der Kluft
Des Wiederhalles.

Die Lerch' entflieh'
Dem Erdentraume!

Dort hängt ſie froh,
Recht liederfroh,
Am Weidenſaume.
Die Luft erklingt;
Ihr Geiſt durchdringt
Auch ſelbſt die Raben,
Die zu Geſang
Nur wenig Gaben
Und vielen Drang,
Wie Bayué, haben.
Dem Gartenhain
Flößt Philomele
Die feinre Seele
Des Liedes ein.

Die Blüten ſchwimmen
In Melodien,
Und tauſend Stimmen
Vergöttern ihn,

Den Geist, der wieder
Die Welt verjüngt,
Und Lieb' und Lieder
Den Fluren bringt.
O, könnt' ich singen:
Ihm sollte dann
Mein Festpsan
Auf Hymnusschwingen
Entgegen ziehn!
O, könnt' ich singen:
So sang' ich ihn!

Und könnt' ich mahlen:
Dann trüg' ein Thron
Von Morgenstrahlen
Den Götterſohn!
Von schönen Zweigen
Sollt' über ihn
Ein Baldachin

Herab ſich neigen,
Hellroth durchblickt
Von Amaranthen,
Mit Diamanten
Von Thau geſchmückt!
Und Nymphenreihen,
Mit Thyrſusmalen,
Mit roth und grün
Gefüllten Schaalen,
Umgäben ihn!
O, könnt' ich mahlen:
So mahlt' ich ihn!

Und harrte Liebe
Nur irgend mein:
Bei Gott! ich bliebe
Heut' nicht allein!
Ihr Geiſt entzöge
Mich jeder Ruh',

Ich eilte, flöge
Der Huldin zu.
Und wir durchrauschten,
Wie Wasserfall,
Den Hain, und lauschten
Der Nachtigall,
Wo sie im Schatten,
Im grünen Nest,
Sich von dem Gatten
Besingen läßt.

Dann würde weiter
Durchs Thal geschwärmt,
Wo durch die Kräuter
Der Gießbach lärmt.
Und auf dem Hügel
Erhöbe sie,
Die Phantasie,
Nun ihre Flügel.

Sie würd' im Raum
Der Ferne walten,
Zum Dichtertraum
Ihn zu gestalten.

O Götterluft!
Zwei Frohe träumten
An deiner Brust,
Natur, und säumten,
Bis um den Blick
Die Schatten hingen!
Und selig gingen
Wir dann zurück,
Durch junge Aehren,
Der Heimath zu,
Im Auge Zähren,
Im Herzen Ruh'.

Die Freude.

Mit meiner Zither in der Hand,
Begrüß' ich das Gebiet der Freude,
Wohin den Weg kein König fand.
Was um den Thron das Glück vergeude;
Fern liegt von ihm ihr stilles Land.

Den Thron erschuf die kalte Hand,
Die nimmer in geweihten Stunden
Mit einem leichten Schäferkranz
Den Grazienaltar umwunden;
Sie gab ihm Kälte mit und Glanz.

Da ſteht er nun im Schimmerkranz;
Allein die Freude, die in Hallen
Des Frühlings ihre Kronen flicht —
O da, wo weder Nachtigallen,
Noch Herzen ſchlagen, wohnt ſie nicht!

Sie wandelt gern im Abendlicht;
Die Unſchuld iſt ihr Herzensglaube;
Ihr Tempel iſt die weite Flur,
Der Wald iſt ihre Himmelslaube,
Und ihre Gottheit die Natur.

Die Grasemücke.

Welch' ein Gesang, der, wie ein Hauch der Flöte,
Durch jene Lorbeergänge sich ergießt!
Wer bist du, Sänger, der die Morgenröthe
So feierlich begrüßt?

Der erste Strahl, der tief in Osten glühte,
Wo glänzt' er dich zu frohen Liedern wach?
Wo taumelte dir die Zitronenblüte
Mit ihrem Zephyr nach?

Die Wildniß nicht — auf einem Myrtenstamme
Hat Lenzgefühl den süßen Ton gepflegt,

Der hell aus dir empor, wie eine Flamme
Vom Weihaltare, ſchlägt.

Haſt du den Geiſt der Liebe wach geſungen,
Die junge Luſt, die träumend noch und tief,
In Hainen von Orangendämmerungen,
Und Mandelblüten ſchlief?

O, ſüßer flötete nicht Philomele,
Vom Liederfeſt der Blumenzeit berauſcht!
Gewiß haſt du die wohllautvolle Seele
Amaliens belauſcht.

Erhebe dich, o Sänger, und beginne
Zu ihr den Flug! da glückt er dir vielleicht,
Der weiche Ton, der ganz dem Engelſinne
Der zarten Seele gleicht.

Begeiſtre ſelig ihre Morgenträume,
Daß Paradieſe vor ihr offen ſtehn,

Wo unter Kronen reichumblühter Bäume
Geliebte Menschen gehn.

Erkennen wird ihr Seelenblick vor allen,
Wer das Gefühl des Himmels ihr verlieh:
Die Tochter wird ihr in die Arme fallen:
Und dann erwache sie,

Umflossen von der rothen Morgenhelle,
Von leisen, süßen Tönen noch umhallt,
Und finde nun an ihrer Schlummerstelle
Marias Huldgestalt;

Wie da sie steht — ein heller, weißer Engel —
Wie still zu ihr die Holde sich bewegt,
Und eine Ros' am dornbefreiten Stengel
Auf ihren Busen legt!

Ida.

Sieh, der Mond iſt heimgegangen:
Nur ein leiſer Schimmer bleibt,
Und mich dränget das Verlangen,
Das mich zu den Linden treibt.

Bei den zwei vertrauten Linden,
An dem Wieſeneingang dort,
Soll ich meinen Likas finden;
Lieb' und Treuſinn halten Wort.

Knarre nicht, du kleine Pforte!
Abendluft, begleite ſtill
Mich zu dem geliebten Orte,
Wo er mich erwarten will!

Werd' ich ihm auch so gefallen?
Meine Locken sollen glatt
Von der Stirn herniederwallen,
Wie er sie geflochten hat.

Ach! wie quält die Langeweile!
Horch! — das ist sein Flötenton!
Eile, frohes Mädchen, eile!
Der Geliebte wartet schon.

Und ich kann ihm mit Vertrauen,
Und mit liebefrohem Muth
In die klaren Augen schauen:
O, mein Freund ist fromm und gut!

Rosen nehm' ich mit und Beeren:
So will ich von dannen ziehn!
Dieses Körbchen soll er leeren;
Mit den Rosen kränz' ich ihn.

Lizidas.

Könnt' ich ein Lüftchen seyn:
Das wär' ein Leben,
Immer in Feld und Hain
Sie zu umschweben,
Oder, im kühlen Hauch
Wehender Schwingen,
Ihr von dem Blütenstrauch
Opfer zu bringen!

Wär' ich ein Blütenblatt:
Eh' ich verschwände,

Nähm' ich zur Lagerstatt
Lidias Hände,
Oder in ihrem Schooß
Wählt' ich zu sterben!
Wahrlich! kein schönres Loos
Könnt' ich erwerben!

Könnt' ich ein Vogel seyn:
Wieder und wieder
Säng' ich nur ihr allein —
Liebende Lieder,
Ließe bei ihr allein
Häuslich mich nieder,
Kehrte zum offnen Hain
Nimmermehr wieder.

Fragt ihr mich aber: was
Wärst du noch lieber?
Freilich ihr Lizidas

Wär' ich doch lieber!
Luft und Gesang vollauf
Wollt' ich ihr spenden,
Und sie wohl tragen auf
Liebenden Händen;

Grünlich ihr Fensterlein
Draußen umstricken,
Sollten zu ihr hinein
Rosen dort nicken,
Sollte die Rosen dann
Weinlaub umschlingen:
„O, ich beglückter Mann!"
Wollt' ich dann singen!

Der Kosack und sein Mädchen.

Olis.

Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! du fühlest nicht das Leiden,
Fern auf freudelosen Haiden,
Fern zu seyn von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen

Werd' ich Grüße zu dir ſenden
Von entfernten Höhn!
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiederſehen —
Ach! Vernimm mein letztes Flehen!
Bleib' mir treu und ſchön!

Minka.

Du, mein Olis, mich verlaſſen?
Meine Wange wird erblaſſen,
Alle Freuden werd' ich haſſen,
Die ſich freundlich nahn!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob ſie Olis ſahn!

Tief verſtummen meine Lieder,
Meine Augen ſchlag' ich nieder;

Aber — seh' ich einst dich wieder,
Dann wirds anders seyn!
Ob auch all' die frischen Farben
Deiner Jugendblüte starben:
Ja - mit Wunden und mit Narben
Bist du, Süßer, mein!

Ruſſiſches Volkslied.

Zu einer ruſſiſchen National-Melodie.

Immer ging ich hin zum Strande,
Blickte nach dem blauen Rande,
Von dem fernen, fremden Lande,
Da, wohin mein Liebſter ging.

Manche Stimme ſprach beklommen:
„Er wird nicht mehr wiederkommen!"
Doch der Schmerz iſt weggenommen,
Der an meinem Herzen hing.

Fort ſind alle Furchtgeſpenſter,
Denn mein liebſter Freund, mein Schönſter

Blickte plötzlich in das Fenster,
Wo ich stand mit meinem Gram.

Nein, ihn durfte nichts mir rauben;
Und ich hielt ihm Treu' und Glauben;
Hier am Fenster hingen Trauben,
Und die reiften, als er kam.

Schöner blühn nun meine Wangen;
In Erfüllung ist gegangen
Meine Hoffnung, mein Verlangen;
Mein Geliebter hielt mir Wort.

Unter trauten Herzergüssen,
Unter seligen Genüssen,
Unter Liedern, unter Küssen
Gehn die Tage fort und fort.

Er.

Du, die ich im Herzen trage,
Hochgeliebtes Mädchen, sage,

Sage mir, seit welchem Tage
Gabst du deine Liebe mir?

Sie.

Als du meine Hand berührtest,
Mich zum grünen Garten führtest,
Und mein Haar mit Blumen ziertest,
Ach! da klopfte was in mir.

Immer mußt' ich nun dich grüßen,
Und, als hätt' ich was zu büßen,
Ging ich dann mit schweren Füßen,
Doch ich wußte nicht, wohin.

Er.

Was mit mir sich zugetragen,
Weiß ich selber nicht zu sagen;
Aber Berge wollt' ich tragen,
Seit ich dein Geliebter bin.

Mirta.

Als aus der grünen Hülle
Die erste Rose drang,
Trat, in der Abendstille,
Zur reichen Purpurfülle
Die sanfte Mirta hin und sang:

Du blühst zum schönsten Preise
Des Frühlingstages hier!
Was naht so lind und leise
Sich deinem Schimmerkreise?
Das Abendlüftchen naht sich dir.

Sein zärtliches Verlangen
Läßt nimmer dich in Ruh;

Es ſtreichelt dir die Wangen,
Und will dich zart umfangen;
Du nickſt ihm hold und freundlich zu.

Wenns tief im Haine düſtert,
Dann naht es ſich vertraut
Der Huld, nach der es lüſtert,
Und ſchwärmt und ſpielt und flüſtert,
Und nennt dich leiſe ſeine Braut.

Es bringt dir, wenn die Schwüle
Des Mittags dich verletzt,
Erquickend friſche Kühle:
Da ſteh' ich dann und fühle,
Wie ſüß mich ſolches Spiel ergötzt.

Dann wirds um mich ſo helle,
Denn Lykon fällt mir ein,
Der munterſte Geſelle:

Wär' ich an deiner Stelle,
Was müßte dann wohl Lyken seyn?

Wie wollt' ich mich bemühen,
Vor aller Blüt' am Strauch,
Recht schön für ihn zu blühen;
Ich würde röther glühen,
Berührt von seinem sanften Hauch.

Ich würde, wenn er grollte,
Nur freundlicher noch seyn;
Und wenn er ausruhn wollte
Von Scherz und Spiel: er sollte
Dann hier im grünen Zelte ruhn.

Und wieder beim Erwachen,
Da sollten Spiel und Scherz
Ihm frisch entgegen lachen,
Recht fröhlich ihn zu machen:
So, Röschen, träumt ein Mädchenherz.

Salomonische Lieder.

1.

Der Winter ist vergangen,
Der Regen ist dahin,
Und Wiesenblumen prangen
Zum Kranz der Schäferin.

Schon wird, den Hain durchirrend,
Die Turteltaube laut,
Die liebend girrt, und girrend
Das Nest der Liebe baut.

Schon treibt die von den Todten
Erstandne Lebenskraft

Im Feigenbaume Knoten;
Die Ranke trieft von Saft.

Sie duftet in die Laube
Den Wohlgeruch hinein.
Komm, Freundin, süße Taube,
Komm in den Rebenhain!

Laß unter frohen Chören
Von Wald = und = Feldgetön
Mich deine Stimme hören,
Und deine Schönheit sehn!

Denn lieblich sind die Töne,
Wenn deine Stimme schallt,
Und hold ist deine schöne,
Sanft blühende Gestalt.

2.

Wechselgesang.

Sie.

Du, den meine Seele liebt, o sage,
Sag', in welchen Rosen weidest du?
Unter welchem Nachtigallenschlage
Deckt die Zeder deine Mittagsruh?

Sage mir, wo dufteu dich die Myrten,
Und die Lilien, und die Rosen an?
Sage mir es, daß ich bei den Hirten
Nicht vergebens irre, süßer Mann! —

Er.

Fehlt dir Kunde, lieblichste der Frauen?
So geleite, holde Schäferin,
Deine Lämmer hin nach jenen Auen,
Weide nach den Hirtenhäusern hin!

Tritt hervor, und wecke das Entzücken!
Alles, was der Schönheit Strahlen leiht,
Soll dich, königliches Mädchen, schmücken,
Schmücken soll dich jede Herrlichkeit! —

Sie.

Schauet meinen Freund! ihr könnt nicht irren;
Hoch und herrlich wandelt er einher.
Lieblich, wie mein Busenstrauß von Myrrhen,
Kräftig-mild, wie Traubensaft, ist er. —

Er.

Meine Freundin, durch sich selbst geschmücket,
Ragt vor allen Weibern hoch empor!

Seht, aus ihren Taubenaugen blicket
Ihre schöne Unschuldseel' hervor!

Sie.

Schön ist er, und Lieb' und Lenz bereiten
Uns ein grünes, duftendes Gemach.

Er.

Schön ist sie; um unsre Traulichkeiten
Schwebt ein Zedern- und Cypressendach.

3.

Sulamith.

Schön ist mein Geliebter! — Dort ging er hinab. —

Seht den Helden Mann! schwarze Locken wallen,
Gleich dem Wasserfalle, seine Stirn herab;
Herrlich strahlt sein Haupt; schön ist er vor Allen.

Schön ist mein Geliebter! Seinem Aug' entblickt
Sanfter Taubensinn, voller Huld und Güte;
Seine Wange blühet, wie vom Lenz geschmückt;
Und sein heldet Mund glänzt, wie Rosenblüte.

Wie die Kraft der Myrrhe, süß und würzereich,
Ist der holde Mund, wo die Suada waltet;
Seine Hand ist blendend, zart ist sie und weich;
Stolz, wie Libanon, ist mein Freund gestaltet.

Er ist, wie die Zeder; rein, wie Elfenbein;
Seine Stimm' ist süß, gleich den Harfenlauten:
So ist mein Geliebter. Führt ihn mir herein!
Töchter! ich beschwör' euch, sucht mir meinen Trauten!

Er ist hin gegangen zu dem Spezerein,
Die der Gartenflor duftig ihm verbreitet;
Hin ist er gegangen zu dem Gartenhain,
Wo er Rosen bricht, und in Rosen weidet.

4.

Wer iſt, die glänzend vor dem Volke
Herab vom Sarons Höhen ſchwebt,
Wie eine lichtbeſtrahlte Wolke,
Die aus dem Duftthain ſich erhebt?

Sie blühet herrlich, wie die Mandel,
Wenn ſich die Lerche hören läßt;
Und ſchön und herrlich iſt ihr Wandel;
Sie naht ſich, wie ein Frühlingsfeſt.

Ihr Haupt iſt, wie die Cederſpitze,
Die auf den Libanen ſich neigt;
Ihr Auge gleich dem ſtillen Blitze
Der Sommernacht, wenn alles ſchweigt.

Seht, ihres Mundes Perlenreihe,
Mit Rosenpurpur überhaucht,
Um den der Liebe süße Weihe,
Das seligheitre Lächeln schwebt!

Gleicht ihre Rede nicht dem Thone,
Der eine Blumenflur ertönt?
Ihr Schweigen ist die stille Aue,
Worauf der Stern der Liebe blickt.

Von Wohlgerüchen trieft die Schwinge
Der Luft; sie ward in Rosen wach,
Und trägt die seidnen Lockenringe
Der hehren Fürstentochter nach.

So schön sie ist in keuscher Hülle:
Kein Fremder dürfe sich ihr nahn!
Nur mir sey diese Gartenfülle
Voll Lieb' und Frühling aufgethan!

Ich will zum Myrthenberge gehen;
Ich will das frisch ergoßne Grün,

Und meinem Weihrauchstrauch stehn,
Ob meine Märzgesträuche blühn.

Die Winde, die auf Bergen schliefen,
Stehn auf, und werden milde Luft,
Daß würzig meine Myrthen triefen.
Die Hyäde bade sich in Duft!

Komm, meine Huldin, meine Taube!
Komm, athme kanzisches Gefühl!
Bruch ein in meine Gartenlaube,
Denn meine Laub' ist frisch und kühl!

Sey hoch und herrlich mir willkommen,
Die du von Sarons Höhen kamst!
Dein Blick hat mir das Herz genommen:
Vergüte mir, was du mir nahmst.

Dora.

Der weichſte Ton von einer Philomele
Verlor ſich tief in einem Myrtenhain;
Da ſchuf ein Gott aus ihm die feinſte Seele,
Und hauchte ihr Lieb' und Anmuth ein.
Die Pſyche flog durch helle Aetherräume,
Sie flog ins Reich der Lieblichkeit hinauf:
Da blühten ſchon die ſüßen Dichterträume,
Die uns entzücken, in ihr auf.

Sie ſah herab, wo unſre Erde reifte,
Dieß Heimathland der Thränen und der Luſt,
Und ſeufzte dann, als Dora werden ſollte,
Sich leiſ' in Doras weiche Bruſt,
Wo liebliche Gefühle ſie begleiten,
So lind' und mild, wie Lüfte jenes Hains;
Es klingen nun, wie ſanft bewegte Saiten,
Die Stunden ihres holden Seyns.

Das Dorotheafest.

Der

Frau Herzogin Dorothea von Kurland

gewidmet.

Den 4ten Februar.

Der Lenz beschüttete den Hain mit Blumenkränzen,
Der Sommer schmückte sich mit Aehrengold,
Am Thyrsus ließ der Herbst die Purpurtrauben glänzen;
Doch keine Gottheit war dem Winter hold.

Der ſprach: Warum bin ich zu ſolcher Schmach
erkoren?
Da reichte dann die Huld dem Zartſinn ihre
Hand:
Aus dieſem Bunde ward die Lieblichkeit geboren,
Und Dorothea wurde ſie genannt.

Mit dieſer zarten Blüte krönet
Sich nun der rauhſte Wintermond!
Und was am höchſten ſie verſchönet,
Iſt eine Grazie, die tief im Innern wohnt.

Lied der Elfen.

Zu'm Genesungsfeste der Herzogin Dorothea.

Verborgene Göttin der hallenden Klippe,
Die fern hin an blumigen Hügeln erklang,
Verstummt war auf deiner begeisterten Lippe,
O Echo, der preisende Hirtengesang!
Entflohn war das liebliche Freudengewimmel,
Das fröhlich im Hain uns umgab;
Da schatteten weinende Wolken vom Himmel
Auf uns herab.

Es flüsterten traurig die hangenden Blätter!
Verwaist war Titanias Tempel und Hain!

Ein Himmelreich, ohne die seligen Götter,
Hört' auf ein beseligender Himmel zu seyn.
Hier wars, wo bei Opfern ambrosischer Düfte
Manch Wunder der Anmuth geschah;
Dann aber rief Sehnsucht im Hauche der Lüfte:
Titania!

Titanias Lichttag ist wieder geboren!
Ihr Lächeln verscheuchte die sorgende Nacht!
Bekränzet euch festlich, ihr tanzenden Horen!
Blüht heller, ihr Blumen! ihr Lieder erwacht!
Es waltet die hohe Titania wieder,
Das fühlst du, geschmückte Natur!
Trag', Echo, die Freude begeisterter Lieder
Von Flur zu Flur!

Ihr, Tänze der Elfen, belebet die Fluren!
Zur liebenden Seele wird jeglicher Hauch,
und schwebt um Titanias leuchtende Spuren;

Ein geiſtiges Säuſeln durchzittert den Strauch.
Wie regt ſich das ſeligſte Freudengewimmel
Im Luſthain hinauf und hinab!
Mitfeiernd ergießt ſich der Himmel
Auf uns herab.

Der Herrin des Lichtreichs tönt unſre Feier;
Es wurden geheiligte Lüft' um uns wach;
Sie tragen der Hehen den wallenden Schleier,
Sie tragen ihr köſtlichen Opferduft nach.
O ſeht, wie die Wipfel der Tannen ſich neigen!
Sie fühlen, die Herr'n iſt nah;
Es ruft von den Hügeln, es ruft aus den Zweigen:
Titania!

Idola.

Bei Gott, sie ist aus Huld und Licht geboren!
Und Luft aus einem Nachtigallenhain
Ward von den Musen auserkoren,
Ihr erster Athemzug zu seyn!

Da leuchtete die erste Weihestunde;
Und mit ihr kam der Geist der Harmonien,
Der in dem Lächeln auf dem holden Munde,
Wie zartes Rosenlicht, erschien.

Und das Gefühl, das ihrer feinen Seele
Vom Liedergotte mitgegeben ward,
Erwacht und glich der jüngsten Philomele,
Die auf den ersten Frühling harrt.

Nun tönt es fort und fort in ihrem Leben,
Wie eine sonnenhelle Lerchenflur,
Um welche nur die sanftern Götter schweben,
Die Friedensgötter der Natur.

Ein Wohllaut in der Welt des Widerstreites,
Ist all' ihr Daseyn Huld und Harmonie;
Und wenn sie liebt: dann setzet sie ein zweites,
Erhöhtes Seyn in Melodie.

Da, wo sie naht, muß jeder Mißton schweigen:
Und selbst die Thrän' an ihrem Huldgesicht
Ist Morgenthau an jungen Rosenzweigen,
Der einen schönen Tag verspricht.

Wer darf in dieser Tagesfülle wohnen,
In diesem klaren Himmelswiederschein:
O selig, seliger, als trüg' er Kronen,
Wird dieser Mann der Liebe seyn!

Feier des 20sten Mais.

Wohl bin ich ein beglückter Mann,
Daß ich ein theures Haupt mit Blättern
Von Liederkränzen schmücken kann!
Und wem — vor allen Erdengöttern —
Wem bier' ich meine Lieder an?
Elisa leuchtet mir entgegen,
Wie ein erwachendes Gestirn;
Es ruhet aller Göttersegen,
Wie Licht, auf ihrer hohen Stirn.
Bei Gott! sie trägt ein Herz im Busen,
Worin es immer, immer tönt!
Da hat die heiligste der Musen

Die Kraft mit dem Gefühl versöhnt!
Da soll ein reicher Frühling wohnen,
Der zarte Indusblumen pflegt,
Und immer frische Blütenkronen
Für ihre Seelenfeste trägt.
Sie weihte, wie mit Tempelkerzen,
Mit Lichtgedanken, fromm und rein,
Das Heiligthum in diesem Herzen
Zum Pantheon der Freundschaft ein.
Mein Göckingk, stimme deine Leier!
Daß alle Sorgen heut' verwehn,
Daß wir recht liederfroh die Feier
In diesem Pantheon begehn!

Der Genius des 20ſten Maii.

Ich ſehe Glanz! und weihevolle Töne
Umfangen mich, wie eine heilge Macht!
Ich kenne dich in deiner Himmelsſchöne!
Du biſt der Geiſt, der um Idola wacht!

Der Genius, den Lieb' und Licht begleiten!
Du biſt der Geiſt der Lebensharmonien,
Die ſich durch ihre Tage, wie durch Saiten
Der geiſtigleiſen Aeolsharfe, ziehn.

Der frühe Strahl, der an den Wipfeln glühte,
Verkündete dein feierliches Nahn!
Der Hain erklang; da zitterte die Blüte,
Sich hinzustreun auf ihre fromme Bahn.

In ihr hat selbst sich eine Blum' erschlossen,
Die uns ein fremdes Heimathland enthüllt;
Du hast ein Füllhorn über sie ergossen,
Das sich auf Paradiesesauen füllt.

Ihr schimmert selbst das Dunkel dieser Erde,
Von der Verklärung ihrer innern Welt,
Auf-daß zur Krenenperl' die Thräne werde,
Die der bewegten, zarten Blum' entfällt.

Du aber fleug zu jenen Purpurhallen
Der Lichtwelt hin! Da nimm den hellsten Glanz,
Und laß auf ihre Stirn ihn niederfallen!
Heut' schmücke sie ein heimathlicher Kranz!

So leuchte sie vom seligsten Entzücken,
Das eine schöne Herzensthat umgiebt;
Doch sichtbar nur den auserkornen Blicken!
Du weißt wie sehr ihr Herz die Stille liebt.

Dann kehre, froh, wie du ein Heil verkündest,
In dein verhülltes Heiligthum zurück,
In ihr Gemüth, wo du den Himmel findest;
Da leb', und walt', und leucht' aus ihrem Blick!

Der 20ste Mai 1826.

Ich weih', Elisa, meine Leier,
Zum Festgesang mein Saitenspiel:
So grüß' ich deines Tages Feier,
Du reiner Strahl, der in dieß Leben fiel!

Aus einem höhern Heiligthume
Des Lichtes fiel er in dieß Thal;
Das Edle, Schöne, jede Blume
Des Lebens blüht' in diesem milden Strahl.

Er ſchmückt und heiligt jede Stelle,
Die er berührt mit ſeinem Blick,
Und kehret rein, zu ſeiner Quelle,
Rein, wie ſie ſelbſt, in ihren Schoß zurück. —

Hier will der Blick mich unterbrechen,
Den deine Demuth auf mich warf:
So laß denn eine Fabel ſprechen,
Die ungeſtört und freier reden darf!

Ein Zephyr ſprach zum Sonnenſtrahle:
„Bezeichnet deinen Glanztriumph
Mit keinem dunkeln Fleckenmahle
Der, unbeſorgt von dir berührte Sumpf?" —

Da ſprach der Gott der Strahlenquelle:
„Der Himmelsſtrahl, das reine Licht
Verkläret jede dunkle Stelle —
Beflecken kanns der Staub der Erde nicht."

„Es hebt nicht nur das Haupt der Rose,
Mit königlichem Glanz empor,
Aus Sümpfen auch und wüstem Moose
Lockt Blumenschmuck der holde Strahl hervor."

Wenn sich der Blick zu diesem hehern
Und feierlichen Bilde lenkt:
Kanns deine Demuth, Freundin, wehren,
Was jedes Herz bei diesem Bilde denkt?

Paulinentag.

1820.

Ward eine Huldin einſt geboren,
Mit Augen, klar, wie Vollmondſchein.
Vom Himmel war ſie auserkoren,
Ein Engel dieſer Welt zu ſeyn.

Ihr Antlitz war ganz Lieb' und Friede,
Die ſüße Stimme war ein Ton
Von einem ſanften Friedensliede,
Die Stirn' ein Lichtgedanken-Thron.

Es war, als athmete ſie Düfte
Von nahen Paradieſen ein,

Und wennig flatterten die Lüfte
Herüber aus dem Morgenhain;

Der flüsterte, wie eine süße
Begeistrung seligstiller Ruh',
Die weihevollen Morgengrüße
Der ersten Huldigung ihr zu.

Und welch' ein leises Tonverschweben
Entquoll den Zweigen jedes Strauchs,
Mit Liederseelen zu beleben
Das Athmen ihres Lippenhauchs!

Die Blumengeister all' erwachten,
Wie eine frohe Sylphenschaar,
Umringten ihre Wieg', und brachten
Ihr Spezereienopfer dar.

Der Kranz, der ihre Stirn' umschmückte,
War von bedeutungsvollem Sinn;

Die ſanfte Nachtviole drückte
Sich ſtill an ihren Buſen hin.

Die Roſe will den Mund verſchönen,
Um den die Huld ihr Lächeln zieht.
Nun ſang mit Aeolsharfentönen
Ein Sylphenchor dieß Feierlied:

„In ihr wird ſich die Lieb' erkennen,
Die iſt des Friedens Element:
Drum wird die Welt ſie Paula nennen,
Wie ſich die heilge Stille nennt.

So iſt ihr Name ſchon die leiſe
Verkündung ihrer Seelenruh';
Er iſt die ſanfte Liederweiſe,
Ihr Leben iſt der Text dazu." —

Paulinentag.

Die Welt wird dich bei deinem Namen nennen;
Sie weiß nicht ganz, was sie damit benennt;
Ein Seelenzeichen giebt dich Engeln zu erkennen,
Von denen jeder weiß, was er in dir erkennt.

Zum

Wiegenfeſt der Frau Herzogin von Azarenza.

Es war einmal ein Mädchen fein,
Von allerliebſtem Weſen,
Mit tiefem Sinne, fromm zu ſeyn,
Vor Vielen auserleſen.

Und, als es kaum geboren war:
Da brachten Huldgöttinnen
Ihm die geheimen Gaben dar,
Die Herzen zu gewinnen.

Wer ihm ins dunkle Auge ſah,
Weiſſagte voll Vertrauen:
„Aus dieſen ſchönen Fenſtern da
Wird einſt die Weisheit ſchauen.“

Das Mägdlein fing auch früh ſchon an,
Sich Weisheit zu erwerben,
Und klug zu ſeyn: drob meinte man,
Es würde zeitig ſterben.

„Ach! kluge Kinder pflegen nicht
Hienieden alt zu werden!“
Sprach manch bedenkliches Geſicht,
Mit ängſtlichen Gebehrden.

Doch iſts ein bloßer Wahn, der dieß
So abergläubiſch meinet:
Sohſt, Fürſtin, hätten wir gewiß
Aengſt deinen Tod beweinet.

Wer könnt' auch wohl an Weisheit sich
Den Leib so sehr verderben,
Daß man darüber jämmerlich
Des Todes sollte sterben?

Nein, lange wird die Mutter dich
An ihre Brust noch drücken,
Und Schwesterliebe feierlich
Mit manchem Kranz dich schmücken.

Und wir Poeten, die wir doch,
Bekanntlich, sonst nichts haben,
Wir bringen lange, lange noch
Dir unsre Liedergaben.

Zum 27sten October.

Nicht in grauem Nebelſchleier,
Roſenroth und himmelblau,
Tritt hervor zur ſchönſten Feier,
Großer Tag der kleinen Frau!

Nahe dich ihr leis und linde,
Wie ein Blumenhauch, und warm,
Wie die Mutterlieb', und finde
Dann zwei Engel ihr im Arm!

Nahe dich dem ſtillen Orte
Ihrer ſorgenfreiern Ruh'!
Flüſtre traute Herzensworte
Von dem fernen Freund, ihr zu!

Aber dieſe Blumenſtengel,
Die ein fremdes Land gepflegt,
Streu' auf jene beiden Engel,
Die ſie jetzt im Arme trägt!

An die Briefſtellerin Lili.

Schloß Nachod den 14ten Januar 1814.

Du kleine, liebe Schwätzerin,
Du ſchwatzeſt recht nach meinem Sinn,
Daß ich, ſo bald der Ruf erklingt:
Die Poſt iſt da! begierig bin,
Ob ſie von dir ein Briefchen bringt?
Und richtig heißt es immer: Ja!
Iſt auch ein Brief von Lili da.
Dann iſt auf unſrer hohen Burg
Ein hohes Feſt. Wir leſen dann
Die ſehr willkommnen Briefe durch;
Der Vater geht mit Recht voran —

So leſen wir nun weiter fort,
Daß uns die Zeit geheim betrügt,
Und mit dem Vormittag entfliegt.
Zuletzt kömmt Lili dann zu Wort.
Ein allerliebſtes Allerlei,
Das anfangs ſehr poſſierlich klagt:
Wie ſchwer ein Briefes = Anfang ſey;
Doch wird der Anfang friſch gewagt:
Nun geht der Brief, ſo wie ein Wort
Das andre giebt, in einem fort.
Doch weil, wie ſich von ſelbſt verſteht,
Ein jedes Ding zu Ende geht,
So wird das Briefchen endlich ſtumm. —
Wie ſehr ſein Inhalt auch ergötzt,
So frägt die Schreiberin zuletzt
Doch immer: war der Brief nicht dumm?
Ich denk' in meinem Sinne dann:
Was aus der kleinen Freundin doch,

Die, dumm, so klug schon ist, nicht noch,
Wenn sie erst klug ist, werden kann. —

Wie wir auf unserm Wolkenthron
Hier oben leben, weißt du schon:
Man liest, man schreibt, ist überhaupt
Ganz ruhig, wenns der Sturm erlaubt;
Doch eben der verruchte Sturm,
Der sich so pöbelhaft vergißt,
Daß gröber selbst kein Esel ist,
Der spricht gar plump mit unserm Thurm:
Er will, der Thurm soll mit ihm ziehn,
Und der will nicht; dann stößt er ihn,
Und rüttelt, zankt und disputirt
Oft ganze Nächte mit dem Thurm,
Daß man im Bette, wie ein Wurm,
Sich wälzet und den Schlaf verliert.
Und was der tolle Wind sodann,
Wenn er den Streit verläßt, gewann,

Ist — denn der Thurm steht fest und trotz —
Ein Stück vom Dach und unser Schlaf,
Den er doch gar nicht brauchen kann.
Dann schleicht er, wie Napoleon,
Bei Nacht und Nebel sich davon,
Spricht noch zuletzt ein großes Wort
Vom Sieg — und ist auf einmal fort.
Mag draußen sich die Welt entzwein!
Schön kann einmal nicht alles seyn!
Wir sehn auf eine Stadt herab,
Und die sieht aus: wie Grab an Grab.
Schwarz angestrichen hat die Zeit,
Die sich aufs malen schlecht versteht,
Die alten Dächer weit und breit,
Wo aus und ein viel Armuth geht.
Das, wirst du meinen, sey nicht schön!
Ganz recht, das mein' ich auch gar sehr;
Doch desto schöner sind die Höhn
Der Tannenwälder um uns her.

Nun ſag' mir, möchteſt du, trotz Wind
Und Wetter, die hier heimiſch ſind,
Hier mit uns wohnen, liebes Kind!
Doch bleibeſt du auch lieber dort,
Wo deine meiſten Freunde ſind:
So bleib' auch uns nur gut geſinnt,
Und fahr', hübſch oft zu ſchreiben, fort!
Und ſend' auch mir ein freundlich Wort;
Und fehlt etwa der Anfang dir:
So ſend' es ohne Anfang mir!
Das Ende liegt uns immer nah' —
Man hört nur auf, ſo iſt es da. —
Noch einmal — bleib' uns gut geſinnt,
Und lebe wohl, mein gutes Kind!

Die kleine Adelaide.

Ich bin das Mädchen der Freude!
Froh tanz' ich durchs Leben dahin;
Ich blühe, wie Blumen der Weide;
Unschuldig und leicht ist mein Sinn.

Mir lacht das liebliche Leben,
Von Thränen nur selten gestört.
Die Sittsamkeit mag es vergeben,
Wenn Adelheid oft sie nicht hört!

Mit ihr hats immer noch Weile:
Drum will ich indessen mich freun!
Sie wandelt bedachtsam, ich eile:
So hol ich sie früh genug ein!

Mutterfreude.

Seht mein holdes Kind! o ſeht,
Wie es meinem Schooß entſchlüpfet!
Wie es ſich im Kreiſe dreht,
Und um ſeine Blumen hüpfet!

Wo blüht ſolch ein Engel auf,
Den ein Mutterarm umwindet?
Sucht mir, ſuchet ab und auf,
Ob ihr ſolch ein Kind noch findet!

Seht die kleine, weiße Hand!
Sie mag ſchmeicheln, oder ſpielen:
Leben, und ſogar Verſtand
Bringt ſie unter die Gefpielen.

Welch ein Auge, blau und licht,
Wie ein Veilchen auf der Wiese!
Und die Wange, gleicht sie nicht
Einer Frucht im Paradiese?

Wenn es spricht, und wenn es lacht,
Welch ein allerliebstes Liedchen!
Männer, nehmt euch einst in Acht
Vor den beiden Wangengrübchen!

In dem Kopfe steckt Gehirn;
Und die kleinen, blonden Löckchen
Flattern um die klare Stirn,
Wie ein Kranz von Maienglöckchen.

Schon der süße Name klingt
Sanft und hold, wie Lieb' und Friede.
Immer singt mein Herz, es singt:
Adelide! Adelide!

Die kleine Ida.

Heute, Mutter, laß mich springen!
Hof und Garten sind schon grün;
Die erwachten Vögel singen,
Und die bunten Blumen blühn.

Heimlich kam der Mai gegangen,
Anemonen aufzustreun;
Anger, Wies' und Hügel prangen,
Wo sich weiße Lämmer freun.

Wenn die Schäferſtöten ſchaffen:
O, wie luſtig tanzen ſie!
Wenn ſie auch mitunter fallen:
Ihre Mütter ſchelten nie.

Alles drängt und treibt mich außen;
Ich kann fürwahr nicht ruhn!
Was die Lämmer thun da draußen,
Das kann auch wohl Ich thun!

Luise.

Zum Genesungsfest ihrer Mutter.

Heut' ist wohl ein schönes Fest:
Meine Mutter ist genesen!
Was in jedem Blick sich lesen,
Und im Herzen fühlen läßt:
Das ist wohl ein liebes Fest.

Ja, das Fest ist mir so lieb!
Jubellieder möcht' ich singen,
Hoch vor Freude möcht' ich springen,
Treiben, wie ichs nie noch trieb;
Denn dieß Fest ist mir so lieb!

O, daß doch der böſe Feind,
Krankheit, nimmer wieder komme!
Biſt ja, Mutter, eine Fromme,
Die es gut mit Allen meint.
Bleib' entfernt, du böſer Feind!

Mutter, hätt' ich Blumen nur:
Sieh', dann wollt' ich zum Entzücken
Meinen lieben Feſttag ſchmücken,
Schön, wie eine Blumenflur!
Hätt' ich ſchöne Blumen nur!

Oder könnt' ich Wünſche doch
Gleich zu lieben Engeln machen:
O die ſollten dich bewachen!
Engel braucht man immer noch:
Wünſche, werdet Engel doch!

Luisens Wunsch.

Ein Vögelchen mögt' ich wohl seyn:
Dann flöge die frohe Luise
Hinaus in die blühende Wiese,
Und holte sich Blumen herein!

Dann wär' ich so schnell, wie der Wind,
Und tropte den Bergen und Flüssen!
Dann könnt' ich die Sterne wohl küssen,
So fern und so hoch sie auch sind!

Ich hätte nicht Rast und nicht Ruh';
Und wagte die weitesten Flüge
Nach Kirschen und Pflaumen, und trüge
Der Mutter die herrlichsten zu.

Vom Nußbaume flög' ich sogleich
Weithin in des Weinberges Lauben;
Dir brächt' ich die Nüss' und die Trauben,
O Mutter, wie wärst du so reich!

Das Glück.

Das holde Glück kam an der Hand
Der Weisheit einst vom Himmel nieder;
Und die beglückte Erde wand
Dem Gaste Kränz', und sang ihm Lieder.
Umlagert war des Glückes Pfad;
Es ließ sich nicht vergebens bitten,
Die goldnen Freuden hin zu schütten,
Wo irgend eine Stimme bat.

Die Weisheit, die mit Wort und That
Das Glück erst zum Beglücker weihte,
Ging immerdar, wohin es trat,
Dem Glück, als Führerin, zur Seite;
Jedoch der Strahl in ihrem Blick,

Den Markt des Lebens zu beleuchten,
Ihr Ernſt und ihre Würde ſcheuchten
Das Heer der Flehenden zurück.
Und leerer ward es, immer leerer;
Das drängende Gewühl verſchwand,
Daß, bis auf wenige Verehrer,
Des Plutus Tempel einſam ſtand.
Da ſprach das Glück zur Weisheit: „Liebe,
Du ſahſt, wo du mit mir erſchienſt,
Ward alles öd'; am Ende bliebe
Mein Tempel ohne Gottesdienſt,
Wenn wir zuſammen länger gingen:
Drum bitt' ich dich, laß mich allein!"
Und ſie, entfernt, ſich auf zu dringen,
Entwich in einen Lorbeerhain.
Nun brach, wie eine Hungerquelle,
Die Schaar hervor, umfloß das Glück,
Und nur die Weisheit blieb zurück!
Die Thorheit trat an ihre Stelle!

Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau ſprach eine Krähe:
„Was magſt du dich doch in der Sonne drehn!
Wenn Ein Mal nur dein Blick auf deine Füße ſähe:
So würde dir der Stolz vergehn,
Mit welchem du die Federnſpiegel
Des Schweifes aus einander ſpannſt.“ —
„Beſieh,“ verſetzt der Pfau, „doch deinen grauen Flügel,
Wenn du — vor dir — dich ſehen kannſt!
Das, was dein Aug' an Andern ſahe,
Wird Andern nicht an dir entgehn.
Wir ſtehn uns ſelber viel zu nahe,
Um unſre Fehler ſelbſt zu ſehn.“

Der Hofmann und der Esel.

Nicht weit von Neros Sitz, in einer Landschaftsscene,
Lag eine Mühl' am Bach in einem Fürstenhain;
Da gingen Herrn vom Hof und Esel aus und ein:
Die trugen Säck' umher, und goldne Schlüssel Jene.
Ein Esel kommt des Wegs daher,
Begegnet solchem Herrn, und fängt nun an, zu klagen:
„Warum, o Zeus, hat Unsereins so schwer,
Und Jener dort so leicht zu tragen?"
Der Hofmann, den des Fürsten Laune drückt,
Wagts, leise sich ins Ohr zu raunen:
„Wahrhaftig, dort das Thier ist mehr, als ich, beglückt!

Es trägt doch Säcke nur, und keine Fürstenlasten!"
Zevs hört des Esels lautes Schrein,
Des Hofmanns heimliche Beschwerden,
Und spricht zum Hofmann: „Gut! du sollst ein Esel seyn!"
Zum Esel: „Sollst ein Hofmann werden!" —
Der neue Esel war ans Kriechen sehr gewöhnt;
Bei Hof erwarb das Huld, beim Müller aber Schläge;
Allein der neue Hofmann stehnt,
Daß er nun kriechen muß — und schilt auf krumme Wege.
Kurz, Jeder wünscht sich, in das Amt,
Das er verließ, zurück zu treten.
Zevs aber zürnt: Ihr seyd verdammt,
So glücklich nun zu seyn, wie ihr es euch erbeten."

Das Privilegium.

Der Vogel Zevs, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel iſt,
Hatt' einen Landtag ausgeſchrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wohl nicht viel betrieben:
So gab es doch viel Schmauſerei.
Mit unter wurden dann auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.
Es war ein Sproſſer, der begann;
Hart klagte der die Menodramen
Des unbeſcheidnen Kuckuks an.
„Der Kuckuk ſchreit," ſo hub er an,

„Bis zum Betäuben, seinen Namen
Im ganzen, weiten Wald herum.
Erhabner Adler, mach' ihn stumm!
Wir Alle hören lieber Raben,
Als diesen Narrn, den Wald durchschrein." —
Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,
Die Freiheit muß ein jeder haben!"

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Sag' mir, warum man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Ich glaube, könnt' ich stechen,
Und mich so scharf, wie du,
An meinen Feinden rächen:
Man ließ' mich auch in Ruh'."
„Du irrst!" versetzt die Biene,
„Was mehr, als alles, mich
In Schutz nimmt, ist, daß ich
Dem Eigennutze diene."

Die entſcheidende Frage.

Zwei Hähn', aus Welſchland her, nicht eben groſſe Denker,
Nur Schreier, gingen ſtolz auf einem Hof herum:
Sie ſchrien, als wohlverſuchte Zänker,
Doch keiner ſchrie den andern ſtumm.
Der eine ſchilt den andern: „Schreier!"
Und dieſer, mit nicht minderm Feuer,
Erwiedert kräftig jedes Wort.
So zankten ſie dann fort und fort;
Ihr Wechſelhaß wuchs alle Tage.
Am nahen Teiche hob ſein Haupt ein Schwan empor;
Dem trug der eine Hahn nun ſeine bittre Klage,

Voll fremder Schuld und eigner Unschuld, vor.
„Hochweiser Schwan, es treibt ein böser Widersprecher
Mich zur Verzweiflung und zu Dir.
Sieh, jener Hahn ist ein verruchtes Thier!
Er schreit mich todt! beim Jupiter, dem Rächer!
Entscheide zwischen ihm und mir!“ —
„Ja!“ spricht der Schwan, „dein Feind hat schlimm an dir verbrochen;
Ich will dir sagen, wie du siegst;
Nur sage mir zuvor: hat er auch widersprochen,
Der böse Schreier, wenn du schwiegst?“

Der friedliche Löwe.

Ein Löwe, der sich weit umher getrieben,
Und manchen Krieg geführt, kam zu sich selbst, und fing
Auf einmal an, den Friedenssinn zu lieben.
Das ist bei Königen der Thier' ein seltnes Ding,
Weils ihnen, wie wir Alle wissen,
An dem Gefühl für Recht und Pflicht,
An etwas Ewigkeit zu guten Friedensschlüssen,
Und an dergleichen mehr gebricht.
Doch unser Löwe war entschieden,
Selbst ruhig, Ruhe zu verleihn.
Allein, wo findet er den Frieden?
Da, wo Vernunft ist, muß er seyn.

Der Löwe geht. Auf seinem Gange
Begegnet ihm ein Mensch, der zwischen Krücken geht,
Und, weil er sieht, wer kommt, erschrocken stille
steht.
Der Löwe ruft ihm zu: „Vor mir sey dir nicht
bange!
Nimm meinen Gruß! Ich bin ein Wandrer, so
wie du.
Ich wanderte dort aus von meinen Thieren;
Du sollst mich zu den Menschen führen:
Den Frieden such' ich und die Ruh'."

Der Wandrer spricht: „Du kommst so eben
recht; wir gehen
Zusammen nach der Stadt, die über jene Höhen
Mit ihren stolzen Thürmen ragt.
Du wirst dort große Dinge schauen;
Da werden, wie die Zeitung sagt,
Viel weise Herrn an einem Frieden bauen,

Um ihn der Ewigkeit zu weihn.
Mir freilich kostet er ein Bein,
Der heilige Vertrag, den jene Herren gründen!
Ja, was du suchst, kannst du im Schooß der
Menschen finden.
So sey uns denn in unsrer Welt gegrüßt,
Die, wenn nicht ewigen, doch ewig Frieden schließt."
Der Löwe schien dabei nichts Gutes zu empfinden;
Er brummt', und ging mit finsterm Blick
In seinen wilden Wald zurück.

Die beiden Bäche.

Zwei nachbarliche Bäche
Durchwallten Eine Flur;
Der eine zog ſich nur
Ganz leiſe durch die Fläche;
Doch, trotz dem ſtillern Lauf
Der kleinen, ſanften Welle,
Warf er, an mancher Stelle
Des Ufers, Geld herauf.
Hin über nackte Kieſel,
Zog ſtürmend, wie die Wuth,
Das tönende Gerieſel
Der nachbarlichen Fluth.

Und diese rief der Nymphe
Des stillern Baches zu:
„Kaum sind die faulen Sümpfe
Noch schweigender, als du.
Horch, wie den Felsterrassen
Mein Silberschaum entrollt!“ —
„Ich hör' es“ — spricht gelassen
Die Nymph', und wäscht ihr Gold.

Revolution der Thiere.

Der König Löwe hatte lange
Sein Volk regiert, als unerhört
Und plötzlich sich, mit Sturm und Drange,
Das Thierreich gegen ihn empört.
Verkündet wurde nun den Thieren
Durch eine jauchzende Musik,
Kein König werde mehr regieren,
Das Thierreich sey nun Republik.
Vernichtet werden alle Großen,
Die Kleinen nebenher beraubt,
Der Löwe wird vom Thron gestoßen,
Vom Rumpf ihm das gekrönte Haupt.
Daß alles gleich und eben werde,

So mähte hier und mähte dort
Die Gleichheitssichel von der Erde
Die höhern Köpfe rüstig fort.
Und bald ward alles flach und eben, —
Nichts Hohes ragte mehr empor;
Doch stürmte noch durchs flache Leben
Der wilde Aufruhr nach, wie vor.
Und in den wilden Bürgerstürmen
Schwingt sich ein kleiner Tiger auf,
Und dringt, als Held den Staat zu schirmen,
Den Thieren sich als Schutzherr auf.
Herr Braun, der Fuchs, hält eine Rede:
„Errungen," spricht er, „ist das Loos
Der Freiheit durch die größte Fehde,
Und unser Schutzherr ist zu groß,
Um sich zur Tyrannei zu neigen.
Nie wird der Freiheit edler Sohn
Zu einem Throne niedersteigen.
Wo steht so hoch, wie er, ein Thron?"

Der Tiger ſchleicht nun leiſ' und leiſer,
Nachdem er Widerſtand erfährt,
Bis er ſich öffentlich zum Kaiſer
Der Thiere, nicht des Reichs, erklärt. —

Nun wieder Braun, der ſehr erhaben
Des kleinen Tigers großen Geiſt,
Und ſeine hohen Herrſcher-Gaben,
Und ſeine ſanfte Mordſucht preiſt:
„Wohl," ſpricht er, „darf der Blick ſich weiden
Am Schauſpiel, das der Conſul gab:
Er ſteigt von ſeiner Höh' beſcheiden
Zu einem Kaiſerthron herab.
Er will nur Herr der Thiere heißen,
Und, wie der Titel ſchon verſpricht,
Wird er die Thiere nur zerreißen,
Allein das Reich der Thiere nicht.
Er will, ihr ſollt ihn dazu zwingen!"

Nun eilte man ins Prunkgemach,
Die Kron' ihm flehend aufzudringen;
Die Wölfe trieben hintennach.
Brauns Rede schloß nun sehr erhaben:
„Ihr Wölfe, schließt um ihn den Kreis!"
Die Thiere bückten sich, und gaben
Geduldig ihre Bälge preis.
Die Wölfe durften ihn vergöttern,
Nur rauben nicht aus eignem Drang;
Der Raub war sein, den er mit Vettern
Und Basen gnädiglich verschlang. —

Das Vorrecht.

Der große Thierſultan hielt Landestag — das heißt:
Es müſſen ſich dem Thron die Landesſtände nahen,
Um, was der Herrſcher will, verſtummend zu bejahen.
Ein jeder fühlt, wozu ihn ſeine Pflicht verweiſt;
Doch wer vor dem Gebot ſultaniſcher Entwürfe
Zuerſt ſich neigen und verſtummen dürfe —
Darüber ſprach man faſt republikaniſch dreiſt,
Mit freiem Unterſuchungsgeiſt.
In Ueberlegung wird ſogleich der Rang genommen;
Da zanken ſich nun Ja und Nein;
Und endlich war man übereingekommen:
Das ſchönſte Thier ſoll auch der Erſte ſeyn!
Der Affe ſtellt ſich dar — und alle Thiere lachen.
Erſchüttert hat er oft des hohen Sultans Leib;

Ein Affe weiß viel Spaß zu machen,
Und ein Monarch, der eben wachen,
Und sanft regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib.
Da brummt ein ernster Bär: „Fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt!"
Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt.
„Was," spricht die Majestät, „hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unser Reich gewährt?
Zum schönsten Thier erklären wir den Affen!
Die Schönheit sey ein Recht, das wir,
Als Vorrecht jedem Affenthier,
Kraft unsres Machtspruchs, anerschaffen!" —
Der Bär entfernte sich, und brummte still dabei:
„Den Vorzug giebt Natur, das Vorrecht Tyrannei."

Der welsche Hahn und der Schwan.

An einem Teich, auf einem Hügel
Von Schutte, stand ein welscher Hahn,
Und lärmt' und trat in seine Flügel.
Still auf dem Teiche zog ein Schwan.
„Du, guter Freund, dort im Gewässer,"
Ruft jener laut dem Schwane zu,
„Schau her, ich bin so groß, wie du,
Vielleicht auch wohl ein wenig größer!"
Mit edlem Stolze spricht der Schwan:
„Breit ist nicht groß, mein lieber Hahn."

Die Ameiſe.

Der Regen floß den Berg herab,
Und drohet einem Ameishaufen
Mit Ungeſtüm ein naſſes Grab:
Da kommt ein Ameislein gelaufen,
Und ſchleppt ſich mühevoll und ſchwer
Mit einem Halm von Stroh daher,
Den Lauf der böſen Fluth zu hemmen.
Es müht und quält ſich ab; allein
Nicht ſäumt die Fluth, das Ameislein
Sammt ſeiner Burg zu überſchwemmen.

Wies hier dem Ameislein erging,
Wirds auch dem weiſen Mann ergehen,
Der ſich, den Zeitſtrom unterfing
Durch ein Mandat zurückzudrehen.

Fragment.

Wir laſſen Wahn und Trug das Wahr' und Falſche miſchen;
Vergängliches nur kann vergehn;
Das Göttliche wird immer zwiſchen
Vernunft und reinem Sinne ſtehn.
„Aber doch — es muß empören,"
Rief ich zürnend, „ſo zu ſehn,
Wie ſich Wahn und Trug verſchwören,
Rückwärts unſern Gang zu drehn!" —
Das ſoll, ſprach mein Gefärth, dich nicht ſo ſehr empören.
Vergebens waffnet ſich des Wahnes eitler Grimm,
Das Reich der Wahrheit zu zerſtören.

Laß uns ein ſchlichtes Gleichniß hören!
Das tröſtet uns vielleicht. Vernimm!

Um nach der Arbeit ſich zu laben
Am heiligen Naturgenuß,
Saß, ernſt und ſinnend, Johann Huß
Am Moldauſtrom mit einem Knaben.
Ein Sturm beginnt, und ſcheint den Fluß
Mit Allgewalt zurück zu treiben.
Der hocherſtaunte Knabe ſieht,
Daß jede Welle rückwärts flieht.
„Wer," ruft er, „mag dem Sturme wehren?
Er zwingt den Strom, zurück zu kehren!"
Der Weiſe ſpricht: „Mein gutes Kind,
Das ſcheint ſo; laß du dich nicht irren!
Was auch des Sturmes Wuth beginnt:
Die Wellen mag er nur verwirren,
Zurück drehn einen leichten Kahn:
Der Strom in ſich nimmt keine Kunde

Von einem hemmenden Orkan;
Es bricht die Fluth im tiefern Grunde
Sich, Trotz dem Sturmwind, ihre Bahn."

Was meinst du, sprach nun mein Begleiter,
Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm verwehn:
Den Gang der Menschheit wird er nimmer rückwärts drehn.

Zuversicht.

Mag auch die Zeit
Der Dunkelheit
Mit allem Graun verhüllter Tage schrecken:
Einst durchbricht
Gottes Licht
Die verhängnißvolle Nacht,
Ueber die sein Auge wacht.

Uns immer war
Er wunderbar,
Der seine Welt mit Wunderthaten füllet:
Lasset dann
Uns fortan

Auf die Rettungswunder ſchaun,
Die er that, und ihm vertraun!

Getroſt, mein Geiſt!
Der Herr verheißt,
Dein Gott zu ſeyn, der Gott gebeugter Seelen.
Unverhofft
Zeigt er oft
Dem Verzagten offenbar,
Daß Zerſtörung Schöpfung war.

So ſchaff' er dann! —
Wir ſchaun hinan,
Wo nie und nie der Thron des Rechts wankt.
Trotz dem Schmerz,
Glaub', o Herz:
Aus den Trümmern, die vergehn,
Wird das Beßre auferſtehn!

Das Beſte kennt:
Was Seelen frommt,
Nur das allein darf ſich das Beſte nennen.
Aus dem Staub
Grünt das Laub
Für des Dulders Kranz hervor.
Heb', o Chriſt, dein Haupt empor!

An Karl.

Bei Ueberſendung der Schriften Luthers.

Geliebtes Kind, noch kannſt du nicht verſtehen,
Was heut mein Herz zu deinem Herzen ſpricht.
Doch einſt beginnt das volle Tageslicht
Der heiligen Vernunft dir aufzugehen:
Drum lies, o Kind, dies Blatt im ſtillſten Hain,
Im Opferdufte grüner Tempelhallen,
Bedeutender wird dann der Luftſtrom dich umwallen,
Und näher Gottes Geiſt an deinem Herzen ſeyn.
Und wenn dir dann die Thränen leiſ' entfallen,
Die auf den Wunſch: ein edler Menſch zu ſeyn,
Wie Morgenthau auf Blüten niederfallen:
Dann wage tief dich in dein Herz hinein,

Zur edlen Frucht den Vorſatz anzubauen,
Und 'ſchwör' es dir: der Stunde treu zu ſeyn!
Dein Vater weihte dich mit Thränen
Zur Menſchenwürde, theures Kind;
Erfülle ganz das liebevolle Sehnen
Der Zähren, die einſt deine Richter ſind!

Und ſie, die gern dir jedes Opfer brächte,
Vergilt einſt ihr, die dich am Herzen trägt,
Vergilt ihr einſt die langen Winternächte,
Die ſie für dich, o Karl, für dich verſchlägt.
Sie hängt an dir mit hoffendem Entzücken,
Den edlen Mann in dir einſt zu erblicken;
Vergilt es ihr, ſo viel dein Herz es kann!
Laß nicht umſonſt an ihre Bruſt dich drücken!
Vergilt es ihr, und werd' ein edler Mann'
Den edlen Mann, wie ſich die Sitt' auch dreht:
Man ehrt ihn doch, und blickt zu ſeiner Höhe,
Zum wenigſten mit ſtiller Scham, hinan.

Dann wirst du sehn: man kann auf dieser Erden,
Durch Zufall viel, und viel durch Mühe werden.
Durch Kraft und Muth nur wird der edle Mann!
Der läßt das Rad des Zufalls achtlos rollen,
Thut, was er soll, haſcht nicht nach leerem Schein;
Jedoch nur sich, in allem sich nur wollen,
Ist niedrig, Kind, ist niedrig und gemein!

Wird dich das Glück nicht hoch erheben:
So halte dies nicht für ein Mißgeschick!
Das, was wir sind, sind wir durch unser Leben,
Und was wir scheinen, durch das Glück;
Der edle Mann ist mehr als sein Geschick.
So werde, Karl! dann folgt dir im Geleite
Des Lebens nach die süße Seelenruh;
O, sie, die sich so gern dem Menschen weihte,
Wirft ihren Kranz doch nur der Tugend zu.

Da liegt die Welt vor deinem offnen Sinn,
Und manche Spur führt täuschend in die Irre.

Ein wunderbar verflochtenes Gewirre
Von Wahr und Falsch, von Nacht und Sonnenschein
Ist diese Welt; und da mußt du hinein.
Sey deiner Welt, so viel du kannst, ein Engel:
So wird sie dir, trotz aller ihrer Mängel,
So viel sie kann, dafür ein Himmel seyn.

Und wenn dir nun vor deinen Jünglingsblicken
Die Freuden blühn und alles Lockung ist:
So darfst du wohl die bunten Blumen pflücken,
Doch denke, Kind, daß du auch Seele bist!
Und aus der Kraft zu denken sproßen Blüten,
Die nicht nur blühn, um wieder zu vergehn;
Sie sind es, die uns viel vergüten,
Und noch allein am Kranz der Freiheit wehn!
Zu denken kann kein König dir verbieten,
So wenig, als dem offnen Blick das Sehn.
Zu denken kann kein König dir erlauben!

Vor allem denke, Karl, Unsterblichkeit und Gott!
Die halte fest, und laß nicht Hohn, nicht Spott
Des Leichtsinns dir der Seele Stützen rauben!
Doch, der Vernunft getreu, verdamme keinen Glauben!
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott;
Den anders Glaubenden, den wage nie zu schelten,
Du bist nicht Er, er hat nicht deinen Sinn;
Wer Gott nicht sieht, bei Fackeln seiner Welten,
Den zürnest du gewiß nicht zu ihm hin.
Lehrst du das Volk: so laß zugleich dein Beispiel reden,
Das kräftiger, als schöne Worte spricht;
Das schönste Wort empöret Jeden,
Wenn ihm das Beispiel widerspricht.
Dein Vortrag sey kein prunkendes Geschwätze,
Es sey ein Wort, das in die Herzen dringt;
Nimm aus der Welt und Menschen, nimm die Schätze
Der Wahrheit, die dein Wort zum Herzen bringt!

Der Wahrheit, junger Freund, gehört dein ganzes Streben;
Sie hebt das Herz, sie macht den Menschen frei.
Sie sey dein Glaub', und immer sey
Dein Glaube That, Religion dein Leben!

Verkündest du die Wahrheit, kühn und frei:
So fürchte nie das Fluchwort eines Bannes!
Doch geh auch nicht auf Abenteuer aus!
Geh still und fromm zu deinem Volk hinaus!
Ich statte dich mit eines freien Mannes
Erhabenem und großem Beispiel aus.
Mein Luther, Kind, o lies in seinen Thaten
Das Leben, das der edle Mann gelebt!
Verkannt, verfolgt, der Arglist oft verrathen,
Hat er sein großes Ziel erstrebt.
Er steuerte mit einem höhern Triebe,
Als Jason einst nach einem goldnen Vließ;
Die Wahrheit wars, die sich von fern ihm wies.

Ich biete dir, zum Denkmal meiner Liebe,
Die Erbschaft an, die uns sein Geist verließ.
O, lerne ganz in ihm den Mann erkennen,
Der's wagte, sich der Wahrheit so zu weihn!
Und wirst du einst den großen Namen nennen,
Dann, gutes Kind, werd' ich wohl nicht mehr
seyn.
Dann bin ich frei von Erdenfesseln;
Und wenn dein Herz zu meiner Gruft dich führt:
So wisse, Kind, auch unter Nesseln
Ruht weich der Staub, den nicht, was schmerzet,
mehr berührt.

An meinen alten Frack.

Zu Ende geht hier alles nach gerade:
Der Zederwald, so wie der Rosenstock,
Der Liebe Huld, und Majestätengnade,
Das Pallium, und mein profaner Rock.
Mein guter Frack — an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt;
Die nichts verschont, was wir auch ewig wähnen;
Die nieder log, was hoch empor geragt;
Sie wagte, ganze Völker auszuretten;
Sie hat, im Bunde mit den Motten,

Sich ſchon an manch unſterblich Werk gewagt;
Sie weiß nichts bittrer zu verſpotten,
Als irdiſche Unſterblichkeit —
Mein guter Frack, wie könnte dir auf Erden
Ein andres Loos, als andern Dingen, werden?
Auch dich hat ſchonungslos die Zeit
Zu ihrem Opfer längſt geweiht!
Ich fühl' es hart, daß ich von dir mich ſcheide!
Allein Eliſa ſelbſt, die doch ein ſchlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den ſchlechten Mann verzeiht,
Eliſa ſpricht: du ſeyſt ein wenig angeriſſen,
Und meint darum, daß wir uns trennen müſſen;
Und weil ſies meint: wohlan! ſo ſcheiden wir.
Du warſt mir ſo bequem; drob hielt ich dich in
Ehren;
Doch jetzt — ich lernt' in dir, und übe nun an
dir
Die große Kunſt, das Liebſte zu entbehren.

Wir haben, pfadlos eingeengt,
Uns oft durch Dorngebüsch gedrängt,
Und davon trägst du manche Narbe.
Dazu hat längst die dunkle Farbe
Der Sonnenstrahl von dir hinweg gesengt;
Auch merk' ich wohl, du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt;
Denn warum sah der Mann im feinen Fracke
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Ich leugn' es nicht: ich brachte selbst zuweilen,
Aus Kaltsinn, mich um manche Huld;
Doch, lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen:
Auch du trägst einen Theil der Schuld.

So fahre wohl! Ein Abschiedswort zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;
Wir haben beide Eins getragen,
Das heut' in dir noch einmal schlägt.
Nicht überlaß ich dich den gierigen Gewürmen,

Den Motten! Nein! Du wirst vor Regenstürmen,
Vor Schnee und Frost die redlich treue Brust
Des guten Klaus fortan beschirmen:
Und darum schmerzt mich minder dein Verlust.
Mit Außenwerk zu prunken und zu prassen,
War nie mein Stolz und hat mich nie ergötzt:
Sonst hätt' ich wohl schon eher dich verlassen.
Jetzt muß es seyn! Da liegt, der dich ersetzt!
Ich werde nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh' ist halb mit dir dahin;
Ich bleibe fort, zum wenigsten von innen,
Das, was ich war, und jetzt noch bin;
Von außen werd' ich nur ein neues Seyn beginnen.
Die Leute lieben buntes Licht,
Und freun, wie Kinder, sich an neuen Schimmersachen:
So kommt es dann, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen, nein! die machen sie noch nicht;
Der Mensch' ist Mensch; die Leute sind verschieden.

Mit Menſchenſinn, ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, er reicht nicht aus damit hienieden;
Man braucht noch mehr, man braucht zu ſeinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Dieß Etwas kannſt du mir nicht ferner geben;
Und doch — man brauchts, wenn man nicht Heerden führt,
Man brauchts in dieſem wunderbaren Leben:
Drum laß ich dich, im innerſten gerührt!
Du biſt mit mir auf einer Flur geboren;
Ich hab' als Kind wohl um das Lamm geſpielt,
Von welchem ſie zu dir die Wolle ſcheren:
Ob das vielleicht mein Herz noch dunkel fühlt?
Ganz fühl' ich, da ich von dir ſcheide,
Was du mir warſt in deinem ſtillen Werth:
Du warſt mein treulichſter Gefärth
Durchs Abendthal, wenn auf verſtummter Haide
Die Luft ſo leiſe ging, als ſpräche ſelig nur,

Still selig mit sich selbst der Gott in der Natur.
Wenn mich der Hypochonder plagte,
Mich wild hinaus ins Freie jagte,
Zu Kält' und Frost bergauf, bergab:
Du wehrtest, wenn ich, Trotz der Eile,
Dem Eiswind nicht entkam, die Pfeile
Des Winters von der Brust mir ab.

Und wenn mein Geist im öden Lebensschwarme,
Trotz allem Kampf, am Ende doch erlag:
Wie flog ich dann erlöst in deine Arme,
Hin zum Ersatz für den verlornen Tag!
Und von der Schwätzerfluth, von der ich jetzt noch gähne,
Verklang mir nach und nach im Ohr der letzte Laut;
Ich durfte nun die hochgebäumte Mähne
Des Esels in der Löwenhaut
Mit freiem Spottesguß ein wenig niedergießen;

Nun durfte sich mein kranker Genius
Mir freundlich nahn, und mir mit seinem Kuß
Des Zwanges Bitterkeit versüßen;
Nun spielte sanft die liebliche Magie
Der Geisteskraft um meinen freien Busen;
Ich war entzückt, ich lag im Arm der Musen;
Ein Leben quell, wie lauter Melodie,
Aus mir hervor; und fern von dem Gewühle
Erhoben mich die seligsten Gefühle!
Sie trugen mich zu meiner Sternenwelt
Hin, wo die Stille wohnt, zu der mein Geist sich
hält.
O, diesen Geist gedankenreicher Stunden,
Den tiefen Sinn der feierlichen Nacht,
Hab' ich in dir, mein alter Frack, empfunden;
Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;
Und ist mein Grab dereinst nicht ganz verschwunden:
Mit dir erwarb ich mir den kleinen Kranz.
Mag Berenices Haar bis zu dem Sternenglanz

Ein hohes Muſenlied vergöttern:
Wir ſpielen ſo nicht mit Unſterblichkeit;
Doch grünet mir aus meiner Muſenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe ſtreut:
So ſey auch dir davon ein Blatt geweiht!

Leidenschaft und Liebe.

Was stürmt in unbewachten Seelen?
Wie nennt sich diese wilde Kraft,
Die uns so stark uns selbst entrafft?
Wir dürfen uns es nicht verhehlen:
Es ist der Drang der Leidenschaft,
Ist nicht die Liebe, nicht dieß selige Vertrauen,
Das an das Himmlische die freie Seele mahnt.
Die Liebe fürchtet nicht; sie hoffet, glaubt und ahnt.
Die Leidenschaft begehrt, will fassen, hören, schauen;
Sie spricht mit Flammenblicke: „Mein!"
Die Liebe flüstert zärtlich: „Dein!"
Es ist die Leidenschaft, die mit dem Feuerstrahle
Herabfährt, und den Opferkranz verschlingt;
Die Lieb' ist im Vielenthale

Die Hirtin, die das Opfer bringt.

Es brauſt die Leidenſchaft in aufgeregten Wellen;
Das, ihnen anvertraute, Schiff
Wird an dem ſcharfen Felſenriff
Die aufgeſtürmte Wuth erbarmungslos zerſchellen!
Die heitre Liebe tritt hervor;
Die klarſte Silberfluth iſt ihr umblühtes Leben,
Und liebliche Gefühle heben,
Gleich ſelgen Inſeln, ſich aus dieſer Fluth empor.
Es iſt die Leidenſchaft, die zu der niedern Reihe
Der Erdendinge tief das Hohe nieder drückt,
Indeß die Liebe, ſtill entzückt,
In der Verklärung ihrer Weihe,
Das Irdiſche mit Engelheheit ſchmückt.
Die Leidenſchaft, die nie, auch nicht ſich ſelbſt, beglückt,
Lebt von und mit entfliehenden Sekunden;
Sie endet im berauſchten Saal.
Die Liebe rufen hohe Stunden

Der Ewigkeit zum Göttermahl.
Wohl darf sie unter Rosen weiden;
Sie ist der Wohllaut der Natur,
Die Nachtigall der Paradiesesflur,
Umfeiert von geweihten Freuden.
Der Liebe Fackel leuchtet nur;
Die Gluth der Leidenschaft entzündet,
Und keinen Frieden mehr verkündet
Das wüste Brandmal ihrer Spur,
Und weggestürmt ist, wo sie waltet,
Die Ruh' aus der umgebenden Natur.
Wo sich der Liebe Myrt' entfaltet,
Da ruht ein Kind, das Gottes Engel schirmt;
Es spielt mit Blumen und mit Blättern;
Den Blumenhain mag nicht der wilde Geist zerschmettern,
Der in dem Eichenwalde stürmt.

Duldung.

Von Meinung nichts! — von freien Edelthaten
Soll unter Brüdern noch allein die Rede seyn!
Das Land sey, wie es will; gedeihen nur die Saaten:
So wollen wir der Frucht uns freun.

Die Tugend trägt, hoch über das Getümmel
Der Erde, frei empor ihr göttliches Gemüth,
Die ruhig zweifelt, ob in irgend einem Himmel
Ein Kranz für ihre Schläfe blüht.

Es blüht ein Kranz! — Ihr muß er zwiefach
lehnen;
Ihr half kein Gott; sie trug dieß Leben ganz allein.
Es fodert Göttermuth, dieß Leben zu bewohnen,
Und keinen Himmel an zu schrein.

So wollet dann einander gern erlauben,
Zu sehn, was jeder sieht! Dem seltnen, großen
Geist
Erlaubt, ein Gott zu seyn, und keinen Gott zu
glauben,
Zu leugnen, was er uns beweist.

An

die Herzogin von Kurland.

Im Herbst 1803.

Hingestorben ist das Blumenleben,
Hohe, edle Freundin der Natur!
Einsam flattert noch ein Kranz von Reben
Dir entgegen von der öden Flur.

Alle Spur des Schönen ist vernichtet;
Doch die Schönheit selbst hat sich hinein
In dein Leben, tief hinein geflüchtet,
Um nicht länger auf der Flucht zu seyn.

Zum dritten Februar 1809.

Es zog ein Sänger durchs Land;
Begeistert vom Zauber der Töne,
Besang er das Heilige, Schöne,
Das innig sein Busen empfand.
Er kam, ein fröhlicher Gast;
Es war ja von Gott ihm beschieden,
Zu singen die Lieb' und den Frieden,
Der liebend die Herzen umfaßt.

An einem Strome vorbei
Kam heiter der Sänger gezogen;
Da schäumten so blutig die Wogen,
Da tönte Geruf und Geschrei!
Zerstört war Hütt' und Pallast,
Wo Krieger ihr Wesen getrieben! —
„Es ist ja viel süßer zu lieben!
Wer sagt mir, warum man sich haßt?"

Das drückt und preßt ihn so sehr!
Da schwur er, in kommenden Tagen
Nicht ferner die Laute zu schlagen,
Zu singen die Liebe nicht mehr,
Bis er, vom Jubel umhüpft,
Im Wohllaut harmonischer Stunden,
Den Engel der Liebe gefunden,
Der Himmel und Erde verknüpft.

Er sucht die heilige Spur,
Bald hieher, bald dorthin sich neigend.
So wandert er, einsam und schweigend,
Zu einer umhügelten Flur.
Dort stand, von Waldung umschützt,
Nach einem Armidischen Plane,
Ein Pallast mit weißem Altane,
Auf schimmernde Säulen gestützt.

Von außen winterlich kalt,
Doch hinter den Fenstern, da blühte
Das Leben der Lieb' und der Güte,
Die rosige Feengestalt.
Da schwebts ihm wunderbar vor,
Als würd' ihm ein Ahnungstraum kenntlich;
Er wandert und wandert, und endlich
Empfängt ihn ein wirthliches Thor.

Er ſieht, vom Jubel umhallt,
In ſchöner Bekränzung des Saales,
Beim Glanze des köſtlichen Mahles,
Die lieblichſte Feſtgeſtalt.
Sie leuchtet freundlich hervor;
Und als er die Herrliche ſchaute:
Da tönte von ſelber die Laute,
Da ſang Dorothea! der Chor.

Von Jugendbildern umhüpft,
Von ſiegender Anmuth umgeben,
Begeiſtert den Sänger das Leben,
Das Himmel und Erde verknüpft.
Des Sängers Herz iſt verſöhnt:
Es hat ja die ſchönſte der Horen
Den Engel der Liebe geboren!
Sie werde mit Myrten gekrönt!

Die Stunde wird gekrönt!
Sie heilte dem Sänger die Wunden:

Er hat, was er ſuchte, gefunden,
Ihm hat es die Laute getönt.
Und darum verdient ſie vollauf,
Am Himmel der Sterne zu glänzen;
Doch hängt er ſie lieber mit Kränzen
Im Tempel der Grazien auf.

An

v. R. in W.

1789.

Iſt dein Monarch ein Freund der Muſen;
Trägt er ein warmes Herz im Buſen,
Voll Kraft, des Wahnes Feind zu ſeyn:
O dann, dann ſäumet nicht, ihr Söhne
Des feiernden Geſangs, die Töne
Der goldnen Leier ihm zu weihn!

Iſt er ein Held, der, kalt und ſtrenge,
Des Schmeichlers eitle Lobgeſänge
Zurück von ſeinem Herzen weiſt:

Dann schmiege sanft, gleich einem Liede
Der goldnen Zeit, der schönste Friede
Des Lebens sich an seinen Geist!

Droht er dem Heuchler ernste Rügen,
Und ist ihm mehr, als süße Lügen,
Ein herbes Wort der Wahrheit werth:
Dann, Edle, naht euch seinem Throne,
Schlingt Eichenlaub um seine Krone,
Und Lorbeer um sein heilig Schwerdt!

Ist er ein sanfter Volksbeglücker,
Und blitzt er auf den Unterdrücker
Des Friedens einen Blick voll Muth:
Dann laßt den Hymnus ihn vergöttern;
Bestreu den Platz mit Rosenblättern,
Wo seine Königsorge ruht!

Und fragt er zwischen Strafgesetzen,
Aus Furcht, die Menschheit zu verletzen,

Sein heiligſtes Gefühl um Rath:
Ja, dann bekränzt dem Völkerhirten
Das Diadem mit jungen Myrten
Für jede ſchöne Friedensthat!

Doch iſt er nichts von dieſem Allen,
Und läßt er unſre Hoffnung fallen,
Die ſchön an ſeinem Thron begann:
Dann ſchlaf' er einſt in den Zypreſſen
So todt, ſo ruhmlos, ſo vergeſſen,
Wie ein verſchwundner Tartarchan!

Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin, mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub?

„Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes weit,
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit."

An Sidonia.

Kalte Schneegewölke rollen
Ueber den erſtarrten Hain.
Sagt mir, was die Veilchen ſollen?
O Sidonia, ſie wollen
Gern ſich in dein Leben ſtreun;
Wollen dort zu Geiſtern werden —
Gleich den Geiſtern beßrer Erden,
Die kein Böſewicht durchwühlt —
Um mit dir ſich zu verſchwiſtern,
Und dir immer zuzuflüſtern,
Was für dich die Freundſchaft fühlt.

Der Kampf.

Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesſtürmen ſtritt? —
Mir iſt ein Herz mit ſeinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

An Sulzer

in Ronneburg.

Du haſt das Leben mir zurükgegeben;
Mit Wehmuth dank' ich dir es, guter Mann!
Mit Wehmuth, ach! da deine Kunſt das Leben,
Das Leben ſelbſt nicht heilen kann.

Der lange Tag.

Bei langen Tagen wird es ſchnell,
Bleibt auch bekanntlich lange hell;
Bei unſerm Landtag iſt die Frage:
Wann wird es endlich hell in dieſem langen Tage?

Die reinste Freude.

Durchschaut das ganze Lustgebiet:
Kein Paradies für Engel!
Was diese Erd' einmal erzielt,
Hat auch der Erde Mängel.

Nur eine Freud' ist unbefleckt;
Und diese Seelenweide,
Die schon nach Himmelswonne schmeckt,
Heißt Freud' an fremder Freude.

Bar.

Bar flieht ins Reich der Phantaſie hinüber,
e Opium ſtellt ihm dazu die Flügel leihn;
ach der Mohnſaft ging in ſeine Schriften über,
m ſeine Leſer ſchlafen ein.

Mutterempfindung.

Dein Tag erfüllt mit einem Himmelsstrahle
Das Mutterherz, das ihm entgegenschlug!
So schlingt, als ich zum ersten Male
Dich, süßes Kind, auf meinem Schooße trug!
So setzt' ich mich beim heutigen Erwachen
An dem Gefühl, daß du die meine bist!
Wie mögen wohl die Engel machen,
Wenn sie so selig sind, wie eine Mutter ist?

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Fünftes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

Inhalt.

An Elisa von der Recke . . .	Seite	1.
Die Geburt der Freude. Ein Gedicht in sechs Liedern. Inhalt . .	—	2.
1. Das Fest der Weihe . .	—	6.
2. Die Geburt der Freude .	—	11.
3. Wanderung der Freude .	—	16.
4. Die Insel . . .	—	23.
5. Elis und Elide . . .	—	31.
6. Rückkehr	—	39.
Wechselgesang. Elis und Elide . .	—	45.
Likas und Agle	—	50.
Raisa	—	62.
Die Orakelglocke	—	69.
Macht der Gewohnheit . . .	—	73.
Der Dämon	—	78.

Die Echo . . . . . Seite 80.
Die Mitture vom Ganges . . . — 83.
Die Blume der Lauenburg . . . — 86.
Robert und Klärchen . . . — 93.
Irmy . . . . . — 99.
Romanze . . . . . — 103.
° Die Dämmerung. I. . . . — 105.
II. . . . — 111.
III. . . . — 117.
Das Gespenst . . . . — 130.
Das Echo, oder Alexis und Ida . — 135.
Alexis. Der Sonntag . . . — 137.
Ida. Der Tanz . . . . — 140.
Ida. Das Bild im Spiegelteiche . — 143.
Alexis. Unruhe . . . . — 144.
Ida. Der Verdruß . . . — 148.
Alexis. Die Laute . . . . — 151.
Ida. Die Lauscherin . . . — 154.
Ida. Die Selbstentschädigung . . — 156.
Alexis. Ständchen . . . . — 158.
Ida. Der Traum . . . . — 160.
Ida. Das Band . . . . — 162.

ßda. Das böſe Band : : : Seite 164.
llexie. Das Zauberband : : : — 165.
ßda. Das Errethen : : : — 169.
llexie. Das Orakel der Zweige : — 170.
llexie. Das Lied am Haine : : — 172.
ßda. Das Gelübde : : : — 174.
ßda. Mutterlehren : : : — 175.
lexie. Herz um Herz : : : — 177.
ßda. Die Verwirrung : : : — 179.
ed der Schweſtern. Das Taubenpaar — 180.
ßda. Anklage : : : : — 183.
xie. Widerruf : : : : — 185.
ßda. Das inwendige Auge : : — 189.
xie. Die Bannung : : : — 191.
ßda. Das böſe Band : : : — 192.
ßda. Die Verſöhnung : : : — 196.
rie. Das Wunderband : : — 198.
rie. Die Verwandlung : : — 198.
zweier Schäferinnen. Die Liebe : — 200.
. Die Hoffnung : : : — 201.
rie. Die Huldigung : : : — 204.
. Die Blumenkönigin : : — 206.

Alexis.	Luſt und Schmerz	Seite 208.
Alexis.	Die Ausſicht	— 209.
Ida.	Die Reſe	— 210.
Alexis.	Die Krankheit	— 212.
Ida.	Die Heilung	— 213.
Alexis.	Die Gewalt des Blickes	— 215.
Ida.	Die Sendung	— 216.
Alexis.	Das Zeichen	— 217.
Ida.	Im Garten	— 218.
Alexis — am Ulmenhaine — Ida — im Garten. — Wechſelgeſang		— 220.
Ida.	Das Wagſtück	— 222.
Duett.	Alexis und Ida	— 224.
Der Geburtstag		— 228.

An

Eliſa von der Recke.

Dir, Freundin, ſing' ich dieſe Töne
om Geiſt der Freud' und ihrer Rub';
er kennt das Heilige, das Schöne,
n Ernſt der Freude ſo, wie Du?

Auf einer Amarantbenwieſe,
eß theurer Mahle, wars, wo ſie,
er Unſchuld Tochter, Dir, Eliſe,
en zarten Himmelsſinn verlieh.

Mit ihr entfliehſt Du dem Kothurne,
er durch die Kerzenſäle rauſcht,
d ſchmückeſt eine heilge Urne,
o nur dein Engel Dich belauſcht.

Die Geburt der Freude.

Ein Gedicht in sechs Liedern.

Idee des Gedichts.

Psyche stellt in sich die Unschuld, die unbefangne Seelenreinheit dar, welche eine dunkle Ahnung ihrer höheren Abkunft und Zukunft in sich trägt, eine Ahnung, die in den Stunden der Weihe zu einer gewissen trauernden Sehnsucht übergeht. Eine Annäherung des Göttlichen, zu dem Psyche hinaufstrebt, eine Offenbarung der Gottheit erscheint ihr: es ist Amor, dieser himmlische Genius, der mit der Leidenschaft nichts gemein hat. Nun erhält Psyches Daseyn Bedeutung und Zusammenhang. Jene Offenbarung giebt ihrem dunkeln Bewußtseyn Vollendung, Klarheit und Leben, ihrer Sehnsucht Bestimmtheit

und Zuversicht. Psyche umfaßt die hohe Offenbarung: Amor wird ihr Geliebter — ihr Vermählter.

Das Gedicht beginnt mit der Feier der Vermählung der beiden Liebenden: sie geschieht in einer Palmenlaube. Ein Thautropfen fällt von der Palme auf Psyches wonnetrunknes Auge, und verwandelt sich dort in die keusche, heilige Thräne, welche fortan die Begleiterin von Psyches höchster Seligkeit wird. —

Aus Amors und Psyches Verbindung entsteht ein drittes Wesen: es ist die lichthelle Heiterkeit, die auf Alles ihren Sonnenschein verbreitet; es ist die liebliche Freude. Die Musen nennen sie Thegone, und bringen Harmonie, die Grazien Holdseligkeit in ihr Leben. Mit Anmuth und Huldsinn stattet die Liebe sie aus; und die heilige Schaam reicht ihr den Liljenkelch, voll Tropfen des Himmels. Von dem Vater trägt sie an sich den Glanz der göttlichen Würde; und die schöne Thräne der Unschuld von der Mütter glänzt in ihrem Auge. Die Weisheit aber richtet den Blick der jungen Freude aufwärts zu ihrem leitenden Sterne. So begab sich das Geburtsfest der Freude. —

Theogene beginnt ihre Wanderung durch die Welt. Die Göttin der Natur, Isis, schmückt mit einer Götterkrone die schöne Pilgerin, welche überall, wo sie Einfalt und Würdigkeit findet, Segnungen ausgießt. Am Abend des ersten Tages ihrer Wanderung wird sie von einem Genius zum Schlummer in eine blühende Grotte geführt. Hier erscheinen ihr im Traume süße Erinnerungen: sie erblickt ihre Mutter, und der Stern der Weisheit leuchtet herab in ihren dunkeln Traum. —

Die Freude kommt auf ihrem weiteren Zuge, von einer Wolke getragen, zu einer, fern im Meere verborgenen Insel. [redacted] Wölkchen von ursprünglicher Sittenunschuld, [redacted] es ihrem reinen Sinne zusagt. Auf der Höhe eines Berges dieser Insel trifft sie eine Laube an; in der Mitte derselben steht ein Altar, auf den durch die Oeffnung von oben das Licht, gleichsam der Blick des Himmels, niederfällt. Es ist der Altar, vor welchem jeder Bund der Liebe seine Weihung erhält. —

Es erscheint, im fröhlichen Brautgefolge, ein liebendes Paar. Der Zug bewegt sich singend zum

Tempel der Weihe hinauf. Die Freude folgt dem Zuge. Die Geschichte dieser Liebe ist der Inhalt der Liederfeier. Der Jüngling hat seine Elide durch Thaten der Hülfe und dadurch errungen, daß er die Geliebte selbst vom nahen Verderben rettete. Die Liebenden stehen am Altar der Weihe; die Freude, welche sogleich erkannt wird, tritt zu ihnen und reicht ihnen den Liljenkelch dar. —

Theogone kommt in eine Königestadt; hier findet sie im Geräusch der Gesellschaften ihr Afterbild. Von einem einzigen unschuldigen Mädchen wird sie erkannt: dieß wird von ihr in eine Geniusgestalt der heldenWeiblichkeit verwandelt und auf immer in ihr Gefolg aufgenommen. Ihr begegnet das Glück, welches so eben auf das Haupt eines Räubers eine Herrscherkrone gepflanzt hat. Sie wendet ihr heiliges Auge hinweg. Im Fürstensale erblickt sie ein stolzes, kaltes Wesen. Die Neuheit der Erscheinung reizet das Hofgesinde; die Freude wird unerkannt umdrängt, sie aber ringt sich von den Aufdringlichkeiten los, und kehrt an das Herz ihrer Mutter zurück.

Die Geburt der Freude.

Erſtes Lied.

Das Feſt der Weihe.

In Unſchuld ging durch das Getümmel
Der Erde Pſyche hin; da kam
Ein kindlich ſchöner Gott vom Himmel
Der ſie in ſeine Arme nahm.

Der ſprach: „Dich, Unſchuld, auserleſen,
Zur ſüßen Braut begehr ich dich.
Ich bin das Weſen aller Weſen,
Und Erd' und Himmel ſind durch mich.

Dein Lieben und dein ſtilles Sehnen
Iſt eines Himmels ſich bewußt;

Und doch begegnen deine Thränen
Nur dem Geschrei der wilden Luft.

Noch eh' die höhern Kräfte schufen,
Eh' Blumen waren, Laub und Stein,
Da warst du, Fromme, schon berufen,
Mit mir in meinem Reich zu seyn.

Mit Luft von nahen, heilgen Mauen,
Wie Himmelsluft, umfing ich dich. —
Sind wenig Seelen, die mich ahnen,
Die höhern nur vernehmen mich."

Entzündet von des Gottes Flammen,
Verklärte sich ihr Angesicht;
Es schlug ein Glanz um sie zusammen,
Ein hehres, ungewohntes Licht.

Und wunderselig war das Grauen,
Das durch ihr innres Wesen rann;

Und heller blickten ſie die Auen
Mit tauſend Blumenaugen an.

Wird ihr ein neues Seyn beginnen,
Ein neues Seyn, voll Licht und Luſt?
Sie fühlet Geiſt in allen Sinnen,
Und friſches Leben in der Bruſt.

Und Wahrheit wurden alle Träume,
Erfüllt das Wort der Phantaſie;
Begeiſtert rauſchten alle Bäume,
Der Hain zerfloß in Melodie.

Schon naht ſich die erhabne Stunde
Des ſeligen Vereins, und weiht
Den ganzen Himmel dieſem Bunde
Der Unſchuld und der Göttlichkeit.

Nun ſtimmt zur ſanften Turteltaube
Gedämpfter ſich des Haines Chor;

Und eine kühle Myrtenlaube
Schoß um die Liebenden empor.

Die goldnen Palmenkronen nickten
Herab durchs grüne Myrtendach,
Und frisch bethaute Rosen schmückten
Das feierliche Brautgemach.

Ein Tropfen Thau fiel auf die Feier
Des ersten Kusses, zart und rein,
Und hüllt' in einen Silberschleier
Den Ausdruck ihrer Wonnen ein.

Nun hängt als Thrän' an ihren Blicken
Dieß Denkmal der Beseligung,
Und birgt ihr heiligstes Entzücken
In eine keusche Dämmerung.

Vollendet war das Fest der Weihe,
Und himmlisch tönte der Gesang,

Der von der Ceder, von der Maie
Und aus den Myrtenblüten drang.

So wandelte die Gottvertraute,
Mit Amor nun ein Geist, ein Sinn,
Gleich einem Doppelton der Laute,
Durch Paradiesesauen hin.

Der Lenz, in seiner Rosenkrönung,
Warf ihr ein Heer von Blüten nach:
Es war ein Fest der Weltversöhnung;
Ein neues Leben wurde wach.

Begeistrung tönt' aus Morgenhallen,
Aus Grotten flüsterte die Ruh'
Den abendlichen Nachtigallen
Die Wonn' entzückter Träume zu. —

So huldigt' alles diesem Bunde
Der Unschuld und der Göttlichkeit.

Hervorgehn wird aus ihm die Stunde
Der seligsten Geburt der Zeit.

Zweites Lied.

Die Geburt der Freude.

Was rauscht so festlich in den Hainen?
Beginnt ein neues Paradies? —
Die große Stunde will erscheinen,
Die Psyches Brauttag uns verhieß.

Es war ein feierlicher Morgen;
Die Sonne ruhte, duftig frisch,
Noch tief im Horizont verborgen,
Wie Lieb' im rosigen Gebüsch.

Schon richtet leise Morgenkühle
Die Blumen auf in jedem Kranz;
Der Hain, als ob er sinnend fühle,
Taucht seine Kronen all' in Glanz.

Jetzt fliegen die bestrahlten Thore
Des jungen Tages flammend auf;
In goldnen Wolken fährt Aurore
Mit ihrem Götterzug herauf.

Von schönem Purpurlichte glühten
Gebirg' und Hügel auf und ab;
Die Heren warfen Rosenblüten
Auf die entzückte Flur herab.

Und die Natur, in ihrer schönen
Begeistrung, weckt des Haines Chor;
Und das Entzücken fliegt in Tönen
Vom Nachtigallgebüsch empor.

Der Lenz belebt die Felsenmauer
Zur schönen, blühenden Gestalt,
Und haucht geheimnißvolle Schauer
Von Götterahnung in den Wald.

Der Friede lauscht im Grün der Blätter,
Von Taubenzärtlichkeit umgirrt,
Dem Feste, das zu Menschen Götter,
Zu Göttern Menschen führen wird.

Tief in des Palmenthales Mitte,
Blüht noch, zum Heiligthum geweiht,
Die feierliche Bundeshütte
Der Unschuld und der Göttlichkeit.

Dahin, von Amors Wink getrieben,
Begiebt sich Psyche still und hehr.
Ein Leben, das die Götter lieben,
O, das verlassen sie nicht mehr!

Da stand sie, unter Myrtenzweigen
Und Palmen, die zur Huldigung
Herab zu ihr die Kronen neigen,
In einer süßen Dämmerung.

Jedoch mit leiſem Schimmer füllte
Und weihte Amors Gegenwart
Die Stelle, wo die keuſch Verhüllte
Der höchſten aller Women harrt.

Ein Raum, zur weichen Ruh erleſen,
Nahm ſie in ſeinen Blumenſchooß:
Da wand ein kleines, holdes Weſen
Aus ihrem Mutterarm ſich los;

Ein Götterkind, mit Pſychen-Flügeln,
Mit einem Blick, voll Sonnenſchein.
Es hing an allen Roſenhügeln,
Und flog mit Liedern durch den Hain.

Es erbte, daß es nichts entbehre,
Vom Vater Glanz und Herrlichkeit,
Und von der Mutter — jene Zähre
Der Wonn' und der Beſcheidenheit.

Die Charis drückt' es an den Buſen,
Als eine vierte Charitin;
Die Freude nannten es die Muſen,
Und ſchmückten ſie mit Liederſinn.

Ein Tropfen Quell von Aganippen
Wuſch ihr die Augen klar und blau;
Die Suade goß auf ihre Lippen
Der ſüßen Rede Honigthau.

Die Liebe trat aus ihren Myrten,
Und flößt' ihr Huld und Anmuth ein;
Erzogen ward ſie unter Hirten
In einem heilgen Palmenhain.

Und daß ſich all' ihr Heil vollende,
Naht ſich die holde Schaam, und drückt
Den Liljenkelch ihr in die Hände,
Der nicht berauſcht, nur ſtill entzückt:

Die ſanfte Weisheit ſtand nicht ferne;
Sie ſprach: „Wenn du das Leben lernſt:
Dann ſieh, o Kind, nach meinem Sterne;
Der Freude ziemt der hohe Ernſt.“

Die Muſen ſangen und die Horen:
„Die Erd' iſt nicht mehr wild und wüſt!
Die ſchöne Freud' iſt ihr geboren!
Sey, Theogene, ſey gegrüßt!“

Drittes Lied.

Wanderung der Freude.

Die Freude, glorreich ausgeſtattet,
Verließ der Mutter kleines Haus,
Von Friedenspalmen überſchattet,
Und wandert' in die Welt hinaus.

Sie trug der Mutter Bild im Herzen,
Und dieſer Strahl verließ ſie nicht;

Er leuchtete, wie innre Kerzen,
Aus ihrem himmlischen Gesicht.

Sie sah, mit offnen Seelenaugen,
Hinauf zur blauen Aetherflur,
Als wollte sie ihn in sich saugen,
Des Himmels blühenden Azur.

Es leuchtete von ihrem Flügel
Ein Schimmer, der sie ganz umfloß,
Und über Wies' und Thal und Hügel
Verklärungsherrlichkeit ergoß.

Die Isis saß auf hehrem Throne,
In einem heilgen Cedernhain,
Um mit der hehren Götterkrone
Die schöne Pilgerin zu weihn.

„Geh hin!" — so sprach sie — „und bekehre
Die Welt zu meiner Herrlichkeit!
Verkünde mein Gesetz, und wehre
Dem wilden Sinn der rohen Zeit!

Entzünde du mit meinen Flammen
Die Menschenbruſt! — Durch mich nur hängt
Mit Gottes Geiſt der Geiſt zuſammen,
Den noch das Irdiſche befängt."

Nun ging ein freudiges Gezitter,
Ein fremdes Säuſeln, ein Getön,
Wie ein melodiſches Gewitter,
Im wilden Wald um Thal und Höhn.

Und „Friede" ſangen alle Lauben;
Im Hain ward das Frohlocken wach;
Der Freude flogen weiße Tauben,
Mit Blättern von Oliven, nach.

So zog die Holde durch die Straßen;
Und, wo in irgend einem Hain
Die Sehnſucht und die Liebe ſaßen,
Da kehrte ſie geſellig ein.

Nach jedem finſtern Ungewitter
Des Lebens würzte ſie die Ruh';

Sie führte dem gequälten Schnitter
Die süße Abendfeier zu.

Ein Mädchen fand sie, das am Wege
Im Schatten einer Hütte saß,
Und, über eines Greises Pflege,
Der eignen Blumenzeit vergaß.

Da heiligte sie diese Stille,
Dieß kleine, rebengrüne Haus,
Und goß darüber eine Fülle
Der Wonnen ihres Kelches aus.

Jetzt fliegt, aus einer Rosenlaube,
Ein sanfter Lautenton empor,
Sanft, wie das Girren einer Taube,
Die, Liebe träumend, sich verlor.

Ein Sänger ists. Ihm horcht das Schweigen,
Und träumendes Entzücken lauscht

Hervor aus allen Roſenzweigen,
Wo ſein beſeelter Hymnus rauſcht.

Die Schauer einer Götterfeier
Umwandeln ihn im Abendhauch;
Gefühl entwehet ſeiner Leier,
Wie Duft dem Amaranthenſtrauch.

Er ſingt den Lenz, der, friſch und luftig
Bekränzt, am Cedernwalde ſteht;
Er ſingt den Schlaf, der roſenduftig
Die Wange Cidlis überweht.

Bei ſeinen Liedern wird die Zähre
Des Harmgefühls zu ſanfter Luſt.
„O!" rief die Göttin — „ewig währe
Dieß Leben in des Sängers Bruſt!

Sein Leben ſey voll Melodieen,
Es ſey ein Nachtigallen-Hain!

Mein Liljenkelch, geuß Harmonieen
Der Götter seinen Tönen ein!

Ihm kommen Genien entgegen,
Und jede himmliſche Geſtalt;
In dieſen blühenden Gehegen
Wird nie ſein innres Leben alt.

Es wohnt ein ſeliges Getümmel
Entzückter Träum' in ſeinem Hain;
Er ſchreitet durch den Götterhimmel,
Und alle Herrlichkeit iſt ſein.

Er iſt der frohe Mann, der Freie;
Nichts feſſelt ſeine Phantaſie." —
Sie ſprachs; es war das Wort der Weihe;
Ihr Geiſt verließ den Sänger nie.

Schön röthete die fernen Klippen
Der Abend an, mit falbem Strahl,

Und blies, von balsamreichen Lippen,
Ambrosisches Gedüft ins Thal.

Die Freude ward von einem Gotte,
Sanft, wie von weicher Luft, berührt,
Und in die Schatten einer Grotte,
Ins Pausilipp der Träum' entführt.

Dort ranken sich, wie Phantasieen,
Lianen um ihr Schlafgemach;
Dort hallen ihr die Melodieen
Des Sängers tief im Herzen nach.

Um die geschmückte Schlummerhöhle,
In einem tiefen Lorbeergang,
Begann die zarte Liederseele,
Die Nachtigall, den Schlafgesang.

Die Schlummernde umflattern Träume,
Durch welche Zauberlüfte wehn;

Sie ſieht im Dunkelgrün der Bäume
Die Huldgeſtalt der Mutter ſtehn.

Die glich dem frohgewordnen Harme;
Der Tochter winkte ſie von fern;
Sie breitet aus nach ihr die Arme,
Und durch das Dunkel blickt ein Stern.

Viertes Lied.

Die Inſel.

Der Tag erſcheint; die Horen ziehen
Den Vorhang auf; die Freud' erwacht,
Umflattert von den Phantaſieen
Der ſchönen, ſüßverträumten Nacht.

Nun trat ſie ſelbſt, wie eine Hore,
Aus dunkler Grotte friſch hervor,
Und ſchwebte blühend, wie Aurore,
Nur mit beſcheidnerm Kranz, empor.

Ein Wolkenwagen nahm die hehre
Beglückerin umfangend auf,
Und lenkte zu dem weiten Meere
Der grünen Inseln seinen Lauf.

Es säuselten, wie ferne Lieder,
Die Wind' umher; das Ufer schwand;
Und endlich sank die Wolke nieder
Auf ein bekränztes Inselland.

Die Insel lag im milden Schirme
Der Vorgebirg' und der Natur;
Noch fanden nicht die wilden Stürme
Der Menschen diese Myrtenflur.

Wie Aphroditens Muschelwagen,
Von Blumenluft umflügelt, ruht,
Im Lenztriumph empor getragen,
Sie auf der himmelblauen Fluth.

O, heilger Reſt vom Paradieſe,
Der noch der armen Erde blieb,
Melodiſch, wie die ſanfte Wieſe,
Wo einſt Apoll die Heerden trieb!

Hier ſenken lichte Waſſerfälle,
Wie Silberhügel, ſich herab;
Dort ziehn, wie grüne Waſſerfälle,
Bekränzte Hügel ſich hinab.

Und dieſe Höhen, dieſe Gründe
Betrat des Frevels Fuß noch nicht;
Dort ſah noch nicht der Blick der Sünde
Der heilgen Sonn' ins Angeſicht.

An allen Hügeln Schäferhütten,
Und um die Hütten reiches Grün,
Mit Kronen ſie zu überſchütten,
Und duftig ſie zu überblühn.

Den Schatten von Linonenzweigen
Belebt, an Sinn und Wendung reich,
Der frohe, schäferliche Reigen,
Dem Wellenspiel der Quelle gleich.

Hier waltete die feige Liebe,
Die aus dem Himmel niederflog,
Und die vereinten Lebenstriebe
Zu einem Friedensbund erzog.

Mit Anmuth, Lieb' und Treue umgeben,
Verknüpfte Hymen jedes Paar.
Und leuchtet' ihm durchs ganze Leben,
Das eine lange Brautzeit war.

Den Männern blühten frische Lenze
Noch tief ins Alter nach; und grün
Und rosig sahen ihre Kränze
Die Mütter in den Töchtern blühn.

Der Jüngling sprang durch fleckenlose,
Bekränzte Tage fröhlich hin;
Des Mädchens zarte Wangenrose
Beseelten Lieb' und Unschuldsinn. —

Die Freude trat in eine Hütte,
Wo, wie ein frischer Blumenring,
Am Heil der goldnen, alten Sitte
Ein Kranz von schönen Kindern hing.

Und Alles, hin zu ihr getrieben,
Rief aus mit kindlichem Erstaun:
„Laß, holde Schwester, laß dich lieben!
Du bist wohl fromm, drum bist du schön." —

Sie reichten ihr die kleinen Hände,
So schwesterlich und so bekannt;
Und Ihrogenen ward, als fände
Sie hier ein mütterliches Land.

Die Blumen einer Friedenskrone,
Geweihte Blumen, hell und weiß,
Wie reines Licht, warf Theogone
In diesen liebevollen Kreis.

Hier ruft der frühe Tag ins Freie
Hinaus den frischen Lebenssinn;
Und deine Feier, Abendweihe,
Fliegt unter Tanz und Liedern hin.

Und werden Hain und Lauben stummer;
Dann kommt die Nacht, mit leisem Schritt,
Wie eine Mutter, die zum Schlummer
Des eingesungnen Lieblings tritt. —

So flogen leicht, wie Sommerwölkchen,
Die Tage durch dieß Inselland;
Still ahnend hatte dieses Völkchen
Den Geist der Freude längst gekannt.

Jetzt kam ihm Theogene näher,
Und heller leuchtete die Luft;
Sie richtet' ihre Augen höher,
Und ward sich inniger bewußt. —

Mög' immer sich vor den Gefahren
Der aufgereizten Lüsternheit
Sich dieser Einfaltssinn bewahren,
Dieß stille Heil der Kindlichkeit!

In diese Haine drangen minder
Des Lebens Feinde: Noth und Schmerz;
Denn die Natur zog diese Kinder
Der Einfalt näher an ihr Herz.

Zerstört sie eine Freudenquelle,
Zerstört sie einen Hain der Ruh':
Dann hüllt sie bald die wunde Stelle
Mit ihrem grünen Schleier zu.

So blühn die Saaten hier, so blühen
Die Rebenhöhn ins Thal hinab;
Der Flur genommen leichte Mühen,
Was sie beburften, fröhlich ab.

Umwogt von grünen Hügelwellen,
Vom goldnen Tage still umruht,
Erheben sich die Tempelstellen,
Gleich Inseln, aus der grünen Flut.

Wer oben ragt im Sonnenscheine
Ein hehres Heiligthum empor.
Es trat aus einem nieder Haine
Der Bergesstufen hell hervor.

Der Tempel, grün und dicht umwoben,
Wird einzig durch den Strahl erhellt,
Der durch das Laubgewölb von oben
Nur in den Kreis des Altars fällt.

Hier weihen ſich die höhern Triebe
Des Lebens ein; die Myrt' umflicht
Hier den Altar, vor dem die Liebe
Den heilgen Bund der Liebe ſchließt. —

Den Tempel muß die Freude ſchmücken;
Sie bringet ſeinem Weihaltar,
Mit einem himmliſchen Entzücken,
Ein reines Blumenopfer dar.

Fünftes Lied.

Elis und Elide.

Wer ſind, die dort, mit grünen Zweigen
Und leuchtender Granat' umkränzt,
Die Palmen-Tempelhöh' erſteigen?
Ein Brautzug iſt es, der dort glänzt,

Heraus klingt durch die Myrtengänge
Voll Liederklang und Zitterschall.
Der Jubel festlicher Gesänge
Beseelt den alten Widerhall.

Und zwischen weiß geschmückten Jüngern
Und Jungfrau'n geht ein schönes Paar,
Umrauscht von frohen Opferschwingern,
Dem heilig schattenden Altar.

O, nenn' in deinem Herzliede
Das holde Paar, du Sängerin!
Und „Elis" tönt' es und „Elide"
Aus jedem Myrtenhain empor.

Nun wird des Jünglings Lob gesungen;
Und alle Stimmen riefen laut:
„Heil ihm! er hat die Braut errungen,
Die schöne, jugendliche Braut!

„Und wie errungen? — Durch drei Lenze
Sproß diese schöne Lieb' empor;
Elide wand dem Liebling Kränze,
Und Elis sang ihr Lob ihr vor."

„Elide brach von niedern Zweigen
Für Elis reife Beeren ab;
Er streifte von den Indusfeigen
Die Dornen für Eliden ab."

„Noch kannten beide kein Bedrängniß,
In Blüte stand ihr Jugendhain;
Doch plötzlich brach ein schwarz Verhängniß
In ihre Friedensinsel ein."

„Es war ein düster gelber Schimmer,
Der um die Sonnenscheibe lag;
Ein unterirdisches Gewimmer
Verkündet' einen Schreckenstag."

„Die Erde zittert; Flammen lecken
Aus tief zerrissenem Grund empor;
Und endlich bricht das ganze Schrecken
Aus einem Feuerberg hervor.“

„Als wollt' er eine Hölle entschütten,
So rast sein Feuerstrom daher;
Er überwältigt Tempel, Hütten,
Und stürzt wüthend sich ins Meer.“

„Nicht ohne Beistand hoher Götter
Beut Elis sich zur Rettung dar;
Und Greis und Kinder trägt der Retter
Aus der umfangenden Gefahr.“

„Jetzt reissen plötzlich innre Gluthen
Ein ganzes Vorgebirge los;
Und donnernd stürzen sich die Fluthen
Hin durch des Epeliers weiten Schooß.“

„Auf dieſes Vorgebirges Mitte
Steht, ach! vom Unheil rings umdreht,
Elide, jammernd, vor der Hütte,
Beweinend ihrer Mutter Tod.“

„Der Schreckenstod hat ſie getroffen;
Und Elis hört das bange Schrein;
Er ſtürzt, voll Kraft und Muth, zu hoffen,
Sich in die wilde Fluth hinein.“

„Da ringt er mit dem Wellenſchwarme!
Dem Muth gelingt, was Liebe wagt; —
Er ſchwimmt, er kämpft mit wundem Arme
Hinauf, wo ſeine Liebe zagt.“

„Er faßt Eliden — welch Entzücken!
Welch ein Triumph für ſeinen Muth!
Und ſchwimmend trägt er auf dem Rücken
Die theure Beute durch die Fluth.“

„Ein Schauer bebt ihr durch die Glieder;
Ihr iſt, als zitterte das Land:
Und drüben kracht der Fels darnieder,
Auf dem Elidens Hütte ſtand."

„O, darum werd' ihm Lob geſungen!
Du Feſtgeſang, verkünd' es laut:
Wohl hat der Jüngling ſie errungen,
Die ſchöne, jugendliche Braut!"

„Heut' iſt ſein Feſt! — Ein ſüßer Friede
Hat die Natur verſöhnt; — und du
Führſt deinen Retter heut', Elide,
Dem Altar der Vergeltung zu!"

„Was iſt der Reichthum ganzer Welten,
Iſt dir das Heiligſte verſagt?
Nur Liebe, Liebe kann vergelten,
Was Liebe thut und Tugend wagt!" —

Mit immer leiſerm Flötenſchalle
Erreicht der feierliche Zug
Die dunkle Palmentempel-Halle,
Die friſchgeflechtne Kränze trug.

Umher, wie ſchweigende Penaten,
Stand, tief im Schattenraum, der Chor;
Nur Clio und Elide traten
Im Strahl von oben hell hervor.

Ein Greis, ein Prieſter ſpricht zu ihnen:
„Seyd fromm, und liebt euch für und für!
Der Himmel läßt ſich nur verdienen,
Und Liebe öffnet ſeine Thür.“ —

Zwei junge Zweig', an Einem Stamme
Geboren, wirft mit Dankgebet
Das fromme Paar nun in die Flamme,
Die auf dem Feſtaltare weht.

Die schön verschlungnen Flammen wallten,
Umhaucht von lindem Opferduft,
Wie zwo vereinte Lichtgestalten,
Empor in heilger Tempelluft. —

Die Freud' erscheint, und reicht, zum Lohne
Der Treue, diesem frommen Paar
Zwei gleiche Blumen ihrer Krone
Und ihres Kelches Nektar dar.

„Du bist die Freude," riefen Alle,
„Du, schön wie Lieb' und rein wie Licht!
Du heiligst unsre Tempelhalle!
So himmlisch sahn wir dich noch nicht." —

„Euch," sprach sie, „weih' ich meinen Frieden,
Ihr guten Kinder der Natur!
Mein Geist war nie von euch geschieden,
Im Herzen tragt ihr meine Spur." —

Nun ging zur hochzeitlichen Hütte
Zurück der feierliche Zug,
Der, im Triumph, in seiner Mitte
Den schönsten Kranz der Liebe trug.

Die Freude folgte. Flöten klangen
Durch den geschmückten Myrtengang;
Und Elis und Elide sangen
Der Liebe wechselnden Gesang,

Den Huldgesang, der, wenn die Traube
Den Hain mit dunklerm Purpur krönt,
Noch aus der abendlichen Laube
Des spätern Lebens wiedertönt.

Sechstes Lied.

R ü c k k e h r.

Heil dir im Ozeane Südens,
Du unentdecktes Inselland,

Du ſtilles Paradies des Friedens,
Das nur die heilge Muſe fand.

Fortan umſchwebte ſelig heiter
Dieß Volk ein ſüßer Jugendtraum;
Doch unſre Göttin mußte weiter,
Und ſie verließ den heilgen Raum.

Sie wurd' auf ihrem Wolkenwagen
Leicht, wie ein zartes Roſenblatt,
Fort über Meer und Land getragen
Zu einer bunten Königsſtadt.

Dort ſtrahlten glänzende Paläſte;
Dort hörte ſie, wie ein Despot
Die Täuſchung jubelvoller Feſte
Und grauſen Mord zugleich gebot.

Man ſpielte Frohſinn, tanzt' und lachte;
Man ſchlang die Täuſchung gierig ein.

Wo man zum Spiel das Daseyn machte,
Wird heimisch da die Freude seyn? —

Sie sah die Prunkgestalten schweben
In öder Lebensmüßigkeit.
Man liebt' und hielt so fest das Leben,
Und haßt' und jagte doch die Zeit.

Ein Prachtbild dort, zur Schau erlesen, —
Sein Blick war kalt und leer und wild, —
Die Freude nannten sie dieß Wesen;
Allein es war ihr Afterbild.

Sie aber trat in das Gepränge,
Das stutzend ihrem Pfad umrann;
Und das ergriffene Gedränge
Starrt fragend die Erscheinung an:

„Wer ist die mit dem Flügelkleide?
Und mit der Lilj' in ihrer Hand?" —

Ein Mädchen rief: — „Es iſt die Freude!“ —
Die Holde ſprach es, und verſchwand.

Die Freud' entführt ſie den Geräuſchen,
Und weihet, um mit ihr zu ſeyn,
Zur Genius-geſtalt der keuſchen
Und zarten Weiblichkeit ſie ein.

Zart, wie das Nachgetön der Saite,
Und wie die Lerche froh und wach,
So ſchwebt, in roſigem Geleite,
Sie ewig nun der Göttin nach.

Hier fand die Freude nicht den Frieden,
Der das Gefühl der Lieb' umfängt:
Längſt hatten ſchon die Eumeniden
Des Frevels ſeine Spur verdrängt.

Sie tritt zum Glück, dem eitlen Sohne
Des Zufalls, vom Gelüſt umfangt.

Es hatte eben eine Krone
Auf eines Räubers Haupt gepflanzt.

Ihr war, als ob das Herz ihr brannte;
Der Jubel klang, wie Weissagehenl,
Vor ihrem Sinn, und schaudernd wandte
Sie weg den Blick von diesem Greul.

Doch naht sie sich dem Fürstensaale;
Ein stolzes Wesen rauschte dort.
Der Thron, mit seinem Winterstrahle,
Beleuchtet' einen kalten Ort.

Hoch steht der Thron, fern von den Blättern,
Woraus die Freude Kränze flicht.
Sie wohnt bei Menschen und bei Göttern;
Zu fern von beiden wohnt sie nicht.

Man hätte gern sie angekettet
Ans goldne Throngerüst, und kaum

Ward noch ihr Liljenkelch gerettet;
Doch sie entfloh dem wüsten Raum.

Nur in dem Kampf, sich loszuringen
Von diesem stürmenden Gewühl,
Zerschlug sie sich die goldnen Schwingen,
Und ach, ihr friedliches Gefühl!

Sie floh, mit manchem Wundenmahle,
Mit einem trüb' umwölkten Blick,
Zu dem geliebten Palmenthale,
Ans mütterliche Herz zurück.

„O, Mutter!" rief sie — „weh' dem Schwarme,
Der mich zerriß! Nun bin ich hier!
Nimm du mich auf in deine Arme!
Bei dir nun ist mir wohl, bei dir!"

Wechſelgeſang.

Elis und Elide.

Elide.

Wie fing' ichs, Holder? Du warſt mein Retter
Aus Todeshöhlen der wilden Fluth!

Elis.

Die Unſchuld tragen die guten Götter,
Verleihn der Schwachheit Heldenmuth.

Elide.

Bekränzt mich duftig, ihr Myrtenblätter!
Ich bin wohl lieblich, mein Freund iſt gut!

Elis.

Wohl biſt du lieblich, wie Roſenblüte!
Wohl biſt du freundlich, wie Sonnenſchein!

Elide.

Dir ſoll mein Leben, voll Lieb' und Güte,
Ein Gartenraum voll Blumen ſeyn!

Elis.

Wenn längſt die Roſe des Mais verblühte,
Dann grünt die Ceder im Gartenhain.

Elide.

Beſchatte, Ceder, Elidens Leben!
Und ganz entblättert der Hain ſich nicht.

Elis.

Ein Tag der Liebe wird ihn umſchweben,

Elide.

Wie Morgenroth und Abendlicht.

Elis.

Die Tage leuchten, wo ſich ein Leben —

Beide.

Geliebt und liebend ins andre flicht.

Elide.

Ich bin die Rebe; die Rebe wankte
So ſtahles einſam zur Erd' hinab!

Elis.

Ich bin die Ulme; die Ulme ſchwankte,
Wie ein entlaubter Thyrſusſtab.

Elide.

O, Heil der Rebe, die dich umrankte!
Nun weht, ihr Winde, weht auf und ab!

Elis.

Was iſt ein Leben der Huldentbehrung?

Elide.

Ein tiefes Nachtthal, ein ſtummes Thal!

Elis.

Ein lichter Himmel iſt die Gewährung —

Elide.

Der Herzenswünſche allzumal.

Elis.

Du ſtandſt im Lichte der Glanzverklärung!

Elide.

Auch dich umflammte der Götterſtrahl!

Elis.

Du ſahſt des Tempels Umdämmerungen;
Die Doppelflamme ſtieg hell empor.

Elide.

Sie war noch innig in Eins verſchlungen,
Als ſie im Aether ſich verlor.

Elis.

So tragen hohe Beſeligungen
Geweihte Seelen vereint empor.

Beide.

Empor zum Lichte, woher ſie ſtammen!
Keins löſt vom Andern fortan ſich ab.
Wie Gluthen, ſinken wir einſt zuſammen
Zu einem Aſchenkrug hinab.
Zum Aether ſchweben die Opferflammen,
Die ſtille Aſche verwahrt das Grab.

Likas und Agle.

Der wilde Krieg durchzieht das Land,
Den Fluch des Schickſals auszuſprechen,
Zerreißt ſo manches zarte Band,
Und reiht Verbrechen an Verbrechen!
Auch über dich, o Agle, kam
Ein langer, thränenvoller Gram:
Der Krieg entriß dir, ohn' Erbarmen
Entriß den Gatten deinen Armen.

Nur dreißig Monden hatte kaum
Das Glück der Liebenden gedauert,
Da ſchwand der ſüße Lebenstraum,
Und Agle weint, und Likas trauert!

Er mußte fort ins Niederland;
Denn König Ludwig war entbrannt,
Den Stolz des Kaiserthrons zu dämpfen,
Und Oestreichs Heere zu bekämpfen.

Da zog der arme Likas hin
Mit seines Königs Waffenschaaren,
Versprach der Gattin, treuen Sinn
Für sie im Herzen zu bewahren.
Ihm ruft der Ton des Trommelschalls;
Das Knäbchen hängt ihm an dem Hals;
Und wer beschreibt, was Agle leidet?
Ihr Freund, ihr Schuz, ihr Gatte scheidet!

Die Sanfte weinet: „Nimm dieß Buch,
Dieß fromme Liederbuch voll Seegen,
Den Haarring, und dieß Busentuch,
Und denke mein auf allen Wegen!
O daß ich, wenn du blutest, dann

4 *

Nicht deine Wunde küſſen kann!
Um dich ſey Gott und ſein Erbarmen!"
Stumm wankt ihr Mann aus ihren Armen.

Fortan war oft ihr Angeſicht
Mit hellen Thränen überſchwemmen.
Das Knäbchen ſtammelt: „Weine nicht!
Der Vater wird bald wieder kommen."
Und wenn das holde Kind ſo ſprach:
Dann wars, als ob das Herz ihr brach,
Als ob der kalte Tod ſie faßte;
Sie bebt', und ihre Wang' erblaßte.

Ihr ſchien der Tag ſo todt und leer!
Des Nachts befragte ſie die Sterne,
Sie kam zu keinen Feſten mehr,
Denn all' ihr Heil verhüllt die Ferne!
Sie ſchloß ſich in ihr Kämmerlein,
Für ihren treuen Likas, ein,

Daß ſich ihr Herz ihm treu bewahre.
So ſchwanden Monden hin und Jahre.

Der Garten grünt im Frühlingshauch;
Und Likas pflanzte dort die Laube!
Ihr blühn vergebens Baum und Strauch,
Vergebens färbt ſich ihr die Traube!
Sie ſah einſt Likas hell im Traum,
Gelehnt an ſeinen Lieblingsbaum;
Sie ſah ihn bleich vom ſtillen Harme,
Und ſich in eines Andern Arme.

„Was will das fürchterliche Bild?"
So fährt ſie auf vom bangen Schlummer.
Sie zittert; Thrän' auf Thräne quillt
Hervor aus ihrem tiefen Kummer.
„Iſt Likas todt? Iſt er dahin?
Was ſoll dann ſeine Dulderin?
Dann hüllt nur bald, ihr finſtern Mächte
Des Todes, mich in eure Nächte!"

Sie saß, vertieft in diesen Traum,
In ihrer Laube Dämmerungen,
Da kam ihr Knabe durch den Raum
Des Gartens rasch einhergesprungen,
Und rief mit Kindes Fröhlichkeit:
„Der Vater im Soldatenkleid!
O Mutter! Vater ist gekommen!
Er hat mich auf den Arm genommen!"

„Dein Vater, Kind?" Sie sieht sich um,
Kann froh betäubt sich kaum bewegen;
Sie weint vor Freud' und Angst! „Warum
Kommt mir mein Likas nicht entgegen?"
Sie wankt den Pfortensteig hinan;
Und sieh! da steht der Waffenmann!
Als führen Blitz auf Blitze nieder,
So zuckt es ihr durch alle Glieder.

„Willkommen!" ruft sie, „frei von Noth,
Nun bin ich frei vom langen Harme!

Dich, meinen Likas, glaubt' ich todt!"
Und fällt betäubt ihm in die Arme.
Doch faßt sie sich, und sieht ihn an:
„Wie ist mir? träum ich? du mein Mann?"
„Ich bins! — Ach! muß ich mich erst nennen?
Du solltest deinen Likas kennen!"

„Wie traurig, so verkannt zu seyn!
Das dank' ich dieser Ehrenwunde!"
In Agle kämpfen Ja und Nein;
Es bebt das Wort auf ihrem Munde:
„Verzeihe meinem irren Sinn!
Zu plötzlich ward ich, was ich bin!
Das alles will ein Traum mir scheinen;
Ich will mich freun, und kann nur weinen."

Er tröstet sie, so gut er kann,
Indem er ihr die Stellen nannte,
Wo sie zuerst ihn lieb gewann,
Und wo er ihr sein Herz bekannte. —

„Wohl narbenvoll iſt mein Geſicht,
Doch kennſt du dieſe Locken nicht?
Und hier den Ring von deinem Haare,
Den ich zum Denkmal dir bewahre?

Verkennſt du dieſes weiße Tuch,
Das ich mit meinen Zähren tränkte?
Und hier dieß fromme Liederbuch,
Das mir beim Abſchied Agle ſchenkte?" —
„Wohl kenn' ich alles! aber doch —
Was will in mir der Aufruhr noch?
Nur zagend trau' ich dem Entzücken,
Dich wieder an mein Herz zu drücken." —

Daß Likas angekommen ſey,
Die Sage geht mit ſchnellen Füßen,
Und zieht die Nachbarſchaft herbei,
Den Angekommnen zu begrüßen.
Man ſpricht: „Er iſt nicht mehr ſo fein;
Doch ſieht man, Likas muß es ſeyn."

Und Jeder sagt ihm sein Willkommen;
Nur Agle ist und bleibt beklommen.

Es liegt so drückend ihr im Sinn,
Als hätte sie was zu bereuen;
Zehn trübe Wochen schleichen hin,
Und Agle kann sich nimmer freuen.
Einst wandelt sie mit sich allein
Im aufgeblühten Gartenhain,
Da tritt, gebückt, wie Arme pflegen,
Ein junger Bettler ihr entgegen.

Sie steht, wie angeschreckt, und schweigt;
Ihr innres Leben ist befangen;
Erröthende Verwirrung steigt
Ihr flammenhell auf beide Wangen!
Der junge Bettler schaut sie an;
Sie schreiet auf: „Du bist mein Mann!
Ein Bösewicht hat mich belogen,
Um meinen Likas mich betrogen!"

„Wie?" ſpricht er: „Du nicht mehr mein Weib?
Du wärſt die Gattin eines Andern?
Gott zeuge zwiſchen uns! ſo bleib!
Und mich laß fort ins Elend wandern!
Du weißt, was mir dein Herz verſprach!
O Herz, das ſo die Treue brach!
Mich wird der Kummer bald vernichten;
Und dich mag Der dort oben richten!"

„Nein!" ruft ſie, „untreu war ich nicht!
Getäuſcht hat mich das Wort der Lüge!
O, warum trug das Angeſicht
Des Frevlers manchen deiner Züge!
Doch wars, als drückte mich ein Fluch;
Der Falſche zeigte mir das Buch,
Und alles, was du mitgenommen!
Wie iſt nun er dazu gekommen?" —

„Darnieder lag ich fern von hier;
Man glaubt', es würde mit mir enden:

Da wußt' ein falſcher Tröſter mir
Die Heiligthümer zu entwenden." —
„Verdamme," flieht ſie, „Agle nicht!
Dein Fluch treff' ihn, den Böſewicht!" —
Der Falſche hatt' indeß vernommen,
Der wahre Likas ſey gekommen.

Er naht ſich mit verſtellter Wuth:
„Was willſt du, Bettler? fort, Verbrecher!
Mein iſt das Weib! mein iſt das Gut!
Des Richters Ausſpruch ſey mein Rächer!"
Doch Likas blickt ihn ruhig an:
„Du wagſt es, böſer, falſcher Mann,
Dich ſolcher Lüge zu erfrechen?
Es ſey! der Richter ſoll hier ſprechen."

Man geht; der Streit wird vorgelegt.
Wie weit wird's noch der Falſche treiben? —
Er ſchreiet, wie das Unrecht pflegt,
Das Ohr des Richters zu betäuben;

Allein die Kraft, die Zuverſicht
Der Wahrheit hat ein Angeſicht.
Der wahre Likas ſpricht beſcheiden;
Und wie beredt iſt Agles Leiden!

„Vernehmt mich!“ hub der Richter an,
„Wir könnten Jahre hier verweilen!
Nichts würd' entſcheiden: laßt uns dann
Den Gegenſtand des Streites theilen!
Der Eine nehme Hab' und Gut!
Die Frau der Andre! damit gut!
Seyd ihr mit dieſem Spruch zufrieden?“
Der Falſche ſpricht: „So ſeys entſchieden!“

„Ja,“ ruft er, „ſchöner könnte ſich
Des Richters Weisheit nicht entfalten!
Ich nehme Hab' und Gut für mich,
Und Jener mag das Weib behalten!“
Und Likas ſpricht: „So laß es ſeyn!
Du, Agle, biſt doch wieder mein!

Wir sind einander nicht genommen!
Dem Räuber wird der Raub nicht frommen."

„Halt!" fing der Richter plötzlich an,
Als schon sie von der Bühne traten;
„Halt!" zürnet er dem falschen Mann:
„Jetzt hat die Raubsucht dich verrathen!
Du sollst der Rache nicht entfliehn!
Herbei, ihr Männer, fesselt ihn!
Gebt ihm das Zeichen seiner Schande!
Dann fort mit ihm aus unserm Lande!

Du, Likas, nimm, was dir gebührt!
Dein Kummer, Agle, sey vernichtet!"
Und Beide rufen, tief gerührt:
„O, Heil dem Manne, der so richtet!"
Der Richter, freundlich winkend, spricht:
„Was wäre Recht! Was Richterpflicht,
Die für die Unschuld nicht entschiede?
Geht hin! Mit Euch sey Gottes Friede!"

Raiſa.

Ein Wetter raſet durch das Dunkel
Der Nacht, die donnernd wiederhallt;
Vom Himmel blickt kein Sterngefunkel,
Und Regenſturm zerreißt den Wald.

Ein jedes Leben ruht geborgen,
Und bang' verkriecht ſich jeder Wurm;
Nur Raiſa trägt ein Herz voll Sorgen
Hinaus in den empörten Sturm.

Sie hört nicht, wie vom Donnerſchlage
Die weite Felſenküſte dröhnt;

Sie hört nur sich, nur ihre Klage,
Die aus der tiefen Brust ertönt.

Und dunkler, als der Himmelsbogen,
Ist von dem nächtlich finstern Schmerz
Ihr schönes Jugendaug' umzogen,
Und laut und ängstlich schlägt ihr Herz.

Sie reißet sich durch den verworrnen,
Durchnäßten Busch, und ihre Brust
Und ihren Hals zerfleischen Dornen;
Doch fühlt sie nicht den Blutverlust.

Im Meere ragt ein Felsenrücken
Vor allen Höhen schwarz hervor,
Da windet, zwischen Felsenstücken,
Die arme Nalsa sich empor.

Sie blickt, vom lauten Sturm umfangen,
Hinunter in die graufe Wuth
Beschäumter Wellen, und die Schlangen
Der Blitze zischen auf der Fluth.

Die Fischer — trotz dem wilden Grimme
Des Sturms, der mit den Wellen rang —
Vernahmen Malfas süße Stimme,
Die von dem Felsen her erklang.

„Ach, weh mir! weh! ich bin verloren!
Sieh her, wie mich der Schmerz zerfleischt!
Ach, hättest du mir nie geschworen!
Wie grausam hast du mich getäuscht!"

„Du, den mein Blick so freundlich grüßte,
Wie Blumenglanz und Sonnenschein,
Du läßest jetzt, in dieser Wüste
Der Dunkelheit, mich so allein!"

„Ach, könntest du das Weh ermessen,
Das mich erdrückt mit seiner Schmach!
Komm, komm zurück! ich will vergessen,
Was mir das Herz im Busen brach!"

„Eh' du erschienst, war Blumenlesen
Mein Thun, und Unheil kannt' ich nie.

Bei Gott! ich war ein glücklich Wesen!
Die Eltern liebten mich, ich sie."

„Du kamst! ach, da vergaß ich Beide,
Vergaß mein Jugendspiel, und hing
An dir, du meine Augenweide,
Du, der mein ganzes Herz umfing!"

„Es war, als ob das Wort der Liebe,
Dieß süße: „„Laisa, du bist mein.""
Die Seel' aus meiner Seele triebe,
Und in die deinige hinein."

„Ein Engel sprach aus deinem Mienen,
Ein Bild von Gottes Herrlichkeit
War mir in deinem Blick erschienen!
Ich lebt' in einer neuen Zeit!"

„O, hätte doch, im süßen Hassen,
Bestrahlt von deiner Augen Licht,

Der Streich des Todes mich getroffen:
So wüßt' ich untreu dich doch nicht!"

„Für Raisa ist nun kein Erbarmen,
Kein Hoffnungsstrahl! Dir ruht fortan
Ein andres Mädchen in den Armen,
Das buhlend dich mir abgewann!"

„Ich lag und träumt' in süßem Frieden,
Dich hielt im Arm die Träumerin!
Ich faßte Luft; und mit Ehreniden
Entfloh die fremde Buhlerin!"

„Laut rief ich aus: „„O hätt' ich Flügel,
Um meinem Liebling nachzuziehn!""
Ich eilt' hinaus, bestieg die Hügel —
Und, welch ein Schmerz: ich sah dich fliehn!"

„Dir, süßer Freund, gab ich mein Leben,
Als du mit Liebe zu mir kamst!

Komm, mein Ehemid, zurückzugeben,
Was du mit dir von dannen nahmst!"

Sie sprach's, und stürzt bewußtlos nieder;
Gehemmt ist ihres Blutes Lauf;
Kalt bebt der Tod durch ihre Glieder;
Doch endlich schreit sie wieder auf.

„Schau, wie sich meine Sinn' umnachten!
Mein Odem röchelt dumpf und heiß!
Du hörst nicht, willst mich nicht mehr hören:
So sey es dann — leb' wohl! — leb' wohl!"

„Schwarz ist die Welt, wie eine Hölle,
Das Leben eine lange Pein;
Nach Ruhe dürstet meine Seele:
Ihr wilden Fluthen, sorgt mich ein!" —

Sie stürzet in die Flut ihr Leben!
Ehemid, dir galt ihr letztes Ach!

Ein Donner, daß die Felsen beben,
Ruft ihren Tod dem Flüchtling nach.

Jetzt richtete die innre Strafe
Sich in Chronidens Brust empor;
Sie schreckt ihn nächtlich aus dem Schlafe,
Und führet Raisas Bild ihm vor.

Ihn faßt die Wuth der finstern Reue,
Zerstört sein ganzes Lebensglück.
Er weint; doch seine Vielgetreue
Weint er vom Tode nicht zurück.

Er fluchet seiner neuen Liebe,
Reißt los sich von Ludmillens Hand,
Als ob ein böser Geist ihn triebe.
Er flieht, und seine Spur verschwand.

Die Strafeiglocke.

Ein Bauernmädchen, hieß Brigitte,
Kam zu dem Pfarrer Lebrecht
Mit einer thränenden und halb verschämten Bitte:

„Herr Pfarrer," hub sie stotternd an,
Mit Flammenroth auf beiden Wangen,
„Mir ist der Nachbar Hansens Sohn
Mit einem Antrag nachgegangen:
Ich soll — doch Ihr errathet schon" —
Und dabei sah sie bald aufs Mieder,
Bald auf die Schürzenspitzlein nieder.

„Und was ſollſt du? Brigitte, ſprich!"
Verſetzt der Paſtor, „haſt du dich
Vielleicht des Antrags gar zu ſchämen?"
„Ach, nein, Herr Paſtor, nein, das nicht!" —
„So will er dich zur Gattin nehmen;
Mich dünkt, das ſagt mir dein Geſicht." —
„Ei nun, Herr Paſtor, ja! zur Frau will er mich nehmen! —
Er könnte ohne mich, verſichert er, nicht ruhn,
Er würde ſich zu Tode grämen. —
Was rathen Sie, was ſoll ich thun?" —

„Berathe dich mit deinem Herzen,"
Spricht Paſtor Lebrecht, „und höre, was das ſpricht." —
„Herr Paſtor," lächelt ſie, „Sie ſcherzen!
Das Ding verſteht ja ſo was nicht." —

„So höre dieſen Rath: wenns früh zur Kirche läutet,

So geh vors Dorf, und tritt auf unſern Oſtberg hin,
Um den ſich das Geläut ſo wunderbar verbreitet,
Als ſpräch' ein Stimmchen darin.
Da kannſt du dir am beſten Raths erholen;
Wenns klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — ſchön!
So nimmſt du ihn, und damit Gott befohlen!
Doch klingt es: Nimm ihn nicht! ſo laß den Burſchen gehn."

Kaum ſchimmerte der Sonntagsmorgen
So roth, wie ihre Wang', ihr kleines Fenſter an.
So fliegen ſchon Brigittens liebe Sorgen
Den wunderbaren Berg hinan.
Sie horcht auf jeden Ton vom weiten,
Und immer, immer will's nicht läuten.
Sie blickt, und blickt umſonſt den alten Kirchthurm an.

Ein jegliches Gebell, ein jegliches Gewieher
Scheint ihr beginnendes Geläut. —
Sonst läutete der Kantor früher;
Du lieber Gott! — was zögert er denn heut'? —

So hofft und harrt die bange Schöne.
Doch endlich — horche: bim bim bim: —
Ja, ja, das ist das lang erwartete Getöne! —
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!"

Macht der Gewohnheit.

Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen
Ein jugendlicher Morgentraum —
Wie reizend naht sie sich! — Doch kaum
Beginnet sie, uns liebzukosen:
So läßt sie schon den Freudelosen,
Verlaßnen stehn im öden Raum!
Auch Lieb' und Freud', ihr reinstes Feuer
Erlischt oft, kaum erst angefacht!
Nichts widersteht der Stunden Macht! —
Gewohnheit nur begleitet treuer
Uns bis zur letzten dunkeln Nacht.
Im Hüttenraum, wie auf dem Throne,

Herrſcht ihre milde Kraft; ſie bricht
Die Spitzen von der Dornenkrone,
Die ein gequältes Haupt umflicht.
Zwar dieſe Milderung der Qualen
Des Kummers läßt ſie ſich, gerecht,
Von jedem Freudenkelch bezahlen,
Wo ſie, bei ſchwelgeriſchen Mahlen,
Die Luſt im Vollgenuſſe ſchwächt.
Doch liebt ſie, Theures zu bewahren,
Schlingt feſter ein geliebtes Band.
Was je verwaiſte Lieb' empfand,
Das, guter Tim, haſt du erfahren,
Als dir dein Heiliger verſchwand.

Tim brachte betend jeden Morgen
Dem heilgen Lorenz ſeine Sorgen
Und ſeine frommen Wünſche dar.
Vor allen Dingen nie vergeſſen
Ward ſeines Heiligen Altar,

So sehr das Bild auch schon zerfressen
Von schnödem Wurmgesindel war.
Schon hatt' er einen Arm verloren;
Was ihm an Gliedern auch gebricht:
Ihn hat sich einmal Tim erkoren,
Ihm dienen, ist ihm heilge Pflicht.

Den Vater besser zu erbauen,
Läßt ihm der Sohn, von guter Hand,
Den Birnbaum, der im Hofe stand,
Zu einem heilgen Lorenz hauen,
Und stellt, mit kindlich frommem Sinn,
Ganz heimlich in der Hauskapelle
Den neuen Lorenz an die Stelle
Des alten, halbzerfallnen hin,
Und bringt die staubigen Ruinen
In einen obern Raum hinauf;
Die Hauskapelle putzt er auf,
Um recht viel Dank sich zu verdienen.

Am nächsten Morgen geht sodann
Der Vater zur gewohnten Stelle:
Da blickt ihn aus der kleinen Zelle
Der unbekannte Lorenz an.
An Den soll sein Gebet sich wenden?
Das kanns nicht! lieber bleibt es stumm.
Er murmelt leise: „Weh den Händen,
Die das gethan!“ und kehret um,
Und sucht im Hauf' an allen Enden
Nach seinem Heiligen herum.
Nichts konnte schmerzlicher ihn kümmern!
Er fühlt allein, was er verlor;
Drei Treppen quält er sich empor,
Da trägt er den verworfnen Trümmern
Den Inhalt seiner Seele vor.

Drob fragt der Sohn ihn sehr bekümmert:
„Gefällt euch, lieber Vater, nicht
Das neue Lorenzangesicht?

Der alte war so ganz zertrümmert!"
Der Vater wendet sich und spricht:
„Der Alte segnete noch immer
Auch mit der Einen Hand mein Haus;
Das Neue wird das Alte nimmer;
Ich bin ja selbst nur eine Trümmer;
Der Alte hielt mit mir schon aus.
Der Neue mag den nicht vertreten,
An den mein Herz sich einst gewandt:
Wie kann ich zu dem Heilgen beten,
Den ich als Birnbaum noch gekannt!"

Der Dämon.

Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne.
Der Fürst war jung, der eben ihn bestieg;
Und jener zeigt' ihm eine Lorbeerkrone.
„Die," sprach er, „die bekränzt den Sieg."

„Es starrt ja Blut an diesen schönen Blättern!"
Der Dämon spricht: „Das ist nur Feindes-Blut!
Ich bin der Ruhm; mein Kranz begeistert zu dem Muth,
Dem Heldenmuth, die Feinde zu zerschmettern!"

„Ich habe keinen Feind!" — versetzt der Purpurmann.

Satanisch fing der Unheld an zu lachen:
„Nur wollen gilt es, und man kann,
So viel man braucht, sich Feinde machen."

„Kann man nichts Bessres thun?" — „Nichts,
was so reizend glänzt,
Als eine Stirn, der ich die Krone winde.
Dich schreckt vielleicht der finstre Name Sünde?
Sie sey nur groß genug: so wird sie laut bekränzt."

Die Echo.

Es blühten junge Myrtentriebe
In einem Hirtenthal empor,
Wohin so gern die stille Liebe
Mit ihren Träumen sich verlor.

Die Lüfte, die vom Hügel kamen,
Verweilten im Vorüberflug,
Und horchten nach dem holden Namen,
Den sie auf leisen Lippen trug.

Den Namen Alys sang Cybele,
Der, wenn er durch die Zweige klang,

Wie ein Triumph der Philomele,
Zur nachbarlichen Echo drang.

Und die verrieth ihn wilden Faunen! —
Das Heilge wird entweiht, entstellt,
Wenns unter die verworfnen Launen
Der zügellosen Rohheit fällt.

Die Liebe klagt beim Gott der Götter
Die Echo an; und plötzlich wacht
Ein Donner auf, daß mit Geschmetter
Der Fels der Echo niederkracht.

Die Faune, wie geschreckte Schafe,
Zerstreun sich in den wilden Hain;
Die Echo wird verdammt zur Strafe,
Die Knechtin eines Hofs zu seyn.

Zuvor wird sie vom Sturm zerrissen;
Und so vervielfacht, darf sie nun,

Wie ein beladenes Gewiſſen,
Fortan nicht raſten und nicht ruhn.

Sie herchet am Tyrannenthrone
Ganz ſeelenlos, doch immer wach,
Und ſchreiet im Poſaunentone
Die tollſte Schmeichellüge nach.

Betrug muß ſie zur Weisheit klügeln;
Der Tollſinn wird durch ſie ein Held;
So fliegt ſie dann mit grauen Flügeln
Von Tagesblättern durch die Welt.

Die Witwe vom Ganges.

Im Lande, wo die Palmen schatten,
Wo, bei dem düstern Todtenfest,
Die Gattin mit dem todten Gatten
Lebendig sich verbrennen läßt —

Da war mit einem Haustyrannen
Ein schönes, junges Weib vermählt;
Was Laun' und Eigensinn ersannen,
Mit allem wurde sie gequält.

Allein sie war Gehorsam schuldig:
Sie that, wie das Gesetz befahl,
Ertrug ihr hartes Loos geduldig,
Ertrug den ganzen Herrn Gemahl.

Daß sie die seligen Genüsse
Des Himmelreichs, durch Qual und Pein,
Auf Erden sich erdulden müsse,
Das prägten ihr die Priester ein.

Den Mann ergreift ein böses Fieber;
Man suchte Hülfe hier und dort;
Das Leben war ihm freilich lieber,
Allein die Krankheit riß ihn fort.

Schon läßt man Holz zur Todtenfeier,
Die Leiche zu verbrennen, weihn;
Die Gattin steht im Witwenschleier,
Und schauet unbefangen drein.

Und muthig weiß sie sich zu fassen;
Die zarte Heldin zittert nicht,
So jung verbrennen sich zu lassen;
Und gläubig ehrt sie ihre Pflicht.

Gesang ertönt zu ihrem Lobe;
Sie schmückt sich, einer Göttin gleich,

Und weihet ſich der Feuerprobe;
Die öffnet ja das Himmelreich.

Dort hofft ihr kindlich frommer Glaube,
Vom Erdenjammer auszuruhn,
Und ſich in einer Palmenlaube
Mit Himmelsgeiſtern wohlzuthun.

Die Freunde kommen nun zuſammen,
Der Opferheldin beizuſtehn.
„Bald," heißt es, „wirſt du aus den Flammen
Des Gatten ein zum Himmel gehn."

„Dann wird er dort auch ſein dich nennen!" —
„Wie?" — ruft ſie: „dort auch mein Tyrann? —
Das Holz wird ohne mich ſchon brennen:
Geht, Freunde, geht und zündet an!"

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze ſchimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüſten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das ſchimmert in blendender Liljentracht.

Es leuchtet einen Stundenſchlag
Ins finſtre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld, heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein, zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen:
Da sah er früh, im Morgenstrahl,
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!"

„Du sollst mein trautes Liebchen seyn,
Zu schön für eine Hütte." —
Doch Bertha sprach: „Das kann nicht seyn!"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Heerd:
„Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt." —

„Ob auch der Junker dein begehrt:
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!" —

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?"
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein."

„Da ſchmücket dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirſt du in graulicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht." —

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,
Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!"
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heilgen Stelle;
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

„Du, Sohn Maria's!" rief sie laut,
„Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

Doch still! ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!"
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geist der Engel, Tod,
Ins stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Berthas Auge schloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal,
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Liljenpracht.

Robert und Klärchen.

Auf dem Anger wars luftig, und duftig im
Hain,
Und röthlich verglimmte der Abendschein
An wehenden Halmen und Zweigen.
Das Nachtlied der Grille vom blumichten Rain
Durchtönte das heilige Schweigen.

An dem ruhigen Frieden der stillen Natur
Ging Robert mit Klärchen hinab die Flur;
Sie kamen zum Haine der Quelle,
Wo Robert sich Klärchen auf ewig verschwur:
Das war eine weihende Stelle.

Dort nickten sich Blumen, als küßten sie sich;
Ein zärtliches Flüstern der Huld umschlich

Die lieblich entflatternden Blätter:
Das machte die Stelle so heimlich, und glich
Dem Wandeln der seligen Götter.

Und die Nachtigall schlug, und die Echo schlug nach;
Der Vollmond sah lüstern durchs Ulmendach
Vom abendlich dunkelnden Himmel.
Und Robert und Klärchen ergötzte der Bach
Mit fröhlichem Wellengetümmel.

Zwei verschwisterte Blumen, brach Klärchen jetzt ab,
Und warf in die Fluth sie vereint hinab,
Und sahe, wie traulich sie schwammen.
Doch eine löst bald von der andern sich ab;
Sie schifften nicht weiter zusammen.

O, da seufzete Klärchen das traurige Wort:
„Mein Robert, ach! sahst du die Blumen dort

Sich trennen, und eine verschwinden?"
„Da drüben," sprach Robert, „vielleicht ist ein Ort,
Sich wieder zusammen zu finden!"

Da verhüllte das Mädchen ihr schönes Gesicht;
Ihr flimmerte traurig das Mondenlicht;
Vom Waizenfeld ächzte die Grille.
„Mein Klärchen," sprach Robert, „o weine du nicht!
Die Zukunft deckt heilige Stille." —

Es verschwanden sechs Monden, sie flogen vorbei;
Da wüthet der Krieg, und das Kriegesgeschrei
Ruft wild den Geliebten zum Streite.
Er weinet: „Mein Klärchen, ich bleibe dir treu!"
Und reißt sich ihr weg von der Seite.

Doch sie flehet mit thränenbeströmtem Gesicht:
„Mein Liebster kann lieben nur, tödten nicht!
Fühlt, Männer des Krieges, Erbarmen!" —

Vergebens! die Männer der eiſernen Pflicht
Entreißen ihn wild ihren Armen.

Die Verlaſſene ringet mit Weh und mit Ach;
Ihr Treuer läßt fern ſchon am Wieſenbach
Sein ſchneeweißes Thränentuch wehen.
Sie ruft noch ein weinendes Wörtchen ihm nach,
Und Robert iſt nicht mehr zu ſehen.

Sie verläßt jeden Abend ihr mütterlich Haus;
Sie geht in die ſtürmende Nacht hinaus,
Und ſetzt auf den Bergen ſich nieder:
Da ſtreckt ſie die Arme nach Roberten aus;
Ihr Lieber kommt nimmermehr wieder.

An dem Zaune das Bächlein, es rinnet und rinnt;
Der Sommer verglühet, der Herbſt beginnt;
Die Sonne geht auf, ſie geht nieder;
Hin über die Berge ziehn Wolken und Wind:
Nur Robert kehrt nimmermehr wieder.

Wie ein bleichendes Röschen verwelkt ſie hinfort.
Einſt ging ſie zur Quelle des Hains — ach! dort,
Dort ſah ſie die Blumen verſchwinden. —
„Wo iſt nun das Drüben? wo iſt nun der Ort,
Wo Robert und Klärchen ſich finden?“

So erliegend dem ſchmerzlichen, liebenden Sinn,
Sank nieder ans Ufer die Dulderin,
Von himmliſchen Träumen umgeben.
Der Kuß eines Engels nahm Klärchen dahin,
Enthaucht' ihr das trauernde Leben.

Still beſuchet ihr Grabmal die ſäuſelnde Luft;
Zwei Linden umblühn es; in Lindenduft
Iſt Klärchen zur Ruhe beſtattet.
Da ſchläft ſie den heiligen Schlaf in der Gruft,
Von Sinngrün und Veilchen beſchattet.

Nach verſchollenen Jahren kam Robert zurück,
Mit ſchwindendem Leben im düſtern Blick,

Mit Wunden vom blutigen Streite.
Sein Klärchen iſt hin: er erliegt dem Geſchick,
Und ſchlummert nun Klärchen zur Seite.

An den Gräbern zieht Abends ein Nebel dahin.
Einſt ſah eine blühende Schäferin
Den Nebel ſich langſam entfalten;
Sie ſah mit begiſtertem, liebendem Sinn
Zwei dämmernde, ſtille Geſtalten.

Jenny.

Wenn heim die Heerden sind von ihren Weiden,
Und sich die Welt in süßen Träumen wiegt:
Dann wein' ich noch, verhüllend stille Leiden,
Indeß bei mir mein guter Robert liegt.

Er ist so gut! Ach, könnt' ich ihn nur lieben!
Du, Wilhelm, bist gefährlich meiner Pflicht,
Bist tief im Herzen mir zurück geblieben;
Vergessen sollt' ich dich, und kann es nicht! —

Zu liebevoll kam Wilhelm mir entgegen;
Mein Herz gab willig seinen Wünschen nach;
Er warb um mich und meiner Aeltern Segen,
Er arm, ich arm, und meine Aeltern schwach.

Er ging, ein kleines Glück ſich zu erwerben,
Um mir und meinen Aeltern es zu weihn.
Sein letztes Wort war: „Jenny, ſollt' ich ſterben:
So denke mein!“ — Zu oft nur denk' ich ſein!

Er ging zur See — und, wie vom Tod umfangen,
Verſank mein Geiſt in tiefe Finſterniß.
Mein Loos war hart; und meine Aeltern rangen
Mit Dürftigkeit, die mir das Her; zerriß.

So harrt' ich, ſtill der ſüßen Hoffnung pflegend:
Fern blieb die Hülfe, näher drang die Noth;
Und endlich kam aus einer fernen Gegend
Ein Unglückswort, verkündend Wilhelms Tod.

Mich traf dieß Wort, wie ſchnelles Blitzes ſchmetter;
Und als die Zukunft drohend vor mir ſtand:
Da bot ſich Robert an zu unſerm Retter,
Und bat zum Lohn dafür um meine Hand.

Wohl hatte Robert meinen Dank erworben.
Ich gab ihm meine Hand, nur Liebe nicht:
Die Liebe war mit Wilhelm mir entſtorben;
An Robert knüpfte mich die kalte Pflicht.

Mir war's, als ob ich aus dem Leben ſchiede;
Doch barg ich tief im Innern meinen Gram.
Aus meinen Blicken ſprach der heitre Friede,
Der nie zu meinem Herzen wieder kam.

Ach! Wilhelm war der Traum in meinem Schlummer;
Auch dieſer Troſt — wie oft entfloh er mir!
Einſt ſaß ich, tief verſenkt in meinen Kummer,
Im Abendlicht vor meiner Hüttenthür:

Es kam ein junger Mann daher gegangen: —
Ach! Wilhelm war's, er war's an Wuchs und Gang.
Ein Flammenfeuer brannt' auf meinen Wangen;
Mir ſchlug das Herz, das mit dem Schrecken rang.

Er naht sich. Was sollt' ich jetzt beginnen?
Entfliehn wollt' ich vor seinem Angesicht.
Ein Aufruhr war in allen meinen Sinnen.
„Ach, Wilhelm!" rief ich — mehr vermocht' ich nicht.

Es sanken alle meine Kräfte nieder,
Ich war des Lebens mir nicht mehr bewußt;
Und wie vom Traum erwacht' ich endlich wieder
In Wilhelms Arm, den Kopf an seiner Brust.

„O, Wilhelm," rief ich, „laß die Hoffnung fahren!
Fort! fort! dich lieben darf ich nicht fortan.
O, hilf die Pflicht der Treue mir bewahren!
Dich glaubt' ich tot, und Robert ist mein Mann!"

Der Arme stand, und konnte sich nicht fassen.
„So laß mich," weint' er, „laß mich denn vergehn!
Ich muß — ich will auf ewig dich verlassen!
Leb' wohl!" — Er ging, und ward nicht mehr gesehn.

Romanze.

Auf dem Berge dort eben, da wehet der Wind:
Da ſitzt Mariechen, und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer ſchneeweißen Hand,
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber ſchweift all ihr Sinn;
Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!
Sonſt ging er, ſonſt kam er; nun kommt er nicht
mehr!
Nun iſt's um Mariechen ſo öde und ſo leer!

In den Busch, da fallen die Thränen hinein;
Da trinket ihr Kindlein sie saugend mit ein.
Es schmeichelt der Mutter die kindliche Hand;
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie sausend wehet der Wind und kalt!
Mariechen, dein Liebster ging aus in den Wald;
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand;
Er folgte der lockenden Schaar, und verschwand.

Auf dem Berge dort oben, ach, wehet der Wind:
Da sitzt Mariechen, und wieget ihr Kind,
Und schaut in die Nacht hin, mit weingrauem Blick.
Dahin ging ihr Liebster, und kehrt nicht zurück!

Die Dämoneninsel.

Wieder kam vom Opferfest
Einer Insel hergezogen;
Plötzlich rast ein Sturm, und löst
Seine Macht aus an den Wogen,
Und sein Nachen hält nicht fest.

Als ihn so von Strand zu Strand
Weg und Sturm verschlagen hatten,
Nahm — ihm gänzlich unbekannt —
Endlich ihn in seine Schatten
Ein dämonisch Inselland.

Vor sein Schiff, bei unbetreten
In dem Kampfe mit den Wellen

Und dem Sturm geworden war,
Beut ihm, um es herzustellen,
Gutes Holz die Insel dar.

Welch ein liebliches Gemisch
Feiner, wonnesüßer Düfte
Athmet jedes Lenzgebüsch!
Alles: Blumen, Licht und Lüfte,
Alles dünkt ihm zauberisch.

Eine Warnungsstimme spricht:
„Fürchte diese fremde Küsten,
Und dies süße Zauberlicht!
Jüngling, laß dich nicht gelüsten!
Traue diesem Frieden nicht!

Blinder Muth im fremden Raum
Kann sich nur mit Unheil lohnen!" —
Dennoch, angelandet kaum
Auf der Insel der Dämonen,
Fällte Miron einen Baum.

Da verwandelt ſich der Kreis
Seiner friedlichen Gefühle,
Die er wohl zu deuten weiß;
Selbſt die Luft der Abendkühle
Brennt ihm Stirn und Wangen heiß.

Schon verkündet die Gefahr
Sich in fernen Donnertönen;
Reuvoll beut er, den Altar
Der Dämonen zu verſöhnen,
Einen Baum der Heimath dar.

Die Orakelſtimme ſpricht:
„Welch ein Baum, den Liebe weihte,
Sey das Opfer deiner Pflicht!
Götterzorn iſt das Geleite
Deß, der ein Gelübde bricht!“

Löſen ſoll er dieſes Band,
Eh' er ruht bei ſeinen Laren;
Und nur ſo läßt ihn der Strand

Der Dämoneninsel fahren;
Er erreicht das Heimathland.
Werthen Stellen wieder nah,
Kennt, auf wohlbekannten Wegen,
Er zu einer Buche; da
Tritt ihm Lyda nun entgegen,
Schön, wie er sie nimmer sah.
Lyda nickt ihm freundlich zu:
„Fragst du denn nicht, was ich machte?
Nicht, an wen ich in der Ruh
Meiner Lebensstille dachte?
Das, du böser Mensch, bist Du!"
Miron sprach: „Mit bangem Blick
Schau' ich noch in die Gefahren,
So ich überstand, zurück.
Viel geduldet, und erfahren
Hab' ich manches Mißgeschick." —
Lyda, wie ein Rosenstamm
Ueppig blühend, und nicht minder

Arglos fröhlich, wie ein Lamm;
Beide hatten ſchon als Kinder
Braut geſpielt und Bräutigam.

Mit ihr wandelt er ſedann,
Beide wandeln froh zuſammen;
Unter Fragen: Wo? und wann?
Sünden ſich geheime Flammen
Still in Beider Herzen an.

Seitdem fand nun Lyda fein,
Mit dem ſchönſten Schmuck des Hauſes,
Morgens früh vor Sonnenſchein,
Immer ſchon bekränzt ihr kleines,
Grün umranktes Fenſterlein.

Leis aus ihrer Hütte fort
Schleicht ſie zu der lieben Buche,
Nicht, als ob ſie an dem Ort
Irgend etwas eben ſuche;
Doch ſie fand den Miren dort.

Goldne Zeit der Liebe, du
Wecktest, daß sie sich erneue,
Deine Welt aus öder Ruh.
Da, da schwur auch Lieb' und Treue
Miron seiner Lyda zu.

„Miron," — rief sie, „mein! ich dein!
Wie ein Doppellied durchdringet
Mich das Heil: mit dir zu seyn!
Meine ganze Seele klinget,
Wie ein Liederfest im Hain." —

Sitte wars auf Lydas Flur,
Wenn sich Liebessinn vermählte,
Daß er fromm und einfach nur
Einen Baum zum Tempel wählte,
Wo er seinen Bund beschwur.

Und sie weiht den schönen Raum,
Den sie heilig pflegen wollte,
Weiht' ihn mit dem schönsten Traum,

Den die Zeit erfüllen sollte,
Festlich ein zum Tempelraum.

Auch die Buche weiht sie ein!
Alle Frühlingssänger sangen —
„Lerchen, ihr sollt Zeugen seyn!“ —
Aber Miren schaut befangen
In das Weihefest hinein!

„Blicke, Liebster, blick' empor!
Höre diese Brautgesänge!“ —
Aber seinem innern Ohr
Schweben die Orakelklänge
Der Dämoneninsel vor.

2.

Nicht mehr blühten frisch und klar
Lydas jugendliche Wangen;
Ueber ihren Frieden war

Eine böſe Zeit gegangen,
So ihr Schmerz und Leid gebar:
Einſam wankt ſie hin und her;
Und beim Klang der Lerchenlieder
Wallt ihr Buſen bang und ſchwer,
Seufzend wallt er auf und nieder;
„Miren! Miren!“ ſeufzet er.
„Meine Freudenwelt zerſtört,
Oed' und ſtarr, wie Todtengrüfte!
Ach! ich rufe, wie bethört,
Lüfte, ſeid ihr jene Lüfte,
Die da ſeinen Schwur gehört?“
„Tragt ihm hin mein ſeufzend Ach!
Lüfte, macht euch auf und eilet!
Rufet ſein Gedächtniß wach!
Wo er wandelt, wo er weilet,
Rufet ſeinen Schwur ihm nach!“
„Mahnt ihn an den Bundestag,
Der da durch die Buche glänzte;

Rings die Flur ein Feſtgelag,
Das der Blumenmund bekränzte,
Und die Luft voll Lerchenſchlag.

„Da! da ſchlug mein Herz ſo froh,
Wie der Schlag der Lerchenlieder!
Ihr geliebten Lerchen, ſo
Sanget ihr nun nimmer wieder,
Seit mein Leben mir entfleh!“

„Wahrer Tod iſt ſolcher Gram;
Nur die Freud' iſt wahres Leben,
Die mit Miren zu mir kam!
Wer kann die mir wiedergeben?
Er nur, der ſie mit ſich nahm!“

„O, wie war die Zeit ſo ſchön,
Als mich ſeine Lieb' entzückte!
Da erklang von Thal zu Höhn,
Die der Frühling heller ſchmückte,
Liebeſeliges Getön!“

„Wo ich ihn zuerſt geſehn,
Wo er Blumen mir gebrochen,
Die noch dürr am Fenſter wehn:
Da kommt mir ein innres Pochen,
So als müßt' ich dran vergehn!"

„Irr' ich mit verſtörtem Sinn
Zu der Mahlſtatt ſchöner Stunden:
Weh, der armen Wandlerin!
Der geweihte Baum verſchwunden!
Alles, Alles! iſt dahin!"

„Hält die Liebe ſo ihr Wort?
Nein, ich kann, ich kanns nicht faſſen!
Meine Buche mußte dort
Sich zur Barke machen laſſen,
Und die trug den Liebling fort!"

„Ach, mein Herz! entfernt von dir,
Kämpft er mit des Meeres Winden!

Was denn ſucht er fern von hier?
Konnt' er mehr, als Liebe finden?
Liebe fand er ja bei mir!"

„„Arme Lyda, ein Gelübd
Hat ihn weg von dir gezogen!
Fromme Pflicht, getreu geübt,
Macht die Götter uns gewogen,
Ob ſie auch das Herz betrübt!"" —

„Hat ihn eine fromme Pflicht,
Ein Gelübd ihn fortgetrieben?
Fromme Pflicht, die Herzen bricht,
Können nicht die Götter lieben!
Nein, dieß dürfen Götter nicht!" —

„„Lyda, Götterzorn iſt hart!
Lyda! Lyda! nicht vermeſſen!""
Aber die Verlaſſne ſtarrt,
Aller Götter Macht vergeſſen,
In die öde Gegenwart.

Troſtlos irrt ſie an den Strand,
Troſtlos wankt ſie auf und nieder:
„Meer, du haſt ihn mir entwandt!
Wo er weilet, gieb ihn wieder
Mir zurück, du fremdes Land!

„Könnten dieſe Arme ſich
Einmal nur um ihn noch winden!
Doch ſein Auge würde mich
Nicht mehr ſchön und lieblich finden!
Meiner Augen Glanz entwich!

„Jede Roſ' iſt vom Geſicht
Auf der Thräne weggeſchwommen,
Die aus meinem Herzen bricht.
Lenz und Lerchen ſind gekommen,
Er, mein Miren, er kam nicht!"

„Das iſt — o, wie nenn' ichs doch! —
Ich bin ihm getreu geblieben!

Selbſt im Tode werd' ich noch
Ihm verzeihen und ihn lieben!
Sagts, ihr Lerchen, ſagts ihm doch!"

3.

Miron, fern im Zauberhain
Eines fremden Inſellandes,
Löſet ſein Gelübd, allein
Sonder eingedenk des Bandes,
Das an Lyda mahnt, zu ſeyn.

Da nun hat er opfernd baar
Abgethan, was Pflicht gefodert;
Die geweihte Buche war
In der Schiffsform aufgelodert
Am dämoniſchen Altar.

In dem lockenden Getön
Seines Opferfeſtes waren

Angelangt von Thal und Höhn
Wohlgeschmückte Nymphenschaaren,
Alle neugierreich und schön.

„Jüngling, rüste dich mit Muth!
Sieh, es nahet deinen Lippen
Sich ein Kelch, voll Zauberguth!
Wag' es nicht, daraus zu nippen!
Jüngling, sey auf deiner Hut!" —

Aber achtlos, wie er war,
Dreht er sich im wilden Reigen
Einer bunten Nymphenschaar,
Seine innern Stimmen schweigen;
Ihn umringet die Gefahr.

Frei ist er; kein heilig Wort
Zwingt ihn mehr, sich aufzuhalten;
Dennoch weilt er an dem Ort,
Wo die finstern Mächte walten,
Wie gebunden, fort und fort.

Will mit Lydas Huldgeſtalt
Die Erinnrung ihn beſchleichen:
O, dann muß die Fremme bald
Einem wildern Taumel weichen,
Einer ſündlichen Gewalt.

Immerdar und immerhin
Hält ihn, wie an Zauberbanden,
Welche mächtig ſeinen Sinn,
Mächtig ſeinen Geiſt umwanden,
Mirtilis, die Zauberin.

Einſt an einem muntern Bach
Schauet er dem Wellenſchwimmen,
Das gen Weſten eilte, nach;
Plötzlich werden Lerchenſtimmen
In den hohen Lüften wach.

Welch ein Ruf! und ihn befällt
Wunderbar ein dumpfes Schrecken.

„Ja, ihr Zeugen, seyd bestellt,
Aus dem Zauber mich zu wecken,
Der mich hier gefangen hält!"

Tief von innerm Schmerz besiegt,
Wird sein Auge trüb' und trüber,
Und sein Herz im Blicke fliegt
Westlich in das Meer hinüber,
Wo die theure Heimath liegt.

Lyda schwebt ihm vor. Ihr Schmerz,
Seine ganze Seel' entführend,
Fällt ihm, wie ein Fluch, ans Herz,
Und ihr Blick, so sanft und rührend,
Zieht ihn mächtig heimathwärts.

Schon vorbeigegangen war
Manches Schiff; er war geblieben
An dem Orte der Gefahr;
Endlich kam ein Schiff getrieben,
Das ein Räuberfahrzeug war.

Und es naht und naht ſich ſchon.
„Männer!“ ruft er, „laßt euch rühren,
Einen armen Unglücksſohn
Seiner Heimath zuzuführen!
Ich verſprech' euch guten Lohn!“

„Sey dann, nehmet ihr mich auf,
Sey mit euch der Götter Gnade!“ —
Und das Schiff lenkt ſeinen Lauf
Zum dämoniſchen Geſtade,
Und der Räuber nimmt ihn auf.

Spricht zu ihm das Schreckenswort:
„Laß die Heimathhoffnung ſchwinden!
Sollſt in einem guten Port
Irgend eine Heimath finden“ —
Und ſo flog das Fahrzeug fort.

„Weh!“ ruft Miren, „Böſewicht!
Wer wird einſt an dir mich rächen!

Götter ſitzen zu Gericht!
Fluch ereilet das Verbrechen!
Straflos bleibt die Sünde nicht!" —

Und der freche Mann erklärt:
„Macht die Knechtſchaft ſolche Qualen;
Nun ſo magſt du deinen Werth,
Meiner Schätzung nach, bezahlen;
Mehr wird nicht von dir begehrt!" —

Während er ſo höhnt und lacht,
Zieht das Schiff mit guten Winden,
Abend wirds, ein Sturm erwacht;
Wie aus tauſend Feuerſchlünden,
Donnert die Gewitternacht.

Schwarz verhüllt die Sternenwelt,
Und das Meer, ein unermeßlich
Weites Grab, das ſteigt und fällt,
Augenblicklich, aber gräßlich
Von dem Wetterſtrahl erhellt.

Will Ozeaniden = Wuth
Eine Welt darnieder würgen?
Taumelnd raſt die Wogenfluth,
Gleich lebendigen Gebürgen,
Schimmernd von der Blitze Gluth.

Sturmwind, der von Oſten pfiff,
Heulet ſpottend ins Gewinſel
Auf dem Schiff, und jagt das Schiff,
Dicht an Mirons Heimathinſel
Schmetternd auf ein Felſenriff.

Und die alte Klippe kracht,
Von Getrümmer rings umſchwommen;
Kaum iſt, als der Tag erwacht,
Kaum ein Leben iſt entkommen
Dem Verwüſtungsgräul der Nacht.

4.

Lydas Seele zagt und klagt,
Durch die grauſen Nachtgeſpenſter
Eines Traums empergejagt,
Eh noch um ihr Hüttenfenſter
Leiſes Morgenſchimmern tagt.

Miron war im Nachtgeſicht
Als ein Todter ihr erſchienen,
Mit den Augen ohne Licht,
Mit den ſtarren kalten Mienen:
Dieſer Traum verläßt ſie nicht!

Und ſie ſpringt vom Lager auf,
Wankt, im Innerſten vernichtet,
Zu der Gartenhöh' hinauf,
Schauet wild umher, und richtet
Dann zum Meer hin ihren Lauf.

Ohne Ziel und ohne Bahn
Wird sie fort und fort getrieben;
Und in ihrem finstern Wahn
Sieht und hört sie nicht die Lieben,
Welche sich ihr tröstend nahn.

Mit schon halb erloschnem Blick
Schaut sie in die wilden Wogen.
„Ihr habt grausamlich das Glück
Meines Lebens mir entzogen,
Wellen, gebt es mir zurück!"

„Gebt den holden Mann zurück!
Laßt mich ihn noch einmal sehen!
Sollt' ich auch im Augenblick
Dieser Wonne untergehen:
Gönnet mir das kurze Glück!" —

Starr dem Meere zugewandt,
Bebt sie, ängstlicher beklommen. —
Sieh! was treibt dort an den Strand!

Ach! ein Leichnam kommt geſchwommen,
Und ihn wirft die Fluth ans Land!

Dicht vor ihren Füßen da
Legt die Fluth den Leichnam nieder.
Dem Verſinken iſt ſie nah,
Wankend flieht ſie, naht ſich wieder —
Götter! was erblickt ſie da!

Miron iſt es! „Dies Geſicht"
Schreit ſie jammernd auf — „die bleiche,
Schweigende Geſtalt, ſie ſpricht:
„„Miron bin ich! Mirons Leiche!"" —
Hört ihr, Schweſtern, ſeht ihr's nicht?"

„Dieſe Lippen, einſt ſo roth,
Wie von Roſenblut umfloſſen,
Seht, wie bleich, wie ſtumm, wie todt!
Und das Auge zugeſchloſſen,
Das ſo holde Grüße bot!"

„Wie nur, ach, wie kann das ſeyn!
Oeffne dich, du Strahlenauge,
Daß ich tief in mich hinein
Licht aus dir und Leben ſauge!
Oeffne deinen Sonnenſchein!"

„Alles hin! die Pein nur wühlt
Tief in meines Lebens Grunde!
Was mein armes Herz noch fühlt,
Fühlt ſich an, wie eine Wunde,
Deren Schmerz die Gruft nur kühlt!" —

Furchtbar ſchaut ſie her und hin;
Furchtbar ruft ſie: „Schwarz verhangen
Iſt die Todtenpflegerin!
Iſt die Sonne weggegangen?
Wüſt und finſter iſt mein Sinn." —

Und ſie faßt die kalte Hand,
Wirft ſich auf die Leiche nieder;

Schon dem Leben halb entwandt,
Starren zuckend ihre Glieder,
Bis ſie plötzlich ſich ermannt.

Und mit halb erſticktem Lav.
Ruft ſie: „Auf, zur Hochzeit'ier!
Miron iſt mir angetraut!
Gebt mir meinen Hochzeitſchleier!
Auf, ihr Schweſtern! ſchmückt die Braut!"

„Nein! nicht auf! — nein, erdenwärts!
Weg! hinweg mit Freud' und Tanze!
Komm! du ſüßer, letzter Schmerz! —
Windet Rosmarin zum Kranze —
Mir und ihm!" — Da brach ihr Herz. —

Wohl mit manchem Liebespfand
Und mit reichen Blumengaben,
So die Lieb' in Kränze wand,
Wurden beide hinbegraben,
Wo zuvor die Buche ſtand.

Veilchen wirft der Lenz dort ab.
Aus der Buche Wurzel ſprießen
Junge Reiſer um das Grab
Beider Liebenden, und gießen
Sanfte Schatten drauf herab.

Wenn der letzte Strahl entflieht,
Wandelt dort ein leiſes Leben,
Das durch Laub und Blumen zieht,
Gleich der Luft, in der das Leben
Eines Harfentons verſchied.

Das Gespenst.

Es saß ein erwählter, vertraulicher Kreis,
Bei verschlossenen Thüren und Fenstern;
Man horchte sich, willig, bald kalt und bald heiß,
Beim Erzählen von grausen Gespenstern.

Besonders erzählte Sebaldus gar viel
Von dem Spuk bei vergrabenen Schätzen.
Begeistert vom Beifalle, trieb er sein Spiel
Mit den Frauen und ihrem Entsetzen. —

„O, laſſen wir, Freunde, den traurigen Scherz
Mit den Geiſtern!" ſo meinte Nanette —
„Er preßt ja mit Zittern und Zagen das Herz,
Und man geht nur mit Grauen zu Bette."

Doch unſer Sebaldus behauptet das Wort,
Wie empört auch Nanette mag ſchelten;
Da machte dann liſtig Nanette ſich fort,
Dem Erzähler den Spaß zu vergelten.

Sie bauet von Stroh eine Unholdgeſtalt,
Und die ſtellt ſie, beim Nachtlampenſchimmer,
Vor eigenem Graun und Entſetzen-eiskalt,
Dem Sebaldus vors einſame Zimmer.

Nun bringt ſie dem Kreiſe die Nachricht zurück,
Daß es zwölfe geſchlagen ſchon hätte;
Man wünſchet zum Geiſterbeſuchen ſich Glück:
Und ſo geht man recht luſtig zu Bette.

Sebaldus erblickt nun die Unholdgestalt,
Und erräth, wer den Streich ihm gespielet.
„Nanettchen! Nanettchen! es trifft vielleicht bald
Das Geschoß dich, womit du gezielet!“ —

Er läßt von dem Diener sogleich sich hinein
In das raschelnde Strohgewand schnüren,
Und so, bei des Nachtlichts erlöschendem Schein,
Vor Nanettchens Schlafkämmerlein führen.

Da kommt nun Nanette, ganz unverzagt,
Und berichtet, im Gehn, den Gespielen,
Welch einen gar listigen Streich sie gewagt
Dem Gespensterfreunde zu spielen.

Und wie sie erzählet, da schlägt ihr das Herz,
Vor entzückender Lust, wie ein Hammer;
So kommen die Damen, mit lachendem Scherz,
Zu Nanettens verfänglicher Kammer.

„Hilf, Himmel! was ſteht dort?" — „Still, Kinder, ſeyd ſtill!"
Spricht Nanettchen, „ich weiß, wer uns neckte.
Mein Scherz iſt gelungen! — Sebaldus nun will
Mir vergelten den Streich, der ihn ſchreckte.

„Wie kommſt du, Geſpenſt, in dieß ehrliche Haus?"
So ergreift ſie den Nachtgeiſt am Kragen:
Da ſtrecken zwei ſtroherne Arme ſich aus,
Um Nanettchen zuſammen zu ſchlagen.

Die Damen entſpringen mit gräßlichem Schrein,
Wie geſtochen vom Biß der Tarantel —
„Du biſt" — brummt der Unhold — „auf ewig nun mein!"
Und umfaßt ſie, mit raſchelndem Mantel.

Nanettchen, in Ungethüms Armen, iſt ſtumm,
und ſie mag kaum vom Halbtod erwachen.
Die flüchtigen Damen ſehn ſchalchtern ſich um,
Und ſo endet die Scene mit Lachen.

Das Echo,

oder

Alexis und Ida.

Elegie.

Der Sonntag.

Hin zur Sonntagsluſt gegangen
Bin ich noch mit heiterm Blick;
Doch ich kam ſo unbefangen,
Als ich hinging, nicht zurück!
Wenig mag ich nun noch ſingen,
Schweigend ſitz' ich, wie der Gram!
O, das ganze Unglück kam
Von zwei Augen, blauen Augen!

Oft hab' ich hinein geſehen,
Sage nur es, was ich ſah;

Aber nimmer iſt geſchehen,
Was am Sonntag mir geſchah.
Liederreich, wie Philomele,
War mein heller Jugendtag:
Sieh, da traf, wie Blitz und Schlag,
Das Bild in meine Seele.

Ach! nun treibts in mir und dringet,
Bin ſo träumend und ſo wach;
Denn der ganze Sonntag klinget,
Mir in Ohr und Herzen nach.
Sagt mir! habt ihr je empfunden,
Was ein Tag, ein Sonntag kann?
Sicher ward ein Zaubermann,
Der den Sonntag hat erfunden.

Nein! ich weiß — wenn ich mich frage —
Weiß nicht, was ich will und ſoll?
Und mein Herz, ſeit jenem Tage,

Iſt ſo leer und doch ſo voll.
Viel hat mir der Tag genommen,
Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;
Dennoch wünſcht geheim mein Herz:
Möcht' er doch bald wiederkommen!

Ich vernahm von einem Munde,
Den man weiſe nennt und klug:
Sanfter heilt manche Wunde
Durch das Weſen, das ſie ſchlug.
Kann mir Hülfe nur geſchehen,
Wo ich ſo verwundet bin:
Nun ſo muß ich wieder hin
Zu dem Sonntagskinde gehen.

Ode.

Der Tanz.

Wie war das Sonntagskind so froh!
Ich liebe die fröhlichen Tänze,
Das Flattern der fröhlichen Kränze,
Und lustiges Violin- und Hörnergetön.

Der Sonntagstanz war immer schön;
Doch weiß ich, so schön wie der letzte,
War keiner, der je mich ergötzte,
Und froher klang nimmer das Hörnergetön.

Ich war so leicht, ich war so froh;
Da winkten sich nickende Grüße,
Da tanzten die Herzen und Füße;
Doch, Schwester, das endete, leider! nicht so.

Ein Hirt der nachbarlichen Flur,
Alexis — der zog mich mit Schweigen
So sanft und so siegend zum Reigen:
Da wars, wie ein Strahl, der durchs Leben mir fuhr.

Ich sah den Tanz nicht, sah nur ihn.
Ihm war das auch gar nicht zuwider;
Da schlug ich die Augen dann nieder,
Da konnte mein Blick nicht dem seinen entfliehn.

Der frohe Tanz war bunt und kraus,
Durchflochten von lustigen Scherzen;
Wie klopft' es umher in dem Herzen,
Als wäre was drinnen und wollte heraus.

Dann flog es heiß mir ins Gesicht;
Nun konnt' ich die Furcht nicht ersticken,
Es möcht' aus den Augen dort blicken:
Drum stutzt' ich sie nieder, und mied nur das Licht.

Die Schwur ging frei und leer nach Haus;
Mir blieb in dem Herzen was hangen,
Das fühlt sich, wie Furcht und Verlangen;
Da klopft es nun, Schwester, und will nicht heraus.

Ida.

Das Bild im Spiegelteiche.

Oft hab' ich mich im Teich beſehn,
Mit meinem Mädchenkranze,
Und nimmer fand ich mich ſo ſchön,
Als ſeit dem Sonntagstanze.

Man iſt wohl ſchön und hoch entzückt
Im Putz gewählter Sachen;
Nur, was mir jetzt die Mange ſchmückt,
Muß wohl noch ſchöner machen.

Drum ſeh' ich jetzt mein Bild ſo gern,
Wenn ich am Teiche ſtehe:
Doch kenn' ich einen Augenſtern,
In den ich lieber ſehe.

Alexis.

Unruhe.

Nirgend kann ich ruhn, noch bleiben!
Still und lauschend, wie der Mond,
Blick' ich nach den Fensterscheiben,
Wo die liebe Hirtin wohnt,
Die so einzig auf der Welt
Meinen Sinn gefesselt hält.

Scheint die Morgensonne prächtig
An ihr kleines Schäferhaus:
O, dann treibt es mich so mächtig,
Mächtig treibt es mich hinaus
An den grünen Gartenzaun,
Um zu ihr hinauf zu schaun.

Mich befällt ein freudig Zittern,
Das im Blute Wellen ſchlägt,
Wenn an ihren Fenſtergittern
Sich ein weißer Schimmer regt;
Leiſe ruf' ich: „Das iſt ſie!"
Und mir wird, ich weiß nicht, wie!

Das Getön der Turteltaube,
Baumgeflüſter dort und hier,
Jedes Säuſeln ihrer Laube,
Alles, wähn' ich, ſpricht von ihr.
Immer, träumend oder wach,
Folgt ihr mein Gedanke nach.

Still beſah die Anmuthreiche
In der Spiegelfluth ſich dort,
Leiſe ging ich zu dem Teiche;
Mit ihr war das Bild auch fort.
Was mein Herz nie fahren läßt,
Hält der kalte Bach nicht feſt.

Wenn die Abendſchatten dämmern,
Lauſch' ich, wo die Linden ſtehn,
Um, mit ihren lieben Lämmern,
Ihr noch einmal nachzuſehn;
Und ich ſeufze bang und ſchwer:
„Ida! Ida, ſieh doch her!"

Einſam irren meine Tritte
Durch die finſtre Mitternacht,
Um die ſchön begrünte Hütte,
Wo ſie lange nicht mehr wacht.
Thür und Fenſter ſind ſchon zu;
Ich nur habe keine Ruh.

Bis zur Stunde der Geſpenſter
Irr' ich träumend ab und auf,
Rufe noch zu ihrem Fenſter
Eine gute Nacht hinauf;
Und die Nacht erwiedert hohl:
„Ida! Ida! ſchlummre wohl!"

Sagt, was soll aus meinen Heerden,
Die fast ohne Schäfer sind,
Was noch aus mir selber werden,
Wenn mein Herz sie nicht gewinnt?
Ach, zum irren Geist der Nacht
Hat mich sie, nur sie gemacht!

Alles treib' ich ungehörig,
Bin auch gern mit mir allein;
Mancher Kluge nennt mich thörig,
Und ich mag es auch wohl seyn;
Doch mich heilet, was er spricht,
Von der süßen Thorheit nicht.

Ida.

Der Verdruß.

Der letzte Sonnenſtrahl
Hing röthlich noch am Haine,
Da trieb ich dort am Raine
Die Heerde durch das Thal.

Da ſaß ein Mann und ſang;
Er ſang ein Lied, ſo herzlich,
Das mir ſo ſüß und ſchmerzlich
Durch Leib und Leben drang.

Ich ſtand ein Weilchen ſtill.
Nun wollt' ich weiter gehen;
Doch immer blieb ich ſtehen:
Man weiß nicht, was man will.

Und als die Töne recht
Zu mir herüber kamen:
Da hört' ich meinen Namen,
Und Ida hört nicht schlecht.

Es war ein feiner Mann,
Mit dunkelbraunen Locken;
Ich blickte, halb erschrocken,
Halb froh, ihn seitwärts an.

Wer mag der Sänger seyn?
Ich ahnte, wen ich sähe;
Mir fiel in seiner Nähe
Das Fest des Sonntags ein.

Nun zögerte mein Schritt.
Die Zeit — wie gern man bliebe —
Thut Keinem was zu Liebe,
Sie geht, und man muß mit.

Nun treib' ich immer fort,
Sobald die Schatten dämmern,

Mit meinen lieben Lämmern
An den bewußten Ort.

Die Mutter widerſpricht. —
So iſt die Welt verſchieden!
Die Lämmer ſinds zufrieden,
Und Mutter iſt es nicht.

Mit Feuer im Geſicht,
Beſchwör' ichs dann der Mutter:
Dort ſey das beſte Futter;
Allein ſie glaubt es nicht.

Sie macht mir viel Verdruß,
Und ſagt mir böſe Worte;
Doch muß ich zu dem Orte
Des Sängers hin, ich muß!

So drück' ich den Verdruß
Mit einem Seufzer nieder.
Was kann man denn darwider,
Wenn man nun einmal muß?

Alexis.

Die Laute.

Ich hab' eine Laute, die iſt mir nicht feil,
Nicht feil um Berge Goldes;
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Wie horchen die Thäler ringsher und die Höhn,
Erſchallt ihr Klang hinüber!
Und ſchweigender wallen bei ihrem Getön
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer ſchuf dir, o Laute, die Zauberkraft an,
Die Wandrer feſt zu bannen?

Da ſchleichen ſich liebliche Mädchen heran,
Und können nicht wieder von dannen.

Sie iſt, wenn mich Abendgeſäuſel umrauſcht,
Das Echo meiner Lieder;
Ich kenn' eine Hirtin, die hat es belauſcht,
Sie kam, und nun kommt ſie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Malblumenthal,
Mit ihren lieben Lämmern,
Sobald in des Tages verſinkendem Strahl
Die röthlichen Hügel verdämmern.

Beginnt nun der Schäfer das zärtliche Lied,
Das Idas Lob erzählet:
Dann kommt ſie nicht weiter, wie oft ſie auch ſticht,
Und ſuchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es iſt vor undenklichen Zeiten einmal —
In Büchern könnt ihrs leſen —

In jenem geprieſenen thraziſchen Thal
Ein herrlicher Sänger geweſen.

Der hieß, durch des Liedes allmächtigen Klang,
Die Bäum' und Felſen gehen.
Ich trotze dem Alten; mein Lautengeſang
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum iſt nimmer die Laute mir feil,
Nicht feil um Berge Goldes!
Sie trägt in der Bruſt ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Ida.

Die Lauscherin.

Dort singt er am Hügel!
O hätt' ich doch Flügel:
Ich eilte hinzu!
Nicht nahe, nur näher;
Ihr aber, ihr Späher,
Bleibt unten in Ruh'!

Ich hörte, wie sinnig,
Wie zärtlich und innig,
Sein Lied mich erhob.

Man hört doch ſo gerne,
Zumal aus der Ferne,
Sein eigenes Lob!

Du Abendluft, ſchweige!
Bedeckt mich, ihr Zweige,
Vor ſchleichender Liſt!
Geheimes im Herzen,
Das fühlt ſich, wie Schmerzen,
So ſüß es auch iſt!

Ida.

Die Selbſtentſcheidung.

Wie kann das Liebſte doch ſo quälen:
Ein zärtlich Herz und Tochterpflicht!
Die Mutter hat wohl gut befehlen;
Sie kennt den Schäfer Alexis nicht.

Sie glaubt, mich hab' ein Geiſt benommen,
Der laſſ' im Herzen mich nicht ruhn.
Wie iſt nun der hineingekommen?
Ich rief ihn nimmer! da ſitzt er nun!

Wärs eine Wunde — Wunden heilen;
Und Schmerzen, ſagt man, [illegible]ilgt die Zeit.
Oft iſts, als müßt' ich mich [illegible]rtheilen,
Als wär' in mir ein mächtiger Streit.

Dann weiß ich nicht, was ich beginne.
Ein Sinn ſpricht Ja! der andre Nein!
So will ich halb dem einen Sinne,
Und halb dem andern gehorſam ſeyn!

Alexis.

Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeſchieden,
Abgelöſt iſt jedes Joch; —
Selbſt der Gram entſchlief in Frieden.
Meine Liebe, wachſt du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der ſich nur der Nacht vertraut!

Töne leiſer, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenſter weht die Stille,

Ruhig iſt ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! ſie ſchlummert ſchon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage ſpricht,
Nächtlich düſtre Geiſterſchauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beſeelt der Raum mit Muth,
Wo die ſanfte Unſchuld ruht.

Stummer wirds, und immer ſtummer.
Lüftchen, wecke ſie nicht auf,
Bringeſt du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

Ida.

Der Traum.

Den Schlaf mir zu verſchönen,
Kam ein geliebter Traum:
Ich ſchwebte, wie auf Tönen,
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen ſchienen
Von ihrer Pracht entzückt,
Ich, mitten unter ihnen,
Wie eine Himmelsbraut geſchmückt.

Die muntern Bäche klangen,
Von lieblichem Getön,
Und alle Bäume ſangen
Im Thal und auf beſtrahlten Höhn.

Geweihte Kronen hingen
Von jedem Baum herab;
Und durch die Töne gingen
Bekränzte Engel auf und ab.

Vor allen sah ich Einen
Mir freundlich winken: komm!
Da sprach ich, halb mit Weinen:
„Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!“

Und als ich zu ihm wollte,
Die Hand erheb, und sehen
Das Beste kommen sollte:
Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:
Die Thräu' im Traum hat Glanz
Und Freude zu bedeuten,
Und Blumen melden einen Kranz.

Ida.

Das Band.

Alexis kam daher die Flur!
Wer ſagt, was meinen Sinn beſtrickte,
Warum ich ſo zuſammen fuhr,
Als ich den Schäfer dort erblickte?

So ſeh' ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn, das dunkle Haar,
Das von dem Scheitel niederrollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,
Und, vor den Schäferinnen allen,
Fiel mir es flatternd in die Hand;
Gewiß, er ließ für mich es fallen!

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.
Glaubt nicht, daß mich ein Wahn bethörte!
Er ſchwieg, doch ſo, als ſprächʼ er was,
Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl Manches hört das Auge nur —
Ich kanns, ihr Schweſtern, euch beſchwören —
Ich weiß noch, was mir widerfuhr,
Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur, was er ſprach, das kann man nicht,
Man kann es nicht ſo wiederſagen:
Es klang — doch nein! es klang wohl nicht —
Genug, ihr müßt nicht weiter fragen!

Ida.

Das böſe Band.

Das Band, das ich ſo eilig nahm —
Ach! Mutter darf es nicht erblicken!
Kaum hatt' ichs, als die Reue kam,
Und mit ihr ein geheimer Gram;
Der läßt ſich nicht erſticken.

Es wegzuwerfen, kann ich nun,
Ich kanns nun einmal nicht verſchmerzen.
Was fang' ich an? was ſoll ich thun?
Im Kaſten mag die Sünde ruhn!
Da liegt ſie weit vom Herzen.

Nie ſoll das Band mein Haar umwehn!
Doch wenn ich in der Nähe ſtünde,
Und könnt' es ſo von fern beſehn,
Das, mein' ich, dürfte wohl geſchehn,
Und wäre keine Sünde.

Alexis.

Das Zauberband.

Ein weiſer Mann aus Morgenland,
In Künſten wohl erfahren,
Gab mir ein grünes Zauberband.
„Das," ſprach er, „das ſollſt du bewahren!"

„Den Geiſt, der Ruh' im Zweifel ſchafft,
Wenn ſich das Herz entzweiet,
Hat in dies Band hinein die Kraft
Der mächtigen Liebe geweihet."

Und ferner ſprach er: „Junger Hirt,
Du wirſt um Liebe werben;

Und hört ein Mädchen dich · ſo wird
Dies Zauberband grüner ſich färben."

„Dann nimm das Band, das Kunde giebt;
Und von den Mädchen allen,
Wirds bei der Holden, die dich liebt,
Von ſelbſt aus der Hand dir entfallen."

Seit jener frohen Sonntagsluſt —
Wie bald ſich Manches ändert! —
Hat ſich das Herz in meiner Bruſt,
Und wahrlich das Band auch verändert.

Seit jenem Sonntag bin ich mir
Verſtimmt, wie eine Laute,
Als mir die Hirtin und ich ihr
Zu tief in das Aug' hinein ſchaute.

Das Band war grüner ſichtbarlich.
Wie da das Herz mir pochte!

Doch Wunder war es, daß nur ich
Das Wunder zu ſehen vermochte!

Nun hört, was ferner ſich begab!
Ich — wie hinausgetrieben —
Ich nahm das Band, und ging hinab
Ins Thal, das die Hirtinnen lieben.

Die fand ich dort, und Ida ſtand
Im ſchönſten Feierſchmucke.
Da wars, als ob das Zauberband
Schon unter den Fingern mir zucke.

In ihrer Nähe fing es ſtill
Schon an, ſich zu entfalten;
Was fallen ſoll und fallen will,
Das kann man doch einmal nicht halten.

So konnt' ich es in meiner Hand
Nun länger nicht bewahren:

Da ließ ich dann, wo Ida ſtand,
Es willig den Fingern entfahren.

Und ſeht! ein wunderbares Spiel!
Das Band, als obs verſtände,
Wohin es fallen ſollte, fiel,
Es fiel in die richtigſten Hände.

Mir wars vor Idas hellem Blick,
Als müßt' ich ſie umfaſſen;
Ich ſah noch oft nach ihr zurück,
Kaum mocht' ich die Stelle verlaſſen.

Wohl hat an mir das Zauberband
Gar wacker ſich erwieſen;
Darum, du Mann aus Morgenland,
Sey immer und immer geprieſen!

Ida.

Das Erröthen.

Wie ſah ich, als Kind noch, mit kindiſchem Sinn,
Die Aehren im Felde mir nicken!
Ich nickte, mit freundlichen Blicken,
Dann wieder und wieder, und hüpfte dahin.

Ich wurde nun größer, und reifer mein Sinn;
Und ging eine Freundin vorüber:
Dann nickt' ich ſo freundlich hinüber,
Und dachte nichts weiter, und hüpfte dahin.

Als nickend Alexis Willkommen mir bot,
Vor allen den gaffenden Leuten:
Ach, Schweſter, was mag das bedeuten?
Da nickt' ich nicht wieder, und wurde ſo roth!

Alexis.

Das Orakel der Zweige.

Sie kam daher gegangen;
Wie blühten ihre Wangen
In voller Rosengluth!
Sie hatte ja das Band genommen;
Drum nickt' ich frey ihr mein Willkommen;
Allein wie sank mein freyer Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,
Und schlug die Augen nieder,
Wie Eine, die da büßt.
Geh — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;

Wenn Dir ſich die entgegen neigen:
So hat ſie innerlich gegrüßt!

Ich ging, im Morgenſchein,
Ganz ſtill zum Ulmenhaine:
Da ward mein Gram verſüßt!
Kaum ſah ich ſich die Zweige regen:
Da neigten ſie ſich mir entgegen —
Ja, ſie hat innerlich gegrüßt!

Alexis.

Das Lied am Haine.

Erlene, süße Laute!
Die Hirtin ist nicht fern,
Sie weidet dort am Raine,
Geschmückt vom Abendscheine;
Und deine Töne hört sie gern.

Sie rufet ihre Lämmer
Vom Rain zum Weidenbach.
Wär' ich von ihrer Heerde:
Wohl durch die ganze Erde
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie horcht, wenn ihrem Schöpfer
Ihr süßer Name entfällt.
Ihn von der Berge Stufen
Dir, Echo, zuzurufen:
Das ist, was hier so fest mich hält.

Du gibst ihn zärtlich wieder,
Wie mein Gesang ihn gibt;
Du stimmst, o Sinnverirrte,
So ganz in meine Laute:
Gewiß, du hast einmal geliebt!

Das ist, was dir auf immer
Ein tönend Leben gibt;
Kein Zauber schuf im Grimme
Dich nur zur bloßen Stimme:
Gewiß, du hast einmal geliebt!

Ida.

Das Gelübde.

Welch Lied ist dort am Hain verklungen,
Das mir so tief die Seele rührt?
Das hat mein Schäfer mir gesungen;
Du, Echo, hast mirs zugeführt.

Zum Dank will ich vor deiner Höhle
Die eine Blumenpforte baun;
Doch darfst du keiner andern Seele,
Was mir Alexis singt, vertraun.

Mir aber mußt du treu berichten,
Was sein Gesang von Ida spricht;
Und hast du selbst einmal Geschichten:
Sieh, so verrath' ich dich auch nicht!

Ida.

Mutterwarnen.

Meine Mutter warnt mich immer:
„Mädchen sey auf deiner Hut!
Schmeichlichen höre nimmer!
Glaube mir: sie thun nicht gut!“

„Veilchen hält im kühlen Thale
Sich in Laub- und Schatten ein,
Veilchen sitzt am heißen Strahle,
Drum ist Veilchen ein Schmeichlein.“ —

Wohl bewahrt' ich Mutterlehren
Tief im Herzen, fromm und still;
Doch wer kann dem Ohre wehren!
Ach! das thut schon, was es will.

Schweig' Alexis — ohne Klagen
Thät' es dann wohl seine Pflicht;
Nur, dem Schäfer das zu sagen,
Schwester, brauchst du eben nicht!

Alexis.

Herz um Herz.

Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb!
Ich sahe sie, als sie die Heerden
Hinunter am Bache der Ulmen trieb:
Da wünscht' ich, ein Lüftchen zu werden,
Zu bestreuen mit Blumen den Schäferhut,
Der die Stirn ihr bedeckt in der sonnigen Gluth.

Ich sahe sie gestern im tanzenden Spiel,
Wie schön sie die Reihen durchirrte;
Und als nun ihr Blick auf den meinen fiel,

Wie reigend sie alles verwirrte;
Da beneidet' ich jegliche Blume' im Kranz,
Der die Maid' ihr berühret im fliegenden Tanz.

Nun Ade nun schwärmet mein liebender Sinn;
Mein Aug' ist für alles verblendet.
Wie hat mir die liebliche Räuberin
Das Herz aus dem Busen entwendet!
Du Entwenderin, stiehl' ein Gewissen dir:
Dann, so giebst du dein Herz für das meinige
mir!

Ida.

Die Verwirrung.

Wer sagt mir nur, woher es kam!
Es macht' in dem Tänzergewirre
Ein einziger Anblick mich irre:
Da wollt' ich vergehn vor Schaam.
Wer sagt mir, wie das kam?

Ist wieder Tanz: ich gehe nicht!
Und schlägt man die Augen auch nieder:
So heben sie dennoch sich wieder;
Das giebt nur ein dummes Gesicht.
Nein, nein! ich gehe nicht!

Jedoch verschworen sollt nicht seyn;
Oft ließ ja die Mutter mich hören:
„Man soll und man darf nichts verschwören!"
Das bringt oft die bitterste Pein.
Verschworen sollt nicht seyn!

Lied der Schweſtern.

Das Taubenpaar.

Wir ſtehen hier, und ſind bereit,
Zu ſingen unſer Märchen,
Von einem, um die Frühlingszeit
Entſtehnen, Taubenpärchen.

Die ſtill im Herzen Braut ſich weiß,
Ihr ſey das Lied geſungen;
Auch wird ein junges Myrtenreis
Ihr in das Haar geſchlungen! —

Es war ein kleines Schäferhaus,
Das Epheulaub umwebte;

Da flog ein Täubchen ein und aus,
Mit der, die drinnen lebte.

Es girrte, ward der Morgen wach,
Die Hirtin aus dem Schlafe,
Und folgt' ihr treu und treuer nach,
Als eines ihrer Schaafe.

Gern macht' es sich auf ihrer Hand,
Auf ihrer Schulter wiegen,
Und strebte nie, hinaus ins Land,
Durch Busch und Feld zu fliegen.

Doch als die Maienknospe schwoll,
Da sollt' es nicht so bleiben;
Was soll und muß, und muß und soll,
Wer mag das hintertreiben!

Ein schöner Tauber flog aufs Dach,
Der Hütte gegen über,

Das Täubchen drinnen im Gemach,
Das ſchaut und girrt hinüber.

Nun hat es fürder keine Ruh',
Es fühlt ſich hingezogen.
Das Täubchen hier — das Fenſter zu —
Der Tauber weggeflogen! —

Das Fenſter auf — der Tauber kam,
Wir wiſſen nicht, von wannen;
Er ſpielte, girrte, lockt', und nahm
Das Täubchen mit von dannen.

Wer iſt, die heimlich Braut ſich weiß!
Ihr ſey der Kranz geſchlungen!
Du, Ida, nimm das Myrtenreis!
Dir iſt das Lied geſungen.

Ida.

Anklage.

Mich liebet Alexis, das singt mir sein Lied,
Das tönt mir seine Laute,
Die ach! das Geheimniß dem Echo verrieth,
Und jedem Hain vertraute.

Die Schwätzerin Echo hats weiter gesagt,
Das war wohl nicht von Nöthen;
Nun werd' ich von allen gefragt und geplagt,
Und muß so oft erröthen.

Dahin ist mein süßes Geheimniß fortan,
Ist ach! nicht mehr das meine;

Und ſchauet mich fragend die Mutter droh an:
So ſteh' ich da und weine.

Mir kam von Alexis das Unheil daher,
Das oft mich heimlich quälte.
O, ſag' es ihm, Schweſter, wohl zürnt' ich ihm ſchwer,
Wenn mirs an Zorn nicht fehlte!

Vernehm' ich die Töne des Sängers von fern,
Im Spiel des Wiederhalles:
Dann werd' ich vergnügt, und verzeihe ſo gern
Ihm und dem Echo alles.

Alexis.

Widerruf.

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht.
Wenn zu laut dich dein Schäfer bekennet,
Und dem Echo, das hinter den Bergen dort ſpricht,
Den Namen Ida nennet!

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,
Wenn geheim die harmoniſche Laute,
Die ſich gern mit den flüſternden Lüftchen beſpricht,
Dein Lob dem Hain vertraute!

Horch, Mädchen der Liebe! die Nachtigall ſingt;
Sie vermag ja nicht, länger zu ſchweigen;

Sie erzählet, was innig ihr Wesen durchdringt,
Herab von grünen Zweigen!

Horch, Mädchen der Liebe! was flüsterte dort,
Wie die Stimme der einsamen Stille?
O, so leise vertrauet ihr zärtliches Wort
Dem Hain die Abendgrille!

Horch, Mädchen der Liebe! dort säuselt ein Hauch,
Wie das holdeste Liebesgekose;
Dort erzählet ein Lüftchen dem nickenden Strauch
Von seiner liebsten Rose.

Wenn Alles und Alles sein Liebchen besingt:
O, so darf ich das Schweigen wohl brechen,
Und von dem, was mein innerstes Leben durchdringt,
In meiner Laute sprechen!

Drum, Mädchen der Liebe, was zürneſt du dann,
Wenn zu laut dich die Töne bekennen? —
Des geheim ſoll dein liebender Schäfer fortan
Dich ſeine Blume nennen.

Nun ſagt er: „Mir blühet ein Blümchen ſo ſchön!
Ich erkenn' es an lieblichen Zeichen;
Es erzeugen die Gärten, die Thäler und Höhn
Wohl nimmer ſeines Gleichen.

Ich wünſche des Tages unzählige Mal,
Dahinab zu der Blume zu gehen;
Sie erblick' ich im Sonnen- und mondlichen Strahl,
Kann mich nicht müde ſehen.

Sie trägt auf den Lippen ſo lieblichen Duft,
Wie die Worte der ſanfteſten Liebe;

O, ich wüßte wohl, wäre ich fliehende Luft,
Wo ich am liebſten bliebe!" —

Was fraget ihr Hirten? — Daß Ida ſie heißt,
O, das darf ich euch, Hirten, nicht ſagen!
Darum müßt ihr, wenn feiernd die Laute ſie preiſt,
Mich lieber gar nicht fragen.

Ida.

Das inwendige Auge.

Heute — Schweſter, laß dirs ſagen!
Heute — welch ein guter Stern!
Sah ich, nach zwei langen Tagen,
Ihn — du weißt ſchon wen — von fern.

Alles ließ ich ſtehn und liegen;
Wie bezaubert, eilt' ich fort,
An die offne Thür zu fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter wurde hitzig:
„Sag' mir," rief ſie, „was beginnt?
Läufſt du doch, wie aberwitzig,
Alles nieder! biſt du blind?"

„Mutter," sprach ich, „in den Jahren,
Wo man sich nicht recht besinnt,
Hast du manches Leid erfahren;
Warst du nie ein wenig blind?" —

Schwester, so ist mir geschehen! —
Nahes liegt mir, wie verdeckt,
Und das Ferne kann ich sehen,
Wenns auch hinter Bergen steckt.

Jeder Mensch hat seine Gaben.
Glaub'! ich muß, seit irgend wann,
Hier ein Aug' inwendig haben,
Das durch Berge schauen kann.

Trotz Erröthen und Erblassen,
Sieht und sieht man sich nicht satt:
Kann man doch das Sehn nicht lassen,
Wenn man einmal Augen hat!

Alexis.

Die Bannung.

Ich ging am Kirchhof-Thor vorüber,
Mit festem Schritt, und rasch und dreist,
Mit Mühe nur konnt' ich hinüber;
Mich hielt an den Ferſen ein Geiſt.

Nun ſagt mir, was an Idas Fenſter
Mich zögernd nur vorüber läßt?
Da walten doch keine Geſpenſter;
Doch hält mich auch dort etwas feſt.

Ida.

Das böſe Band.

Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Das Gewiſſen hat zu büßen,
Was ein ſchwaches Herz verbricht.
Strafe geht mit ſchnellen Füßen;
Ihr entkommt die Sünde nicht!

Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Hätt' ich nicht das Band genommen,
Welches von Alexis kam!
Mit dem Band iſt ſie gekommen!
Mutter weiß nicht, daß ichs nahm.

Doch sie muß und soll es wissen!
Rastlos quälet das Gewissen;
Meine Ruh' ist mir entflohn.
Alles soll die Mutter wissen!
Was ich thun will, weiß ich schon.

„Mutter," sprech' ich, „dort im Kasten
Liegt das Band; ich ließ es rasten;
Nimmer schmückte mich es noch.
Barg ich auch die Sünd' im Kasten:
Ach! im Herzen blieb sie doch.

Büßen will ich meine Sünde!
Was dein Zorn mir auch verkünde:
Jede Strafe nehm' ich an,
Wenn ich, frei und ohne Sünde,
Nur das Band behalten kann!"

Ida.

Die Verſöhnung.

Hört mich an, was ich verkünde!
Wißt, Alexis Band iſt mein!
Heimlich, war es halb der Sünde;
Nun gehört es mir allein!

Froh bin ich, wie meine Lämmer!
Schweſtern, hat michs nicht verſchönt,
Was mich freher macht und frömmer?
Mein Gewiſſen iſt verſöhnt!

Weiß nun wieder, was ich tauge,
Kann nun wieder voll Vertraun,
Und mit offnem, freiem Auge,
Hell ins heitre Leben ſchaun.

Heute ſollſt du, Band, mich ſchmücken,
Meine ſchönſte Zierde du!
Nicht mehr deck' ich mein Entzücken
Mit dem Augenliede zu.

Leicht iſt alles, was ich thue,
Denn mein Herz iſt minder ſchwer;
Alles kann — nur nicht die Ruhe,
Ach! die kommt wo anders her.

Alexis.

Das Wunderband.

Du weiser Mann aus Morgenland
Sey abermal gepriesen!
Wohl hat dein, mir geschenktes, Band
Sich wundervoll erwiesen.

Die Hirtin trug es an der Brust;
Nichts konnt' ihr schöner stehen;
Die Lüfte säuselten vor Lust,
Es hin und her zu wehen.

Es war, als ob ſie nur zu ihr
So liebezärtlich flögen.
Ich hätte wohl — ſo wünſcht' ich mir —
Mit ihnen flattern mögen!

Geſchmückter ſah ich Ida nie,
Nie ſiegender, als geſtern.
O Wunderband, wie ſtrahlte ſie
Hervor aus ihren Schweſtern!

Ein mildes Weſen ließ fürwahr
Die Kraft in dir erwachen,
Mich glücklicher, als je ich war,
Und ſchöner ſie zu machen.

Alexis.

Die Verwandlung.

Wie bin ich einſt, ſo froh und frei,
Durchs Leben hingezogen,
Und raſch vorbei geflogen,
Vor Kummer und Sorge vorbei!

Es konnte meinen Flüchtlingsſchritt
Die Freude ſelbſt nicht hüten;
Ich flog durch ihre Blüten,
Und nahm ſie im Fluge nur mit.

Vorbei und fort mit frischem Sinn
Und wildem Jünglingstriebe:
So streift' ich an der Liebe,
Wohl näher, doch leise nur hin.

Ach! ein Mal gings nicht so vorbei,
Dies wechselnde Verlangen,
Es blieb an etwas hangen:
Ich bin, was ich bin, nur nicht frei!

Nichts kann und soll von dieser Flur
Den Schäfer mehr vertreiben;
Wir müssen nun schon bleiben,
Ihr Schaafe, gewöhnet euch nur!

Lied zweier Schäferinnen.

Die Liebe.

Ida iſt, wie ſonſt, nicht mehr,
Sucht entlegne Felder,
Sucht und liebet nichts ſo ſehr,
Als die Nacht der Wälder.

O, wie war es anders doch
In den ſchönen Jahren,
Als wir Alle Blumen noch
Unter Blumen waren!

Unſre Freuden ſucht ſie nie!
Machte das die Liebe:
Sie verdiente, daß man ſie
Aus dem Herzen triebe!

Ida.

Die Hoffnung.

Fragt mich nicht, was will dein Wille?
Glaubt, ich weiß nicht, was ich will!
In der Hütt' iſt mirs zu ſtill,
Draußen ſucht mein Herz die Stille.

Unter hellen Mädchenſcherzen,
Flog ich ſingend durch den Hain.
Immer wollt' es Sonntag ſeyn
In dem kleinen, frohen Herzen.

Ihre ſchönſten Blumen gönnte
Mir ſo gern die liebe Flur;

Meine Kränze welkten nur,
Daß ich neue winden könnte.

Jetzt beschleichen mich oft Thränen,
Fallen nieder auf das Gras,
Wo mein Schäfer stand und saß;
Und mir bleibt ein stummes Sehnen.

Wenn die Mutter nicht mehr schälte,
Glaubt' ich, würd' es anders seyn;
Dennoch wechseln Lust und Pein,
Wie im Fieber, Hitz' und Kälte.

Unbeständig, wie die Kinder,
Will ich dieß und wieder das,
Und mich treibt, ich weiß nicht, was?
Und wohin? weiß ich noch minder.

Nimmer gäb' ich — sollt' ichs können —
Einem Feinde solche Pein!

d — wer faßt es? — ihm allein
öcht' ich solchen Zustand gönnen.

Ja, so ist es! irrend wanken
eine Sinne, wie im Traum;
ch mein Herz, ich trag' es kaum,
d da steh' ich in Gedanken!

Von Gedanken hört' ich sagen,
chte nichts — ich armes Kind!
eiß nun, was Gedanken sind,
mit ihnen mich zu plagen.

Das empfinden meine Heerden.
ht, ihr Heerden, geht nur hin!
enn erst ich was anders bin:
ird wohl alles anders werden.

Alexis.

Die Huldigung.

Ja, wär' ich ein Vogel: ich zöge
Nicht mehr durch Flur und Hain;
Ich weiß wohl, was, — ich flöge
Zu Idas Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen
Ins kleine Gitterhaus;
Da sehnte mein Verlangen
Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,
In Idas Kreis gebannt,
Von ihren blonden Locken
Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, so oft sie es wollte,
Mit ihr wohl aus und ein;
Die schöne Hirtin sollte
Ganz meine Herrscherin seyn.

Ida.

Die Blumenkönigin.

Sommerlüfte wehn
Um den Morgentraum,
Meine Blumen stehn
Auf in vollem Glanz.

Herrlich blühet rund
Um mich her der Raum,
Festlich schön und bunt,
Wie ein Mädchentraum.

Blumen mancherlei
Blühen her und hin;
Aber Eine sey
Blumenkönigin!

Seht, ihr Blumen, seht!
Blüht nicht mein Gesicht,
Wie ein Liljenbeet
Unter Rosenlicht?

Schöne Blumen, sprecht:
Meint ihr nicht? Ich bin,
Wohl mit vollem Recht,
Eure Königin.

Ihr bekränzt mich reich.
Send dafür gesegnet!
Es regier' ich euch,
Bis sich was begiebt.

Ist Alexis mein:
Dann nicht Königin!
Dann bin ich nur sein,
Seine Schäferin!

Alexis.

Lust und Schmerz.

Was in der Brust,
So sanft es auch beginnet,
Wie Schmerz und Lust,
Aus Einer Quelle rinnet;

Wie Lust und Schmerz,
Im raschen Wechseltriebe:
Das ist, o Herz, —
Ach! ich erfuhr es — Liebe!

Alexis.

Die Aussicht.

So treib' ich immer nach jenen Hügeln,
Vorbei an schönem Blumenraum;
Dort eben könnt' ich Tage stehen,
Um hin nach der einzigen Gegend zu schaun.

Hin nach dem Hüttchen im grünen Garten:
Im Garten geht die Schäferin,
Der Blumen, die sie zog, zu warten:
Da wohnt mein Gedanke, da wandelt mein Sinn.

Ihr Schaaf indessen vermisset die Weide,
Die süße Weid' am frischen Rain!
Fürwahr! es ist wohl keine Freude
Die Heerde des liebenden Schäfers zu seyn!

Ode.

Die Rose.

Nicht für das Liebesfest
Von Laub und Lüftchen blühst du hier!
Nein, stolze, junge Rose,
Zum Busenstrauße blühst du mir!

Du reifest manig Mädchen,
Und bist zum Putz, zu Lieb' und Lust,
So reizend aufgebrochen;
Nun schmiege dich an meine Brust!

Du Zierde ſchöner Kränze,
Dich flicht' ich bräutlich heim zur Ruh'. —
Ich blühte ſchönen Kranz,
Und bin nicht minder ſchön, als du.

Nicht iſt es hoch erfreulich,
Nach einem langen Dulden, nun,
Geliebt und liebevoll,
In einer treuen Bruſt zu ruhn.

Alexis.

Die Krankheit.

Der leichte Schäferreim,
Die heitre Seele meiner Lieder
Verstummt, und liegt so schwer darnieder;
Es treibt mich her und hin.

Wie leicht entfliegt die Zeit,
Wenn Ida in der Nähe weilet;
Doch wenn sie meinem Hügel eilet,
Wie schwer entschleicht die Zeit!

Wer, was er liebt, vermißt,
Dem bringen Zeit und Stunde Qualen,
Für die in allen unsern Thalen,
Kein Kraut gewachsen ist.

Ida.

Die Heilung.

Traurig klang Elexis Lied,
Traurig und beklommen;
Was die Stimme mir verrieth,
Hab' ich wohl vernommen.

Er ist krank! — Ich muß hinab
Zu dem Hain der Buchen,
Du, da will ich auf und ab
Junge Kräuter suchen.

In die Pflanzen küss' ich Kraft
Und geheimes Wesen!
O von solchem Kräutersaft
Wird er bald genesen!

Könnt' ich — würd' es nur nicht kund —
Selbst den Trank ihm geben:
Viel gesunder, als gesund,
Würd' er sich erheben.

Alexis.

Die Gewalt des Blickes.

Nun weiß ich, was ein Blick vermag:
Er macht es hell in dunkler Höhle.
Sie nahte sich! da ward es Tag
In meiner finstern Seele.

Ja, wärs am Himmel, wie in mir:
So möchten alle Wolken weinen;
Es würd', auf einen Blick von ihr,
Die Sonne wieder scheinen.

Ida.

Die Sendung.

An Alexis send' ich dich;
Er wird, Rose, dich nun pflegen;
Lächle freundlich ihm entgegen,
Daß ihm sey, als säh' er mich!

Frisch, wie du der Knosp' entquollst,
Send' ich dich; er wird dich küssen:
Dann — jedoch er wird schon wissen,
Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leise, wie ein Kuß
Mit halb aufgeschloßnem Munde,
Wo mich, um die heiße Stunde,
Sein Gedanke suchen muß.

Alexis.

Das Zeichen.

Die Lieb' iſt zart und ſinnig;
Sie ſpricht durch holde Zeichen gern,
Durch Zeichen, wie Götter
Durch Blumen und Blätter;
Sie ſpricht und verſteht ſich von fern.
Sie ſandte mir die Roſe;
Im Roſengarten denkt ſie mein!
Da treib' ich vorüber,
Dann blick' ich hinüber,
Zur Laube der Hirtin hinein!
Ein zartes Reis der Ulme,
Das ihr mein kluges Hündchen bringt,
Verkündet ihr leiſe,
Wer Lieder, im Kreiſe
Der ſchweigenden Ulmen, ihr ſingt.

Ida.

Im Garten.

Auf allen Zweigen ſingt die Liebe!
Es ruft mich in den Gartenhain,
Der rauſcht, in vollem Frühlingstriebe:
„Hinein, mein Herz, hinein!“

Da ſoll die Laube mich verſtecken,
Da will ich, vom Gebüſch umringt,
Mich fröhlich mit dem Echo necken,
Wenns meinen Namen ſingt.

Das Echo liebt' ich so noch nimmer;
Es klingt wohl lieblich durch das Feld,
Es klingt so lustig, wenn es immer
Das letzte Wort behält.

Wenns heute, durch des Thales Krümme,
Zu meiner Gartenlaube dringt:
Dann weiß ich, welche holde Stimme
Am Ulmenhaine singt.

Alexis — am Ulmenhaine —

Ida — im Garten. —

Wechselgesang.

Alexis.

Weißt du, Echo, welchen Namen,
Wenn du mich entzücken wolltest,
Du am heißten rufen solltest?
Ja, du weißt ihn: Ida, Ida!

Ida.

Kein Nam', o Echo, klinget,
Wenn deine Stimm' ihn singet,
So süß, als: Ida, Ida!

Alexis.

Ruf' ihn hell zum Hain hinüber!
Dort in jenen grünen Hallen
Lernen ihn die Nachtigallen,
Und sie singen: Ida, Ida!

Ida.

Ich weiß, wem zu gefallen,
Du in die grünen Hallen
Hinein rufst: Ida, Ida!

Alexis.

Magst du, süße Echestimme,
Gern mit einer Schwester scherzen?
Horch! es ruft in meinem Herzen
Auch ein Echo: „Ida, Ida!"

Ida.

Dich sollen Blumen krönen,
Weil du, mit Liebestönen,
Mir zurufst: „Ida, Ida!"

Alexis.

Heilig soll auf deiner Klippe
Dich ein Festaltar erfreuen,
Blumig will ich ihn bestreuen;
Ruf' indeß noch einmal: Ida!

Ida.

Ganz heimlich will ich kommen;
Und bin ich dir willkommen:
So rufst du freundlich: Ida!

Ida.

Das Mägdlein.

Du, Schweſter, kennſt die Klippe,
Wo ſich das Echo regt,
Das immer auf der Lippe
Den Namen Ida trägt.

Die Mutter ſpricht: „Sie haben
An dem verruchten Ort
Ein böſes Weib begraben;
Die Falſche ſpukt nun dort.“

„Der Läſterworte kamen
Von ihren Lippen viel;
Nun treibt ihr Spuk mit Namen
Und Nachruf dort ſein Spiel.“

„Das klinget in der Tiefe
Wohl wunderſam genug,

Als ob was Liebes riefe;
Doch alles iſt Betrug!"

„Drum laß dich nicht bethören
Von dieſem Greul! und glaub':
Das Echo nah' zu hören,
Macht thörig oder taub."

„Da hilft nicht Gram noch Klage,
Und fort iſt einmal fort!" —
So, Schweſter, geht die Sage;
Doch fürcht' ich nicht den Ort.

Ach! Mutter ſollt' es hören,
Wie ſüß das Echo klingt!
Wie könnt' es mich bethören,
Wenns meinen Namen ſingt?

Auch hab' ich ja zwei Ohren!
Wenn eins nur hören kann:
So bin ich nicht verloren;
Das eine wag' ich dran!

Duett.

Alexis und Ida.

(Ohne von einander zu wiſſen, ſie auf der einen, auf der andern Seite mit Geſange den Hügel hin ſteigend; Beide, um ihre geweihten Blumenor dem Echo darzubrigen.)

Alexis.

O Echo, du Tochter der heiligen Klippe,
Rufſt Idas gefeierten Namen ſo gern,
So zärtlich, als trüg' ihn die Lieb' auf der Lip
Dich höret der liebende Schäfer von fern. —
Von fe

Ida (mit leiſer Stimme).

Was hör' ich? Du Tochter der heimlichen Klip
Wohl trägſt du den Liebſten Ida ſo gern,
Du, Schwätzerin, trägſt ihn ſo gern auf der Lip
Gegrüßt ſey mir, Echo! ich bin dir nicht fern.
Nicht ſe

Alexis.

Du liebeſt, auf einſamer Klippe zu wohnen;
Dort nimm dann den Altar der Weihe von mir;
Ich ſchmück' ihn mit Kronen, mit blühenden Kronen.
Vergönn' es, o Göttin! ich nahe mich dir! —
Mich dir.

Ida (mit gedämpfter Stimme).

Dort ſinget Alexis von blühenden Kronen!
Still, Echo! verſchweig' es, ich nahe mich dir!
In Blumen ſoll Echo, die Freundliche, thronen!
Nimm gütig das Opfer des Dankes von mir! —
Von mir.

Alexis.

Ich höre die Hirtin! — hinauf zu dem Hügel!
Die liebliche Stimme, ſie tönet nicht weit!
Wer leihet der liebenden Ungeduld Flügel!
Vernimm mich, o Ida! ich bin dir nicht weit. —
Nicht weit.

Ida.

Mir rufet die Stimme! ſie naht ſich dem Hügel!
Verrathen iſt Ida! Die Stimm' iſt nicht weit!

Ich fürchte die Nähe, doch wünsch' ich mir Flügel!
Wie iſt, ach! das Herz mit ſich ſelber im Streit! —
Im Streit.

Alexis.

Sie iſt es! ſie iſt es! kein lauſchender Späher!
Hier waltet die Lieb' in geheiligter Ruh'!

Ida.

Mich ängſtet die Stimme! ſchon näher und näher!

Beide auf der Höhe.
(Einander gewahr werdend.)

Was ſeh' ich! { o Ida, / Alexis, } ſo nahe biſt du?

Ida.

O hilf mir Alexis! wie ſoll ich entkommen?
So hat mich das lockende Echo bethört!

Alexis.

Nicht fliehen, o Ida! was mag es dir frommen?
Die Liebe hat deinen Alexis erhört.

Ida.

Mir hat es gerufen!

Alexis.

Mich hat es getrieben!

Ida.

Dann wurde mir bange, dann wurd' ich gerührt.

Alexis.

Sey ruhig, o Ida, wir dürfen uns lieben!
Hier hat uns das Echo zusammen geführt.

An deine Tage, Freundin, reihe
Sich nun mein Leben an,
Das mit der Stunde dieser Weihe
Von neuem erst begann.

Beide.

An deine Tage reihe
Sich nun mein Leben an!

Ida.

Schon sinkt die Sonne nieder!
Die Mutter harret mein.

Alexis.

Leb' wohl! wir sehn uns wieder.
Ich bin auf ewig dein.

Beide.

Ich dein! du mein!

Der Geburtstag.

Und Ida flog, heiter umblüht, wie eine Alpenquelle,
Mit Liedern flog die junge Schäferin,
Von Blumenstelle zu Blumenstelle,
Durch himmelblaue Tage dahin.

In ihrer kleinen Welt braucht keine Sitte zu ändern;
Es ist ja noch alles darin so frisch, so jugendlich!
Sie spielte noch immer mit schmückenden Bändern,
Mit bunten Blumen und mit sich.

Da ging ihr etwas auf im kindlich zarten Gemüthe,
Das leis' im fliehenden Blick sich verrieth,

Und tief aus dem Herzen herauf die liebliche Wang'
umblühte,
Und ſchüchtern die Spiele der Schweſtern vermied.
Nun trieb ſie die Lämmer ſo gern in die Nähe
des ſingenden Hirten;
Alexis Geſang erſchell hinüber zur Hirtin am Rain.
Nun trat ihr Geburtstag, voll Roſen und Myrten,
Bekränzt in die Hütte der Unſchuld hinein.

Chor.

Da kamen dann fröhliche Knaben zum Feſte,
Und Mädchen, mit erleſenen Kränzen bedeckt;
Es war in den Reihen der feiernden Gäſte
Ein kindlicher Gott mit Flügeln verſteckt.

Einer.

Der nachgeflogne Duft von ſeinen Myrtenbäumen
Weht hin auf ihr Geſicht den warmen Roſenſchein;
Und machts in ihr, in ihren bräutlichen Träumen
So dunkel und hell, wie Dämmrung im Hain.

Chor.

Geſchenke bringen ihr Mädchen und Knaben,
Hier Myrten zu Kronen — dort Blumen zum Strauß;

Leicht fühlet die Lieb', aus geopferten Gaben,
Die Gabe des näheren Herzens heraus.
Es tönen Geſänge zum fröhlichen Reigen;
Es flattert von Munde zu Munde der Scherz;
Doch was zwei Lippen ſo heilig verſchweigen,
O, das vernimmt nur Ein liebendes Herz!

Einer.

Du, ſanfter Alexis, du ſchweigſt, vom tiefſten Gefühle durchdrungen:
Dieß glänzet dein Auge, das hin nach dem feſtlichen Mädchen nur ſchaut.
Sie greifet, vor allem Geſchenk, nach dem Kranze, den du ihr geſchlungen,
Mit der lieblich erröthenden Wonne der Braut.
Sie reicht, im vollen Seelenergusse,
Wohl Allen, nur ihm nicht, die dankende Hand;
Doch eine Schweſter wird, beim innigſten, zärtlichſten Kuſſe,
Im ſchönen Irrthum Alexis genannt.
Sie geht an dem Liebling erröthend vorüber;
In der heimlichen Thräne, die länger nicht hält,

Fließt endlich des Herzens Beſeligung über.
Alexis fühlt, für wen die Thräne fällt.

Oft ſah er ihr nach auf trennender Weide;
Sein Gefühl ward Geſang, und ſie wurde gerührt,
Bis wunderbar endlich die liebenden Beide
Ein Echo der Liebe zuſammen geführt.

Er hatte ſchon lange die Hirtin erkoren;
Die Hirtin war fromm und der Schäfer getreu;
Nun wars ihr, als wäre ſie heut' erſt geboren,
So neu war ihr alles, ſo wunderbar neu!

Chor.

Und alle Gefühle des Herzens erklangen,

Einer.

Wie Echogetön im ſchallenden Hain.
Da ſangen die zärtlichen Lippen, ſie ſangen:

Chor.

Es iſt doch köſtlich, geboren zu ſeyn!

Einer.

Und röther glühn auf der Wange die Flammen!
Nun naht sich die sorgliche Mutter, und legt
Die Hände der Liebenden segnend zusammen;
Und alle Herzen sind innig bewegt.

Chor.

Wohne, fromme Hirtin, wohne,
Wo mit dir die Liebe wohnt!
Weihe deine Myrtenkrone!
Liebe opfert, Liebe lohnt.

Alexis.

An deine Tage reihe
Mein Leben sich fortan!
Froh stimmen wir nun an
Das Bundeslied der Weihe.

Beide.

Das Bundeslied der Weihe.

Bundeslied.

So laß uns dann
Getroſt fortan
Uns Lieb' um Liebe geben,
Und, immer neu
In Lieb' und Treu',
Ganz für einander leben!

Im Huldverein
Soll unſer Seyn
In einen Kranz zerfließen!
Und iſt er voll,
Dann endlich ſoll
Vergißmeinnicht ihn ſchließen!

Doch nein! ich kann,
Ich will alsdann
Nicht ohne dich mehr leben!
Es würde mich,
Ach! ohne dich,
Ein todtes Seyn umgeben.

So finde mich,
Beglückt durch dich,

Noch meine letzte Stunde;
Nur falle sie,
Spät oder früh,
In deine letzte Stunde!

Chor.

So empfangt, was die Stunden euch geben,
Und genießet den frohen Empfang!
Nur die Liebe gestaltet das Leben
Zum harmonischen Wechselgesang.

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Sechstes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags = Buchhandlung.
1827.

KŒN.FRIED.
UNIVERS.
ZVHALLE

Dem

wackern Tyroler,

Herrn Dr. Jung

in Prag,

widmet

diese Lieder

der Verfasser.

Inhalt.

Robert.	Die Veränderung	Seite	3.
Aennchen.	Sehnsucht	—	5.
Robert.	Die höchste Lust	—	7.
Aennchen.	Der Traum	—	9.
Robert.		—	12.
Aennchen.	Der Mann im Traum	—	14.
Robert.	Der verstörte Geist	—	16.
Aennchen.	Die Blumenweihe	—	17.
Robert.	Die neue Heilige	—	19.
Aennchen.	Die Ueberraschung	—	21.
Robert.	Das Zauberwesen	—	23.
Aennchen.	Opfer am Grabe	—	25.
Robert.	Das Zauberspiel	—	27.
Aennchen.	Das Traumbild	—	30.
Robert.	Das verfehlte Wort	—	32.
Aennchen.	Der verfehlte Tanz	—	35.
Robert.	Der Liebesplan	—	38.
Aennchen.	Das Lied von den Elfen	—	40.
Aennchen u. Robert.	Wechselgesang	—	42.
Robert.	Nachruf	—	44.
Aennchen.	Rückblick	—	46.

Robert.	Das bejahende Nein	Seite	48.
Aennchen.	Das widerſpänſtige Bild	—	50.
Loda u. Ninia.	Liederſpiel	—	51.
Aennchen.	Die Liebe im Herzen	—	54.
Aennchen.	Der aufgefangene Blick	—	56.
Ninia.	Der Roſenſtrauch im Sauerthale	—	60.
Loda.	Das Haus bei den Tannen	—	64.
Aennchen.	Der fromme Wunſch	—	68.
Robert u. Aennchen.	Das entſcheidende Reis	—	70.
Ein Sänger		—	73.
	Das Gelübde	—	74.
Aennchen.	Die Sorge	—	78.
Robert.	Die neue Geſtalt	—	80.
Aennchen.	Der Blick in die Ferne	—	83.
Aennchen u. Robert.	Das verdorrte Reis	—	84.
Robert.	Die Macht der Thräne	—	86.
Aennchen.	Das glückliche Zeichen	—	88.
Robert.	Die Liebe	—	90.
Aennchen.	Das neue Leben	—	92.
Robert.	Die Ausſicht	—	96.
Aennchen.	Das Inſelthal	—	98.
Aennchen.	Aennchen und ihr Vogel	—	100.
Robert.	Der Raub	—	102.

Aennchen.	Der Verdruß	Seite	104.
Robert.	Der Trauring	—	106.
Aennchen.	Vertrauen	—	110.
Robert.	Eifersucht	—	112.
Aennchen.	Die Alpenrose	—	114.
Robert.	Lebensüberdruß	—	115.
Aennchen u. Robert.	Wechselgesang	—	116.
Aennchen.	Herbstlied	—	120.
Aennchen.	Der Freudentempel	—	121.
Robert.	Das Jägerglück	—	122.
Aennchen.	Der Mond	—	123.
Robert.	Ungeduld	—	125.
Aennchen.	Die Schwalben	—	126.
Robert.	Die Hütte	—	128.
Aennchen.	Aufopferung	—	130.
Aennchen.	Wehmuth der Liebe	—	131.
Eine Sängerin u. Aennchen.	Das Lied vom Scheiden	—	133.
Robert.	Die Schlafende	—	135.
Aennchen.	Der Traum	—	136.
Eine fremde Stimme.	Aufruf	—	138.
Aennchen.	Das verlorne Paradies	—	140.
Robert.	Der Krieg	—	142.
Aennchen u. Robert.	Die traurige Botschaft	—	144
Aennchen an ihren Vogel		—	148.

Aennchen u. Robert. Abschied . . Seite 149.
Robert. Kriegslied . . . — 153.
Aennchen. Das Mädchen am grünen Saum . . . . . — 156.
Aennchen. Die Quelle im Herbst . — 157.
Aennchen. Die Winternacht . . — 159.
Eine fremde Stimme. Die Sehnsucht — 161.
Aennchen. Frühlings-Wiederkunft — 164.
Aennchen. Die Aussicht . . — 166.
Aennchen. Der Abschied . . — 168.
Aennchen u. ein Wandersmann . — 170.
Aennchen in der Stadt . . . — 172.
Aennchen u. ein Fremder . . — 174.
Aennchen. Krieg und Liebe . . — 177.
Chor von zurückkehrenden Kriegern . — 179.
Soldaten und Aennchen . . . — 183.
Aennchen. Friedenslied . . . — 186.
Aennchens Lebenslied . . . — 189.
Schlußerzählung . . . . — 194.

lennahen und Robert

der singende Baum.

Die Veränderung.

Robert.

Die Winde kommen und verwehn;
Wie ändert ſich, man weiß nicht, wie!
Entfernt vom Aennchen, hätt' ich ſie
Seit Jahren nicht wieder geſehn.

Ein Baum entwächſt dem kleinen Korn
So wuchs denn auch, im Seitenhof,
Zum ſchönſten Mägdlein Aennchen auf;
Ein Herzlein, man ſieht es nur gern'.

Ich wiegte sie so lieb und zart,
Da sie noch Kind war, auf dem Schooß;
Auf einmal ist sie schön und groß,
Das macht mich so wunderbar schen.

Wie hab' ich sonst ihr gemacht,
Und spielend mich mit ihr ergötzt!
Und nun — ich weiß es nicht, was jetzt
So blöde mich gegen sie macht.

Sie ist so lieblich und so fein,
Und doch vermißt mich ihr Gesicht! —
Zum Jungfrauenlachte tang' ich nicht!
Ich wollte, sie wäre noch klein!

Sehnsucht.

Aennchen.

Schon keimt der Grashalm, zart und grün,
Auf meiner Mutter Grabe.
Wem bring' ich, wenn die Veilchen blühn,
Nun meine Opfergabe?
Du, gute Mutter, bist mir fern!
Am Himmel such' ich deinen Stern.

Der Weg zu dir ist noch so lang!
Wohin soll ich mich wenden?
Wie soll ich meinen Lebensgang,

Ach, ohne dich vollenden?
Wer ruft fortan mir freundlich zu?
Und ach, wer liebt mich so, wie du?

Erschein' im Traume meinem Schmerz,
Wie tröstendes Erbarmen!
Nicht arm ist ein verwaistes Herz!
Ach! alles fehlt dem Armen —
Und ob er tausend Freuden zählt —
Wenn ihm ein Arm der Liebe fehlt.

Die höchste Lust.

Refrain.

Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!
Ich lass mein Feuerrohr blitzen;
Die Beute erliegt, wo es knallt.
Tyroler sind mächtige Schützen.
Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!

Die herrlichste Lust ist die Jagd!
Ich mag nicht den Weichlingen gleichen,
Die schattig, wie Geister der Nacht,
Die Fenster der Mädchen umschleichen!
Die herrlichste Lust ist die Jagd!

Und Freiheit iſt Jägers Gebühr!
Er läßt ſich, wie Vöglein, nicht fangen!
Feins Liebchen, ich danke dafür!
Mich locken nicht reizende Wangen;
Die Freiheit iſt Jägers Gebühr!

Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!
Da hätte ſie weniger Plagen;
Dann gälte nur Kraft, nicht Gewalt,
Und überall könnte man jagen.
Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!

Der Traum.

Aennchen.

Es war in tiefer Mitternacht,
Wo nur das Reich der Todten wacht,
Und alles Leben ruht:
Da träumt' ich, daß ich wunderſam
In eine fremde Gegend kam:
Da wurde mir bange, da ſank mein Muth.

Durch dieſe Gegend ſollt' ich ziehn;
Ich wollt', und konnte nicht entfliehn:
Da wars, wie eine Hand,
Die ſich aus Wolken ſehen ließ.

Und hin nach einem Jüngling wies,
Der tief in der Ferne dort einsam stand.

Der hohe Jüngling, schlank und fein,
War wie die Königstann' im Hain,
Und trug ein grün Gewand;
Nun sah der fremde junge Mann
Mit einem solchen Blick mich an,
Vor welchem die Kälte der Furcht verschwand.

Da wurde mir so wunderbar;
Es war, ich weiß nicht, wie es war,
Daß ich mich selbst verlor.
Und plötzlich, eh' ich mich besann,
So stand vor mir der junge Mann.
Wie Wellenschlag, zuckte mein Herz empor.

Nun führte mich der Jüngling fort
An einen wunderbaren Ort,

Zu einem ſchönen Baum,
Der fort und fort, wie Saitenklang:
„Ich bin der Baum der Liebe" ſang.
O ſage, wer deutet mir dieſen Traum?

Ich kann ja mit geſchärftem Sinn,
Was eine Traumauslegerin
Mir ſagte, nicht verſtehn.
Sie ſprach: „Es wird ein Bäumchen blühn,
Ein Myrtenbäumchen, friſch und grün,
Und dann — was geſchehen ſoll, das wird geſchehn."

Es kann wohl, bild' ich oft mir ein,
Der Mann im Traum mein Bruder ſeyn;
Dann wieder glaub' ichs kaum.
Sey, wie es ſey: ich ſuche nur
In Flur und Hain, und Hain und Flur,
Ich ſuche den ſingenden, ſchönen Baum.

Robert.

Mein freies Herz war nie gefangen;
Ich sprang über alles, wie Gemsen, dahin.
Nun kommt das Aennchen dort gegangen,
Und raubt mir auf einmál den flüchtigen Sinn!

Auf lockerm Stege schwankt und schwebte
Das liebliche Mädchen hin über den Bach;
Ich weiß nicht, was in mir so strebte,
Als wollt' es ihr helfen, als wollt es ihr nach.

Sie sah sich um: ich war wie trunken;
Ihr Auge, so freundlich, ein sanftes Gestirn;

Doch warf es einen heißen Funken,
Der flog mir, ich glaube, gerad' ins Gehirn.

Vor Jahren noch ein kleines Wesen,
Und nun eine Jungfrau, so stattlich und fein!
Sie könnt' ein Fürst zur Braut erlesen;
Doch wahrlich, ich wollte, sie wäre noch klein!

So könnt' ich freier mich gebehrden,
Und unverwehrt anschaun ihr kleines Gesicht.
Was soll noch aus dem allen werden,
Was, gleich einem Garne, mein Wesen umflicht?

Und berg' ichs auch in Wort' und Thaten,
Im Seufzer, der heimlich den Lippen entfließt:
Ein brennend Haus wird sich verrathen,
Und wenn man auch Thüren und Fenster verschließt.

Der Mann im Traum.

Aennchen.

Der Mann, der mir im Traum erſchien,
Mit hellen Augen ſah ich ihn
Jenſeit dem Bache gehn;
Und ob ich auch wohl irren kann:
Ich irre nicht, es war der Mann,
So hab' ich ihn im Traum geſehn.

So mit dem vollen Lockenhaar,
Mit ſolchen Augen, groß und klar,
Er wars an Wuchs und Gang.

Auch ſagte mirs ein Herzgefühl,
Das, wie im Traum dort, heiß und kühl,
Mir durch das innre Leben drang.

Er trat daher, ſo ſchlank und fein,
Wie eine Königstann' im Hain;
Nur ſein Gewand war blau,
Und dort im Traume ſah' ich ihn
Im grünen Kleide, wie es ſchien —
Wer ſieht im Traume ſo genau?

Der verſtörte Geiſt.

Robert.

Was fragt ihr mich um mein Beginnen?
Weiß ſelbſt dazu noch keinen Reim;
Ich kann mich kaum auf mich beſinnen,
Und bin ſo mitten in mir nicht heim.

Nur einen Weg noch kann ich finden;
Es iſt und treibt in mir ein Geiſt,
Der immer ſpricht: „Dort bei den Linden,
Da wohnt ein Mädchen, das Aennchen heißt.“

Die Blumenweihe.

Aennchen.

Blumen! nicht für Spiel und Tanz
Bricht die Hand euch ab;
Füget euch zum Trauerkranz,
Für ein heilig Grab!

Meine Mutter reicht nicht mehr
Mir die liebe Hand;
Jede Stell' ist nun so leer,
Wo sie ging und stand!

Immer konnt' ich ihr vertraun,
Und ſie wird auch dort
Aus dem Himmel auf mich ſchaun;
Das verſprach ihr Wort.

Wenn ein Lüftchen mich umkreiſt,
Wo mirs einſam iſt:
O, dann fühl' ich, daß ihr Geiſt
Mir die Wange küßt.

Nein, ſie wendete nicht ganz
Sich von Aennchen ab!
Füget, Blumen, euch zum Kranz,
Für ihr heilig Grab!

Die neue Heilige.

Robert.

Ich ſah ſie einſam im Garten gehn!
Wer Aennchen einmal ſieht,
Der bleibt ſchon länger und länger ſtehn.
Ich ſah ſie hin durch die Blumen gehn;
Sie ſang ein ſchönes Lied.

Als hell ihr Lied durch die Zweige klang:
Was Süßres hört' ich nie,
Als ihren lieblichen Preisgeſang!
Ich ſelbſt, ich wurde zum Wiederklang
Von ihrer Melodie.

Sie war ſo heilig dort anzuſchaun,
Und lieblich, wie ein Kind!
Nun ſind mir lieber die heilgen Frauu,
Als mir, ſo ſehr ſie mich auch erbaun,
Die heilgen Männer ſind.

Ich ſeh' der himmliſchen Jungfrau Bild;
Die Heilge wirds verzeihn!
Ihr Auge ſeh' ich ſo klar und mild,
Aus dem ein Himmel voll Liebe mir quillt;
Und Aennchen fällt mir ein.

Dabei iſt Aennchen ſo mädchenhaft,
Wie eine Schäferin.
O, ſchafft die Holde mir, oder ſchafft
Ihr Bild, ſo fromm und ſo mädchenhaft,
Hinweg aus meinem Sinn!

Die Ueberraſchung.

Aennchen.

Die Kräuter und die Blumen harrten
Des kühlenden Quells, und ich ging,
Zu tränken meinen lieben Garten,
Der blühend und froh mich empfing.

Es war ſchon abendlich Gedämmer:
Da kam ich zum Garten, und ſang,
Ich ſang ein frommes Lied, das frömmer
Noch nie meinem Buſen entklang.

Als wär' ein Engel mir zur Seite,
So leuchtete röthlicher Glanz
Die friſchen Blumen an, und weihte
Die ſchönſten zum heiligen Kranz.

Nun sah' ich einen Jüngling kommen;
Da bog ich mich hinter den Zaun.
Doch hatt' er mich schon wahrgenommen,
Und eilte, mich näher zu schaun.

Er kam und ging, und blieb doch immer
Da draußen am Gartenhag stehn.
Er trieb es recht, als wollt' er nimmer
Und nie von der Stelle mehr gehn.

Ganz konnte mich das Laub nicht decken;
Es rauscht', und verrieth meine Spur.
Ich wollte tiefer mich verstecken,
Und machte mich sichtbarer nur.

Doch blickt' ich nicht zu ihm hinüber,
Blieb still an dem Gartenhag stehn;
Er aber sah nach mir herüber,
Das hab' ich ganz deutlich gesehn.

Das Zauberweſen.

Robert.

Ihr kennt wohl noch den wilden Jäger?
Der Gemſen Spur verfehlt' er nicht;
Nun ſteht ihm immer vor den Augen
Ein gar zu liebliches Geſicht.
Solch Weſen mag viel Schönes taugen,
Zu einem Jäger taugt es nicht.

Es iſt ein ungeſtümes Weſen,
Es drängt und treibt, und raſtet nicht;
Wo ſoll es mit ſich ſelber bleiben,
Wenns überall an Ruh' gebricht?

Es mag zu vielem Dingen treiben,
Allein zur Ruhe bringt es nicht.

Ist wandelbar, wie Frühjahrs Wetter:
Bald möcht' es, tief und schwer gedrückt,
An sich und allem Heil verzagen;
Bald ist es allem Gram entrückt,
Und fähig, Berge wegzutragen,
Und hoch und himmelhoch entzückt.

Wie sichs begab mit diesem Wesen,
Mit seinen stillen Zauberein
Und allen seinen Wunderwerken:
Ich weiß es nicht, bei Ja und Nein!
Doch weil es da ist, wie wir merken,
So muß es wohl gekommen seyn.

Opfer am Grabe.

Aennchen.

Weiht, Blumen, eure Düfte!
Wie heilig iſt die Luft
Im Raum der ſtillen Grüfte!
Hier iſt auch deine Gruft,
Du Heilige da droben!
Dein Kind beſucht dein Grab;
O, ſende Heil von oben
Und Ruh' auf mich herab!
Die Trauermänner haben
Dich hier im Todtenhain
So tief, ſo tief begraben!
Und ich bin nun allein,
Kann nichts mehr dir vergüten,
Kann nicht mehr dich erfreun,

Kann nur die Handvoll Blüten
Auf deinen Hügel ſtreun!
Nimm, was ich kann — ich pflanze,
Zu einem Denkmal dir,
Und mir zum Ehrenkranze,
Dies junge Zweiglein hier,
Das ich ſo gern erzöge,
Ein Zeichen mir zu ſeyn.
Ja, thu' ich recht: ſo möge
Der zarte Sproß gedeihn.
Fromm will ich ſeyn und weiſe;
Und wenn ich Unrecht thu':
So flüſtre du mir leiſe
In dieſen Blättern zu!
Und ſey mir, bis ich komme
In deine ſchönre Welt,
Sey mir, du heilge Fromme,
Ein Engel, der mich hält!

Das Zauberſpiel.

Robert.

Ich weiß, ich weiß, was ich geſehen habe,
Was einen neuen Sinn mir gab:
Schön Aennchen ſtand an ihrer Mutter Grabe,
Und ſtreute Blumen auf das Grab.

Nie hat mit mir ſich ſo etwas begeben!
Es war um mich, wie Himmelreich!
Nur konnt' ich kaum zu ihr den Blick erheben;
Ich ſcheut' und freute mich zugleich.

Sie ſang! und wie, wie hat mich das durch
drungen!

Ein heilger Engel schien sie mir.
Ach! hätt' ihr Lied so heilig nicht geklungen:
Ich wäre hingeeilt zu ihr.

Ich durfte nicht das fromme Mädchen stören;
Doch trieb ein ungestümer Sinn,
Der wollte nicht, und wollte gar nicht hören;
Er wollte nur zu Aennchen hin.

Der jagte heiß, durch rasche Doppelschläge,
Das Blut mir alles ins Gesicht,
Und brachte mich ganz ab von meinem Wege;
Wohin ich wollte, kam ich nicht.

Er ließ mich nicht aus seinem Zauberkreise,
Und trieb mich fort, Wald ein, Wald aus.
Ich kam zuletzt, weiß nicht, auf welche Weise,
Von ohngefähr an Aennchens Haus.

Da hielt michs feſt; ich ſtand, und harrt
und harrte,
Und wußte kaum, was ich begann.
Ich ging, und kam nicht von der Stell', und ſtarrte
Das kleine Hütteufenſter an.

Mit einem Wort: ich konnte nicht vorüber;
Ich glaub', ich ſtände jetzt noch dort:
Da gingen mir die Augen endlich über!
Nun ſchlich der arme Robert fort.

Das Traumbild.

Aennchen.

Mir iſt etwas, ich weiß nicht, was,
Das geht, bald heller und bald trüber,
An meinem ſtillen Sinn vorüber,
Und meine Augen werden naß.

Ich bin nicht mehr ſo aufgeräumt!
Ein Nachtbild kann ich nie vergeſſen!
So feſt hat keines noch geſeſſen,
Von allen, die ich je geträumt.

Ich werde noch zur Träumerin,
Vergeſſe meine liebſten Lieder!

Noch gestern fuhr das Traumbild wieder
Recht wunderbar durch meinen Sinn.

Da kam ein Wesen aus dem Wald,
Im grauen Zwielicht der Gespenster;
Es wankt' umher vor meinem Fenster,
Wie eine männliche Gestalt.

Dort schien es nun, ohn' Unterlaß,
Nach meinem Fenster aufzuschauen;
Mir war — halb war es Furcht und Grauen,
Und halb — ich weiß es selbst nicht, was?

Ich weiß nur, wie es drückt und preßt,
Daß heiße Thränen mir entquillen;
Und dennoch hält man, wider Willen,
Ein solches Ungethüm so fest!

Das verfehlte Wort.

Robert.

Sie ging zum Sonntagstanze!
Schon klang Musikgetön!
Und sie, im grünen Kranze,
Sie war so wunderschön!

Heut, dacht' ich, kannst dus wagen!
Du kannst ja mit ihr gehn,
Ihr dies und jenes sagen,
Und ihr dein Herz gestehn.

Ich ging ihr nach; sie eilte
Dahin am Lerchenhain;

Und wo der Weg ſich theilte,
Da holt' ich ſie erſt ein.

Sie fragte, was ich wollte;
Und ach, ich wußte nicht,
Was ich ihr ſagen ſollte!
Mir brannte das Geſicht.

Und was ich endlich ſagte —
Mir war nicht wohl dabei —
Ich ſagte nichts, und fragte,
Ob heute Sonntag ſey!

Ihr färbten ſich die Wangen;
Kaum wagt' ich, aufzuſehn!
So blieb ich, ganz befangen,
Vor ihren Blicken ſtehn.

Die hätt' ich fliehen mögen;
Denn trieben ſie mir nicht,

Als ob ſie Waſſer zögen,
Die Thränen ins Geſicht?

Kaum hört' ich, was ich hörte.
Nein! Robert hat kein Glück!
Ich nahm mein Herz, und kehrte
Beſchämt und ſtill zurück.

Was ich ihr ſagen wollte,
War wohl ein ſchönes Wort;
Und als es gelten ſollte,
Da wars auf einmal fort.

Wenn das ſo mit mir bliebe:
Dann wärd' ich noch zum Tropf.
Ach, glaubt es nur! die Liebe
Verwirrt den klügſten Kopf.

Der verfehlte Tanz.

Annchen.

Nein, geſtern ward nicht zu beſuchen!
Es dünkte mich, wie eine Bürde!
Nun fiel mir ein, zum Tanz zu gehn,
Ob da vielleicht mir beſſer würde?
So nahm ich meinen grünen Kranz,
Und ſchmückte mich, und ging zum Tanz.

Nun ward am Lerchenhaine da,
Als hätt' ich einen Ruf vernommen;
Ich ſah mich eilig um, und ſah
Den fern den Jüngling wieder kommen,

Der jüngſt, als wär' er feſtgebannt,
An meinem Gartenzaune ſtand.

Ich weiß es nicht, was mich benahm,
Und wie der Weg ſich zog und drehte,
Daß ich nicht eben weiter kam.
Da dacht' ich nun, was ich wohl thäte?
Stand da, beſann mich; aber nein!
Mich fiel durchaus nichts Kluges ein.

Und zu dem allen war nun noch
Mein Ajemweißes Tuch verſchwunden,
Und wiederſuchen mußt' ichs doch!
Ich hatte kaum das Tuch gefunden:
So blickt ich auf, und was geſchah?
Auf einmal ſtand mein Jüngling da!

Es war, als hätt' er mancherlei
Auf ſeinem Herzen, mir zu ſagen,

Und fragte nur, ob Sonntag ſey?
Ach! konnt' er denn nichts anders fragen?
Viel beſſre Fragen gibts ja doch!
„Bin Robert," ſagt er endlich noch.

Ich ſtand und ſchwieg, und er war ſtumm!
Wir ſahn nun Beide vor uns nieder.
Am Ende kehrt' er plötzlich um;
Mich aber trieb es hin und wieder,
Bis zu der Zeit des Abendlichts,
Und aus dem Tanze wurde nichts!

Der Liebesplan.

Robert.

Ich weiß, ich bin kein dummer Tropf,
Weiß wohl ein kluges Wort zu sagen;
Bei Frauchen will das Herz verzagen,
Und ist, als fehlte mir der Kopf.

Wenn dunkelt, irr' ich um ihr Haus;
Ich schleich' ihr nach auf allen Wegen;
Und kommt sie plötzlich mir entgegen:
So weich' ich, wie erschreckt, ihr aus.

Auch kann ich stundenlang da stehn,
So mein und aller Welt vergessen,

Und auf den Raum, wo sie gesessen,
Mit unverwandten Augen sehn.

Mich mahnt ein jedes Band an sie!
Wo schaut' ich je nach Mädchenbändern!
So kann sich Menschensinn verändern! —
Wers nicht erfuhr, der glaubt es nie!

Was fang' ich an? Was soll ich thun,
Mein plagendes Geschick zu wenden?
Es muß das Ding sich einmal enden,
Ich will, ich mag nicht eher ruhn!

Noch ein Mal will ich Nennchen sehn;
Ich will ein zierlich Wort ersinnen.
Verstummet dann auch mein Beginnen:
Dann wird, ich weiß nicht was, geschehn!

Das Lied von den Elfen.

Aennchen im Walde.

Was treiben die Elfen in graulicher Nacht?
Sind nächtliche Geister,
Und mächtig ihr Meister.
Ihr rosigen Mägdelein, meidet euch sie nicht!

Es tanzen die Elfen den lustigen Reihn.
In fliegender Eile,
Bei nächtlicher Weile,
Da regt und bewegt sich im flammenden Schein!

Der Mondlicht umflimmert den nächtlichen
Reihn.

Es locken die Klänge
Der Zaubergesänge;
Sie dringen ins innerste Leben hinein.

Wie schwanket der Nasen in blaulichem Schein!
Wie leuchten die Kränze
Der schwebenden Tänze
Durch fließende Nebel im mondlichen Schein!

Es zittert der Mond, der den Nasen bescheint.
Was regen, was fegen
Die zauberischen Schlingen?
Nun sucht eine Mutter die Tochter, und weint!

Das treiben die Elfen in grausicher Nacht!
Sind nächtliche Geister,
Und mächtig ihr Meister.
Drum, rasche Mägdelein, nehmt euch in Acht!

Wechſelgeſang.

Aennchen und Robert

Robert.

Wer läßt hier ſo lieblich, wer läßt ſo allein
Entzückende Lieder ertönen?
Ich muß mit dem feinſten Laub in dem Hain,
Mit Blumen die Sängerin krönen.

Aennchen.

O, laß mich allein hier! ich bin nicht allein
Mit meinem geſelligen Tönen.

Robert.

Es hallen ſo reizend im luftigen Hain
Die Töne der Sängerin wieder!

O, laß mich die Stimme des Wiederhalls ſeyn,
Du Sängerin lieblicher Lieder!

Aennchen.

Das freundliche Echo im ſchallenden Hain
Begleitet den Ton meiner Lieder.

Robert.

Horch auf, wie beſeelt ſich, im Wechſelgeſang,
Zwei Nachtigallſtimmen umſchweben!
Zwei Stimmen erſt machen den volleren Klang,
Zwei Seelen das vollere Leben.

Aennchen.

Wohl lieblich iſts, wenn ſich, im Wechſelgeſang,
Zwei Nachtigallſtimmen umſchweben.

Nachruf.

Robert.

Fort iſt Aennchen! hin, dahin!
Meinen ganzen Lebenssinn,
Alle Luſt am ſüßen Leben
Hat die Holde mitgenommen;
Aber ſie wird wiedergeben,
Was ſie nahm, und wiederkommen,
Wie ein tröſtendes Geſchick:
Das verhieß ihr letzter Blick.

Schön, wie Morgenſonnenſchein,
Trat ſie in den dunkeln Hain;
Süßre Liebestöne ſangen
Die betroffnen Philomelen;
Und die Morgenlüfte klangen,
Und die Blumen hatten Seelen,

Hatten, nur von ihr entzückt,
Nur für Aennchen ſich geſchmückt.
Fern iſt ſie! Der Hain iſt leer,
Und er freuet ſich nicht mehr
Seiner ſchönen Frühlingstage,
Freuet ſich nicht mehr, mit Kränzen,
Wie zu einem Brautgelage,
Feierlich hervorzuglänzen;
Und das Bächlein murmelt nur
Leiſ' und traurig durch die Flur.
Aennchen iſt dahin, dahin!
Meinen ganzen Lebenſinn,
Alle ſüße Luſt am Leben
Hat die Holde mitgenommen;
Aber ſie wird wiedergeben,
Was ſie nahm, und wiederkommen.
O, dann wirds im dunkeln Hain
Wieder ſchön und feſtlich ſeyn!

Rückblick.

Aennchen.

Im Buchenhaine durft' ich hoffen,
Allein zu ſeyn — und was geſchah?
Ich wurde, weiß nicht wie, betroffen,
Als ich den Jäger Robert ſah.

Die Wangen, welche Feuer fingen,
Verriethen mich zu offenbar:
Da fing ich an, ein Lied zu ſingen,
Um zu verbergen, wie mir war.

Doch immer wegt' es auf und nieder!
Er, wie ein holder Widerklang,

Er ſtimmte ein in meine Lieder,
Und fein und ſchön war, was er ſang.

Ich fürchtete, das Lied zu enden.
Es war, als ob im Zauberring
Mich wunderbare Mächte bänden;
Doch endlich faßt' ich mich, und ging.

Nun wollt' ich ſehn noch, ob er bliebe;
Ich wußte ſelbſt nicht recht, warum?
Doch wars, als ob mich etwas triebe,
Mich umzuſehn; ich ſah mich um.

Seitdem nun blieb ſein Bildniß immer
Vor meinem Seelenauge ſtehn.
O, glaubet mir es: nichts iſt ſchlimmer,
Als auf der Flucht ſich umzuſehn.

Das bejahende Nein.

Robert.

Mir iſt etwas Liebes und Holdes geſchehn:
Ich habe ſchön Aennchen im Walde geſehn!
Sie trug wohl ein Kränzlein im ringelnden Haar
War lieblich und hold, wie ſie nimmer noch w

Es neigten die Blumen ſich, wo ſie erſchien.
Ich wollte mich nahen, und wollt' auch entflieh
Doch hielt ich mich noch: da beſann ſich mein Mut
Ich wagte mich näher; das, denk' ich, war g

Wohl hatt' ich erſonnen ein zierliches Wort,
Das trug ich ihr nach in den Buchenhain dort;
Sie ſang, und ich rief durch den ſchallenden Hai
„O, laß mich die Stimme des Wiederhalls ſeyn

„Nein!“ ſagte die Sängerin, als ſie mich ſah;
Das freundliche Nein aber klang, wie ein Ja!
O, glaubt mir, es kann nichts entzückender ſeyn,
Nichts holder, als ſolch ein bejahendes Nein!

Beſchreiben und ſagen zwar läßt es ſich nicht,
Ich müßt' euch denn zeigen ihr ganzes Geſicht,
Die Stirn und das Auge, ſo mild und ſo hold!
Ich gäbe den Blick nicht um Kronen von Gold!

Sie wollte verbergen den Blick in dem Hut;
Da flog er vorbei, und das, denk' ich, war gut.
Ich trag' ihn nun immer im Herzen umher,
Und wenn ich nicht froh bin, erheitert mich er.

Er gab mir, was nichts auf der Erde mehr giebt;
Er ſagt mir, daß Nennchen, ſchön Nennchen mich liebt!
Er iſt mir ein freundlicher Stern in der Nacht;
Er iſt es, der mit mir entſchläft und erwacht.

Das widerſpänſtige Bild.

Aennchen.

Es iſt, als wärs mir zugebannt!
Kein Mittel will dagegen langen!
Der Robert ſteht vor meinen Augen,
Wo ſonſt allein die Mutter ſtand.

Und kannſt du, Heilge, das Geſicht
Nicht neben deinem Bilde dulden:
So rette mich von dem Verſchulden,
Und ſchaff' es fort! ich kann es nicht!

Liederſpiel.

Zwei Stimmen.

Lyda und Ninia.

Was hat ſich mit Aennchen begeben!
Sie ſchleichet der Dunkelheit nach,
Als wollte ſie Geiſter beſchwören.
Dann will ſie die Nachtigall hören,
Und ſchauet hinab in den Bach.
Und ſeltſam iſt, was ſie beginnet;
Sie ſieht nicht, ſie hört nicht, und ſinnt;
Wenn Andere ſchlummern, iſt Aennchen noch wach.

Lyda.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,
Der fehlt es am Sinn des Geſichts:
Sie ſucht an allen Wänden
Den Hut in ihren Händen;
Sie blickt umher, und erblickt doch nichts.

Ninia.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,
Die hört nicht, was draußen ſich regt:
Wenn hell in Frühlingstagen
Die Nachtigallen ſchlagen;
Sie hört allein, was im Buſen ſchlägt.

Lyda.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,
Ihr ſchließet kein Schlummer den Blick;
Nur einzig der Erterne,

Der bringet das Verlorne,
Bringt Schlaf und Hören und Sehn zurück.

Ninia und Lyda.

Was Liebes trägt Aennchen im Busen:
Drum schleicht sie der Dunkelheit nach,
Als wollte sie Geister beschwören;
Drum schaut sie bei Nachtigallchören
Hinab in den rauschenden Bach.
Und was auch nun Aennchen beginnet,
Sie sieht nicht, sie hört nicht, sie sinnet,
Und ist um die Schlummerzeit immer noch wach.

Die Liebe im Herzen.

Aennchen.

Wohl trag' ich was Liebes im Herzen;
Da ſitzt es, wie Vöglein im Neſt,
Da hüpft es auf und nieder,
Da hat es ſein ewiges Feſt,
Und meine liebſten Lieder
Entflattern all' aus dieſem Neſt.

Man muß wohl den Gaſt ſchon behalten,
Wenn man ihn vertreiben nicht kann!
Wie tief ſolch Weſen niſtet,

Wenns einmal zu wohnen begann,
Und wie es überliſtet,
Sagt Jedem ſein Geſchichtlein an.

Zwei Stimmen.

Ninia und Lyda.

So ſinge dann, ſo ſage dann
Ein Jedes ſein Geſchichtlein an!

Der aufgefangene Blick.

Aennchen.

„Kind, laß dich nicht den eitlen Sinn betrügen!
Die Ruhe gilt es: ich ſage es dir!
Laß keinen Blick nach jungen Männern fliegen!“
So ſprach die Mutter oft zu mir.

Der Mutter Wort lag tief in meinem Herzen;
Da, meint' ich, läg' es wohl ſicher und gut,
Nun mocht' ein Tag ſich heitern oder ſchwärzen:
Zu Liedern ward mein froher Muth.

Ich konnte froh durch meine Tage ſchweben,
Sie waren alle voll Blumen und Tanz;

Mein Sinn war frei, ich trug ihn durch das Leben
So leicht, wie meinen Lockenkranz.

Da ging ich nun zum Hain ganz unbefangen,
Begrüßte ſingend die ſingende Welt,
Und Robert kam im Forſt dahergegangen,
Er kam, ich hatt' ihn nicht beſtellt.

Ich ſang das Lied vom Mondſcheintanz der Elfen,
Es klang wohl herrlich im ſchallenden Hain;
Der Jäger rief: „Schön Aennchen, ſoll ich helfen?"
Er hörte Ja, ich ſagte Nein!

Ich eilte fort, und ließ mich nicht beſchwören.
Doch ſagt mir, wie konnt' ich dem Zufall entgehn?
Wenn Jemand ruft, ſo muß man doch wohl hören;
Und wenn man hört, ſo bleibt man ſtehn.

Er kam und ſprach: „Schön Aennchen muß ich krönen!"

Und Blumen trug er und herrliches Laub,
Und ſprach mit Lob von meinen Liedertönen;
Man iſt doch nun einmal nicht taub.

Er fand mich ſchön, und wußt' es ſchön zu ſagen;
Mir iſt es immer, als hör' ich es noch.
Da mocht' ich nun die Augen niederſchlagen;
Was half es mir! ich hört' ihn doch.

Da ward in mir das Wort der Mutter rege;
Das färbte höher das Roth des Geſichts,
Und klopft' in mir, wie laute Hammerſchläge;
Doch Robert that, als hört' er nichts.

Es brannten heiß und heißer mir die Wangen;
Ich blickte ſeitwärts verſteckt in den Hut.
Doch ſo den Blick vom Auge wegzufangen,
Verſtehn die Jäger nur zu gut!

Man flieht umſonſt die offnen, freien Räume;
Die Männer, Schweſtern, ihr glaubt mir es kaum,
Sie ſchleichen ſich in unſre ſtillſten Träume!
Ich ſelber hatte ſolchen Traum.

So, Schweſtern, hat mit mir es ſich begeben!
So flog die Ruhe zum Herzen hinaus!
Ach! was einmal, trotz allem Widerſtreben,
Geſchehn ſoll, das geſchieht durchaus.

Der Roſenſtrauch im Zauberthale.

Ninia.

Ihr kennt den Sinibald,
Den Sänger wunderſüßer Lieder?
In meinem ganzen Weſen hallt
Der Liebeston des Sängers wieder.

Er ſaß im Abendhauch
Der friſchen, thaubeſprengten Blüte,
Im Zauberthal am Roſenſtrauch,
Der hell im Abendſtrahle glühte.

Er rief mir zu: „Woher
Kommt Ninia ſo unbegleitet?"
Ich ſprach: „Mich hat das Ohngefähr
In dieſes Zauberthal geleitet."

„Komm," ſagt er, „ſetze dich
Hier unter meinen Roſen nieder!"
Was ſollt ich thun? Ich ſetzte mich;
Er ſang das liebſte ſeiner Lieder.

Er ſang: „Da ſieh den Strauch
Der Roſen ſich im Winde neigen!
Da weht die Luft, wie Seufzerhauch,
Und Tropfen hängen an den Zweigen.

„Der Strauch verräth die Spur,
Daß hier die ſchönſte Hirtin blühte,
Schön wie die reichſte Blumenflur,
Doch kalt und leer an Lieb' und Güte."

„Ihr guter Lycidas
Verſchwendet zärtliches Beginnen;
Er preiſt ihr Lob ohn' Unterlaß.
Umſonſt! er kann ſie nicht gewinnen."

„Der Arme will entfliehn;
Ein Blick: ſo muß er wieder bleiben.

So bringt sie zur Verzweiflung ihn,
Ihr Launenspiel mit ihm zu treiben."

„Doch endlich rief sein Schmerz:
„„Ihr Götter! kann ichs nicht erwerben,
Nicht rühren dieses harte Herz:
So laßt den armen Schäfer sterben!""

„„In einen Seufzerhauch
Zerfließe dieses lange Sehnen,
Und in den Thau am Rosenstrauch
Verwandelt, Götter, meine Thränen!"" —

„Und von den Göttern wird
Erhört sein thränenvolles Flehen:
Verschwunden ist der junge Hirt,
Denn die Verwandlung war geschehen."

„Fortan umweht ein Hauch,
Wie Seufzer eines Hoffnungslosen,
Hier den bedornten Rosenstrauch,
Und Thränen thauen seine Rosen."

„Und ſie, die ſtolz und hart
Den Mann der Liebe ſo mißhandelt,
So weggeworfen hatte, ward
In dieſen Roſenſtrauch verwandelt."

Nun ſchwieg der Sänger ſtill;
Dann ſprach er, um mich anzuſchrecken:
„Wer nicht verwandelt werden will,
Der muß ein treues Herz nicht necken."

Ich weiß, was ich empfand!
Wie ſollt' ich mich dabei gebehrden?
Ich drückte zärtlich ihm die Hand,
Nur um kein Roſenſtrauch zu werden.

Und dieſer Druck der Hand,
Ein bloßer Druck — wer mag es faſſen? —
Da ſitzt er nun, wie eingebannt,
Und ich — ich muß ihn brennen laſſen!

Das Haus bei den Tannen.

Lyda.

Es wehte, zum Feste der Pfingsten,
Am Hause der Tannen ein Kranz.
Die stattlichen, wie die geringsten
Der Mädchen, die feierten Pfingsten,
Sie waren gegangen zum Tanz.

Und ob sie auch meiner dort harrten:
Ich konnte mit ihnen nicht seyn.
Die Mutter war aus in den Garten;
Ich mußte die Mutter erwarten,
Und saß vor dem Hüttchen allein.

Da schallte von drüben herüber
Das fröhliche Geigengetön;

Ein Mütterlein ging mir vorüber,
Und wies nach dem Tanzhaus hinüber.
„Dort," sprach sie, „dort ist es wohl schön!"

„Doch kann man die Ruh' dort vergeuden!
Die Liebe, die sät dort ihr Korn!
Da grünt dann das Leben voll Freuden;
Doch unten, da stecken die Leiden,
Die Rose birgt unten den Dorn."

„Man glaubt sich vor Allen erlesen,
Das glücklichste Wesen zu seyn!
Bin auch einmal zierlich gewesen!
Kannst glauben, ich kenne das Wesen!
Mir bracht' es die bitterste Pein!"

„Man wähnet, das Beste zu wählen,
Und wählet doch nimmer recht klug.
Ja, sollt' ich dir davon erzählen —
Doch, Liebchen, ich will dich nicht quälen;
Bist weise, so hast du genug."

Das mochte dem Ohr nicht behagen!
Und, wie man ſich ſelber beſpricht,
So dacht' ich: „Den Blick kannſt du wagen!
Was kann denn das Zuſehn verſchlagen?
Es tanzen die Augen ja nicht!"

Nun wars in dem Hauſe der Tannen;
Die Tänze zu ſehn, war ich dort;
Und eh' ſich die Sinne beſannen,
Da flogen die Füße von dannen:
Da mußt' ich dann freilich mit fort!

Mich faßte der Lykas beim Arme,
Des Nachbars behändiger Sohn:
So ſchwebt' ich im dichteſten Schwarme!
Was ſollt' ich wohl machen, ich Arme?
Mir war die Beſinnung entflohn!

Seitdem iſt nun Er mein Begleiter,
Der Schönes zu ſagen verſteht.

Ein Pünktlein wird breiter und breiter!
So ging es dann weiter und weiter;
Ihr wißt ja schon, wie das so geht!

Oft quält mich ein häßliches Wähnen,
Wenn Lykas den Abend verſäumt!
Dann preßt mir ein ängſtiges Sehnen
Vom Auge die heißeſten Thränen;
Ich wach', und die Wachende träumt.

Wer kann ſolch ein Weſen nun bannen?
Ach! wie von den Lippen ein Wort,
So flog mir die Ruhe von dannen!
Ja, glaubt es: das Haus bei den Tannen,
Das iſt ein bedenklicher Ort!

Der fromme Wunsch.

Aennchen.

Grüne, Zweiglein, und gedeihe!
Sey ein glücklich Zeichen mir!
Mein Gelübde hängt an dir.
Bei der Mutter Grab! ich leihe
Keinem Liebesruf das Ohr,
Sey es denn, du grünst zuvor.

Solch ein Ruf ist mir geschehen!
Grüne, Zweig, in heilger Luft,
An der mütterlichen Gruft,
Um mir leise zuzuwehen,

Ob, was nicht mein Sinn ermißt,
Ob mein Thun auch Rechtthun iſt!

Ob ich lieben darf den Treuen?
Grün' empor zum friſchen Strauch,
Junger Zweig, du ſollſt dich auch
Meiner beſten Pflege freuen!
Flüſtre Billigung und Ruh'
Von der Himmliſchen mir zu!

Wenn ſie dort mein Thun verwürfen,
Hart und traurig wäre das!
Hat die Erde Streit und Haß:
Wird man doch auch lieben dürfen!
Liebe, wenn ichs recht beſeh',
Thut ja keinem Menſchen weh!

Das entſcheidende Reis.

Robert und Aennchen.

Robert.

Aennchen, komm mit mir! der Tag iſt ſo ſchön!
Sonnenſchein leuchtet ins Wäldergetön!
Hörſt du? es tönt, wie ein hochzeitlich Feſt!
Singend erbaun ſich die Vöglein ihr Neſt.

Aennchen.

Hier, wo die Lüfte mein Gärtchen bewehn,
Mag ich nur wandeln, und nicht mit dir gehn;

Droben vom Himmel ſchaut Mutter herein.
Laß mich im Gärtchen hier, laß mich allein!

Robert.

Schaue die Mutter vom Himmel herein:
Sollſt mir die Einzige, Braut ſollſt du ſein!
Treulich iſt Robert, und wahr iſt ſein Wort:
Liebende liebet die Selige dort.

Aennchen.

Still auf der Mutter geheiligte Gruft
Pflanzt' ich ein Zweiglein in ſegnender Luft.
Meinſt du es ehrlich, iſt Wahrheit dein Wort:
Grünen und blühn wird das Zweiglein dann dort.

Robert.

Aennchen, dir geb' ich ein hochzeitlich Band;
Reiche du liebend der Liebe die Hand!

Aennchen.

Darf nicht dem Liebesruf leihen das Ohr,
Seyd denn, es grüne das Zweiglein zuvor.

Robert.

Grünt es zuvor nicht: behalte du Muth!
Grünt es uns nach, das iſt eben ſo gut!

Aennchen.

Wenn es uns nachgrünt, ſo mag es drum
ſeyn,
Geh' ich mit Robert, und Robert iſt mein.

Ein Sänger.

Es zog ein Sänger her und hin,
Durch Länder auf und nieder,
Und legte freundlich weisen Sinn
In seine begeisterten Lieder.

„Oft," sang er — „dränget Noth gar sehr,
Ein heilig Wort zu brechen.
Das Wort ist leicht, die That ist schwer:
So stirbt dann die Ruh' am Versprechen." —

Zum Singen schlug er für und für
Die Zither lind' und leise;
So kam er auch vor Aennchens Thür,
Da sang er die folgende Weise:

Das Gelübde.

Es fuhr eine Schifferin über den See,
Ihr werdet sie freilich nicht kennen;
Doch, daß sie nicht namenlos vor euch steh':
So will ich Bienda sie nennen.

Das Schifflein, das fuhr auf den Fluthen dahin,
Und May war's, und alles war heiter;
Gestimmt zur Freude war jeder Sinn;
Was will unsre Schifferin weiter?

Allein ein Mädchen will immer noch was.
Ein Sturm, meint sie, wäre wohl besser;
Da käme doch Leben und lustiger Spaß
Und Tanz in das stille Gewässer.

Gesagt, geschehn! Von Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen.
Da tanzten die Wellen; da drehte das Meer,
Das taumelnde Schiff zu verschlingen.

Nun blickte sie schreiend zum Himmel auf:
„Nicht tanzen mehr!" ruft sie, und weinet;
„Wer nimmt denn alles so ernstlich auf?
So war es ja gar nicht gemeinet!"

„Laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob' ichs da droben:
Sie soll mich nimmermehr tanzen sehn!" —
Man kann nichts fester geloben.

Das Schiff gewann nun sanfteren Lauf;
Der Himmel fing an, sich zu hellen;
Die Sonne ging unter, der Mond ging auf,
Und blinkt' auf den spiegelnden Wellen.

So fuhr das Schiffchen nun ein in den Port
Von einem gar fröhlichen Städtchen;

Da tanzten an einem offnen Ort
Die Fiſcherbuben und Mädchen.

Und als Bienda ſo ſinnend da ſtand,
Da konnten die Füße kaum ruhen;
Es tanzten auf ihre eigene Hand,
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber bleibt in ſich gekehret und ſtumm,
Als beherchte ſie ſtill ihr Gewiſſen,
Und ſieht nach dem Meere verdrießlich ſich um,
Das ſolch ein Gelübd' ihr entriſſen.

So lockend auch tönet der Geige Klang:
Sie will in den Tanz ſich nicht miſchen;
Doch endlich währt ihr das Ding zu lang,
Sie ſpringet entſchloſſen dazwiſchen.

Und flieget hinunter den luſtigen Reihn;
Es wehn die ſchmückenden Kränze;
Von oben der prächtige Maymondenſchein
Beleuchtet die ſchwebenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: „O weh!
Bienda, du haſt dich verloren!
Gedenk' an den jährlichen Tanz auf dem See!
Was haſt du der Sonne geſchworen?"

„Bienda, du haſt dein Gelübde verletzt!" —
„Was," ſpricht ſie, „was hab' ich verbrochen?
Die Sonn' iſt in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab' ich gar nichts verſprochen." —

Bienda kam bald in ihr Hüttchen zurück:
Sie fand es vom Sturme zerriſſen:
Da trübt ſich im Auge der fröhliche Blick,
Und innerlich zankt das Gewiſſen.

„Ach!" ruft ſie, „wie ſchlimm ein Tanz doch kostet!
Das ſoll mir nicht wieder geſchehen!
Gewiß hat die Sonn' aus der Ferne dem Mond
Dort über die Schulter geſehen!"

Die Sorge.

Aennchen.

Mir fällt mit jedem Morgen,
Nicht ohne stille Seelenpein,
Mein heiliges Versprechen ein.
Gelübde machen Sorgen;
Meins hängt an einem zarten Reis,
Das heg' und pfleg' ich wohl mit Fleiß.

Doch wird mir bang' und bänger,
Seitdem mir Sängers Lautenklang
Ein gar bedenklich Sprüchlein sang!
Dein Sprüchlein, weiser Sänger:

„Das Wort ist leicht, die That ist schwer.“ –
Bewegt mein Herz oft hin und her.

Sey fest du, mein Versprechen,
Und du, mein Herz, worin es ruht!
Ach! manchen Tag ist mir zu Muth,
Als müßte beides brechen.
Fürwahr ein Herz ist sehr bedrängt,
Das liebt und an Gelübden hängt.

Die neue Geſtalt.

Robert.

Es war ein wilder Mann;
In ſeinem wilden Lauf
Focht ihn nichts Böſes an,
Nichts Gutes hielt ihn auf.

Er hatte ſich kein Ziel
Des Lebens aufgeſtellt.
Er liebte Kampf und Spiel;
So flog er durch die Welt.

Und forſchte nah und fern
Des Wildes Aufenthalt;

Verwandelt hätt' er gern
Die Welt in einen Wald.

Er lebte wild und frei
Nur in der Luft der Jagd;
Wie ſchön ein Mädchen ſey,
Deß hatt' er wenig Acht.

Er drückte, nach wie vor,
Geſchickt und vielgewandt,
Sein liebes Feuerrohr,
Und keine liebe Hand.

So ging es lange noch;
Und ſeht, ein Mädchen kam!
Das macht' ihn endlich doch,
Wie einen Vogel, zahm.

Ein Sonntag umfängt
Sein Leben, wenn ſie lacht;

Wenn sie das Köpfchen hängt,
Dann ists in ihm auch Nacht.

Und ob er auch vergißt,
Was sonst ihn hat entzückt:
Er weiß, daß Sonntag ist,
Wenn sich ein Mädchen schmückt.

Es zog die Wildheit dann
Ganz aus von seinem Geist;
So gings dem wilden Mann,
Der — Jäger Robert heißt.

Der Blick in die Ferne.

Aennchen.

Ich ſteh' auf Windeshöhen
So gern allein,
Um tief hinein,
Zur Welt hinein zu ſehen.

Wo iſt mein Weg gebahnet!
Mir wird ſo leicht
Das Auge feucht;
Ich weiß nicht, was mir ahnet!

Da ſteh' ich im Gedränge
Von Luſt und Leid!
Die Welt iſt weit,
Und dieſe Bruſt ſo enge!

Das verdorrte Reis.

Aennchen und Robert.

Robert.

Girrend, wie im dunkeln Hain
Die verlaßne Turteltaube,
Sitzet Aennchen so allein,
In der finstern Ahorn-Laube!
Schön Aennchen, was birgst du dein Rosengesicht?
Was dunkelt so schattig dein Augenlicht?

Aennchen.

Ach! ich darf, ich darf hinfort,
Lieber Robert, dich nicht lieben!
Sieh, mein Zweiglein ist verdorrt,
Und kein Blatt ist frisch geblieben!

Dies traurige Zeichen, dies trennt mich von dir;
Zur Antwort gab Mutter dies Zeichen mir!

Robert.

Sprich nicht aus das finstre Wort,
Unsrer Liebe zu entsagen!
Glaube mir: die Heilgen dort
Lassen sich wohl zweimal fragen.
Laß fahren die Trauer! Ein Zweiglein vergeht!
Wir pflanzen ein andres, das fester steht!

Aennchen.

Frage denn ein zweites Reis!
Schon in ihren Lebenstagen
Ließ sich Mutter, wie ich weiß,
Zweimal oft, statt einmal fragen.
So sey es! wir pflanzen und pflegen mit Fleiß,
Zum glücklichen Zeichen, ein zweites Reis!

Die Macht der Thräne.

Robert.

Die Mittagsgluthen hatten
Ihr Pflanzenreich gedorrt!
Sie saß im Ahornschatten;
Da trauerte sie fort und fort.

Bis sich die Thränen lösten,
Bei leisem Klaggetön,
Ich mochte kaum sie trösten,
Die Holde weinte gar zu schön.

Ein heißes Thränchen netzte
Zufällig mir die Hand,
Das glühte durch, und setzte
Mein ganzes Wesen hell in Brand.

Schön hatt' ich ſie geſehen,
So mächtig ſchön noch nie:
Wer konnte da beſtehen!
Ich ſank dahin vor ihr aufs Knie.

Da ſteh' ein Mädchenhaſſer!
Die Thrän' iſt offenbar
Ein gar verkehrtes Waſſer;
Es löſcht nicht, nein, es zündet gar!

Ja, will der Lieb' ein Spötter
Der Liebe ſtolz entgehn:
Er muß, beim Gott der Götter!
Nur ja kein Mädchen weinen ſehn!

Du Einzige, du Meine,
Die ſich mein Herz erkor!
Bei meiner Ruhe! weine
Nie einem andern Manne vor!

Das glückliche Zeichen.

Aennchen.

Ich pflanzt' ein Reis an das heiligſte Grab,
Und betete dann, es zu weihen:
„Ihr Himmliſchen, ſendet Gedeihen,
Zum Zeichen der Huld, auf das Zweiglein herab!"

Ich harrt' und hofft' auf das Zeichen von dort,
Ob recht ſey mein Thun und Beginnen? —
Sie mögen ſich dort wohl beſinnen:
Darüber war endlich das Zweiglein verdorrt.

Ich pflanzt' ein zweites, das grünt, und ich darf
Die Hand nun dem Liebenden reichen;

Es grünt mir, zum glücklichen Zeichen,
Daß Mutter im Himmel mein Thun nicht verwarf.

Nun will ich zwiefach mit Blumen beſtreun
Das Grab ihrer heiligen Ruhe,
Und was ich noch werd' oder thue:
Die Himmliſche droben ſoll meiner ſich freun!

O, fern auf ewig der finſtere Schmerz!
Mein Tag hat ſich ſonnig enthüllet,
Mein ſehnlicher Wunſch iſt erfüllet:
Nun hält mein Gelübde, nun hält auch mein Herz!

Gedeihſt du, Zweiglein, zum künftigen Baum:
Geſchehn iſt dann, glücklich geſchehen,
Was dort ich im Traume geſehen,
Und ganz iſt erfüllt mein bedeutender Traum!

Die Liebe.

Robert.

Es regt ſich in meinem lebendigen Blut
Ein freudiges Leben, ein Leben voll Muth!
Ich jauchze, wie Schwalben, im Duft
Der kräftigen Frühlingsluft!

Es fühlet ſich alles, wie Leben und Licht!
Zu ſingen, zu ſagen nur, weiß ich es nicht,
Noch, wie ſich das alles begiebt;
Ich weiß nur, daß Aennchen mich liebt!

Oft will es mich dünken, ich ſey nicht mehr ich,
So neu und ſo freundlich iſt alles um mich!

Wie anders ſich alles begiebt
Dem ſeligen Herzen, das liebt!

Es flüſtert im wehenden Laube des Baums
So ſüß, wie die Luft eines liebenden Traums!
Wohl neiget ein liebender Sinn
Vertraulich zum andern ſich hin.

Die Blume zur Blum' im vermählenden Hauch,
Als ſpräche ſie: „Lieb' mich, ich liebe dich auch!"
O wahrlich, das Liebende nur
Gehöret allein zur Natur.

Das neue Leben.

Aennchen.

Es lebt ſich ſo ſüß
Im Luſtparadies
Von blühenden Frühlingestagen!
O laßt es mich ſingen und ſagen:
Die Liebe beſtrahlet dies Paradies!

Beſtrahlt nicht allein
Das Feld und den Hain
Des Blüten = und Blumen = Gewimmels;
Sie glänzt auch in Sternen des Himmels;
Sie muß wohl vom Himmel gekommen ſeyn.

Sie ſtimmet den Wald!
Es tönt und es hallt

Die Wonne der Nachtigall = Lieder!
Sie hallt mir im Innerſten wieder!
So ſang mir, ſo klang mir noch nie der Wald!

Mir iſt, wo ich bin,
Als ob es mich hin
Zur Laube der Nachtigall triebe!
Sie ſinget ſo rührend: „Ich liebe!"
So hört' ich noch nimmer die Sängerin.

Was hebet, was zieht
Das jauchzende Lied
Der Lerche zur bläulichten Höhe,
Als ob es dem Himmel zu flöhe?
Das Mädchen begreifet das Lerchenlied.

Was treibet den Flug,
Den ſchwärmenden Zug
Der Schwalben durch ſonnige Räume,
Wie himmelhoch fliegende Träume?
Die ſchwärmende Sehnſucht verſteht den Flug.

Die Taube wird laut,
Wenns morgendlich graut.
Was girrt ſie ſo leiſe, ſo linde?
Was klagt ſie dem flatternden Winde?
Die liebende Seele verſteht den Laut.

Ein Stern dort erwacht
Im Zwielicht der Nacht,
Als ob ihn was heimliches triebe;
Er nennt ſich das Sternlein der Liebe;
Die Sonne geht ſchlafen, und er erwacht.

Er ſchauet ſich um,
Weit irrend herum;
Sein Aug' iſt ſo klar und ſo offen;
Doch nimmt er wohl oft, wie betroffen,
Ein hüllendes Wölkchen zum Mantel um.

Der liebliche Stern,
Ich glaub' es ſo gern,

War ſicher ein liebendes Weſen,
Das konnte zur Ruh' nicht geneſen:
Drob wurd' es verwandelt in ſolchen Stern.

Der irret hinfort
So einſam nun dort,
Mit ſchleichendem Tritte des Diebes,
Als lockt' ihn und zög' ihn was Liebes
Geheim durch die Wüſte des Himmels fort.

Wohl ſtünd' es mir fein,
Verwandelt zu ſeyn;
Nur, daß ichs auf immer nicht bliebe:
Dann blickt' ich, ein Sternlein der Liebe,
Ich weiß, in welch Hüttchen, recht hell hinein.

Die Aussicht.

Robert.

Mein Aug' ist klar und hell mein Sinn,
Wie helles Tageslicht;
Ich schaue her, ich schaue hin;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Von meinem Berge kann ich, traun!
Mit Falkenangesicht
Die weite Gegend überschaun;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Am Fenster steh' ich hundertmal;
Und hüpfet sie am Bach,

Durchs lindenvolle Inselthal:
Dann hüpft ein Herz ihr nach.

Hin durch die Bäume streift der Wind;
Schon sinkt das Tageslicht!
Die Fensterscheiben seh' ich blind;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Und schwärmet mein Gedanke fern
Um sie im Gartenhain:
Dann möcht' ich, o, so gern, so gern!
Selbst mein Gedanke seyn.

Das Inselthal.

Aennchen.

Ich weiß ein liebliches Thal,
Da rinnt durch gewundene Kreise
Ein Bächlein, das flüstert so leise
Beruhigung jeglicher Qual.

Es rinnt durch Haine der Lust,
Wo Leben und Stille sich gatten;
Ein Inselchen ruht dort im Schatten
Geheim, wie das Herz in der Brust.

Ich weiß ein Hüttchen, das thront
Der Insel dort hoch gegenüber;

Im Sonnenlicht ſtrahlt es herüber;
Auch weiß ich, was Liebes dort wohnt.

Es will der freundliche Strahl
Die Thräne den Wangen entſaugen;
Dort ſchaun ja zwei Fenſter, wie Augen,
Wie Augen der Lieb' in das Thal.

Ich weiß ein Mädchen, das liebt;
Es liebt, wie die nächtliche Grille,
Das Leben der einſamen Stille,
Das heilig die Inſel umgiebt.

Dort braucht der Traum nicht die Nacht,
Das Mädchen der Liebe zu finden;
Er naht ſich im Schatten der Linden,
Wie hell auch das Mädchen dort wacht.

Aennchen und ihr Vogel.

Mein Vöglein, lerne doch!
Schon quäl' ich mich seit Tagen,
Ein Wort dir vorzusagen!
Dumm warst, und bist du noch!

Sieh, was du sonst empfingst,
Häuft zwiefach deine Schaale,
Wenn du zum ersten Male
Das Wörtlein „Robert" singst.

Du kleines, dummes Thier!
Was hilft es, dich zu lehren?
Kannst du denn gar nichts lernen!
Ein Beispiel nimm an mir!

Fürwahr, ich hatte kaum
Den süßen Klang vernommen:
So wußt' ich ihn vollkommen,
Und wußt' ihn selbst im Traum.

Der Rand.

Robert.

Ich ſäte ihren Namen
In eines Beetes Rahmen,
Und jeder Zug erſchien;
Doch böſe Vögel kamen
Daher und fraßen ihn.
Das kann ich nicht vergeſſen!
Die Räuber! hätten ſie,
So freventlich vermeſſen,
Das Herz mir abgefreſſen,
Mehr ſchmerzen könnte mich es nie.

Das kann auf Unheil deuten!
Wenn nur von böſen Leuten

Kein Unheld ſich vermißt,
Die Holde zu erbeuten,
Die doch mein Leben iſt!
Ich weiß, was ich erſinde:
Ich grabe, tief und fein,
Recht zierlich in die Rinde
Der ſchönſten jungen Linde
Den wunderſchönen Namen ein.

Da wächſt er dann, als triebe
Sein Wachsthum ſelbſt die Liebe,
Und Aennchen kann ihn ſehn:
Dann kommt, ihr Namendiebe!
Dort laßt ihr weh! ihn ſtehn!
Mein Name, dicht daneben,
Soll mit dem ihren dort
Sich, wie zu einem Leben,
Verwachſen und verweben
Durch ſchöne Lenze fort und fort!

Der Verdruß.

Aennchen.

Mit jeder Morgenfrühe
Zu Kunst und Luſt gekörnt,
Hat endlich, mit fleißiger Müße,
Mein Vogel viel gelernt.

Ich weiß noch, wies ihm glückte,
Als er mit einem Klang,
Der tief mir die Seele durchzückte,
Den Namen „Robert" ſang.

Er ſang ihn ſo beweglich,
Und ſingt ihn meinem Ohr

Noch immer vernehmlicher täglich
Mit heller Stimme vor.

Der Name Robert klinget
Schon süß, wenn man ihn spricht;
Und doch, wenn der Vogel ihn singet,
Verstehn die Leut' ihn nicht.

Der dicke Amtsherr sagte:
„Wie singt das Thier so schlecht!"
Und ob ich kein Wörtchen auch klagte:
Mir war es gar nicht recht.

Das wars, das machte heute
Mich so verdrießlich stumm;
Ich meine, die vornehmen Leute
Sind wohl ein wenig dumm.

Der Treuring.

Robert.

Schön Aennchen, mein höchstes, mein einziges Gut!
Gern theilt' ich mit Aennchen mein Leben, mein Blut!
O traget, ihr Lüfte, den liebenden Sinn
Vom einsamen Robert zu Aennchen dahin!

Und singt es, ihr Vögel des Waldes, ihr zu!
Von Aennchen fern, hab' ich nicht Rast und nicht Ruh'!
Ach, könnte schön Aennchen mir ungetreu seyn:
So stürb' ich, ich stürb' an der bittersten Pein.

Es hat mir die Mutter ein Ringlein vermacht,
Ein goldenes Ringlein mit grünem Smaragd;

Was nimmermehr alt wird, iſt immerdar neu:
Und darum iſt Gold auch das Abbild der Treu.

Das Ringlein trug Mutter Jahr aus und Jahr ein;
So trug ſie die Treu' in das Ringlein hinein;
Wohl wunderbar wirkt es; iſt untreu ein Herz:
So brennt es am Finger, wie glühendes Erz.

Es hat daran manche verwitzige Hand,
Wie Mutter mir ſagte, die Finger verbrannt.
Es war einmal fort durch ein böſes Geſchick,
Und kam durch ein Wunder zur Mutter zurück.

Sie hatte, ſo wie ſie wohl öfter gepflegt,
Den Ring in das offene Fenſter gelegt,
Da kam nun — es war wohl ein wunderſam Ding —
Ein Rab' an das Fenſter, und fort war der Ring.

Wir ſuchten den Ring bei dem hellſten Licht;
Fort war er, fort blieb er, wir fanden ihn nicht.

„Seyd ruhig," sprach Mutter, „ich kenne mein Glück;
Der Ring kehrt von selber zur Treue zurück."

„Ja," spottete Vater, „vielleicht, wenn der Fisch
Spazieren gehn wird in dem Tannengebüsch." —
So oft er des Morgens die Mutter ersah,
So fragte sein Spott: „Ist der Ring noch nicht da?"

Nach Monden geht Vater zum Eichwald hinaus,
Und bringet gehauene Zweige nach Haus;
Er bringt sie, und wirft sie, mit achtlosem Sinn,
Im offenen Hof in den Winkel dahin.

Spät Abends holt Mutter, bei Halbmondenschein,
Zum Heerde vom Hofe noch Reisig herein;
Kaum richtet sie achtlos die Augen empor,
So blitzt aus dem Reisholz ein Zweiglein hervor.

Sie denkt: muß doch ansehn das seltsame Ding;
Sie naht sich; was ist es? wahrhaftig der Ring!

Da ruft ſie, mit lautem und freudigem Schrei
Der innigſten Wonne, den Vater herbei.

„Jetzt, Unglaube, ſieh' und erkenne mein Glück!
Zur Treue kam richtig der Treuring zurück!
Da ſieh' es! er funkelt am zitternden Zweig,
Den ſelbſt du gefällt haſt: nun glaub' mir und
ſchweig!" —

Den Wunderring will ich der Lieblichen weihn:
Wie treu wird mir Aennchen, die Holde, dann
ſeyn!
Der Treuring, der nimmer die Treue verläßt,
Der knüpfet an Aennchen auf ewig mich feſt.

Vertrauen.

Aennchen.

Mein Robert hat herrliche Gaben!
Er tritt, wie ein Engel, daher.
Ich muſtre die ſtattlichſten Knaben;
Solch Weſen hat keiner, wie er.
Gewahr' ich ſein Thun und Beginnen:
Dann ſchlägt mirs im Buſen ſo laut,
Als wolle das Herz mir entrinnen!
Das iſt wohl die Wonne der Braut!

Mich ſchüttert ein freudiges Beben,
Wenn Robert in Liedern mich preiſt;
Es dringet ins innerſte Leben,
So oft er ſchön Aennchen mich heißt.
Der Name, wenn Robert ihn nennet,
Dann klingt er, wie Liedergetön:

Das macht, daß die Wange mir brennet;
Dann, freilich, dann bin ich wohl ſchön.
Was brauch' ich zum Putze zu haben,
Wenn Robert die Wange mir ſchmückt!
Mein Robert hat herrliche Gaben,
Wohl macht er mich ſchön und beglückt.
Ja, ſeh' ich im Tanz ihn ſo ſchweben,
Wie frei er die Tänzerin hebt:
Dann fühl' ich mein künftiges Leben,
Das ihn dereinſt immer umſchwebt.
Ich ſah' ihn die Reihen durchwandern,
Des Tanzes lebendigſte Zier;
Ich ſeh' ihn noch lieber mit Andern
Im Tanze ſich drehn, als mit mir:
Da kann ich ihn ſtiller beſchauen,
Da freu' ich mich ruhiger ſein,
Und denke ganz heimlich: „Ihr Frauen,
Ihr Mädchen, der Liebling iſt mein!“

Eifersucht.

Robert.

Mit Unmuth iſt mein Herz erfüllt,
Ich kann nicht recht davon geneſen.
Der Feſttag war mir doch zu wild;
Ich liebe nicht das laute Weſen.

Das Glück hat auch ſein Mißgeſchick!
So hat die Lieb' auch ihre Plagen!
Mit Ingrimm ſah' ich Likas Blick
Umher nach Aennchens Blicken jagen.

Und ſah ich ſie ſo freudiglich
Im Tanz mit einem Andern ſchweben:
Dann fühlt' ich einen ſcharfen Stich,
Der ging mir mitten durch das Leben.

Und machte sie von ungefähr
Aus einem fremden Glase trinken:
Dann wurde mir das Herz so schwer,
Als müßt' ich in die Erde sinken.

Da wünscht' ich, sie durch Zauberein
Vor Menschen unsichtbar zu machen:
Das mag wohl freilich thöricht sein;
Wers hörte, würde mich verlachen.

Man zeigt auf mich und flüstert: „Seht
Den Robert sich so dumm gebehrden!" —
Ja, wenn es so, wie mir, ergeht,
Der hat wohl Recht, ein Narr zu werden!

Ich sitze ganze Tage still
Und kalt, wie halb erstarrtes Leben.
Fort will ich, fort, — doch nein! ich will
Geschwind ihr meinen Trauring geben!

Die Alpenrose.

Aennchen.

Du blühtest dort im dunkeln Moose
So wonnenroth, wie eine Braut,
Als hätte, schöne Rose,
Mein Freund dich angeschaut.

Bald wirst du dich noch höher färben,
Wenn er an seine Brust dich drückt,
Und dann vor Wonne sterben:
Fürwahr! du bist beglückt!

Lebensüberdruß.

Robert.

Ich ſuche die Freundin, und finde ſie nicht!
Wo kühlen die Lüfte das ſchönſte Geſicht?
Ich frage die Lüfte; ſie antworten nicht!
Es treibt mich, es jagt mich bergab und bergauf:
Ich ruf' in die Felſen hinab und hinauf!
Mein eigener Ruf iſt die Antwort darauf!
Verließe mich Aeuchen mit flüchtigem Sinn,
Die Falſche: dann blieb' ich nicht mehr, was ich bin!
Ich ſtürzte mich grauſam — ich weiß nicht, wohin!
Ach! Untreu' iſt herber, als Elend und Tod!
Erliſch dann, mein Leben, wie abendlich Roth! -
Doch ſieh' nur! da kommt ſie! — nun warte noch,
Tod!

Wechselgesang.

Aennchen und Robert.

Robert.

Dich, schönes Aennchen, dich zu schauen,
Wie sehnte meine Seele sich!
Ich suchte dich auf allen Auen,
Und endlich, endlich find' ich dich!

Aennchen.

Da ging ich durch den Wald der Buchen,
Bis an das starre Eisgefild,
Ein Alpenröslein aufzusuchen,
Und mit mir war dein liebes Bild.

Robert.

Entfernt von dir, ists öd' auf Erden;
Mich trieb ein Stachel auf und ab.

Ach, könntest du mir untreu werden:
Gewiß, dann grüb' ich mir ein Grab.

Aennchen.

Von Untreu' kann mein Sinn nichts fassen;
Der Engel, der mich führt und hält,
Wird mich gewiß nichts werden lassen,
Was meinem Robert nicht gefällt.

Robert.

So gieb mir deine Hand aufs neue!
Nimm diesen Ring! dies heilge Pfand
Bewahret Lieb' und festigt Treu:.
Nur laß es nie von deiner Hand!

Aennchen.

Nimm du dafür dies Kind der Erde,
Dies Röschen! bald wirds Asche seyn!
Ja, Robert, bis ich Asche werde,
Bin ich von ganzer Seele dein.

Robert.

Ich schmücke meine kleine Hütte;
Und daß der Frühling ihren Raum
Mit schönen Kränzen überschütte,
Umsäuselt ihn ein Apfelbaum.

Aennchen.

Gern folg' ich dir in deine Hütte,
Zu deinem lieben Apfelbaum.
Die Hand von oben überschütte
Mit Freud' und Heil den kleinen Raum!

Robert.

Sobald die jungen Veilchen sprießen,
Wenn Liebe singt im grünen Hain,
Und Schwalben durch den Himmel schießen:
Dann führ' ich dich ins Hüttchen ein.

Aennchen.

Ich hab' es nie recht wahrgenommen,
Sie mochten kommen oder fliehn.

Wann werden denn die Schwalben kommen,
Die alten Nester zu beziehn?

Robert.

Es wechselt dort am Himmelsbogen
Der Mond noch siebenmal sein Kleid,
Dann kommen sie daher geflogen
Zu neuer Liebesseligkeit.

Aennchen.

O, schlimm, die Siebenzahl zu wählen!
Doch werd' ich sorgsam Tritt und Schritt
Des lieben Nachtgefährten zählen;
Und du, mein Robert, zählest mit.

Herbſtlied.

Aennchen.

Die Gärten blühn nicht mehr!
Die Roſen und purpurnen Nelken,
Sie blühten und mußten verwelken,
Und alles iſt wüſt und iſt leer!
Der Tag, als wär' er blind,
Mag kaum durch den Himmel noch ſchauen;
Und über die Flächen der Auen
Jagt hinter den Blättern der Wind!
Es mag das Lerchenfeld,
Es mögen die Wälder verklingen:
Ich weiß, was die Schwalben mir bringen;
Sie fliegen ja nicht aus der Welt.

Der Freudentempel.

Der Frühling floh.
Er ist, wer weiß, wohin? gegangen,
Hat anderswo
Die Blumenkrone aufgehangen.

Die Lagerstatt
Des Hirten ist mit Eis umgossen;
Der Sommer hat
Die Freudentempel zugeschlossen.

Der stillen Lust
Der Liebe blieb nur einer offen:
Der in der Brust,
Der wird von keiner Zeit getroffen.

Es tönt darin,
Wie Maygesang von Nachtigallen;
Ich horche hin,
Und Roberts Lieder hör' ich schallen.

Das Jägerglück.

Robert.

Frisch auf, du rüstiger Jägersmann!
Ob auch der Nord gewaltig schilt:
Was gehn dich Kält' und Nordwind an?
Du klimmst den Eisberg rasch hinan,
Zu erschleichen ein flüchtiges Wild!

Es mag die Wolke Lawinen sän:
Frisch auf! frisch auf! das Jägerglück
Läßt nur von Wackern sich erspähn;
Du trägst es heim und weißt, für wen!
Dich belohnet ein zärtlicher Blick!

Und welch ein herrliches Wiedersehn!
Das Liebchen wird, wie neu verklärt,
Dem Jägersmann entgegen gehn!
Fürwahr! das süße Wiedersehn
Ist allein schon des Weganges werth!

Der Mond.

Aennchen.

Da ſtehſt du, mitten im Gewimmel
Der lieben Sterne, groß und ſchön,
Die führſt du hirtlich durch den Himmel;
Sey mir gegrüßt auf deinen Höhn!

Du biſt ſo hold! man muß dich lieben!
Du biſt auch mir gar lieb und werth,
Und doch ſo lange weggeblieben!
Was hielt dich, lieber Nachtgefährt?

Ich wollt', ich könnte dich beflügeln!
Du haſt vielleicht, jenſeit der Welt,

Ein Auge, dich darin zu ſpiegeln,
Ein liebes Weſen, das dich hält?

Da mag das Zögern Dir wohl frommen;
Mir nicht! das ſey dir nur vertraut!
Nach deinem nächſten Wiederkommen
Verlangt gar ſehnlich eine Braut.

Nun ſenke dich am Himmel nieder!
Dir folgt mein Sinn auf Tritt und Schritt;
Und bringe, kommſt du künftig wieder,
Wo du ſie triffſt, die Schwalben mit.

Ungeduld.

Robert.

Gutes kommt mit trägem Schritte,
Unheil ſtürzt auf uns herab;
Langſam baut ſich eine Hütte,
Und wie gräbt ſich ſchnell ein Grab!
Noch iſt nicht das Hüttchen fertig,
Wo mein Liebchen einziehn ſoll!
Zauderei iſt widerwärtig,
Mich macht ſie verzweiflungsvoll.
Haucht' ein Zauber meine Liebe
Jenen trägen Händen ein,
Daß ſie hülfe, daß ſie triebe:
O, ſie würden rüſtig ſeyn!

Die Schwalben.

Aennchen.

Der Schnee ist dahin, ist verschwemmen
Ins große, gewaltige Meer.
Ihr Schwalben, seyd wieder gekommen!
Ihr kamet, ich weiß nicht, woher?
Ich weiß nur: ihr fandet euch wieder,
Weil Liebe von Liebe nicht läßt,
Und lasset euch häuslich hier nieder,
Und jede baut singend ihr Nest.

Oft seyd ihr von dannen gezogen,
Wenn leise der Sommer entwich;
Und kamt ihr dann wieder geflogen:
So kamt ihr; was kümmert' es mich?
Am liebsten noch sah' ich euch scheiden
Dahin in das wärmere Land,

Ich konnt' euer Schwatzen nicht leiden:
Wovon ich noch gar nichts verstand.
Auch hätt' ich wohl gern euch vertrieben,
So oft ihr den Schlaf mir vertriebt.
Ein Mädchen muß etwas doch lieben;
Es liebet den Schlaf, eh' es liebt.
Doch dießmal, wie alte Bekannte,
Begrüßt' ich euch froh, und ihr mich!
Gewiß! wir sind Sinnesverwandte!
Ihr lebet, ihr liebet, wie ich!
Ihr jauchzet in luftigen Räumen,
Und treibet viel liebenden Scherz
Auf sonnigen Dächern und Bäumen,
Und innig versteht euch mein Herz.
Ich weiß, was der Frühling bedeutet:
Zum Liebesfest schmückt sich der Hain;
Die liebliche Schneeglocke läutet
Ganz leise das Wonnefest ein.

Die Hütte.

Robert.

Grüne frisch, du Epheuranke,
Die mein Hüttendach umhängt,
Wie mein liebender Gedanke
Ihr geliebtes Bild umfängt.

Schmücke dich, du, meine Laube,
Ihr ein lieber Sitz zu seyn!
Meine Liebe, meine Taube
Zieht in deinen Frieden ein!

Hier wird Aennchen mit mir weben;
Deine Rose bricht sie ab;
Und ihr Aepfelblütenkronen,
Fallt auf ihren Schooß herab!

Fallt, sie duftig zu umwallen!
Wär' ich solch ein Blütenblatt:
Ja, dann wählt' ich mir im Fallen
Ihre Hand zur Lagerstatt!

Aufopferung.

Aennchen.

Ich winde meine Myrtenkrone,
Und denke mir: wie wird es seyn,
Wenn ich am Apfelblütenhain
Mit meinem Freunde wohne?

Mit ihm ist alles mir gegeben;
Die reiche Welt ohn' ihn ist leer!
Ich fühl' es täglich mehr und mehr:
Er ist mein einzig Leben.

In seiner schönen Liebe färben
Sich meine Tage rosenroth.
Wie dank' ichs ihm! ja thät es Noth:
Ich könnte für ihn sterben.

Wehmuth der Liebe.

Aennchen.

Ich fühle, seit ich Robert kenne,
Nie fühlt' ich so bewegt mich noch.
Ich bin — ich weiß nicht, wie ichs nenne —
Recht seelenfroh, und weine doch.

Gern sah ichs in den Kinderjahren,
Wenn Sonnenregen nieder rann:
Da hatt' ich es noch nicht erfahren,
Daß helle Freude weinen kann.

Sonſt weinte nur mein kindiſch Sehnen,
Der kurze, leicht geſtillte Schmerz;
Wie kommt die Freude nun zu Thränen,
Zur Wehmuth ein entzücktes Herz?

Jetzt fühl' ich ſie im Herzen klopfen,
Die Luſt, die ſolche Thränen hat.
Ja, ſie iſt ein, mit Himmelstropfen
Umhangnes, junges Roſenblatt.

Das Lied vom Scheiden.

Eine Sängerin und Aennchen.

Die Sängerin.

Es zog ein Jägersmann aus in das Feld,
Ade!
Zu werden ein tapferer Kriegesheld,
Ade!
Sein Liebchen ſtand an dem grünen Zaun,
Dem herrlichen Jäger dort nachzuſchaun,
Es winkte noch ein Mal: Ade!
Ach, Scheiden, das Scheiden thut weh!

Aennchen.

Ja, Scheiden, das Scheiden thut weh!

Sängerin.

Fort iſt er! die liebenden Augen erſchaun
Nichts mehr!
Da weinet das Liebchen am grünen Saum
So ſehr!
Er ſchwand da hinter des Stromes Fluth,
Dem Mägdlein ſtarrte vor Jammer das Blut!
Ach, Scheiden, das Scheiden thut weh!
Nur Wiederſehn heilet das Weh!

Aennchen.

Ja, Wiederſehn heilet das Weh!

Die Schlafende.

Robert.

Ich sah sie schlummern am grünen Baum,
Auf weichen Rasen dahingedrückt;
Es hatte blühend ein heller Traum
Die Wangen ihr geschmückt.

Ein weißes Sommergewölk umzieht
Den blauen Himmel nur leicht und fein;
So schloß ihr liebliches Augenlied
Die blauen Augen ein.

Die Lüfte flatterten ab und auf,
Und röther färbte sich ihr Gesicht:
Da schlug sie plötzlich die Augen auf!
Willkommen Sonnenlicht!

Der Traum.

Aennchen.

Mir träumte, mein Liebſter durchſchiffte die Fluth
Der grauſichen Wellen und Wogen;
Es brüllte des Sturmes entſetzlichſte Wuth;
Der Himmel war ſchwarz überzogen.

Ich betet' am Ufer ſo bang und ſo ſchwer,
So ſchwer vor unendlichem Leide;
Da wälzten die Fluthen ein Tuch daher,
Gezeichnet mit blutrother Seide.

Ich ſtreckt' in die Stürme hinaus die Hand! —
So erwacht' ich vom Schreckengetümmel,
Als hell mein Robert da vor mir ſtand!
Ich kam aus der Höll' in den Himmel.

Wohl dem, der feſt ſein Geliebtes hält,
Das innig ſein Herz ſich erkoren!
Es iſt ein gar böſes Wort in der Welt,
Das Wort heißt: Verloren! verloren!

Aufruf.

Eine fremde Stimme.

Das Vaterland weint!
Es kommen, wie reißende Wogen,
Es kommen die Feinde gezogen!
Steht auf, und bekämpfet den Feind!

Die Trommel erschallt!
Frisch auf! hier gilt es nicht Weile!
Schon naht sich, mit stürmender Eile,
Die drohende Kriegesgestalt!

Wer scheuet den Tod,
Der ist für das Leben verdorben!

Er iſt für die Schande gewerben!
Auf! Jünglinge, Rettung thut Noth!

Nimm, Reiter, dein Pferd!
Hervor aus der Scheide den Degen!
Und ſtürze den Feinden entgegen,
Zu ſchirmen den heimiſchen Heerd!

Ihr Jäger, herbei!
Sie dringen ſchon weiter und weiter!
Auf! rüſtet euch, wackere Streiter,
Und kämpfet das Vaterland frei!

Fürs Vaterland zieht
Der Bräutigam aus zu Gefahren;
Erſt muß er das Vaterland wahren,
Dann ſing' er das bräutliche Lied.

Das verlorne Paradies.

Aennchen.

Das Herz iſt mir ſo ſchwer, ſo ſchwer!
Mein ganzes Weſen iſt beklommen!
Ich hab' ein böſes Wort vernommen,
Und das kam aus der Ferne daher.

Es iſt ein böſes Kriegsgerücht,
Das ſich um unſre Flur verbreitet.
Ich weiß nicht, was der Krieg bedeutet,
Doch was Gutes bedeutet er nicht.

Kein Kriegesruf, es ließe ſich
Nur Nachtigallenliebe hören:
Vertrüge ſich die Welt, und wären
Nur die Menſchen, wie Robert und ich.

Und das zu ſeyn, iſt doch ſo ſüß!
Die Menſchen ſollten mich nur fragen:
Gewiß, ſie würden ſich vertragen,
Und die Welt wär' ein Luſt-Paradies.

Der Krieg.

Robert.

Es iſt Krieg! es iſt Krieg!
Wie werd' ich die Trennung ertragen?
Doch Männerſinn darf nicht verzagen;
Er hat nur das Eine zu fragen:
„Wie erringt ſich der Sieg?"

In des Ewigen Huth
Hat ſtandhaft mein Geiſt ſich ergeben;
Nur, Aennchen, wie wird durch dein Leben
Der donnernde Kriegesruf beben!
Mir erzittert der Muth.

Der iſt Vaterlands Feind,
Den Vaterlands Klagen nicht treiben;
Ders wagt, gegen Kampf ſich zu ſträuben,
Und feig bei dem Liebchen zu bleiben,
Wenn das Vaterland weint!

Ja, die Trennung iſt ſchwer!
Wohl hab' ich in vorigen Stunden
Die Thränen des Mädchens empfunden;
Und hab' ich erſt die überwunden:
Ueberwind' ich noch mehr.

Es iſt Krieg! es iſt Krieg!
Den Weibern verzeihn wir die Klagen;
Der Mann muß die Trennung ertragen;
Er hat nur das Eine zu fragen:
„Wie erring' ich den Sieg?“

Die traurige Botschaft.

Aennchen und Robert.

Wechselgesang.

Aennchen.

Ach, Robert! meine Thränen rollen
Auf den gepreßten Busen hin!
Ein böses Wort ist mir erschollen!
Zerrüttet ist mein ganzer Sinn!

Robert.

Laß ab von diesem tiefen Harme,
Der schneidend mir das Herz auch bricht!
Versagen darf ich meine Arme
Dem Ruf des Vaterlandes nicht.

Aennchen.

Der Krieg iſt Haß! — Ich kanns nicht faſſen'
Wer baute nur ſolch Unkraut an?
Ein Mann, der liebt, wie kann er haſſen?
Sag', wie dein Herz auch haſſen kann!

Robert.

Nur retten will ich! helfen, retten
Soll meine Kraft und meine Hand!
Die Feinde bringen Schmach und Ketten
Ins gute, freie Vaterland!

Aennchen.

Der Krieg zerreißt die ſüßen Bande
Der Huld, die ſich der Huld vertraut.
Hat denn der Mann aus fremdem Lande,
Den ihr bekämpfet, keine Braut! —

Robert.

Wir ziehn, die Feinde zu beſtreiten,
Und fragen nicht, wer ſie beweint!

Wir fragen nicht nach ihren Bräuten,
Wir fragen nur: „Wo ist der Feind?"

Aennchen.

Weh! welche Kraft wird mich erhalten?
Ich werd' an meinem Schmerz vergehn!
Es wird das Herz in mir zerspalten,
Dir, wenn du fortziehst, nachzusehn!

Robert.

Des Tages Auge müßt' ich scheuen,
Entzög' ich mich dem Aufgebot!
Und, Aennchen, könnten wir uns freuen,
Beim Schrei der Vaterlandes-Noth?

Aennchen.

Mir ist ein rührend Lied erklungen,
Vom Scheiden und vom Wiedersehn;
Wohl ist das Scheiden mir gesungen;
Wer singet mir das Wiedersehn?

Robert.

Das Heldenmädchen winds erringen,
Wird kräftig thun, was sich gebührt;
Die Stunden gehn und gehn und bringen
Den Tag, der uns zusammenführt.

Aennchen.

Gedanken gleichen schnellen Blitzen;
Die hemmen nicht der Ströme Lauf
Und nicht der Berge höchste Spitzen.
Wo sucht dich mein Gedank' einst auf?

Robert.

Da, wo der Tag in Morgenwinden
Dem rothen Lager aufersteht,
Da kann mich dein Gedanke finden;
Dort ist es, wo mein Wandel geht.

Annchen an ihren Vogel.

Der du so frühlingsselig dich
Auf deinem Fichtenzweige wiegst,
Mein Vöglein, fühltest du, wie ich:
Gewiß, gewiß, du schwiegst!

Du bist ein kleines, frohes Thier,
Du fühltest keine Trennung noch;
Ich gönne deinen Frieden dir,
Nur weinen muß ich doch.

Abſchied.

Kennchen und Robert.

Robert.

Eilend naht die Scheideſtunde!
Weh! daß ich dich ſo verwunde!
Kennchen, zürne nicht dem Munde,
Der ſie zitternd nennt!

Kennchen.

Aus des Todes düſterm Schlunde
Kommt die grauſe Scheideſtunde,
Die ſo heiß, wie eine Wunde,
Mir am Herzen brennt.

Robert.

Männerſinn muß, ohne Beben,
In die Trennung ſich ergeben!
Aber auch an meinem Leben
Brennt ſie heiß und tief!

Aennchen.

Wenn ich ſo in Thränen ſchwimme,
Wehe! ſruſ; ich dann der Stimme,
Die zu Haß und wildem Grimme
Dich von dannen rief!

Robert.

Kind, du weißt, wie gern ich bliebe,
Wenn das Vaterland nicht triebe.
Lebe wohl dann, meine Liebe,
Bis auf Wiederſehn!

Aennchen.

Kraft des Herrn! wie werd' ichs tragen,
In den öden Wintertagen,

Mit dem Jammer meiner Klagen
So allein zu ſtehn?

Robert.

Einſt, was werd' ich einſt empfinden,
Dich im Schatten deiner Linden
Noch getreu und ſchön zu finden!
Aennchen, denke mein!

Aennchen.

Wann nur wird die Zeit erſcheinen,
Mich mit Robert zu vereinen?
Ja, ſo lange werd' ich weinen!
Nie vergeſſ' ich dein!

Robert.

O daß, wenn ich dich verlaſſe,
Kraft und Muth dein Herz erfaſſe!
Nur den Treuring, Aennchen, laſſe
Nie von deiner Hand!

Aennchen.

Den bewahr' ich, wie die Klage,
Die ich still im Herzen trage;
Er ist meiner schönsten Tage
Süßes Unterpfand.

Robert.

Ewig lieben wir einander,
Sind und leben für einander;
Geben wir darauf einander
Noch einmal die Hand!

Beide.

Ewig lieben wir einander,
Sind und leben für einander;
Geben uns darauf einander
Noch einmal die Hand.

Kriegslied.

Robert.

Ich bin ein Sohn des Waldes,
Und bin wohl etwas werth!
Es droht mit Schmach und Schande
Der Feind dem Vaterlande:
Gieb, Vaterland, gieb mir ein Schwerdt!

Er will uns, gleich den Thieren,
Als hätten wir nicht Heerd,
Noch heimathliches Bleiben,
In fremde Hürden treiben.
Gieb, Vaterland, gieb mir ein Schwerdt!

Er naht sich deinen Bergen,
Mein heilig Vaterland!
Er kommt, mit Räuberhänden,
Das Heiligste zu schänden!
Wir Männer, wir halten ihm Stand.

Er trotzt auf seine Schaaren;
Auf seinen Muth der Held;
Mich faßt des Muthes Schauer,
Ich bin ein Stein der Mauer,
Die gegen die Feinde sich stellt.

Wir trotzen den Gefahren!
Den Tod fürs Vaterland
Umleuchtet Kronenschimmer!
Wer fällt, der fällt doch nimmer
Aus Gottes erhaltender Hand.

Lebt wohl, ihr wackern Greise!
Seht uns im Waffenschmuck
Von hellpolirtem Stahle!

Nun reicht zum letzten Male,
Uns Allen die Hände zum Druck!

Lebt wohl, ihr frommen Mütter!
Macht uns das Herz nicht weich
Durch eure Jammertöne;
Und segnet eure Söhne,
Zum Kampfe für Recht und für Euch!

Leb' wohl, du meine Liebe!
Dies Wort durchbebrt das Mark!
Und gehn die Augen über:
Ein Blick zu Gott hinüber
Macht kräftig den Schwachen und stark.

Nun erst Gebet im Tempel
Des Herrn, der Sieg gewährt;
Und dann mit dieser Weihe,
Hinaus zum Kampf ins Freie!
Ihr, Männer, gezogen das Schwerdt!

Das Mädchen am grünen Zaun.

Aennchen.

Ich bin das Mädchen am grünen Zaun,
Ihr Liebster scheidet dahin;
Sie kann nicht lassen, ihm nachzuschaun;
Ihm folgt ihr liebender Sinn.
Ihm folgen schwere Gedanken nach.
Mit ihm sey göttliche Huth!
Noch einmal winkt er vom Erlenbach;
Dem Mägdlein starret das Blut.
Sie mag das Leben der Welt nicht schaun,
Sie liebt ihr einsames Weh.
Ich bin das Mädchen am grünen Zaun,
Ach, Scheiden, Scheiden thut weh!

Die Quelle im Herbst.

Aennchen.

Du, Quelle, suchst die Spuren
Des Frühlings; er ist fern!
Erloschen auf den Fluren
Ist jeder Frühlingsstern!
Dein Bräutigam kehrt wieder,
Und bringet neue Lust,
Er bringet neue Lieder,
Und lächelt auf dich nieder,
Und steckt dir Blumen auf die Brust.

Du legst den Wittwenschleier
Der Winterzeit dann ab,
Und tanzest frey zur Feier
Des Hirtenthals hinab.
Dir kann die Zeit nicht fehlen,
Die deine Hoffnung nährt.
Wie lange wirds mich quälen?
Wie lange werd' ich zählen,
Bis mein Geliebter wiederkehrt?

Die Winternacht.

Aennchen.

Der Eiswind tobt, mein Schlaf iſt fern,
Um mich iſt Nacht und Grauen!
Dort oben einſam geht ein Stern
Durch ſtille Himmelsauen.
O Sternlein, dürft' ich mit dir gehn:
Dann könnt' ich weiter ſchauen,
Und in ein fernes Fenſter ſehn!

Du ſchauſt dich um, ſo hell und klar,
So weit von Erdenqualen,
Und ſchmückeſt dir das goldne Haar
Mit einem Kranz von Strahlen;
Blickſt immer heiter, ſchöner Stern,

Herab zu meinen Thalen:
Dir iſt kein liebes Leben fern.

Ich hofft', und, ach! der Winter kam,
Mein Hoffen war vergebens!
Und abgeweidet hat der Gram
Die Blumen meines Lebens!
Wohl weicht einmal die Eisnatur,
Trotz ihres Widerſtrebens;
Doch ſchön wirds nicht auf meiner Flur.

Die Freude röthet dein Geſicht,
Du kommeſt oder ſcheideſt;
Der Fried' iſt dort, wo du in Licht
Und Herrlichkeit dich kleideſt.
Wirf meinem Freund von dort, wo du
In blauen Blumen weideſt,
Den ſchönſten guten Abend zu!

Die Sehnsucht.

Eine fremde Stimme.

Oft hat sich neu gekleidet
Der Mond mit vollem Strahl;
Die Heerdenschaar beweidet
Die Trift zum zweiten Mal.
Es wandelt auf und nieder
Das schöne Sonnenlicht;
Der Frühling kehrte wieder,
Nur Arnuchens Robert nicht.

Ein Veilchen, das im Schatten
Die Morgenwinde lau

Hervorgeschmeichelt hatten,
Trug eine Brust voll Thau;
Der volle Kelch floß über,
Bei leisem Windeswehn,
Und Aennchen ging vorüber,
Und sah das Veilchen stehn.

Es neigte schwer am Stengel
Das feuchte Haupt hinab,
Da schwebte, wie ein Engel,
Ein warmer Strahl herab,
So leis', als ob ihn Liebe,
Die sich nur still verräth,
Zur süßen Huldin triebe,
Die lauschend ihn erspäht.

Der Strahl entküßt den Tropfen,
Der an dem Veilchen schwebt,
Und Aennchen fühlt ein Klopfen,

Das tief die Bruſt durchbebt.
Es war das ſtille Sehnen,
Das, in ſich ſelbſt verhüllt,
Mit lang' verhaltnen Thränen
Den jungen Buſen füllt.

Die Wehmuth hielt nicht länger,
Die Thräne drang hervor;
Ein Seufzer ſtieg aus enger,
Gepreßter Bruſt empor.
„O küßt' auch meine Zähre
Ein Strahl von Lieb' und Licht,
Den ich ſo lang' entbehre,
Mir tröſtend vom Geſicht!"

Frühlings-Wiederkunft.

Aennchen.

Die blaue Luft erklinget,
Die Wälder ſtimmen an,
Der Frühling kommt und ſinget,
Die Schwalbe fliegt voran.

Die führt zur alten Stätte
Der Lieb' ein helder Sinn.
Wer ihre Flügel hätte!
Ich wüßte wohl, wohin.

Euch hab' ich nichts zu ſagen,
Ihr Schwalben, ſeyd zu froh.
Entflieht nur meinen Klagen,
Wie mir die Freud' entfleh!

Verlaßne fragen nimmer,
Wie ſchön es draußen ſey!
Geh, Frühling, geh dann immer
Vor meiner Flur vorbey!

Die Aussicht.

Aennchen.

Ich steh' auf meinem Hügel,
Und zu den Winden spricht mein Sinn:
„Ihr Winde, leiht mir Flügel,
Und traget mich zu Robert hin!".

Er ist dahin gegangen,
Dahin den Weg bergauf, bergab!
Nun rinnt von meinen Wangen
Die Thräne fort und fort herab!

Wer weiß, in welchen Räumen
Der Arme krank und schmachtend liegt!

Ich kann nicht länger ſäumen!
Ihr Füße, geht nicht, fliegt, o fliegt!

Ihr Heilgen droben, nehmet
Euch meiner an, und führt mich hin!
Seht, wie ſich Anna grämet,
Wie krank an Seel' und Leib ich bin!

Von jeder Altarſchwelle
Steigt auf zu euch mein frommes Flehn.
Wär' ich an eurer Stelle:
Ich ſpräche: „Kind, es ſoll geſchehn!"

Der Abschied.

Aennchen.

Ich knie' an deiner Schlummerstätte,
Auf die der Wehmuth Thräne fällt!
Du, Mutter, schläfst im tiefen Bette!
Mich treibts in eine fremde Welt!

O, mögst du sanft in deinem Grabe,
Im Schatten meiner Pflanzung ruhn!
Ich greife nach dem Pilgerstabe,
Laß mich daran nicht Unrecht thun!

Es sey mit allem, was ich thue,
Dein Geist, der meine Seele weiht!
Leb' wohl in deiner heilgen Ruhe,
In deiner Himmelsherrlichkeit!

Wenn meine Pfade sich verwirren:
Nie wird, wohin ein Fehl mich reißt,

Sich meine Seele ganz verirren.
Es ist mit mir ein guter Geist.
Und du, mein Bäumchen, grün' im Raume
Der frommen Weihung frisch und voll,
Und wachs' empor zum schönen Baume,
Der mich vielleicht noch schmücken soll!
Lebt wohl, ihr waldumschirmten Matten,
Wo ich die frühsten Veilchen brach,
Und gern, im abendlichen Schatten,
Mit mir und mit dem Echo sprach.
Lebt wohl, ihr hohen Alpentriften,
In eurer schäferlichen Ruh'!
Ich ziehe weinend fremden Lüften
Und einem fremden Himmel zu.
Doch auch im fremden Himmel wohnet
Der Gott — und daran halt' ich fest —
Der hier auf Alpenwolken thronet,
Und dort auch Sonne scheinen läßt!

Aennchen und ein Wandersmann.

Aennchen.

Du guter Wandersmann, wohin?
Gott lenke segnend deinen Lauf!
Bin eine arme Pilgerin,
Und suche meinen Liebsten auf.

Wandersmann.

Gott grüß' dich, schöne Pilgerin!
Wo suchst du deinen Liebsten auf?

Aennchen.

Da drüben, wo der Tag aufsteht,
Dort ist der Krieg, da wandelt er!

O ſag' mir, wie es ihm ergeht?
Du kommſt ja von da drüben her.

Wandersmann.

Da drüben, wo der Tag aufſteht,
Da, Liebchen, ſind der Männer viel.

Aennchen.

Du treibſt mit mir ein eitles Spiel!
Leb' wohl! ich finde ſeine Spur.
Und giebt es auch der Männer viel:
Doch einen Robert giebt es nur!

Aennchen in der Stadt.

Dich macht das Stadtgewühl so scheu,
Mein Vöglein, kann dirs nicht verargen;
Auch mir wars oft so häßlich neu,
Daß meine Blicke sich verbargen.

Ich schaute her, ich schaute hin,
Mich ängstete die bunte Menge:
Da ward es trüb' in meinem Sinn,
Und ach! das Herz im Busen enge.

Nur enge Herzen schlagen hier
Und eingesperrte Nachtigallen;

Ich lobe dort mein Dörfchen mir,
Wo freie Waldgesänge schallen!

Ganz voll Erstaunen stand ich da,
Und war, ich weiß nicht wie? befangen,
Von Allem, was ich hört' und sah;
Ich sah bemalte Wänd' und Wangen.

Weiß nicht, warum mirs nicht gefällt
Bei diesen Männern, diesen Frauen;
Wers liebt und lobt, der kann die Welt,
Wo immer Sonntag ist, hier schauen.

Wo man den Zeitengang vergißt,
Wie mag das Leben sich erneuen?
Man kann, wo immer Sonntag ist,
Sich nie auf einen Sonntag freuen.

Aennchen und ein Fremder.

Der Fremde.

Liebes, holdes, ſüßes Mädchen,
Eine Göttin biſt du mir!
Dir ergeben,
Hängt mein Leben
Einzig und allein an dir.

Aennchen.

Schlechthin Anna iſt mein Name,
Eine Göttin kenn' ich nicht,
Bin auch keine große Dame;
Bin nur eine Schäferin.
Brauchſt dich nicht zu mir zu drängen:
Aber treibet dich dein Sinn,

Dich an etwas anzuhängen:
Wende dich wo anders hin!

Der Fremde.

Wunderschönes Mädchen, heile
Du mein liebekrankes Herz!
Deine Töne,
Süße Schöne,
Lindern schon den heißen Schmerz.

Aennchen.

Meine Töne sind nur Töne,
Die die Einfalt harmlos singt;
Ich bin keine süße Schöne,
Schlechthin Anna nur bin ich;
Weiß auch nichts von hohen Dingen;
Treulich nährt mein Vogel mich.
Laß dir seine Lieder singen,
Besser singet er, als ich.

Der Fremde.

Laß den Vogel! Liebe ſuch' ich:
Drum iſt einzig und allein
Mein Verlangen,
Einzufangen,
Dich, mein holdes Vögelein!

Aennchen.

Vöglein fliegt zum grünen Haine,
Läßt ſich hören, fangen nicht!
Meine Gunſt hat nur der Eine,
Der ſich fromm mit mir vereint;
Der iſt ſicher kein Verräther,
Denn ich weiß, wie er es meint.
Doch was kümmerts Euch, ihr Städter,
Ob ein armes Mädchen weint!

Krieg und Liebe.

Aennchen.

Zwei Winter sind vergangen,
Und neues Frühlingslicht
Ist wieder aufgegangen;
Mein schöner Frühling nicht!

So werd' ich fortgetrieben,
Muß weit und weiter gehn,
Um endlich meinen Lieben,
Gott weiß es, wo? zu sehn!

Vielleicht bedeckt mit Wunden!
Mit Jammer denk' ich dran!

Ach, wer den Krieg erfunden,
War wohl ein böser Mann!

Mir soll ihn Keiner nennen!
Sein Name sey verbannt!
Nur den, den möcht' ich kennen,
Der uns die Lieb' erfand.

Der reißt dort aus einander;
Und Dieser führet still
Und freundlich zu einander,
Was zu einander will.

Chor von zurückkehrenden Kriegern.

Drei Stimmen.

Wir haben geschlagen
Ein feindlich Geschlecht,
Und kommen und tragen
Den Lorbeer mit Recht!

Chor.

Trallera tralleta!
Der Fried' ist nun da!

Drei Stimmen.

Wir haben gebrochen
Den feindlichen Zwang,
Der, uns zu bejochen,
Ins Vaterland drang!

Chor.

Trallera trallera!
Der Frid' ist nun da!

Drei Stimmen.

Empfangt uns mit Tänzen
Der Freud', und umlaubt
Mit blühenden Kränzen
Dem Krieger das Haupt!

Chor.

Trallera trallera!
Der Frid' ist nun da!

Drei Stimmen.

Nun wird bei Genüſſen
Des Friedens geruht;
Wir dürſten nach Küſſen,
Und nimmer nach Blut.

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Komm, Mädchen, und ſcheue
Kein braunes Geſicht!
Den Weichling nur freue
Dein Liebeswort nicht!

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Und warst du geschieden
Vom innigsten Glück:
Das Leben im Frieden
Giebt alles zurück.

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' ist nun da!

Drei Stimmen.

Die Noth ist verschwunden;
Wir feiern die Ruh'
Versöhnender Stunden,
Und singen dazu:

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' ist nun da!

Soldaten und Aennchen.

Aennchen.

Ich höre Friedenstöne!
Erscheinet dann, erscheint,
Ihr Vaterlandes Söhne!
Das Land hat viel geweint!

Soldaten.

Wir gingen als tapfere Krieger;
Der Tapferkeit folgt das Glück;
Wir kehren, bewillkommt als Sieger,
Ins Vaterland froh zurück.

Aennchen.

Legt ab, ihr frohen Sieger,
Den wilden Kriegesblick!

Soldaten.

Woran iſt der Jubel geſtiegen,
Den unſere Hand erſtritt;
Wir kommen, wir kommen geſiegen,
Und bringen den Frieden mit!

Aennchen.

Wohl kommt ihr froh geſiegen,
Ihr bringet Gutes mit!

Soldaten.

Wir haben die Feinde vertrieben!
Verdank' es uns, holde Braut!
Du darfſt ihn nun ruhiger lieben,
Den Mann, dem dein Herz vertraut!

Aennchen.

Nun darf ſie froher lieben,
Die lang' verlaßne Braut!

Soldaten.

Wir sind ihm entgegen, dem Grimme
Der wüthigen Feinde-Reihn!
Wir sind eine friedliche Stimme:
Vergesst der Noth und Pein!

Aennchen.

Sag' an, du Friedensstimme,
Wo zieht mein Robert ein?

Soldaten.

Wer wiederkommt, ist nicht gestorben;
Er hat sich verdient die Ruh',
Er hat sich das Leben erworben,
Und bringt es dem Liebchen zu.

Friedenslied.

Aennchen.

Friedensruf hab' ich vernommen!
Brächt' er mir auch ein Willkommen!
Krieger sah' ich dort und hier;
Alle fragt' ich, die da kamen;
Aber seinen lieben Namen
Nannte Keiner, Keiner mir!

Furchtbar anzuschaun sind Krieger,
Auch als friedlich frohe Sieger;
Krieg ist ein verruchtes Wort!
Ach, die böse Kunst der Waffen,
Kannst du, Friede, weg sie schaffen:
Fort mit ihr, auf ewig fort!

Manchen beugte sie darnieder!
Gieb, was Jedem fehlt, ihm wieder,
Und vergiß auch meiner nicht!
Kömmtest du vor mir erscheinen:
O du würdest bitter weinen,
Sähst du, wie das Herz mir bricht!

Traurig, so allein zu stehen,
Nicht zu hören, nicht zu sehen,
Was mein Robert that und litt!
Viel mag er gelitten haben!
Lohn' es ihm mit deinen Gaben!
Gieb ihm auch ein Kränzlein mit!

Schön Aennchen zog mit ſchwerem Sinn,
Sie zog daher, ſie zog dahin,
Willkommen in jedem Kreiſe.
So kam ſie, in ſittſamen Schleier gehüllt,
In einen Garten, mit Menſchen gefüllt,
Da ſang ſie dieſe Weiſe:

Mignons Lebenslied.

Mein Vater war gestorben,
Und meine Mutter todt!
Sie hatten nichts erworben,
Und ich war ohne Brodt!
Ach, wer sollte nun mich leiten?
Wer nun meine Liebe seyn!
Traurig stand ich in der weiten,
In der großen Welt allein!

Da kam nun, wie ein Segen,
Von Gott mir zugesandt,

Ein Jüngling mir entgegen,
Der bot mir seine Hand.
Neue schöne Freuden lachten,
Wo ich hinsah hier und dort;
Aber, eh' wir Hochzeit machten,
Riß der böse Krieg ihn fort.

Ich stand auf meinem Hügel,
Sah hin, wo er verschwand:
Da wars, als hätt' ich Flügel;
Mich zogs in fernes Land.
Säumen konnt' ich nun nicht länger,
Ich verließ mein liebes Haus,
Zog mit meinem kleinen Sänger,
Meinem Vogel, muthig aus.

Ich lehrt', indem wir gingen,
Das Vöglein wohl mit Fleiß
Viel schöne Lieder singen;
Es sang auf mein Geheiß.

Anna kann nun nicht verderben —
Dacht' ich bei mir hin und her —
Dieſer Sänger wird erwerben,
Was die Anna braucht und er.

Ich faltete die Hände,
Und ſprach zu mir allein:
„Wenn ich ihn irgend fände:
Wie würde mir es ſeyn!
O wie würd' ich das ertragen!
Ja, ich würde freudigklich,
Aber weinend, würd' ich ſagen:
„„Sieh doch, Robert, hier bin ich!""

So ging es fort, ich übte
Mein Vöglein tagelang,
Das, wenn ich mich betrübte,
Mich friſch und muthig ſang.
So durchzog ich manches Städtchen;
Anna war bald dort, bald hier;

Nach dem Vogel sahn die Mädchen,
Und die jungen Herrn nach mir.

Ich hatte siebzehn Jahre,
War frisch, wie Milch und Blut;
Wohl fein im braunen Haare
Stand mir der Schäferhut.
So nun ließ ich gern mich schauen;
Immer schauten mich auch gern
Alle Mädchen, alle Frauen,
Aber lieber noch die Herrn.

Da kam ein Herr gegangen,
Wohl prächtig, wie das Glück!
Noch brennen mir die Wangen
Von seinem heißen Blick.
Wunderbar ward mir zu Muthe,
Doch beschreiben kann ichs nicht!
Der sah nicht nach meinem Hute,
Nein, er sah' mir ins Gesicht.

Und ſprach von hohen Dingen,
Wovon ich nichts mehr weiß. —
„Soll nicht mein Vöglein ſingen?“
Fragt' ich verwirrt und heiß.
„Nein! es möchte mein Verlangen,
Schönes Kind,“ dies war ſein Wort —
„Gern ein andres Vöglein ſangen“ —
Ich erſchrak und eilte fort.

Kaum kennt' ich mich beſinnen,
Dann rief ich: „Laß mich ſeyn!
Das Vöglein fliegt von hinnen
Zum ſchönen, grünen Hain.
Eitel Trug iſt dein Verlangen;
Mich hält deine Liſt nicht feſt;
Nachtigall wird nicht gefangen,
Wenn ſie ſich nicht fangen läßt!“

Schlußerzählung.

Und Aennchen hatt' ihr Lied gesungen,
Da kommt aus der Meng' ein begeisterter Mann,
Ein Kriegesmann daher gesprungen,
Der redet mit stürmischer Freude sie an.

„Bin Robert!" jauchzte sein Entzücken,
„Dein Robert, mein Aennchen! erkenne mich
doch!
Sag'! träum' ich, hier dich zu erblicken?
Nein, sag mir erst, trägst du mein Ringlein
wohl noch?"

„Gott Lob! an dieser Einen Frage
Hat plötzlich mein Schrecken dich wieder erkannt.
Schau her, du lieber Mann! ich trage
Gar heilig den funkelnden Ring an der Hand.

Verändert hat sich deine Farbe,
Und dumpfer ertönt deiner Rede Getön!
Dank im Gesichte dort die Narbe!
Doch, wahrlich! es steht dir die Narbe recht schön."

„Sieh, Aennchen," spricht er, „diese Schramme,
Die zog mir ein eben gefangener Wicht
Von Franken — das ihn Gott verdamme! —
Heimtückischer Weise, da quer ins Gesicht.

Auch hab' ich mir viel Ruhm erworben;
Mich nannte man, wenn man die Tapferkeit
pries;

Nur wär' ich bald am Ruhm gestorben!
Nun ist es doch besser gethan, daß ichs ließ.

Doch länger laß uns hier nicht weilen!
Mich treibet, mich ziehet das heimische Glück!"
„Wohlan," spricht Aennchen, „laß uns eilen!
Wie sehnt sich mein Herz nach der Heimath zurück!" —

Kaum war die nächste Nacht verflossen,
So pilgern sie schon, eh' der Morgen noch graut;
Er zieht mit seinen Kriegsgenossen,
Mit einer Gefährtin die sittsame Braut.

So ging die Reise froh und heiter,
Und Menge von Städten und Dörfern verschwand;
Dann endlich sangen die Begleiter:
„Wir sehn dich, gegrüßt sey, du heimisches Land!"

Doch Aennchen ſchweigt; aus ihren Blicken
Da zittert die Thräne der Freude hervor,
Und Roberts Seele, voll Entzücken,
Fliegt hell in begeiſterten Tönen empor:

Robert.

Grüne, dunkle Epheuranke,
Friſch um meinen Hüttenraum!

Chor der Begleiter.

Die Zeit iſt vergangen; ſie ſchwand, wie
ein Traum.

Aennchen.

Schwebe, weinender Gedanke,
Hin zu meinem liebſten Baum!

Chor.

Wohl Jedes begrüßt einen freundlichen Raum.

Nun fahret hin, ihr finstern Sorgen!
Die Liebenden athmen schon heimische Luft.
Sie geht am nächsten frühen Morgen
Mit ihm zu der Mutter geheiligter Gruft.

Da grünt ihr Baum im heiligen Raume,
Da schallt ihr entgegen ein lieblicher Laut,
Da schlägt aus Aennchens jungem Baume
Ein Nachtigallton in die Seele der Braut.

„Erfüllt," ruft Aennchen, „ist mein Hoffen!
Vernimm doch, mein Robert, den singenden Baum!
Wie glücklich ist nun eingetroffen,
Was einst mir geweissagt ein heimlicher Traum!"

In Aennchens Adern schlugen Flammen;
Sie schmückt mit dem Laube des Baumes ihr Haar;

Dann gingen fromm und froh zusammen
Die Kinder der Unschuld zum Weihaltar.

Geweihte Myrtenzweige krönten
Den Altar zum bräutlichen Segensempfang,
Und helle Freudenchör' umtönten
Die Hütte der Liebe; das Brautlied erklang:

Chor.

Eins gebe dem Andern
Für das Leben die Hand,
Um froher zu wandern
Durch das irdische Land.

Aennchen und Robert.

Wir geben einander
Für das Leben die Hand,
Und wandeln selbander
Durch das irdische Land.

Thor.

Die Sünde schuf Mängel,
Das Eden verschwand:
Da flohen die Engel
Das irdische Land.
Daß Einer uns bliebe:
So hielt noch, zum Glück,
Den Engel der Liebe
Die Liebe zurück!

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neue Auflage.

Siebentes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1827.

Inhalt:

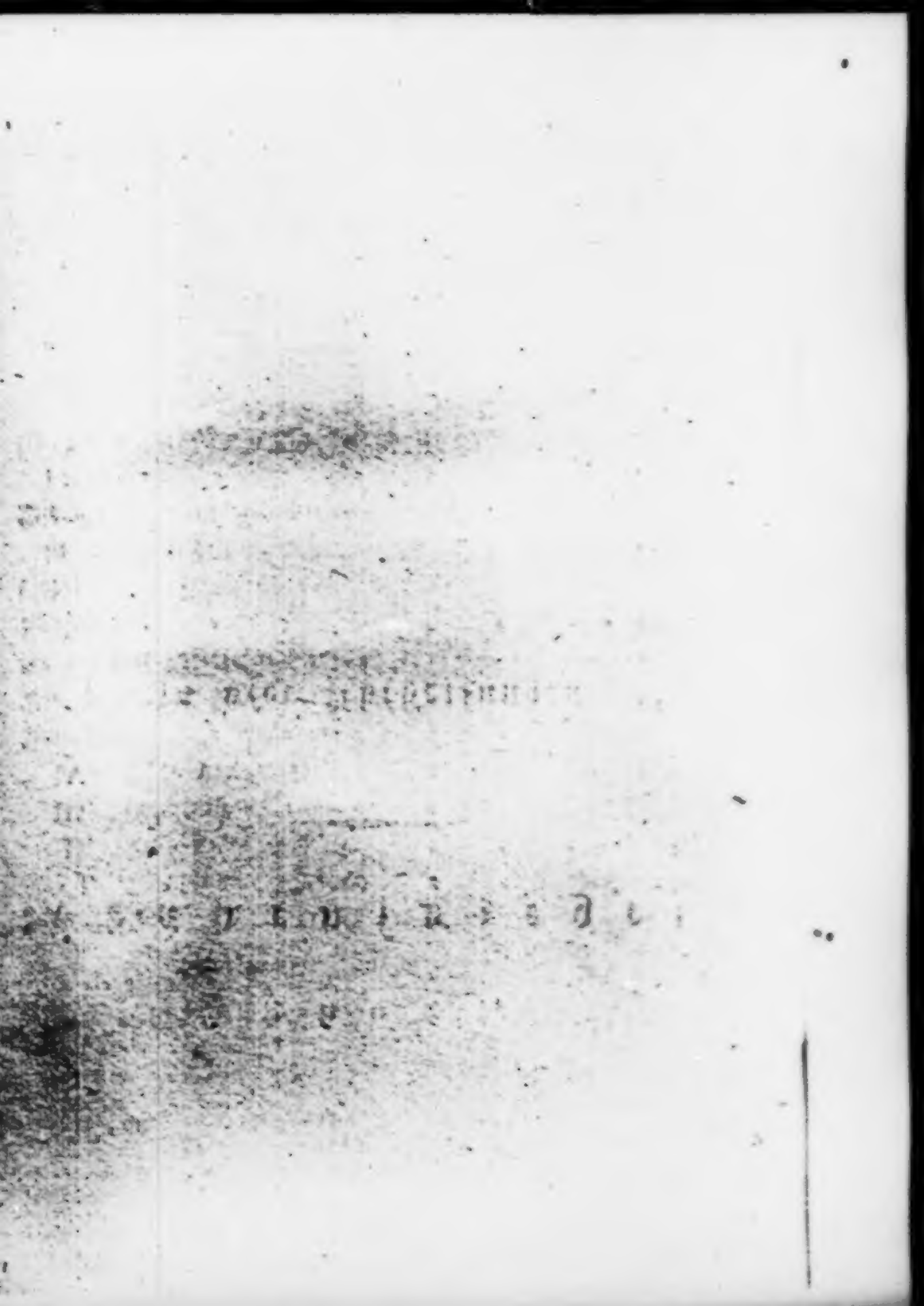
I. [illegible]
II. [illegible]
III. [illegible]
IV. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Frauenſpiegel:

I. Die ſchöne Gegend . . . Seite 3.
II. Das gelobte Land . . — 34.
III. Rückreiſe . . . . — 73.
IV. Ende vom Liede . . . — 110.

Paurilius . . . . . — 153.
Die modernen Sybariten . . — 162.
An meinen Stiefelknecht. 1810 . — 177.
Apologie . . . . . — 187.
Lied zu dem Feſtmahle der Naturforſcher in Dresden den 26. September 1826. — 196.
Die Griechen im Kampfe mit den Barbaren . . . . . — 198.
An die Deutſchen. Im Herbſt 1826 — 204.



Frauenſpiegel.

In vier Abtheilungen.

I. Die ſchöne Gegend.

Lina, denkſt du immer
Noch der großen Stadt,
Die mit ihrem Schimmer
Dich bezaubert hat?
Was der Glanz auch immer
Deinem Blick verheißt:
Doch beherrſcht ein Geiſt
Dieſes Prunkgetümmel,
Der das Herz bethört,
Und den ſtillen Himmel
Reiner Seelen ſtört.
Mit Gepräng' umgeben,
Iſt er — nur Geſtalt,
Leer an wahrem Leben,

Und an Herzen kalt.
Sähst du jene Feeen
Der berühmten Stadt,
Sähst du sie das Rad
Langerweile dreben:
O du würdest fliehn,
Würdest zu den Tauben,
In die großen Lauben
Deiner Wildniß ziehn!
Laß den Zug der Feeen,
Laß vor der Natur
Ihn vorüber gehen,
Tochter deiner Flur!
Und was wirst du sehen?
Leerheit! Unnatur!
Hin, wo die Pagode
Sich in Glanz verliert,
Die als Göttin Mode,
Ihre Welt regiert,

Ziehn die Huldigungen
Dieſer bunten Schaar;
Und am Glanzaltar
Der Verwandelungen .
Bringt die bunte Schaar
Theure Opferungen
Heilger Schätze dar.

Chloe naht — wir ſehn
Eine junge Hexe;
Ihr Roſen ſtehn
Schon in vollem Flore.
Stumm iſt ihr Geſicht,
Obs auch ganze Tage,
Nach der Mutter Sage,
Mit dem Spiegel ſpricht.
Wenn ihr näher tretet:
O ihr ſtaunt ſie an,
Jüngling, oder Mann!

Doch am meiſten betet
Sie ſich ſelber an.
In dem Glanz des Balles
Strahlt ſie, wie ein Licht.
Sie hat ein Geſicht —
Und nun wißt ihr alles.

Agathe hat keins;
Und für Ort und Stelle,
Für den Glanz der Bälle,
Macht ſie ſich erſt eins.
Niemand darf der langen
Morgenweihe nahn,
Bis ſie ihre Wangen
Auf = und angethan.
Sie verwahrt in Doſen,
Wunderſam zu ſchaun,
Lichte Wangenroſen,
Dunkles Augenbraun,

Sanfte Adernbläue,
Zartes Lilienlicht,
Und das ganze, neue
Frühlingsangeſicht.
Wohl mit ſchönen Lügen
Prangt ihr Kunſtgeſicht;
Ueber Chloen ſiegen
Kann es dennoch nicht.
Dafür nun, daß Chloe
Schön und reizend iſt,
Weiß die Schadenfrohe
Eine böſe Liſt,
Sich an ihr zu rächen,
Die ihr leicht gelingt,
Und die iſt — ſie bringt
Chloen nur zum Sprechen.

Eine andre Schöne
Macht ſich reizend krank.

Schmachtend trinkt Amène
Dort den Brunnentrank,
Wie die matte Stille
Die Geſtalt verſchönt!
Und ihr Liſpel tönt,
Gleich dem Laut der Grille.
Blaß und geiſtig ſchwimmt
Sie im Morgenflore,
Wie die Abendhore,
Die in Duft verglimmt. —
Weil, wie Roſ' und Nelken,
Jede Bäurin blüht:
So iſt ſie bemüht,
Reizend zu verwelken.
Auf der weichen Bahn
Einer ſeidnen Matte,
Darf Allint, ihr Gatte,
Sich nur ſtill ihr nahn.
Dennoch tritt ſie leiſe

In die lauten Kreiſe
Der geſchmückten Welt.
Das Gewühl erſchüttert
Sie zu ſtark; ſie zittert!
Tretet zu! ſie fällt! —
Doch ſie hat, vor allen,
Einen Arm beſtellt,
Dem ſie, wenn ſie fällt,
Wird entgegen fallen.
Himmliſch zu vergehn,
Schließt ſie, o wie ſchön!
Ihre Augenlieder. —
Aller Kraft beraubt,
Sinkt ſie endlich nieder,
Wie ein Lilienhaupt.
Bald erwacht ſie wieder,
Wie ein ſchöner Harm,
Der am Schmerz erblaßte,
Drückt Alzinders Arm,

Der ſie leiſ' umfaßte.
Zu dem Freund hinauf
Blickt ſie immer weicher;
Und ihm geht ein bleicher,
Sanfter Himmel auf.
O, der Reiz des Falles,
Und das Schmerzgetön,
Und das Athmen — alles
Iſt entzückend ſchön!
Swanggefühl und Plagen
Lehrt die Eitelkeit
Beſſer, als die Zeit
Und die Liebe, tragen.
Adelide kann,
Ohne ſchwer zu klagen,
Nie von ihrem Mann
Eine Laun' ertragen;
Doch ſie trägt den Druck
Und den Trotz der Zofe:

Iſt ihr Schmuck am Hofe
Nur der ſchönſte Schmuck.
Strahlen, zum Verblenden,
Nimmt ſie freilich mit,
Wenn ſie aus den Händen
Ihrer Elſa tritt.
Das hilft viel erdulden.
Furchtſam ſchweigt ſie ſtill,
Elſa mag verſchulden,
Was, und wie ſie will.
Und Frau Adelide
Nimmt die Zof' in Schutz;
Leidet auch ihr Stolze:
Glänzet nur ihr Putz.
Darum nimmer wehret
Die Gebieterin
Elſas frechem Sinn;
Denn ſie fühlt und ehret
Ihre Scherferin.

Laß den Blick uns hin
Zu der Huldin wenden,
Die, so musterhaft,
Und mit eignen Händen,
Ganz sich selbst erschafft!
Kennst du diese Feindin
Aller Künstelein?
Eine liebe Freundin
Ist ihr Schmuck. Allein
Häßlich, wie das Fieber,
Darf die Freundin lieber,
Als zu reizend, seyn. —
Wenn sie, wie die warme,
Aechte Freundschaft pflegt,
Ihre weißen Arme
Um die Freundin schlägt:
O dann träumt Armen
Auch von weitem nicht,
Daß sie Odalisken,

Dieſem Roſenlicht,
Muß zum Schatten dienen.
Solch ein Gegenbild
Iſt ein Schönheitmeſſer,
Der die Schönheit beſſer
Kleidet und enthüllt,
Als die Eitelkeiten,
Die der Med' entwehn,
Und, wie Tageszeiten,
Auf- und untergehn.
Wer empfänd' und ſähe
Wohl Aurorens Pracht,
Schweift' in ihrer Nähe
Nicht ein Reſt der Nacht?

Manche Schöne trachtet
Nach der Eigenheit
Andrer, und verachtet
Sich aus Eitelkeit.

Sieh nur, wie Alwine,
Mit gezwungener Miene,
Nach Bewundrung haſcht!
Sieh nur, wie ſie immer,
Mit gehobltem Schimmer,
Neu uns überraſcht!
Alles iſt erleſen.
Stieß Alwine nicht
Selbſt ihr Angeſicht
Weg mit ihrem Weſen,
Als ſie, Zug vor Zug,
Wie des Kopfes Federn,
Weit aus allen Bädern
Sich zuſammen trug?
Nun iſt nichts ihr eigen,
Nicht das kleinſte Neigen,
Nicht der Lippenhauch,
Einen Tanz zu nennen.
Möchteſt du ſie kennen?

Freilich weht! ich auch.
Doch wer ſah Alwinen?
Wer hat ſie gekannt,
Eh' ſie, wie verbannt
Hinter fremden Mienen,
Aus ſich ſelbſt verſchwand?
Auch ihr leiſes Sehnen,
Und die Zärtlichkeit,
Die ſie Molly weiht,
Hat geübte Thränen.

Molly kann durch Schmerz
Unſern Sinn nur rühren:
Drum läßt ſich ihr Herz
Lieber Freud' und Scherz,
Als den Gram, entführen.
Sanft zum Himmel auf
Blickt die Seelenfeche.
Ja, die zarte Pſyche

Sucht den Kummer auf.
Diese Huldgebehrde
Schmückt den sanften Schmerz.
Auf die harte Erde
Fiel ein weiches Herz!
Schaut sind alle Freuden;
Süßer ist die Pein;
Süßer, himmlisch leiden,
Als, sich irdisch freun!
Stimmt ihr doch die Pein
Ihrer Lebensbürde!
Sie würd' elend seyn,
Wenn sie glücklich würde.
Kalte Menschen, fühlt
Nicht das heiße Sehnen,
Wenn mit schönen Thränen
Diese Psyche fühlt,
Was im Thal der Mängel
Ihr Gefühl vermißt,

Und daß sie ein Engel
Ohne Himmel ist.

Dinas Huldgebehrde
Sieht noch stärker an,
Denn sie greift zu Pferde
Männerherzen an.
Hell mit Glanz umflossen,
Prangt ihr schlanker Wuchs,
Mit dem muntern Fuchs,
Wie in Eins gegossen.
Und ihr Auge blickt
Siegend, gleich Heroen,
Aber schön vom hohen
Federbusch umnickt.
Mit verhängtem Zügel,
Wild, wie Sturmes Flügel,
Jagd die Ritterin
Durch Eroberungen

Süßer Huldigungen
Stolz und glorreich hin.
Amorinen ſcherzen,
Wo auch Hymen klagt,
Wenn durch offne Herzen
Die Centamin jagt.
Seht die Frau nicht kleiden?
Iſts ihr Unnatur,
Sich am Aas zu weiden?
Es zertritt ja nur
Ihre Mutterfreuden.

Jene Tänzerin
Flugt, mit leichtem Sinn,
Und noch leichterm Kleide,
Durch den Saal der Freude,
Wie ein Zephyr, hin.
Seht, wie junge Blätter
Um den Frühlingsbach,

Flattern Liebesgötter
Ihrem Fluge nach!
Hulda, frisch umgeben
Mit dem Jugendglanz,
Macht zum wilden Tanz
Ihr umblühtes Leben.
Ach! ein Schicksal dreht,
Und es dreht nicht lange!
Auf der Helden Wange
Brennt ein böses Roth! —
Doch, ins Grab zu sinken,
Ist nur zu gemein;
Statt, hinein zu hinken,
Tanzen wir hinein.
Fern vom Griechenlande,
Siegt die Huldgestalt
Durch die Allgewalt
Griechischer Gewande.
Kalte Winde wehn,

Drohen ihr Verderben!
Seyd! — es iſt zu ſchön,
An der Griechheit ſterben!

Schau, wie Seraphine
Sich am Spiegel quält,
Wo ſie eine Miene
Für den Abend wählt.
Endlich ruft ſie klüglich
Ihre Zof' herbei.
Dieſe weiß untrüglich,
Welcher Blick wohl füglich
Heut' der beſte ſey.
„Wenns zur Cour bei Hofe,
Wenns zur Galla geht,
Braucht es" — meint die Zofe —
„Etwas Majeſtät;
Aber bei den Theeen
Kleiner Aſſembleeen

Reicht Naivetät.
Die naive Miene
Wirkt oft wundertief:
Fräulein Seraphine,
Seyn Sie heut' naiv!" —
„Ha du meinst das Lachen,
Ueber nichts? Wohlan!
Heute will ich dann
Die Naive machen." —

Mehr noch wirst du ſtaunen,
Wenn dein Aug' erblickt,
Wie mit holden Launen
Sich Philinde ſchmückt.
Geſtern war ſie kindlich,
Wie die Unſchuld, heut' —
Leicht gereizt, empfindlich,
Wie die Eitelkeit.
Bald iſt ſie gefällig,

Freundlich mild, und bald
Wieder ungesellig,
Stolz und ernst und kalt.
Heut' ist sie so innig,
Zärtlich, wie die Huld;
Morgen eigensinnig,
Wie die Ungeduld.
Jetzt ein froh Geschöpfchen,
Lustig und naiv;
Doch bald hängt sie tief
In den Schooß das Köpfchen,
Wandelt ab und auf,
Sich im Stillen härmend;
Plötzlich fliegt sie schwärmend
In den Himmel auf.
Jetzt ein Blick der Sünde,
Dann ein Blick des Lichts:
Alles ist Philinde;
Darum ist sie — nichts.

Gut iſt Gabriele,
Liebevoll ihr Herz;
Ihre weiche Seele
Fühlet fremden Schmerz.
Gabriele eilte
Oft ſchen, ſtill und zart,
Zum Verluſt, und theilte,
Was ſie aufgeſpart.
Sie vernimmt das Leiden
Einer Noth, und nun
Greift ſie nach den Freuden,
Himmliſch wohlzuthun.
Heimlich fliegt die Holde,
Fliegt, mit frohem Sinn
Und geweihtem Golde,
Zu der Armuth hin.
Auf dem Weg' empfindet
Sie die fromme Luſt,
Die den Schmerz verbindet,

Tief in ihrer Brust.
Ruch, der Modenjude,
Winkt ihr mit der Hand,
Und aus seiner Bude
Flattert neues Band.
Unsre Gabriele
Hat schon Aug' und Seele
Siegend weggewandt.
Soll sies erst besehen?
Nur besehen? — Nein!
Sie muß weiter gehen;
Doch — sie schlüpft hinein.
Da nun kämpft sie lange,
Steht, wie fest gebannt.
Zwischen Drang und Zwange,
Brennt das Geld der Hand
Heißer, als die Wange.
O das böse Band!
Dieß allein entführet

Sie dem beſſern Pfad!
Kurz, es ſtranguliret
Eine ſchöne That.

Aber Trotz dem Tadel,
Meinſt du, ſchmücke doch
Reiner Seelenadel
Manches Mädchen noch,
Und du nennſt die gute,
Sanfte Holdy mir.
Mit Entzücken ruhte
Oft dein Blick auf ihr.
Manche Fürſtin ſtehle
Gern für ihr Geſicht
Holdys Blick voll Licht,
Dieſen Blick voll Seele,
Den dein Herz empfand.
Welchen Wohllaut weben
In ihr Jugendleben

Einfalt und Verſtand!
In den Harfentönen,
So die Abendruh'
Ihres Tags verſchönern,
Iſts, als hörteſt du
Rührungsvollen Scenen
Ihres Lebens zu.
Was ſie auch entbehret:
Reich belohnt der Preis,
Den es ihr gewähret,
Daß ihr edler Fleiß
Eine Mutter nähret.
Heilig iſt der Kreis
Ihrer frommen Sitte,
Den, ſo unbefleckt
Von der Welt, die Hütte,
Wie ein Schatten, deckt.
In beſcheidner Hülle
Birgt ſie mädchenhaft,

Still und zart die Kraft
Ihrer Seelenfülle.
Doch du weißt den Sieg,
Den sie, tief umschlungen,
Der Gefahr entrungen,
Und so still verschwieg.
Heil dem Myrtenschatten,
Wo sie einst, entzückt,
Den erkornen Gatten
An den Busen drückt!
Diese zarte Blume
Pflegte die Natur
In dem Heiligthume
Jener kleinen Flur,
Wo sie, unbekümmert,
Ob die Welt sie sieht,
Für den Himmel blüht,
Und für Engel schimmert.

Holdys sanfter Güte
Gleicht, an zartem Sinn,
Jene Alpenblüte,
Deine Schweizerin.
Schau', in Lodas Blicken
Brennet Sonnenlicht,
Wenn sie vom Entzücken
Edler Thaten spricht.
Böses sehn, das tödtet
Ihren frohen Muth;
Fromm ist sie und gut;
Weich und zart erröthet
Ihre sanfte Huld
Schon bei fremder Schuld.
Doch die Augen glühen
Freiheitmördern Trutz;
Frei will sie im Schutz
Ihrer Felsen blühen,
Am Natur = Altar,

Fern von eitlem Ruhme,
Schmückt ihr braunes Haar
Eine Alpenblume.

Höher noch entzückt
Mildigkeit der Sitten,
Wenn sie, wie die Hütten,
Fürstensäle schmückt.

Die Gestalt der Liebe,
Daura, sey gegrüßt!
Sanfte Mild' umfließt
Alle Blumentriebe,
So ihr Leben trägt.
Eine ganze Flora
Blüht aus jeder Hore,
Die ihr Huldsinn pflegt.
Jugendreize fliehen;
Alles raubt die Zeit;
Ihrer Lieblichkeit

Wurde Reiz verliehen,
Der aus innen ſtammt.
Eine Götterſtunde,
Voll Entzücken, ſtammt
Auf dem ſanften Munde,
Wenn mit leiſem Schritt,
Engelweiß gekleidet,
Sie zur Hütte tritt,
Wo ein Weſen leidet.
Ihre Grazien
Bauen Friedensſtätten,
Zu beſeligen,
Oder zu erretten.
Glanz, wie Morgenroth,
Floß um ſie zuſammen;
Aber ſieh! die Flammen
Einer großen Noth
Löſcht ſie augenblicklich,
Opfernd ihre Pracht!

O, sie ist nur glücklich,
Wenn sie glücklich macht!
Nähmet ihr die leere,
Kalte Fürstenehre,
Nähmt ihr sie dahin:
Durch erhabnen Sinn,
Durch sich selber wäre
Daura Herrscherin.
Fern vom Hofgetümmel,
Fern vom Prunkgemach,
Leuchtet ihr ein Himmel
Schöner Thaten nach.

Schöne Thaten wehen
Auf das stille Grab,
Wo wir untergehen,
Himmelsduft herab.
Darum, Lina, hülle
Dich in deine Stille!

Wandle, mit dem Sinn
Rechter Lebenstreue,
Durch das Leben hin!
Blumig überstreue
Liebe dir den Weg!
Ihre sanften Blüten
Schmücken und vergüten
Auch den Felsensteg.
Aber rette beide,
Rette Blüt' und Frucht
Aus der Stunden Flucht!
Lebensblüt' ist Freude;
Heil ist Lebensfrucht.
Nichts hienieden weilet!
Zeit hat keine Rast!
Sie ist nur ein Gast,
Der von hinnen eilet;
Doch sie krönt mit Heil,
Krönst du sie mit Thaten.

Es iſt Mordes Greul,
Sie dem Nichts verrathen.
Kennſt du das Geſpenſt,
Das mit offnem Munde
Durch den Prunkſaal glänzt?
Nenn' es das Geſpenſt
Der gewürgten Stunde!
Richtend hängt die Zeit,
Sonder Huld und Schonen,
An die Ewigkeit
Verwurf, oder Kronen.
Deine Zeit wird ſich
Nicht im Wahn verlieren;
Sie wird triumphiren:
„Lina krönte mich!"

II. Das gelobte Land.

Heil der Einsamkeit
In der Rosengrotte,
Die dem sanftern Gotte
Grüne Schatten weiht!
Herrlich auserkoren,
Dämmernd, wie ein Stern,
Schön aus Licht geboren,
Steht dort, nicht mehr fern,
Deine Myrtenfeier.
O, dieß sanfte Bild
Trägt den weißen Schleier,
Der die Unschuld hüllt!
Vor dir liegt das Leben.
Wo die Freude tanzt

Und die Scherze ſchweben.
Doch mit Dorngeweben
Iſt es auch bepflanzt,
Und die Wandrer ritzen
Sich am Dorngeſträuch.
Liebe macht es reich,
An beblümten Sitzen.
Nur die Täuſcherin
Wird auch dich belauſchen,
Wird den ſtillen Sinn
Deiner Lieb' umrauſchen.
Keiner Heiligkeit,
Wo ein Engel thronte,
Keines Tempels ſchonte
Je die Eitelkeit.
Um die Myrtenlaube
Flattert ſie und girrt,
Wie die Frühlingstaube,
Die den Hain durchirrt.

Huldig, wie die Liebe,
Lieblich, wie die Huld,
Schon bereit, die Schuld
Jenem süßen Triebe,
Dessen Reize laut
In dem Busen schlagen,
Zärtlich abzutragen,
Wand Leanders Braut
Ihre Myrtenkrone;
Liebt' und ward geliebt,
Mit dem schönsten Lohne,
Den die Liebe giebt.
Sahst du je auf Erden
Ein beglücktres Paar?
Und Leander war
Werth, beglückt zu werden.
„Stürb' ich doch mit dir!"
Flüstert zärtlich, ihr
An der Brust, Leander.

Dora ſeufzet: „Wir
Sterben mit einander!“ —
Sieh'! da kam ein Tropf,
Ohne Herz und Kopf,
Und ward Doras Gatte;
Weil er, ſtolz und leer,
Einen Titel mehr,
Als Leander, hatte.

Ganz voll Zärtlichkeit,
Innig liebt Alide
Den beglückten Veit;
Aber zu viel Friede
Tönt im Doppelliede
Dieſer Zärtlichkeit.
Keine Mutter dränget
Ihren Liebesplan,
Und kein Vater hänget
Seinen Fluch daran.

Einer ſchlichten Kette
Gleicht ihr Stundenreihn;
Und Alide hätte
Gern ein wenig Pein.
Ach! kein Händeringen!
Sie kanns nicht einmal
Bis zur Ohnmacht bringen!
O, der öden Qual!
Traurig ſchleicht die leere
Lebenseinigkeit!
Wie romantiſch wäre
Nicht ein holder Streit
Mit dem lieben Veit! —
Tröſte dich, Alide!
Kommen wird der Streit;
Fliehen wird der Friede.
Dein geliebter Veit
Wird zu ſeiner Zeit,
Was, bei ſeinen Küſſen,

Noch dein Herz nicht träumt,
Einzuholen wissen,
Was er jetzt versäumt.

Aber welche Plane,
Welche Kunst ersinnt
Fräulein Heliane,
Der kein Herz entrinnt?
Sich empor zu schmücken,
Augen zu entzücken,
Ist die höchste That
Ihres ganzen Lebens;
Dennoch, wer sich naht,
Huldigt ihr vergebens.
Und was kann es seyn,
Daß durch Listgewinde,
So versteckt und fein,
Sich zum Hofgesinde
All' ihr Treiben drängt?

Luſtig iſt, zu ſchauen,
Wie ſie dort den ſchlauen
Fürſtenliebling fängt.
Feine Spiele ſcherzen
Seine Sinne wach;
Durch dieß Vorgemach
Schleicht ſie nur dem Herzen
Seines Fürſten nach.

Marianne wählte
Bloß nach Gold und Stand;
Und mit ihr vermählte
Sich ein Ordensband,
Das ein goldnes Alter
Feierlich umfing,
Und an dem ein kalter,
Schwacher Ritter hing.
Weh dem Ehrenmanne!
Feurig, wie ein Blitz,

Fährt nun Marianne
Durch den Ritterſitz.
All' die theuren Sachen
Seiner Leidenſchaft
Werden ihm entrafft,
Neuern Raum zu machen.
Und er ſelbſt gehört
Zu dem alten Jammer.
Alles wird durchſtört;
Fern in eine Kammer
Fliegt der Schmutz hinein,
Wie ein grauer Nebel
Vor dem Sonnenſchein.
Auch der Ritterſäbel,
Dieſes Kleinod, dort
An der Wand muß fort;
Und der alte Ritter,
Ganz betäubt und ſchwach,
Hinkt nun, mit Gezitter,

Seinem Säbel nach.
Dort ist er vergessen;
Mariann' indessen
Schafft sich für sein Geld
Eine neue Welt.
In der öden Kammer
Starrt der Rittersmann
Sich und seinen Jammer,
Und die Mauern an.
Dank' ers seinem Golde!
Seine theure Holde
Nahm nicht ihn zum Mann.
Er ist der Verschmähte.
Mit dem Glanzgenuß,
Den er gern verbäte,
Doch bezahlen muß,
Mit dem Prachtgeräthe
Von der neusten Art,
Hat sie sich gepaart.

Und, dem edlen Glauben
An die Mode treu,
Paart sie sich, wie Tauben,
Alle Monat neu.

Marianne weidet
Sich an fremdem Glanz,
Den, im eignen Kranz,
Eddi nicht beneidet.
Schau! sie läßt sich sehn.
Blick' empor! wer könnte
Stumm vorüber gehn?
Glänzende Talente
Läßt uns Eddi sehn,
Die so schallhaft witzelt,
Dann die Mondscheinnacht
Einer Landschaft kritzelt,
Dann in bunter Pracht,
Wie Hetrusker Vasen,

Selne Reime macht,
Aus erfrornen Phraſen.
Jedes Reizes Macht
Iſt in ihr vereinet,
Die, wie Clairon, weinet
Und, wie Gurli, lacht;
Jetzt, mit weißem Arme,
Hold die Laut' umſchlingt,
Und vom ſüßen Harme
Schöner Herzen ſingt;
Dann auf dem Kothurne
Pomphaft deklamirt,
Und an einer Urne
Schauerlich tragirt.
Jetzo wird ſie ſtummer,
Wirft den Schleier um,
Sieht betäubt ſich um:
Und wir ſehn den Kummer,
Sehn das tiefe Weh

Einer Niobe.
Aber welche Haltung!
Wie das Haupt ſich neigt,
Wenn ſie die Geſtaltung
Einer Juno zeigt!
Gebt ihr Hirtenkränze!
Seht! arkadiſch froh,
Macht ſie alle Tänze
Einer Vigane.
Welche Kunſt des Sprunges,
Und des Körperſchwunges!
Welch ein tiefer Geiſt
In dem Fuße waltet,
Als Magnet geſtaltet,
Der nach Norden weiſt!
Freilich braucht ſie, leider!
Schmuck und Götterkleider;
Doch wenn ſie entzückt,
Muß ihr Mann verſtummen,

Ob es ihn auch drückt,
Daß ſie große Summen
Nach dem Ruhme ſchickt.
Wirf, Ariſt, den Schleier
Ueber Eddis Werth,
Daß man nicht erfährt,
Wie unendlich theuer
Deine Gattin iſt!
Aber dir, Ariſt,
Blieb es nicht verborgen,
Was der Mann vermißt,
Der, gepreßt von Sorgen,
Heute Gurli, morgen
Eine Clairon küßt.

Mit der Jugendſünde,
Stolz auf Huldigung,
Nichts zu ſeyn — als jung,
Nahet ſich Derinde.

Siegend glänzt ſie da
Durch die Sommergänge,
Eine Synthia
In dem Sterngedränge.
Schimmernd, aber leer,
Schwebt um ſie ein Heer
Von geſchmückten Thoren.
So, im Rauſch verloren,
So, mit Geiſt und Sinn,
Dem Gewühl ergeben,
Fluthet ſie dahin
Durch ein ſonnig Leben.
Kommt ſie endlich an
In dem ſtillen Schatten
Reifer Jahre, dann
Will ſie Einem Gatten
Ungetheilt ſich weihn,
Aber unterdeſſen
Sich des Wechſels freun.

Darf sie scheu vergessen,
Jung und froh zu seyn?
Trotz ist ihre Rache,
Trotz dem Ruf der Welt,
Der die strenge Wache
Bei der Sitte hält.
Leichtsinn führt zu lichten,
Heitern Lebenshöhn;
Und man ist mit nichten
Lange jung und schön.

Mira ist nicht schön:
Drum sucht ihr Bemühen,
Reize zu erhöhn,
Welche nicht verblühen.
Weil es rühmlich ist,
Gutes Herz zu haben:
So besitzt sie Gaben,
Die sie nicht vermißt,

Wenn die Rose lange
Schon von Chloes Wange
Weg geblühet ist.
Elternlose Mädchen
Kleidet Minas Fleiß,
Daß es Niemand weiß,
Niemand, als das Städtchen,
Wo sie, still und mild,
Ihre That verhüllt.
Menschen zu beglücken,
Setzt ihr Herz in Brand;
Halb erstarrte Mücken
Wärmt sie in der Hand.
Sieh doch! mit Entzücken
Heilt sie fremden Schmerz,
Ob ihr gutes Herz
Auch das Haus erschüttert.
Daß ihr lieber Mann
Selbst ein wenig zittert,

Läßt ſie denn und wann,
In verworrnen Fäden,
Ihm durch Wort und That
Ihren ſanften Rath
In die Ohren gießen.
Doch, laß immerhin
Mich die Edle preiſen!
Der Beglückerin
Unbeglückter Waiſen,
Der Beſchützerin
Unbeſchützter Mücken,
Ihrem Engelſinn,
Freunde zu beglücken,
Kann, — was Spötterein
Auch von ihr erzählen —
Wohl vergönnet ſeyn,
Einen Mann zu quälen.
Freiheit, die uns Blüten
Schöner Tugenden ſtreut,

Iſt das Sommerwetter
Unſrer Lebenszeit.
Ach, Pedril! verſchwunden
Iſt der Sommerhain
Deiner Roſenſtunden!
Hymen riß ihn ein!
Kilia gebietet;
Und ihr Herrſcherſtab
Iſt oft ſtreng, und wüthet
Auf den Mann herab.
Gold und theure Kleider
Brachte ſie ihm zu;
Und Pedril ihr, leider!
Nichts, als ſeine Ruh'.
Wie von einem Blitze,
Fiel ihr, vom Geſicht,
Der bedrängte Gatte
Sclaviſch ſeine Pflicht.
Schlafen, Eſſen, Trinken,

Was er iſt und ſcheint,
Was er glaubt und meint,
Hanget an den Mienen
Der Gebieterin.
Laß ihn etwas wollen:
Fried' und Friedensſinn,
Alles iſt dahin!
Werte, Thränen rollen;
Krämpfe drehn! — Pedell
Muß nur ja nicht wollen,
Wenn er etwas will,
Sonſt iſt ſie dawider;
Denn ihr letztes Ja
Legte Clelia
Auf den Altar nieder,
Vor dem ſchwarzen Mann
Und den Ehetagen,
Um dafür fortan
Immer Nein zu ſagen.

Mirons Gattin strebt
Nach dem Kranz der Blüte,
Die vom Ruf der Güte
Und der Sanftheit lebt.
Mit gepriesner Milde
Trägt und duldet sie
Selbst des Hauses wilde,
Rauhe Anarchie;
Denn, um gut zu scheinen,
Wagt sie kaum, zu meinen:
Zu gebieten, nie.
Doch ihr Hausgesinde
Herrscht gesetzlos frei,
Wenns nur heißt, wie linde
Bertas Herrschaft sey.
Alles wird vergessen;
Und ihr lieber Mann
Weiß nur selten, wann,
Oder ob er essen

Wird, und essen kann.
Dort, Pedrils Verderben
Kocht mit wildem Streit;
Mirens Häuslichkeit
Wird an Sanftheit sterben.

Ehren wir Malwihen,
Die den milden Geist
Edler Harmonieen
So pathetisch preist!
Nie war sie entzückter,
Als an Linders Hand;
Und kein Ehebund
Besser und beglückter.
Aber ach! das Glück
Wankt und schwankt hienieden!
In Malwihens Frieden
Stürmt ein Mißgeschick!
Ein gefährlich Fieber

Fällt den Gatten an!
Sie erkrankte lieber
Selbſt, wenn nur ihr Mann
Dadurch Lindrung fände.
Hört! ſie klagte der Welt,
Ringet wund die Hände;
Thrän' auf Thräne fällt!
Ja, ſie muß vergehen!
Ihre Liebe kann
Den gequälten Mann
Nicht mehr leiden ſehen!
Die Verzweiflung droht!
Solche Angſtgefühle
Stürzen — in den Tod? —
Nein, in die Gewühle,
Die Paris ihr bot.

Mit gepreßter Bruſt,
Klagt, in florenem Schatten,

Lida den Verluſt
Des erblaßten Gatten;
Und ſie klagt ſo ſchön,
Mit verhülltem Schimmer,
Daß man wünſcht, ſie immer
So betrübt zu ſehn.
Wie ein dunkler Schauer,
Hängt um ihr Geſchick
Die erleſne Trauer;
Und ihr Feuerblick,
Samt dem Huldgeſichte,
Strahlt in ſtiller Pracht,
Gleich dem Nordſcheinlichte,
Durch die ſtorne Nacht.
Grazien umgeben
Ihren Trauerſinn;
O, ſie ſchwebt dahin,
Wie ein geiſtig Leben,
Wie ein Liebestraum

In geheimem Schatten.
Amerinen hatten
Keinen liebern Raum,
Als im holden Kummer
Dieser schönen Pein. —
Solche Schmeichelein
Bringt der Todesschlummer
Eines Gatten ein.
Darum seys! wir lassen,
Für so viel Genuß,
Gern ein Haupt erblassen,
Das doch sterben muß.

Hymen, sagt man, grübe
Der geliebten Liebe
Ein zu frühes Grab.
Eine wackre Schöne,
Huldin Kalimène,
Wehrt den Tadel ab;

Denn vor allen Leuten
Trägt die brave Frau
Ihre Zärtlichkeiten
Oeffentlich zur Schau.
Hilders Lebensfeier
Muß ein Festtag seyn;
Nichts ist ihr zu theuer,
Diesen Tag zu weihn.
Hundert frohe Gäste
Ladet sie zum Feste
Ihres Hildors ein;
Alle Freudengötter,
Samt dem Amor, nahm.
Duftet, Myrtenblätter,
Um die lichte Bahn!
Mit gerührten Blicken
Der ergoßnen Lust,
Sammelt ihr Entzücken
An des Gatten Brust.

Nur ein milder Schatten,
Trotz dem Kerzenlicht,
Dunkelt das Geſicht
Des verehrten Gatten;
Und verſtohlen rauſcht
Seine treue Taube
In die Gartenlaube,
Wo ein Amor lauſcht.

Lera warf gezwungen,
Und mit lautem Harm,
Sich den Huldigungen
Lickas in den Arm.
Lickas Thun und Sinnen
Strebte nur dahin,
Seine Königin
Endlich zu gewinnen.
Was ſein Herz auch trieb,
Welches treu und lieb

Huld zu Huld gesellte:
Die Decemberkälte
Seiner Ehe blieb.
Doch zuletzt erliegen
Hoffnung und Geduld;
Chloens Reize siegen,
Und er findet Huld.
Lora wirds ertragen;
Denn, sie liebt ja nicht.
Aber nein! sie bricht
Aus in Wuth und Klagen:
„Solch ein leer Gesicht,
Darf es sich erfrechen,
So mir Hohn zu sprechen?
Nein, ich duld' es nicht!" —
Lora wird zum Schatten,
Der verschlossen schweigt,
Und, empört, dem Gatten
Finstre Blicke zeigt.

Düſter, wie der Kummer,
Eiferſüchtig wach,
Horcht ſie immer ſtummer
Seinen Tritten nach.
Likas wähnt nun freilich,
Dieſe Eiferſucht
Sey wohl ſehr verzeihlich,
Sey der Liebe Frucht.
Er, mit voller Reue,
Lieb' und Schmerz im Blick,
Kehrt zur Pflicht der Treue
Und zu ihr zurück.
„Laß an deinem Herzen,"
Spricht er, tief gerührt,
„Mich den Wahn verſchmerzen,
Der mich dir entführt!
Laß uns nicht mehr feindlich,
Nicht getrennt mehr ſeyn!" —
Sie empfängt ihn, freundlich

Kalt, wie Mondenschein,
So, als ob allein
Zwanggefühl sie triebe. —
Also keine Liebe? —
Armer Lukas, nein!
Du hast nichts errungen!
Sie liebt eifriger
Nur die Opferungen,
Nicht den Opferer.

Größern Opfern strebte
Frau Selinde nach.
Manche Gattin bebte;
Mancher Mann war schwach. —
Mit der frommen Gabe
Deiner Thränenfluth,
Nahe dich dem Grabe,
Wo Arminia ruht!
Drei unblühte Lenze

Brachten dem Altar
Ihres Hymens Kränze
Holder Stunden dar.
O, sie war des Gatten
Höchstes Erdenglück,
Und kein Mißgeschick
Warf noch seinen Schatten
Auf dies stille Glück!
Ach! Selinde sandte
Ihr den Todesschmerz!
Ja, Selind' entwandte
Ihres Medons Herz!
Tief und tödtlich trübte
Sie der Gram; sie schwieg.
Doch Selinde liebte
Nicht den Mann, den Sieg.
Und die Rettungslose,
Ganz in Gram erdrückt,
Fällt, wie eine Rose,

Die der Sturm zerknickt. —
Mit der Thränengabe,
Mit erweichtem Sinn
Nahe dich dem Grabe
Dieſer Dulderin!
Find' Arminas Gatten,
Der, dem Leben feind,
Dort im dunkeln Schatten
Seine Schuld beweint!
Sein Gemüth erwachte;
Laut verrieth die Zeit,
Daß die Eitelkeit
Sich dieß Opfer brachte.
Kalt verſchlang das Grab,
Was ſein Leben würzte;
Seine Ruhe ſtürzte
Schrecklich mit hinab. —
Siegend fliegt Selinde
Noch von Herz zu Herz;

Darf die kleine Sünde,
Dieser leichte Scherz
Ihren Ruf verschatten?
Blieb sie doch dabei
Ihrem eignen Gatten
Immer noch getreu.
Zwiste mancher Ehen,
Mancher Gattin Pein
Weiht sie zu Trophäen
Ihres Reizes ein. —
Einem Wollüstlinge,
Cleon, legte sie
Endlich ihre Schlinge,
Doch sie fing ihn nie.
Diese Kälte feuert
Nur sie an, sie feuert
Mehr und mehr auf ihn.
Kann sie das ertragen?
Darf ein Mann es wagen,

Kalt ihr zu entflehn?
Immer ſchärft Selinde
Ihres Reizes Kraft;
Aber — leiſ' und linde
Faßt die Leidenſchaft.
Fliehend, wie bezwungen,
Naht der ſchlaue Held
Ihren Huldigungen,
Und — Selinde fällt.
Fällt hinab zur Schande,
Die den ſtolzen Geiſt
Hin zum grauſen Rande
Der Verzweiflung reißt.
In den Sturmgewühlen
Hält kein Troſt ſie feſt.
Cleon überläßt
Sie den Qualgefühlen.
Und der finſtre Blick
Des erzürnten Gatten

Stößt sie kalt zurück!
Um ihr Mißgeschick
Wankt Arminas Schatten.
Ihr Gemüth erfüllt
Manch bekanntes Bild
Von zerstörten Ehen. —
Lassen wir sie nun
Unter den Trophäen
Ihrer Siege ruhn!
Männer zu besiegen,
Ist ein leichtes Spiel;
Einen zu beglücken,
Ist das größte Ziel. —
Wende von Selinden
Den empörten Blick!
Du wirst Asta finden;
Welch ein Gegenstück!
Dort, im stillen Schatten,
Steht die Duldrin,

Die, mit festem Sinn,
Launen ihres Gatten
Und des Schicksals trägt,
Das, mit Nacht umgeben,
Ihr ein hartes Leben
Auf die Seele legt.
Selber tief getroffen
Von so manchem Schmerz,
Steht ihr sanftes Herz
Fremden Thränen offen.
Sonn' ist ihr Gesicht,
Wenn sie, wie das Licht,
Finstre Wolkenstunden
Eines Grams zertheilt,
Oder wenn sie Wunden,
Wie die Liebe, heilt.
Hat die Erde Kronen?
Nichts hat ihr Gewühl,
Asta zu belohnen.

Aſtas beßre Kronen
Trägt das Selbſtgefühl,
Das, wie ſtiller Segen,
Ihre Seele füllt. —
Aber ihr entgegen
Prangt ein ſtolzes Bild.

Mit erhabner Miene,
Nimmt von ihrem Mann
Göttin Adelins
Huldigungen an.
Sie nur anzublicken,
Ihr die Hand zu drücken,
Naht er ſich ihr ſcheu,
Wie ein blöder Jünger;
Und ſie reicht ihm zwei
Deputirte Finger.
Nur ein Grandiſon
Trüge mehr davon,

Gegen den sie spöttlich
Ihren Gatten mißt,
Und nun nie vergißt,
Daß sie viel zu göttlich,
Ihn zu lieben, ist.

Drängen sich auf Erden
Nicht genug Beschwerden,
Qualen, die uns träun,
Wie versteckte Räuber,
In des Lebens Hain?
Mußten eben drein
Göttlich unsre Weiber,
Und nicht weiblich seyn?

Lina, laß die Strahlen
Eines falschen Lichts
Das erhabne Nichts
Pomphaft übermalen!
Laß sich nun dieß Nichts

All den Lebenshandel
Oder Herzen drehn:
Deinen ſtillen Wandel
Werden Engel ſehn!
Gleiche du Meliden!
Selig, wie die Ruh',
Führet ſie den Frieden
Ihrem Gatten zu.
Ihres Geiſtes Kerze
Hellt das Dunkel auf;
Und in lichte Scherze
Löſt ſich jede Schwärze
Seiner Sorgen auf.
Sie und ihr Leander,
Liebend und geliebt,
Tragen mit einander,
Was das Schickſal giebt.
Von dem Loos der Mängel,
Das auf Menſchen ruht,

Fodern sie nicht Engel;
Sie sind menschlich gut.
Jenes zu verlangen,
Dieses nicht zu seyn,
Nährt im Lebenshain
Giftgewächs und Schlangen.
Keine Leidenschaft,
Wo Melida handelt;
Fest und ruhig wandelt
Sie in eigner Kraft,
Welche jede Bürde
Still und heiter trägt;
Und in alles legt
Ihre Tugend Würde.
Ernst und sanft ist sie,
Wenn sie Schuld vergiebet;
Lauter Huld ist sie,
Wenn sie lohnt und liebet.

III. Rückreiſe.

Ueber Götteraun
Fliegt der muntre Sinn
Unſrer holden Frauen
Leicht und luſtig hin.
Ihre erſten Götter
Sind ſie ſelbſt, zur Zeit,
Welche Roſenblätter
In das Leben ſtreut.
Feierkränze pflegend,
Hüpfen ſie vergnügt
Durch die ſchöne Gegend,
Die im Spiegel liegt;
Dann zur Myrtenfeier,
Wo das Herz erwacht;
Alles — alles lacht

Hier im Roſenſchleier;
Dieſem folgt die Pracht;
Ihre ſpätern Götter
Sind — wenn Sie verzeihn —
Schmähſucht, Kartenblätter,
Etwas Tugendſchein,
Tagesneuigkeiten,
Die Philoſophie,
Und die Melodie
Der vergangnen Zeiten.
Endlich, Trotz dem Spott
Unberufner Spötter,
Schließt an dieſe Götter
Sich der liebe Gott.

Du erblickſt Denenen;
Für ihr nickend Haupt
Hat ſie alle Zonen
Der Natur beraubt,

Und in tiefer Hülle
Die Natur verſteckt.
So, mit Glanz und Fülle
Prächtig überdeckt,
Tritt ſie in die Reihen,
Die ſich alles, nur
Einfalt nicht verzeihen,
Einfalt und Natur.
Wie des Sieges Krone,
Gießt nun Frau Oenone
Volle Strahlen aus.
Modekünſte zogen
Schön ſie an — ihr Haus
Und den Gatten zogen
Sie zuvor erſt aus.

In des Kleides Wellen,
Gleich dem hohen Meer,
Wenns die Winde ſchwellen,

Wegt Mandan' einher.
Pomp iſt um Mandanen;
Ihres Dünkels Traum
Bauet hoch auf Ahnen
Seinen leeren Raum.
Darfs ihr Herz nicht weiten,
Daß ihr Stammeshaupt
Schon in grauen Zeiten
Ritterlich geraubt?
Ihres Stammes Blume
Wuchs, im Zeitenlauf
Vor dem Chriſtenthume,
Bis zu uns herauf.
Feſtlich tritt ſie auf;
Doch zum Judenthume
Kehrt zurück, was ſie
Für das Feſt, zum Ruhme
Ihrer Ahnen, lieh.
Tochter edler Ritter,

Ja, dein Stolz iſt ächt!
Wir, nur ſchlecht und recht,
Haben Väter, Mütter;
Du haſt ein Geſchlecht.

„Gönnen wir Mandanen"
Spöttelt Noras Neid,
„Jene Eitelkeit,
Die mit dunklen Ahnen
Ihre Würde ſtützt!
Mag ihr Dünkel prahlen,
Der auf Todtenmahlen,
Wie ein Leichhuhn, ſitzt!
Kränze, die verdorrten,
Sind ein ſchlechter Kauf;
Reichthum ſchließt die Pforten
Jedes Himmels auf." —
Nera hat, vom Morgen
Bis zum Mittag, traun!

Ihre großen Sorgen,
Tief ſich zu verbaun.
Endlich hängt die Dame,
Stolz in reicher Tracht,
Hängt im goldnen Rahme,
Wie ein Bild der Nacht.
Einſt verbarg ein Winkel,
Tief im finſtern Schacht,
Dieſe goldne Pracht:
Nun ſteckt Noras Dünkel
Tief im goldnen Schacht.
Heut' muß alles Beſte
Glanz und Sieg ihr leihn;
Heute lud zum Feſte
Ihrer hohen Gäſte
Milvia ſie ein!

Dame Milvia
Bittet oft zum Eſſen,

Denn man könnte ja
Sonst die Pracht vergessen,
So die Eitelkeit
Um ihr Leben streut,
Diese Dame blendet
Durch ein reiches Glück.
Zwar die Freude wendet
Ab von ihr den Blick:
Wenn ihr Mahl nur pranget,
Braucht es Fröhlichkeit?
Milvia verlanget
Weiter nichts, als Neid.
Welch ein Prunk der Gäste!
Freudenleer und reich,
Ganz dem Leichenfeste
Eines Königs gleich!
Wie an einer Kette,
Trabt, von Sitz zu Sitz,
Kalte Etikette,

Samt dem Aberwitz.
Doch der Ekel necket
An dem Stundenlauf:
Unsre Dame wecket
Die Verläumdung auf.
Rinnt der Quell den Damen:
O, dann Wort auf Wort
Spühlet gute Namen,
Wie die Stunden, fort!
Sprich, was fehlt dem Schmause?
Nur an Geist gebrichts;
Und die Frau vom Hause,
Die besteht aus nichts;
Als aus ihrem Schmause:
Aus den langen Reihn
Duftender Gerichte,
Aus den Leckerein
Weit gereister Früchte.
Aber, grün umlaubt,

Drehet, wie das Schrecken,
Unter Blumendecken,
Eines Ebers Haupt,
Das aus den Gemiſchen
Recht ſymboliſch ragt,
Und an einem friſchen,
Jungen Lorbeer nagt.

Drei verſchmauſte Stunden
Sind dahin geſchwunden:
Auf zum Kartenſpiel!
Dieſer Zeitverſchlinger
Fährt in ein Gewühl
Diamantner Finger.
Dieſe Herrlichkeit,
Dieſe Pracht der Hände,
Ach! verſpielt am Ende
Pflicht und Lebenszeit.

Mirtha kann die Karten
Und den Kartenfreund

Schen nicht mehr erwarten,
Wenn die Stund' erſcheint,
Die ſo heiß erſehnte,
Der ſie, ſeelenlos,
Beide Händ' im Scheoß,
Bang' entgegen gähnte.
Mirtha ſpielt, und nun
Iſt ihr Haus vergeſſen;
Alles mag indeſſen
Fortgehn, oder ruhn!
Ob es draußen hagelt,
Regnet, oder blitzt,
Weiß ſie nicht; ſie ſitzt
An den Tiſch genagelt,
Miſcht die Kart' und ſchwitzt.
All' die ſüßen Triebe,
So die Unſchuld fühlt:
Mutter-, Gattin-Liebe
Hat ſie längſt verſpielt.

Daß ihr jüngster Knabe
Manche Aehnlichkeit
Mit Pikbuben habe,
Sagt der böse Neid,
Seinen Witz zu üben;
Doch ich glaub' es nie:
Denn sonst würde sie
Ja den Knaben lieben.

Heiliger, als diese,
Leuchtet, wie ein Licht,
In der hohen Pflicht,
Fromm zu seyn, Alise,
Die, weil diese Welt
Sie mit stolzer Lache
Von sich stieß, aus Rache
Sich zum Himmel hält,
Dem sie, bei den Freuden
Mancher Lust, entsteht.

Dabei hofft sie frey
Auf die Qual der Leiden,
Die der bösen Welt
Ihre tollen Freuden
Strafend einst vergällt.
Und in jener Welt
Hofft sie, mit zu richten:
Darum übt sie sich,
Zu den großen Pflichten,
Hier so ritterlich,
In der Kunst, zu richten.
Und, von Jahr zu Jahr,
Baut ihr frommer Glaube,
Nach der Moke zwar,
Ihre Todtenlaube.
Daran thut er recht;
Denn wer kann so schlecht
In die Assamkleem
Der Verwesung gehen?

Dennoch, Trotz dem Streit
Mit der böſen Zeit,
Will ſie ſich bequemen,
Mit der argen Welt
Und dem Wein aus Bremen,
Noch vorlieb zu nehmen,
Wenns Gott ſo gefällt.

Aber edle Thaten,
Wenn ſie durch den Druck
Sich der Welt verrathen,
Sind kein übler Schmuck.

Wehn nicht Palmenreiſer
um Argûbens Bild?
Wie ſich Hallers Weiſer
In die Tugend hüllt:
So hüllt Frau Argûſe
Sich, mit aller Pein
Der geſpannten Mühe,

In den Tugendschein.
Schau, wie sie Luzillen
Liebereich umfaßt,
Die sie doch im Stillen
Weder liebt noch haßt!
Mitleid, Huld und Liebe,
Jeden Weihaltar
Sanfter Herzenstriebe,
Stellt sie täuschend dar.
Armenhäuser beten
Laut für ihre Ruh';
Abgekrankten Städten
Wirft sie Summen zu;
Nur den armen Frohner
Drückt sie mit dem Frohn,
Und dem Tagelöhner
Schmälert sie den Lohn.
In des Ruhms Begleitung,
Findet sie dann oft,

Zwar nicht unverhofft,
Sich in einer Zeitung,
Die den Ruf von ihr
Fremden Ländern preiset.
Ihre Tugend reiset
Mit dem Postkurier.
Arbeit, Furcht und Mühe
Kostet ihr der Schein:
Warum strebt Argüh:
Nicht, mit gleicher Mühe,
Lieber gut zu seyn?
Aengstlich muß sie lauschen,
Ob kein Blick durchschaut,
Was sie heuchelnd baut:
Leere Schaalen rauschen,
Wenn nicht wohl, doch laut.
Sieh, das ganze Leben
Ihres Thuns umrinnt,
Wie ein Labyrinth,

Sich mit Trugrachen.
Ihre Engel sind
Schleichende Gespenster;
Und ihr Tugendkreis —
Schön gefrorne Fenster,
Blumenschmuck von Eis.

Mila handelt frei;
Sie bespottet witzig
Diese Heuchelei.
Auch ihr Lob ist spitzig,
Ist getaucht in Gift,
Wenn es Ehlen trifft.
„Dieser schönen Seele,"
Meint die Spötterin,
„Diesem Engel fehlt
Nur der Engelsinn,
Und ein wenig Seele."
Milas Witz erschlägt

Freunde, fruher Scherzung,
Wenns nur die Belebung
Eines Lächelns trägt,
Welches hinterm Sitze
Den Lakain entwischt,
Und zu neuem Witze
Ihre Laun' erfrischt.

Sartgefüßt umwindet
Denus heitern Witz;
Nie iſt er ein Blitz,
Welcher glänzend zündet.
Scherz, von Ernſt bewacht,
In beſcheidnen Gränzen,
Iſt das ſchöne Glänzen
Einer Sommernacht.
Um Freudengötter
Ranken ſich bekränzt,
Wo, wie Frühlingwetter,

Denns Laune glänzt.
Ihre Laune ſcherzet
Den Gedrückten froh,
Den das Leben ſchmerzet
Und die Freude flieh.
Augen ſcheinen trunken,
Wangen friſch zu blühn,
Wo die lichten Funken
Ihres Geiſtes ſprühn.
Doch kein Hohngeziſche!
Jedes Wort entquillt
Ihrem Geiſt ſo mild,
Wie am Lenzgebüſche
Die erquickenden
Abendlüfte fächeln;
Denn die Grazien
Lachen nicht, ſie lächeln!
Selbſt ein Diogen
Würd' aus ſeiner Tonne

Heller in die Sonne
Dieſes Geiſtes ſehn.
Wer in einem Herzen,
Das lebendig ſchlägt,
Zartgefühle trägt,
Der nur weiß zu ſcherzen.
Aber Spott entweiht
Jede Roſenlippe,
Wenn auch Aganippe,
Wenn die Lieblichkeit
Selbſt auf ihr entquillet. —
Denas Witz umhüllet
Zarte Sittſamkeit.

Clara iſt nicht witzig;
Ihre Läſterung
Iſt die Huldigung,
Die ſie, eigennützig,
Andern Frauen raubt;

Denn ihr Dünkel glaubt,
Wenn sie Ehre schändet,
Sie bekehre sich:
Drum ihr Tadel endet
Stets mit: „Aber ich!"
Wenn auf offnem Meere
Die Korsarin streift,
Und nach fremder Ehre,
Wie nach Beute, greift;
Wenn sie eigne Mängel
Dreist an Andern rügt:
Glaubt sie hoch zum Engel
Sich hinauf gesiegt.

Streng' an Zucht und Sitte,
Finster, wie die Pein,
Schreitet Frau Melitte
Durch die Jugendreihn.
Ihre schwarzen Augen
Blitzen Haß, und saugen

Gift aus Blumen ein.
Kanns ihr nicht gelingen,
Durch des Reizes Macht
Sich empor zu ſchwingen:
Gut! ſo will ſie Nacht
In die Freude bringen.
Ernſt, und kalt, und blaß,
Wie das bleiche Schrecken,
Sucht ihr ſchwarzer Haß
Unſchuld zu beflecken.
Neidiſch blickt ihr Haß
Hin nach jedem Glanze,
Der vorüber ſchwebt,
Greift nach jedem Kranze,
Der die Freud' umwebt.
Ein der heitern Jugend
Macht ſie, daß kein Fal
Ihre feſte Tugend
Angefochten hat.

Aber Freundin Blande
Klagt nur heimlich an,
Zeigt erst fremde Schande,
Und bedeckt sie dann.
Ob Corinnens Falle
Trauert sie so schwer,
Trägt ihn dann in alle,
Weite Welt umher,
Gleich dem Wiederhalle,
Welcher hundert Mal,
Wenns am Stoff nicht fehlet,
Jedem Felsenthal,
Was er weiß, erzählet.
„Ach! Corinnens Herz"
Seufzet sie mit Schmerz,
„Ging auf schwachen Füßen;
Jeden freien Scherz
Muß sie hart nun büßen." —
Aber jedem Ohr

Trägt sie, mit Geflüster,
Noch ein ganz Register
Heimlichkeiten vor.
Ihre Mild' entschuldigt
Auch wohl Fehler an;
Doch der Sanftheit huldigt
Ihr Gefühl auch dann.
Sie erwürgt nie feindlich,
Wenn sie tödten muß;
Sie vergiftet freundlich —
Nur durch einen Kuß.

Weh der grausen Schlange,
Die Verläumdung heißt!
Welche tückisch, lange
Ihren Raub umkreist,
Bis es ihr gelungen,
Bis sie, nimmer satt,
Ihre Beut' umschlungen

Und vergiftet hat.
Fiel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht:
Lina, richte nicht!
Weißt du, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag,
Solch' ein Herz erlag?

Frau Sibilla heuchelt
Lauter Zärtlichkeit;
Doch die Schlaue schmeichelt
Fremder Eitelkeit
Nicht umsonst: sie angelt,
Mit gewählter Kunst,
Nach ein wenig Gunst,
So ihr nie gemangelt,
Als sie durch die Zeit
Der Triumphe schwebte,
Die von Weihrauch lebte.

Ihre Eitelkeit
Horchte ſtolz und ſpöttelnd
Auf die Schmeicheleien:
Jetzo nimmt ſie bettelnd
Nur noch Beifall ein.

Wie ſie auch verändert:
O, die Eitelkeit
Bleibt ſich gleich, ſie ändert
Immer nur das Kleid!
Dieſe Thorheit ſchmeichelt
Sich ſo ſtill, ſo klein,
Wenn ſie Unſchuld heuchelt,
Tief ins Herz hinein.
Sehn wir nicht, wie fein
Sie ſich mit der Liebe,
Mit dem ganzen Kreis
Edler Herzenstriebe
Abzufinden weiß?

Fröhlich fliegt Luzinde
Durch die schöne Welt,
Wo sie noch gefällt.
Ist es etwa Sünde,
Wenn die schöne Welt
Ihrem Sinn nicht minder,
Als sie ihr, gefällt?
Freilich, ihre Kinder
Werden ausgesetzt
In erkaufte Hände;
Doch sie hat am Ende
Keine Pflicht verletzt.
Ja, sie hat Gewissen,
Hat die Kinder lieb;
Jeden kleinen Trieb
Hilft sie grösser küssen;
Denn, was will und kann,
Baut sich selber an.
Unter Luß und Scherzen,

Sieht Luzinde dann
Wild und frei die Herzen
Ihrer Kinder blühn,
Herrlich blühn und sprießen,
Kinder bloß genießen,
Heißt ja, sie erziehn.
Mögen wir Luzinden
Auch bei jedem Fest,
Jeder Weltlust finden:
Ihren Kindern läßt
Sie sich nicht entführen.
Ein Mal treibt ihr Herz
Täglich seinen Scherz
Mit den kleinen Thieren.

Nahe sich Corille,
Mit der ganzen Fülle
Ihrer Eitelkeit,
Mit der Spur der Zeit,

Welche alle Blüten,
Und, was sonst entzückt,
Ohn' es zu vergüten,
Aus dem Leben pflückt.
Mit geheimer Klage,
Denkt sie immerdar
Noch der Göttertage,
Wo sie reizend war.
Daß in ihrem Leben
Schon die Herbstluft weht,
Fühlt sie, wenn sie neben
Ihrer Tochter steht.
Alles ziert Formosen,
Was sie fühlt und thut;
Ihre Wangengluth
Ist ein Kranz von Rosen,
Der auf Lilien ruht.
Holde Lebensblüte
Schmückt so frisch und klar

Ihre Seelengüte,
Wie die Purpurblüte
Ihr Kastanjenhaar.
Schönes Jugendbild!
Mancher Blick, voll Feuer,
Taumelt um den Schleier,
Der dich zart verhüllt!
In empörter Stille
Sah schon oft Corille
Ihrer Tochter Sieg.
Endlich bricht die Stille,
Die so lange schwieg.
„Höre mich, Fermose," —
Stürnt ihr hartes Wort,
„Fort mit jener Rose!
Von dem Haare fort!
Jugend muß bescheiden
Sich in Dunkel kleiden!
Merke dir dieß Wort!"

Doch dem Mutterneide
Wird sie nicht entgehn!
Sie bleibt jung und schön
Auch im alten Kleide.
Was vermag der Neid,
Was die Eitelkeit,
Endlich zu erfinden,
Ihr die Blumenzeit
Aus der Hand zu winden?
Seht! die Mutter faßt
Bitterkeit, und haßt.
Mit empörtem Neide,
Schließt sie nun vom Schmaus
Und vom Tanz der Freude
Hart die Tochter aus.
Vor dem lichten Sterne
Kann sie nicht bestehn;
Tief in dunkler Ferne
Muß er untergehn!

Koſt' es, was es wolle:
Sie will ſelbſt, im Schein
Einer Mädchenrolle,
Ihre jugendvolle,
Schöne Tochter ſeyn.

Sanfter iſt Arbelle;
Sie war Königin,
War der Schmuck der Bälle;
Aber hin, dahin
Sind die goldnen Zeiten!
Und ſo ſchminkt ſie dann
Ihre Eitelkeiten
Nun der Tochter an.
Zu den Liſtgeſpinnſten,
Die ſie einſt erſann,
Und um Männer ſpann,
Samt den Spiegelkünſten,
Führt ſie ſelbſt ſie an.

Ja, von Hochentzücken
Wird ihr Herz erwärmt,
Wo ein Heer von Blicken
Um Belinden schwärmt,
Ihre Jugendrollen
Setzt Arbelle dort
In der hoffnungsvollen,
Schönen Tochter fort,
Giebt ihr Wahn und Sünde,
Flößt ihr Thorheit ein,
Unschuld aus — Belinde
Muß die Mutter seyn.

Flüchte, Lina, flüchte,
Wo die Eitelkeit
Geist und Herzensfrüchte
Sich zu Opfern weiht!

Aber sieh! wer bliebe
Nicht entzückt da stehn,
Wo wir heilge Liebe,

Mutterliebe sehn,
Pflichten, die, gleich Tänzen,
In bescheidnen Kränzen,
Sich ums Leben drehn?
O, das Herz Melidens
Oeffne seinen Kreis!
Welche Huld des Friedens!
Welch ein stiller Fleiß!
Demuthsinn der Hütten
Trägt hier seinen Kranz
Von Violen mitten
In den höhern Glanz
Edler, feiner Sitten.
Ein Gesetz erhält
Diese Friedenswelt,
Das Gesetz heißt — Liebe.
Dieser Himmelsquell
Strömet, warm und hell,
In die Lebenstriebe

Sanftheit und Geduld.
Jeder Blick ist Liebe,
Jedes Wort ist Huld,
Jede That ist Güte,
Freud' ist jeder Scherz;
Und, wie Blüt' an Blüte,
Hänget Herz an Herz.
Schau die Huldgestalten
In dem Gartenhain
Morgenandacht halten,
Um den Tag zu weihn!
All dieß Seyn und Streben,
Das Ein Geist erhält,
Ist ein Blick ins Leben
Einer Engelwelt.
Mit dem Fleiß im Bunde,
Ziehn die Stunden nun
Ihre schöne Runde;
Jede Tagesstunde

Hat ihr Werk zu thun.
Wie das frohe Schweigen,
Sitzt, mit heiterm Sinn,
Unter Rosenzweigen,
Hier die Stickerin.
Schwester Mali freuet
Sich im Grünen dort,
Wo sie Pflanzen reihet
Nach Geschlecht und Ort.
Und Melide schließet
Diesen holden Kreis,
Lohnet und versüßet
Huldvoll jeden Fleiß.
Nach des Tages Schwüle,
Geht es froh hinaus
In das große, kühle,
Grüne Gotteshaus.
Wie ein lichtes Wölkchen
Durch des Himmels Blau,

Zieht das kleine Völkchen
Durch die Blumenau
In das Thal der Malen.
Da beginnet Tanz;
Durch den frohen Reihen
Flattert Kranz um Kranz.
Oder Siegeskrönung
Schmückt im Hain das Haupt,
Welches der Verwöhnung
Einen Sieg geraubt.
Solche Freudenfülle
Weihet jeden Tag,
Weihet den Ertrag
Dieser Lebensstille;
Heiligt mit Gesang
Jeden ruhigschönen
Sonnen = Untergang
Freyer Tagesscenen.
Jedes Herz erbaut

Sich an Minnas Tönen,
Wenn sie, mit dem Laut
Sanfter Philomelen,
Der das Herz durchdringt,
In die offnen Seelen
Gottgefühle singt.
Andacht, Ernst und Freuden,
Alles sonder Glanz,
Alles ist bescheiden,
Wie ein Veilchenkranz.
Ruh' ein weißer Schleier,
Wie die Heiligkeit,
Ueber jeder Feier,
Die Melida weiht,
Daß der Hauch der Lüfte,
Der die Welt berührt,
Nie den Kreis vergifte,
Den Melida führt! —

IV. Ende vom Liede.

Willst du noch einmal
Lauschend mich begleiten
Durch den Bildersaal
Bunter Eitelkeiten?
Aber finden wir
Nur den Leichtsinn hier?
Nur den Sinn der Jugend,
Die der Eitelkeit
Ihre Blumenzeit,
Und den Kranz der Tugend
Auf den Altar streut?
Nein! auch welke Jahre
Bringen offenbar
Ihre grauen Haare
Dieser Göttin dar,

Mirabelle zittert
Mit dem Kopf, und weiſt
Dennoch, unerſchüttert,
Ihn der Eitelkeit,
Nur der [illegible]
Wirft in [illegible]
Seine [illegible]
Darum [illegible]
Ihrer böſen Zeit,
Mit der Welt im Zanke,
Gleich der dürren Ranke,
Die, vom Sturm bewegt,
An die Blüten ſchlägt.
Dennoch, Trotz dem Streben,
Trotz den Künſtelein,
Sich durch Schmuck zu heben,
Dränget in ihr Leben
Sich der Tod hinein,
Um ihn zu verſtecken,

Sucht sie, weiß und roth
Seine Spur zu decken.
Doch
Schul
Den
Und
Schon
Um, um
Recht ihn zu verhöhnen,
Läßt sie, jung beschwingt,
Und mit Duft umschwimmen,
Einen Hausfreund kommen,
Den Paris ihr schickt;
Denn — von ihm zum Lesen
Hausgeräth hinab —
Alles auf und ab
Muß Paris ihr liefern,
Muß das Neuste seyn.
Nichts an ihr ist schlechter,

Als sie selbst; allein
Diese Damen scheun
Das Gefühl nur: Töchter
Deutschen Bluts zu seyn.

Blicke dort hinüber!
Edel, ernst, nicht kalt,
Steht ihr gegenüber
Eine Wohlgestalt.
Ja, das ist Adele!
Ihre sanfte Seele
Ist voll Lebensgluth,
Ihre Jugend säte
Diese Blumenstätte,
Wo ihr Alter ruht.
Von Gesang umgeben,
Heiter, wie der Bach,
Warf ihr Mai ins Leben
Ihr die Blüten nach.

Frohsinn auf der Wange,
Tritt sie auf, o seht!
In dem edlen Gange
Welche Majestät!
Keine eitle Bürde
Schleppt sie um sich her;
Einfach, und mit Würde,
Wandelt sie daher.
Und ihr Hymen waltet,
Trotz dem grauen Haar,
Frisch und unveraltet,
Um den Hausaltar.
Manches Fest bereitet
Sie der jüngern Welt,
Die sie würdig leitet.
Jede Freud' erhält
Eine feinre Seele,
Wenn sich ihr Adele
Freundlich zugesellt.

Bei dem heitern Mahle
Ihrer Feste, weiht
Frohsinn die Pokale
Aechter Herzlichkeit.
Und, von Mund zu Munde,
Fliegt, doch so voll Herz,
Daß er nicht verwunde,
Der beseelte Scherz.
Frei vom Weltgetäusche,
Fern vom Hofgeräusche,
Das den Wahn umschwirrt,
Unter Lenzgeweben,
Steht ein herbstlich Leben,
Das nie Winter wird.

Stolzer blickt Frau Cille
Nach dem Thron hinauf,
Opfert ihm die Stille
Ihres Lebens auf.

Aus dem ſichern Thale
Drängte ſie hinan
Zu dem Fürſtenſaale,
Wo ſie fallen kann.
Dort erwirbt ſie dann
Manche hohe Feindin,
Die von Haß entbrennt,
Wenn ſich Cilla Freundin
Ihrer Fürſtin nennt.
Doch ſie hat vom Glücke
Sich das Heil erſtrebt,
Das von einem Blicke
Ganze Tage lebt.
Schön und ſelig neiget
Sich ihr Angeſicht,
Wenn es ſchweigend ſpricht,
Oder ſprechend ſchweiget.
Wie der Sonnenſchein,
Leuchten ihre Augen.

Stört ſie nicht! ſie ſaugen
Kalte Strahlen ein,
Trunken von dem Glücke,
Strotzt ihr kleines Hirn.
Seht, um ihre Stirn
Hangen Gnadenblicke!
Doch ihr Fall iſt nah,
Weil ſie tiefer ſah,
Als die Fürſtin wollte,
Daß ſie ſehen ſollte.
Was die Zofe früh,
Sie erſt ſpät beachtet:
Daß die Fürſtin ſie
Gnädiglich verachtet,
Wird nun offenbar.
Cille ſieht ſchon klar
Sich hinaus geſtoßen
Aus dem Glanz der Großen,
Der ihr Abgott war.

Eigne Schwätzigkeiten,
All das eitle Thun
Eigner Albernheiten
Straft die Fürstin nun.
Ihre Thorheit strafen
Fürsten immerdar
An dem nächsten Sklaven,
Welcher Zeuge war.
Nimmer ahnte Lille
Diesen Unbestand,
Als in Glanz und Fülle
Noch ihr Dünkel stand.
In den goldnen Banden
Stand er trotzig da;
Gicht und Podagra
Hat er sich erstanden.
O, der arme Tropf
Senkt nun sein Gefieder
Aus dem schweren Kopf

Etwas tiefer nieder!
Und ſein hoher Schwung
Macht nun eine kleine
Seelenwanderung
In die ſchweren Beine.

So irrt Thorheit ſich!
Aber, Lina, ſprich!
Heißt du vom Verſtande
Mehr Vernunft? — Wir ſehn
Trug und Wahn und Schande
Sich im Prunkgewande
Eitler Weisheit drehn.

Alles ſind Sentenzen,
Was Mirande ſpricht;
Nur durch Geiſteslicht
Will die Hehre glänzen.
Ja, ſie weiß es nicht,
Bei der Seelenweide,

Daß, vom Geist gedrängt,
Sie mit ihrem Kleide
Schlecht zusammen hängt.
In Systeme bringet
Sie Zusammenhang;
Dieser Reiz verschlinget
Jeden andern Drang.
Kaum ist sie gewesen
Von der Zweifelei:
Ob ein höchstes Wesen,
Ob ein Schöpfer sey?
Aber edelmüthig
Räumt sie nun das Seyn
Eines Gottes ein.
Auch ist sie so gütig,
Ihm ihr Herz zu leihn.
Schwärmend in den Hainen
Dieser Wissenschaft,
Hilft sie meisterhaft

Kant und Rouſſeau meinen.
Sie hat, hochgelehrt,
Alles Schreibenweſen
Ihrer Zeit geleſen,
Und es ſelbſt vermehrt.
Doch mit allen Schätzen,
Die ihr Geiſt enthält,
Iſt ſie eine Welt,
Voll von Gegenſätzen.
Lehrreich tritt ſie auf,
Stellt ein Bild der ächten,
Klugen Ehen auf;
Und ein Bild der ſchlechten
Zeigt ihr Lebenslauf.
Ihres Geiſtes Quelle,
Rinnend, wie die Zeit,
Strömet Waſſerfälle
Von Gelehrſamkeit;
Und im höchſten Schwunge,

Spricht sie wie sich aus;
Dann gießt ihre Zunge
Eine Sündflut aus.
Weiber, Weis und Thoren,
Was sie nur ertappt,
Alles ist verloren,
Ihre Weisheit schnappt
Immerdar nach Ohren.

Höher noch, als sie,
Flattert Elias Schwinge
Um die großen Dinge
Der Philosophie.
Ella trotzte lange
Der Vergänglichkeit.
Jede Weltzeit
Naht dem Untergange.
Tief hinein wuchs sie
In die reifen Jahre

Der Philosophie,
Und der grauen Haare.
Nun ists hohe Zeit,
Gott und Ewigkeit
Muthig wegzuläugnen,
Und dem Zufall nur
Samt der Weltnatur,
Daseyn zuzueignen.
Freilich prophezeiht
Ihr das Lustgetümmel
Ihrer goldnen Zeit,
Leider! keinen Himmel!
Alles raubt der Tod!
Elias Seelengüte
War das Morgenroth,
Das die Wang' umblühte.
Diese Seel' ist schon
Ihr vorangestorben;
Die Verehrer flehn,

Welche sie erworben.
Nun ist frecher Spott
Einzig ihr Begleiter;
Und sie läugnet Gott,
Tugend und so weiter.
„Wie hat Mali doch" —
Spricht sie — „sich verspätet,
Daß sie immer noch
Fromm ist, glaubt und betet!"
Doch verstummt ihr Spott,
Wenn die Uhus heulen;
Ella glaubt an Eulen,
Nur an keinen Gott!

Stolz ist Melinse,
Die von ihrer Muse
So besessen ist,
Daß, im Lorbeerschatten,
Sie des armen Gatten

Freilich oft vergißt.
Er und seine Gäste
Fühlen nur zu gut,
Daß die Dichtergluth
Keine Lerche röste.
Seine Dichterin
Labt ihn mit Gerichten,
Gleich den Sinngedichten,
Ohne Salz und Sinn.
Hoch im Grün der Bäume
Thront ihr Musenhain:
Droben fängt sie Reime,
Wie Insekten, ein.
Schöne Reim' umgeben,
Was sie fühlt und träumt;
Nur ist noch ihr Leben
Etwas schlecht gereimt;
Doch zu dieser Wonne
Beut vielleicht fortan,

Wie zur lieben Sonne,
Noch ein Reim sich an.
Ihre zarte Hofe
Kost indeß allein
In dem Lindenhofe
Mit dem Mondenschein;
Und die Spinnen treiben,
Sehr poetischfrei,
An den Fensterscheiben
Ihre Weberei.
Ihre Phillis keimte
Zeitig zum Genie,
Wild, wie ungereimte,
Freie Poesie.

Olga liebt die Musen;
Doch, in höherm Licht,
Thront in ihrem Busen
Eine süße Pflicht.
Den drei Charitinnen

Ihrer Zärtlichkeit
Hat ſie all ihr Sinnen,
All ihr Thun geweiht. —
Nicht der Eitelkeit
Hat ſie aufgeſpeichert,
Was der Haufe preiſt;
Nein! geſchmückt, bereichert
Hat ſie ihren Geiſt,
Daß er in die Pflege
Ihrer kleinen Welt
Alle Kenntniß lege,
Die das Herz erhellt.
Manche ſchöne Blüte
Trug ihr manches Land;
Der beſcheidnen Güte
Fällt die fremde Blüte
Prunklos aus der Hand.
Zu berühmtern Scenen
Ruft ein innres Wort,

Ein gewaltig Sehnen
Jennys Seele fort.
Sie weiß Herrn und Damen,
Wie sie gehn und stehn,
Treffend nachzuahmen:
Das muß Frankreich sehn.
Soll sie diese Gaben
Nur für Freunde haben?
Länger nicht geweilt!
Sie gehört auch Andern;
Sie muß fort, sie eilt,
Durch die Welt zu wandern.
Wie von Ther zu Ther,
Werden ihre Reisen
Einst von Ohr zu Ohr
Immer wieder reisen.
Voll ist Jennys Geist;
Schlüpfrige Geschichten
Hat er zu berichten,

Die ein Jeder preist,
Als ob sie vom Geist
Eingegeben wären:
Die muß Frankreich hören.
Jenny eilt, sie reist.
Daß ein Fürst sie küßte,
Sie als Ninon pries,
Wenns die Welt doch wüßte!
Sie muß nach Paris.
Aus dem höhern Schimmer
Stieg sie zwar herab; -
Und ihr Mond nimmt immer
Mehr und mehr schon ab.
Eine junge Schöne
Wirbt sie schlau sich an;
Reizend lockt Helene
Junge Kenner an,
Welche Jenny dann
Leicht, mit den Gesinnten

Ihrer List, umwebt,
Und, mit Geisteskünsten
Zu bezaubern, strebt.
Mit geschmückter Miene
Tritt sie auf die Bühne
Einer größern Welt;
Sammelt junge Männer
Um sich her, und Kenner;
Und ihr Kreis gefällt.
Doch die Blicke fliegen
Zu Helenens Sitz.
Volle Wangen siegen
Ueber magern Witz.
„Ha! das muß empören!"
Spricht sie — „dieß Geschlecht
Soll mich nicht mehr hören!
Und das ist schon recht!
Schande, daß Helene
Mir den Sieg entreißt!

Eine ſtumme Schöne,
Sonder Witz und Geiſt!
In den beſſern Zeiten
Galt noch der Verſtand:
Jetzt — o Eitelkeiten! —
Eine weiße Hand!
Dieſes Weltverderben,
Woher kam es doch?
Ja, die Welt muß noch
An der Dummheit ſterben!"

Edda ſorgt dafür,
Daß ſie nicht ſo ſterbe;
Kein geringes Erbe
Weihte Edda ihr.
Seht! vom Geiſt getrieben,
Hat ſie, wohl gelehrt,
Ihr ein Buch geſchrieben,
Das die Zeitung ehrt.

Wie nun, im Bezirke
Von Europens Baum,
Ihre Weisheit wirke,
Muß sie selber schaun.
Viel zu eng' umkreiset
Sie das Schreibgemach:
Darum Edda reiset
Ihrem Buche nach.
Voller Phantasieen,
Macht sie froh sich auf,
Sucht die Weisen auf,
So die Welt erziehen.
Kennt ihr Eddas Licht?
Wie? das kennt ihr nicht?
O ihr Welterzieher!
Welch ein böser Fluch
Ruht auf dem Besuch,
Daß sie immer früher
Ankommt, als ihr Buch?

Solche Wünsche haften
Nicht an Melas Geist;
Ihre Seele reist
Durch die Wissenschaften,
Daß sie vor der Welt
Etwas Ruf erschwinge;
Und gewiß enthält
Viel gelehrte Dinge —
Wenigstens ihr *Haus*.
Büsten und Linnen
Sprechen die Museen
Ihrer Zimmer aus.
Unter großen Todten
Wandelt Mela dort,
Wie ein kleines Wort
Unter großen Noten.
Um mit Wissenschaft
Uns zu überschimmern,
Lebt sie, kennerhaft,

In gelehrten Trümmern.
Keine Stell' iſt leer;
Immer häuft ſie mehr
Dürre Pflanzenblätter.
Wie mit einem Heer
Starrer Liebesgötter,
Prangt ihr Muſenſaal
Mit den Schmetterlingen,
Die im Wieſenthal
Ihre Hände fingen.
Scharfſinn und Natur
Ehret Mela nur.
Mit den Künſten hauſet
Ihre Kennerſchaft;
Und ihr Scharfſinn ſchnauft
Mit der Wiſſenſchaft.
Ihre Kunſtkritiken
Sprechen meiſterhaft
Von der Götterſchaft

Siegender Antiken.
Neuern Werken fehlt,
Wie das oft ihr Tadel
Wortreich uns erzählt,
Jener Sinnestadel,
Der die Griechen hob:
Mela weiß, daß Tadel
Besser trifft, als Lob.
Manche tiefe Kunde
Sammelte sie, fein
Und geübt, vom Munde
Fremder Weisheit ein.
Mela, mit dem Schein,
Alles zu erwägen,
Was sie nicht ermißt,
Lernt und vergißt,
Bis sie im Vergessen
Virtuosin ist.

Ida kennt' indeſſen,
Bei dem Spiel mit ſich,
Weiter nichts vergeſſen,
Als ihr inures Ich.
Ida war zufrieden,
Jung und ſchön zu ſeyn;
Reiz und Jugend ſchieden;
Und ſie ſteht allein.
Putz hat ſie erleſen,
Süß die Zeit verträumt,
Und das Bücherweſen
Ganz und gar verſäumt.
Doch die Mode, leider!
Hats herbei geführt,
Daß man, wie ſonſt Kleider,
Bücher recenſirt.
Ida lieſt Journale,
Fühlt mit einem Male,
Daß ſie etwas weiß.

So, voll Selbstvertrauen,
Tritt sie in den Kreis
Wohlbelesener Frauen,
Spricht mit klugem Blick,
Und gelehrtem Wesen:
„Werthers Mißgeschick
Hab' auch ich gelesen;
Und, fürwahr! man muß
Ihm die Lotte gönnen;
Aber mit dem Schuß
Hätt' er warten können."

Dieser Erd' entrückt,
Waltet dort ein Leben,
Das auf Idas Streben
Mit Verachtung blickt,
In des Himmels Fernen,
Der Vergöttrung nah',
Unter ihren Sternen

Thront Idalia.
Darf ihr Gatte klagen,
Daß der Genius,
Bis zum Uranus,
Sie empor getragen?
Ihr Beruf ist dort!
Soll sie ihre Gaben
In ein Hayn begraben?
Nein, ihr Geist muß fort!
Jupiters Trabanten
Ziehn die Forscherin
Durch die unbekannten,
Neuen Welten hin.
Um die großen Dramen
Schweift ihr Geistesblick;
Einen Kopf, voll Namen,
Bringt sie uns zurück.
Allen Sonnenflecken
Kam sie auf die Spur;

Ihre eignen nur
Läßt ſie uns entdecken,
Die wir niedrig ſtehn,
Und vom Erdenthale
Hoch empor zum Strahle
Dieſer Heldin ſehn.
Schauſt du in ihr Zimmer:
Alles liegt, was immer
Liegen kann und mag;
Ja, das ganze Zimmer
Iſt voll Weltentrümmer,
Wie ein jüngſter Tag.
Hier zerfallne Globen;
Finſter blickt dort oben
In das Erdenthal
Eine Sonn' im Staube,
Und an ihrem Strahl
Hängt die Morgenhaube.
Alles liegt verwirrt,

Wie verrückte Sinne,
Wo dann ihre Minne,
Wie ein Irrstern, irrt.

Cora läßt die Oleben
Und die Welt dort oben
Ungestört und frei
Ihr Wesen treiben;
Ihre Wünsche bleiben
Dieser Erde treu.
Ihre Himmelsferne
Zieht am Thron hinauf;
Cora sucht die Sterne
Nur im Vorsaal auf.
In die Kabinetter,
In die Zänkerein
Unsrer Erdengötter
Dringt ihr Blick hinein,
Kleiner, oder größer

Sey das Fürstenhaus,
Alle forscht sie aus;
Alle kennt sie besser,
Als ihr eignes Haus.
Sie umschauet lüstern
Den besternten Mann;
Selig ist sie dann,
Wenn sie mit Ministern
Und Gesandten flüstern,
Oder streiten kann.
Große Plane reifen;
In das Länderspiel
Mit hinein zu greifen,
Ist ihr höchstes Ziel.
Kost' es, was es wolle:
Einer großen Rolle
Will sich Cora weihn;
Und die Jugendblüte
Ihrer Hypolite

Muß das Opfer seyn. —
Cora, sieh! ein Engel,
Rein und schön, wie Licht,
Blickt aus dem Gesicht!
Brich vom zarten Stengel
Diese Lilje nicht! —
Aber nein! es gelte!
Die Verbrecherin
Wirft die Tochter hin,
Weiht mit grauser Kälte
Sie zur Buhlerin!
Reizend, zum Entzücken,
Wird sie ausgeziert,
Und des Fürsten Blicken
Listig zugeführt.
Hypolit' erscheinet
In der Opferpracht;
Ihre Wange lacht,
Und die Seele weinet,

Hypolite nährt
Süße Morgenträume;
Aber ach! im Keime
Werden sie zerstört.
Mit umwölkten Mienen,
Wirft sie einen Blick
Rührend nach Alzinen,
Den sie liebt, zurück.
Ihren Reiz erhöhte
Dieser stille Schmerz.
Warm, wie Morgenröthe,
Traf ihr Strahl das Herz,
Das sie fesseln sollte.
Die Bewunderung,
Die der Fürst ihr zollte,
Ward zur Huldigung.
Sie durchschwebt, wie leichte,
Linde Luft, den Schwarm;
Und beim Weggehn reichte

Ihr der Fürſt den Arm.
Nur zu ihr gewendet,
Nur von ihr gerührt — —
Kurz, das Opfer endet;
Cora triumphirt!
Hoffnungsvoll betrachtet
Sie den Opferheerd.
Tief iſt ſie verachtet,
Aber hochgeehrt.

Weg aus dieſer Sphäre!
Wende deinen Blick
Zürnend weg! und kehre
Zu dir ſelbſt zurück!
Einen Mädchenſchleier
Webt die Sittſamkeit
Um die höchſte Feier
Deiner goldnen Zeit.
Dein Gefühl ſey Zeuge!

In dem ſüßen Wehn
Deiner Myrtenzweige
Wird ein Engel gehn.
Mögſt du nie verſcherzen
Deinen beßren Theil!
O, in Frauenherzen
Liegt ein großes Heil!
Jede ſüße Roſe
Fiel aus Gottes Hand,
Als ein Unterpfand
Sanfter Erdenloose,
In des Weibes Hand.
Aber nicht vergebens
Steht, verhüllt und klug,
An der Thür des Lebens
Horchend der Betrug.
Seine böſe Stille
Horcht auf unſer Herz,
Schmeichelt jeder Grille,

Und verführt zum Schmerz.
Unter mancher Wendung
Lockt er schlau uns an;
Bei der Selbstverblendung
Fängt er uns: und dann
Baun wir nicht geringen
Stolz auf manchen Werth,
Der doch blos den Dingen
Außer uns gehört.
Lina, dunkle Hände
Oeden deinen Pfad,
Wenn die Sonnenwende
Deiner Tage naht.
Weis' und Thoren zahlen
Ihren Glanz zurück
An ein kurzes Glück,
Das, mit seinen Strahlen,
Höchstens bis zum Hain
Der Cypresse leitet.

Durch den Hain begleitet
Uns das Herz allein.
Deinen Blicken ſchwebe
Holdys Unſchuld vor;
Und Melida hebe
Einſt dein Herz empor!

Ihrem ſanften Bilde
Füg' Idolen zu!
Thätigkeit und Ruh',
Kraft und weiche Milde,
Lina, findeſt du
In Idolens Bilde,
Gleich dem Farbenſpiel
Einer ſchönen Blume,
Die, am höhern Ziel,
Aus dem Heiligthume
Gottes niederfiel.
Tritt aus deiner Ferne!

Schau in dieß Geſicht! —
Wie das ſanfte Licht
Schöner Abendſterne,
Leuchtet jede Spur
Ihrer innern Klarheit;
All' ihr Thun iſt Wahrheit,
Wahr, wie die Natur.
Wer in dieſe blauen
Pallas-Augen ſchaut,
Der ſieht Himmelsauen,
Glänzend überthaut.
Liebeſelig waltet
Dort Urania,
Himmliſcher geſtaltet,
Als ſie Platon ſah.
Um ihr Seyn und Streben
Schwebet Phantaſie,
Wie ein ſanftes Leben,
Wie die Melodie

Einer Philomele
Im Orangenhain,
Denn in ihre Seele
Zogen Engel ein.
Engel: Huld und Liebe,
Führten einer Ruh'
Die verſöhnten Triebe
Ihres Herzens zu.
Doch ihr Geiſt iſt helle,
Klare Silberfluth;
Oben ſpielt die Welle,
Selig aber ruht,
Tief im Schooß der Fülle,
Seelenvolle Stille,
Feſt, wie Göttermuth.
Alles iſt Erhebung,
Iſt ein Himmelsflug,
Welcher, mit Ergebung,
Harte Tage trug.

Alles führt den Stempel
Tiefer Innigkeit.
Liebe, die zum Tempel
Ihre Seele weiht,
Hat aus Aganippen
Manchen süßen Laut
Auf Idolens Lippen
Duftig hingethaut.
Hat sie eine Feindin:
Wer kann so verzeihn?
Und wie kann sie Freundin
Ihrer Freunde seyn!
Gegen sich nur strenge,
Deckt ihr Ton der Ruh'
Sanft, wie Friedensklänge,
Fremde Fehle zu.
Aber Strahlen glänzen,
Wie Verklärungslicht,
Um ihr Huldgesicht,

Wenn an fremden Kränzen
Ihre Freude flicht,
Und woher der Adel,
Der so hoch sie ehrt? —
Weil sie gern den Tadel,
Scheu den Beifall hört.
All' die sanfte Stille
Dieser Seelenfülle
Flößt sie, zart und rein,
Jungen Seelen ein.
Welche Kronen wollen
Wir Idolen weihn?
Reis und Epheu sollen
Ihr geheiligt seyn! —

Laß die Danaiden,
Wo der Zeitstrom fleußt,
Sich umsonst ermüden!
In Idolens Frieden

Spricht ein ſtiller Geiſt
Die geweihten Worte:
„Lebenswahrheit ſteht,
Wenn der Trug verweht;
Wahrheit iſt die Pforte,
Die zum Himmel geht.“

Pantilius.

Sit mihi fas inaudita loqui.

Virg.

Pantilius war ein verwegner Schwätzer;
Und war ſein Geſchwätz auch dünſtig und ſchaal:
So glückt es ihm dennoch nicht ſelten ein Mal
Zu vernichten, gleich einem Lohnüberſetzer,
Den Geiſt im erhabenſten Original.
Wie ein Räuber im Schatten der nächtlichen Höhle,
War tief in ihm heimlich die Argliſt verſteckt;
Es ging an ſeiner verworfenen Seele
Nichts Reines vorüber: es wurde befleckt.
Er konnt' es dem Edelſinn nimmer vergeben,
Wenn dieſer ſein Haupt, voll Bewußtſeyn, erhob;
Und war ihm zu heilig ein leuchtendes Leben:
So warf er danach ein vergiftetes Lob.

Wer die Schleichwege weiß, der braucht nicht zu laufen;
Er kannte die Karten der genußreichen Welt,
Er kannte die Menschen, er kannte das Geld,
Womit sie den Zauber des Lebens verkaufen;
Eine große, lebendige Lüge war er,
Er prunkte mit lügenden Titeln einher.

Doch weil einmal alles zu Ende muß eilen:
So riß seinem Faden die Parze entzwei.
Da strömten Megären und Höfling' herbei,
In seine Künste sich ab intestato zu theilen.
Er stürzte von der Schwelle des Lebens hinab,
Mit grausender Verwünschung auf bebender Lippe;
Ein wüstes, verworrenes Dornengestrippe
Bezeichnet, unwuchernd, noch heute sein Grab.

In den Zustand, welcher das Leben vernichtet,
In das Nichtseyn glaubt' er einst überzugehn,
Uns aber hat besser die Muse unterrichtet:

„Vernimm," — ſo ſprach ſie — „du ſterblicher Ohr!
Was ich dir, die Muſe, verkünde:
Die Geſtorbenen gehn aus den Gräbern hervor,
Der Sünder mit dem Leibe der Sünde;
Doch mögen ſich nicht zu gleicher Friſt
Die Glieder des Todten bewegen.
Ein Glied — nach dem Maaß es empfänglicher iſt —
Wird früher, als ein andres, ſich regen. —
In der Gruft des Treffers Pantilius drang
Die Stimme des Richters hernieder,
Daß die Stille des eiſernen Schlafes erklang.
Es zuckten ſchon einzelne Glieder:
Da löſt ſich allmählig das ſtarre Band;
Es dehnt ſich ſchon leiſe die Lunge;
Doch war es die rüſtige Zunge,
Die vor allen Gliedern zuerſt auferſtand;
Und geifernd durchnähte ſie nicht lange
Beim Dornengebüſche den faulichten Sand,
Bis verächtlich der Stab in Merkurius Hand

Hinab sie schleudert an den stygischen Strand,
In Gestalt einer häßlichen Schlange.
Da fiel sie dann nieder in das Nachtgebäsch,
Begrüßt von den sumpfichten Schwestern,
Und rasends verwandelt in grausen Gezisch
Wird dort ihre Gabe, zu lästern.
Sie begeifert, wie immer, auch jetzo noch
Die bessern Naturen so giftig und böse,
Daß selber vor ihrem verruchten Getöse
Die schlimmste der Schlangen sich furchtsam verkroch. —

Pantilius war nun der Starrheit entbunden,
Aus welcher Merkur die Verstorbenen zieht;
Er hatte seine Glieder zusammen gefunden,
Bis auf die Zunge, die war ihm verschwunden;
Wir wissen, sie harret am schwarzen Lezyt.
So, sprachlos, nahet er sich dem Höllenfluß zagend
und zitternd;
Er schaut forschend und furchtsam umher;
Die Zung', ihren kommenden Herrn schon witternd,

Die fährt aus dem Pfuhle des Sumpfes hervor.
Er aber, bald ahnend die schlimme Verwandtschaft,
Er läugnet — da, leider! das Sprachglied ihm
fehlt —
Abwehrend durch Zeichen, die alte Bekanntschaft,
Als hätt' auf der Erde mit ihr kein Band ihn je-
mals vermählt.
Er preßt ein wortlos Geschrei aus der Lunge,
Und flieht durch die Schimmer der stygischen Nacht;
Die Schlange verfolgt ihn und zischt: „Verräther,
ich bin deine Zunge!" —
Ein lächerlich Schauspiel! und Charon selbst lacht.
„Hier ist nicht der Ort, sich im Kampfe zu üben!"
Ruft Charon, und treibt sie nun Beid' in den Kahn —
„Die Richter des Streites, die wohnen da drüben!"
Keins durft' in der Barke dem Andern sich nahn.
An dem einen End' in dem schwarzen Kahn
Zischt heimlich die Zung' — und dort gegen über
Schießt Blide des Greises Pantilius;

So kamen ſie über den grauſigen Fluß,
An dem Ufer ohne Rückkehr hinüber.
Da ſitzen drei Richter am heiligen Ort,
Zum Richtſpruch der Menſchen erleſen.
Die Lunge beginnt: „Der Pantilius hört —
Ich bin auf der Welt ſeine Zunge geweſen —
Der arge Verräther verläugnet mich jetzt!
Und dazu treibt ihn ſein böſes Gewiſſen!
Durch mich hat er oftmal die Unſchuld zerriſſen,
Und manchen ehrwürdigen Namen verletzt;
Ja, hätte das Schickſal ihn höher geſetzt,
Und hätt' er im Großen gefrevelt, und ganze Völker betrogen:
Wie ein Zeitungsblatt, hätt' ich dann ſicherlich
Ihn frech zu Pantilen dem Großen geſogen.
Für das Alles zum Lohne, verläugnet er mich!"
Die Richter blieben ernſt, und ſprachen feierlich:
„Wie mag der Lügende tief der Unterwelt Götter bethören!

Weil Keinem der Schatten die Zunge fehlt:
So muß ſie unſtreitig weſt ihm angehören.
Sie werde forten mit ihm wieder vermählt!"
Pantilius fühlt ſich grauſam beleidigt;
Er eröffnet den Richtern den triftigſten Grund,
Warum der Beklagte ſich gar nicht vertheidigt,
Das heißt: er öffnete nichts, als den Mund.
Das Richturtheil wird aufgeſchrieben,
Und ihm, dem Stummen, wird in den Mund,
Statt der Zunge, die Scheere der Parze geſchrieben,
Drauf giebt er, wie folget, ſein Gegenwort kund:
„Dort greifet die ſchändlichſte ſchändlicher Zungen:
Sie hat, gleich einem vergifteten Pfeil,
Die Unſchuld gemordet, zerſtöret manch Heil:
Und darum, vor allen Verwandlungen,
Ward ihr die verdienteſte Strafe zu Theil!
Sie hat die liſtigſte Argliſt betrogen,
Der Lüge die heiligſte Wahrheit gelogen,
Und immer gethan, was ſich nimmer gebühret;

Mich hat sie zu Frevel und Unthat verführet!
Wenn, heilige Richter, mein Flehen euch rührt:
Ueberlaßt sie dem gräßlichen Schlangenhaufen!
Ach, immer und immer übereilte sie mich,
Ist stets dem Gedanken zuvor gelaufen,
Sie war am Cozythus selbst früher, als ich!"
Die Richter, ernst und richterlich,
Die sprachen: „Ihr seyd, wie ihr selber bekennet,
Seyd Beid' ein verworfnes, verruchtes Geschlecht!
Eure Ehe sey hiemit auf immer getrennet!
So erkennen wir Richter! das ist euer Recht!"
Pantilius mußte zur Hölle nun scheiden;
Die Parzenscheere blieb sein, und sie bestimmte sein Amt —
Mit der doppelten Zunge auf ewig verdammt,
Dem Unverdienst Würden und Ehr' abzuschneiden.
Mit seinen Titeln begann er sein Amt.
Der Parze war freilich ihr Werkzeug entführet;

Doch ward schon mancher Raum des Lebens ohne sie leer!
Seitdem auf der Erde die Tollheit regieret,
Bedarfs keiner schneidenden Atropos mehr.

Pantil im Orkus war ganz in seinen Elementen:
Von Fürsten-Belehnungen, Grafen-Patenten,
Von Zeichen der Ehre, die selbst von ehrlosen Bu-
sen sich trennten,
Von Titeln der Buben, so schändlich, wie er,
erflogen in der Hölle die Fetzen umher.

Auch die Zunge bekam eine würdige Stelle.
hr wurde beschieden das trostlose Amt,
u kriechen an des Himmels erleuchteter Schwelle;
em Schlangenleib ward sie auf immer verdammt,
erdammt, sich schweigend nieder zu strecken
el jedem vorüberschwebenden Kranz,
en Staub von den Füßen der Edlen zu lecken,
d ewig zu vergehen am fremden Glanz.

Die modernen Spartiten.

Du Freund des Mahls, von dem die Grazien
nicht scheiden,
Und wo die Lieblichste den weißen Schleier nimmt,
Um schön damit die Freude zu bekleiden,
Wenn sie den Ton des Festes stimmt;
Ja, Freund, bei deinem frohen Mahle,
Wo sich kein wilder Rausch der heitern Flasch' entstürzt,
Und wo der Gemeint die blinkenden Pokale
Mit Liedern und mit Scherzen würzt;
Bei diesem Liedermahl beschwör' ich dich: o sage!
Sag', ob das Dasein Leben heißt,
Das sich, durch eine Prunkgelage,
Wie Meerschaum durch Klippen, reißt?
Was werden die verschwiegnen Tage

Der Stunde ſagen, die das Blut heißt?
Wie werden ſie verſöhnen ihren Geiſt,
Wenn er, vom langen Prunkgelage,
Die Luſtgenoſſen aufſtehn heißt?
In meinem frohſten Herzensſchlage,
Da regt ſich noch ein leiſer Ton
Der ſeelenvollen Liedertage,
Die dort im heitern Leben uns entflohn,
Im Leben deiner Tafelrunde,
Das dem Erinnrungsblick ſich nicht verhüllen darf:
Das jedem Bienenflug der Sommerabendſtunde
Die Honigblum' entgegen warf,
Und das dem ſchönſten ihrer Flüge
Ins Blumenland der Phantaſie
So leichte, ſchöne Flügel lieh,
Daß ſie wohl gern ein Engel trüge,
Um ſanft mit Himmelsluft Mathilden anzuwehn.
O, jene Stunde wird mir nimmer untergehn!
Wie eine ſteigende Aurore,

Wird oft ihr helles Bild durch meine Tage ziehn,
Und selbst vor jener letzten Herr,
Die aus Syrtessen tritt, nicht fliehn. —
Doch willst du sehn, wie sich die Schwelger überbieten:
So folge mir mit deinem Blick
Zum Wettkampf unsrer Sybariten!
Aufs Wort! wir kehren bald zurück.

Der Grieche — nicht, wie wir, begabt mit Almanachen
Der Leckerei — verglich das Leben einem Schmaus;
Wir drücken das viel stärker aus,
Viel treffender, als er: wir machen
Das Leben selbst zu einem Schmaus.

In diesem Geiste wird dem Volk in unsern Tagen
Der Weg, der zum Verstande geht,
So ganz und gar versperrt, indeß der Weg zum Magen
Ihm desto breiter offen steht.

Mit wüſtem Kopf und ſeichtem Herzen
Schmauſt ſich ein Abend hin, der ſich von ſelber kürzt;
Schmeckt nicht ein gutes Mahl bei matten, platten Scherzen
So gut, als hätt' es ſelbſt der Genius gewürzt?

Was Genius in unſern hellen Tagen,
Wo man, wie der Effendi glaubt,
Nur gute Schultern braucht, ein Amt und ihn zu tragen,
Der ſeinem Laſtmann nur ſo viel von Zeit erlaubt,
Als Noth thut zum Betrieb der Hungerquellen,
Die der Effendi Steuerquellen nennt! —
Gereden mögen nun die heilgen Tempelſtellen,
Wo dir, o Menſchheit, dir! ein Opferaltar brennt!
Hinweg mit Herders Geiſt — Trotz der Ideenſtärke!
Was nützet ein geweihtes Wort?
Weit kräftiger hilft dem Verdauungswerke

Ein Anekdotenbüchlein fert.
Herab, du Mensch, aus deiner höhern Sphäre!
Dein Götterideal zerrinnt!
Der Leib — der ist ein Gott, und volle Tafeln sind
Die ihm geheiligten Altäre!
Schon lebt der Mensch, im Drang nach Lust und Zeitvertreib,
Ein wenig mit dem Geist, im Ganzen für den Leib!
Auch thut im Schwelgerstolz, wenn uns nicht alles trügt,
Ein weites Ehrenfeld sich auf:
Ein Mann von sechzehn Schüsseln wieget
Wohl einen Mann von sechzehn Ahnen auf.
Wohin du schaust in unsern deutschen Kreisen
Du siehst das Land, wo man die Tage schwelgend kürzt,
Auf einem Rheinweinfaß sich in den Magen stürzt,
Wo man das Leben nur mit Schmäusen,
Die Schmäuse nicht mit Leben würzt.

Apicius hat achtzig Jahr verschlungen;
Die Kochkunst nährte seinen Lebenstraum;
Ihr weiht' er seine Huldigungen,
Und seinen Gottesdienst dem Darm.
Wohl hatt' er einen Schatz von Kenntniß aufzuweisen:
Zwar er durchreiste nicht die fernen Länder, nein,
Er ließ, in ihren Leckerein,
Durch sich hindurch die Länder reisen:
Ein gutes Stück der Barbarei,
Amerika, und die Molucken,
Und China, Hindostan zog er herbei,
Auch Japan, um es zu verschlucken;
Und endlich schluckt' ihn selbst ein kleiner Hügel ein:
Da braucht ihm nun der Hinterbliebne
Zum Lebenslauf kein Blatt im Nekrolog zu weihn;
Er lebte sich in eine längst geschriebne
Biographie getreu hinein;
Denn wilst du seine Thaten lesen:
So lies sein Kochbuch durch! da hat sein Geist gehaust;

Nach dieser Charte hat er seine Welt durchschmauſt,
Und seine Zung' ist ganz Weltbürgerin gewesen.
So wie das Volk in Rom nach Brodt und Spielen,
schreit
Nach Reiz und nach Genuß das Streben unsrer Zeit.

Die Männer selbst im hohen Rathe,
Die Hülf' und Fülle wohl umfängt,
Sie hangen fest an ihrem theuren Staate,
So wie die Auszehrung an einem Körper hängt.
Da sitzen sie in ihren weichen Sesseln,
Wen keiner Noth des Landes stark bewegt,
Selbst wohlbehaust und wohlgepflegt,
Und ahnen nicht, daß dies und jene Landschaft
Nesseln,
Anstatt der edlern Früchte, trägt.
Ist nun des Rathes Haupt, wie bei dem Krebs,
ein Magen:
So bricht es freilich keine Bahn

Zur beſſern Zukunft, zu den Tagen,
Die ſich dem höhern Ziele nahn!

Mit wenig Seele wird, im Leben
Der großen Welt und ihrem Streben,
Wenn auch nicht viel gethan, doch vieles abgethan.
Blick' auf die Sammlung Landesſtände,
Die, für das Wohl des Landes, Feſt an Feſt,
Wie Perlen, reihet, und am Ende
Von ſelbſt die Dinge gehn und ſtehn und fallen läßt!

Der hohe Rath gleicht einem Kreis von Göttern;
Der ihn regiert, zeigt ſeine Breite dort,
Wie zwiſchen kleiner Schrift ein ausgedehntes Wort,
Gedruckt mit etwas großen Lettern.
Da ſeht! ſchon deutet er den Schluß
Der hohen Sitzung an; die Stund' iſt auf dem Schlage;
Er unterſchreibt geſchwind nur eine Landesklage,
Die man ihm vorlegt, noch, weil er zum Prunkgelage

Des reichsten Prassers eilen muß.
Und nun zerstreun sich auch die andern Magen,
Wie Blätter eines Buchs, das, von der Zeit verwaist,
Nun eine Krämerhand zerreißt,
Um etwas Nährstoff drein zu schlagen.

Welch Kutschgerausch! mein Fenster klirrt!
Das Straßenpflaster funkt, wie lauter Feuereisen:
Der Wucherer Bombyx giebt ein mächtig großes Essen;
Das Mahl ist körperreich und prächtig, wie der
Wirth.
Aus allen weiten Schöpfungreichen,
Aus Wäldern, Meeren, Flüssen, Teichen
Reißt solch ein Schmaus die Thiere fort;
Und nun besetzt den Tisch ein allgemeiner Mord
Mit einer todten Welt im Kleinen:
Da muß sich Feindliches mit Feindlichem vereinen;
Was nimmer sich beisammen sah,
Bringt hier die Leckerei zusammen:

Der Indus, und Amerika,
Des Nordes Eis, und Südens Flammen.
Und welch ein Prunk! — hier laß uns weilen!
Den Tisch umblüht ein schöner Frauenkranz,
Und Männer, die, im Ehrenglanz,
Als ihre eignen Ehrensäulen
Zum Prachtmahl erst das Prachtmahl weihn,
Und Diamanten groß und klein,
Die sich, wie Sterngebild', umkreisen;
Verschöpf' in schimmernden Gebäusen,
Die du nicht bunter mahlen kannst,
So steif, wie auf dem Tisch, sind um den Tisch
gepflanzt,
Der einem Beete gleicht im bunten Scherbenrahmen.
Man labt an Schätzen sich, die Plutus aufgehäuft,
Und bringet Schätze mit, nach denen Fama greift,
Man nagt an Schuppen hier, und dort an guten
Namen:
Es ist beseelt genug der körperreiche Tisch;

Iſt das Geſchwätz auch faul, ſind nur die Auſtern
friſch.

Hoch rühmt die Stadt das Haupt der neuen
Sybariten.

Den Mann umgiebt ein ſtetes Freudenfeſt;
Und kriechend naht ſich ihm die Schaar der Paraſiten,
Wie Schwärme gieriger Termiten,
Die er verachten darf, weil er ſie füttern läßt.
Eins iſt, das mehr verdreußt, als alle Schmach
der Erde,
Das iſt der Paraſit, der, wenn er Weinduft riecht,
Demüthiglich um ſtelze Praſſer kriecht.
O, der iſt werth, daß er getreten werde,
Der Schwelgern ſich zu Füßen wirft,
Und gern in Chierwein die Schmach hinunter ſchlürft!

Ein zweiter Praſſer ſucht dem erſten nachzu-
ſtreben.

Solch Treiben nennt der Wahn ein großes Leben;

Und das erhabne Verbild zieht.
Kein Wink, kein leises Drehn der Zukunft darf ihn hindern,
Er muß, um groß zu seyn, durchaus sich kleiner plündern.
Beraubt ist schon sein häusliches Gebiet,
Ist innen hohl, jedoch es blendet;
Fort reißt die Thorheit ihn, sein Will' ist nicht mehr frei;
Doch ist das Heiligthum, sein Amt, noch nicht geschändet;
Auch diesen Altar stürzt der Ruhm der Schwelgerei!
Sie weiß mit ihren Zauberklängen
Sich in den dunklern Ernst des Lebens einzudrängen,
Wie schrecklich finster sein Gebiet auch sey.

Da sieh den Feldherrn ziehn! es schreit ein ganzer Wagen
Voll Opferthiere für den Magen,

Dem Manne nach, den wir gerüstet sehn,
Ins Feld der grausen Schlacht zu gehn.
Im Felde schlachtet er, im Zelt wird ihm ge-
schlachtet.
Sprecht, ob es nicht das Aug' umnächtet,
Wenn wir ein üppig Mahl den Krieger halten sehn
Dort in der Nachbarschaft gefallner Schlachtgenos-
sen,
In jener Luft, in der die letzten Seufzer wehn,
Von Lippen, die sich dort auf ewig schlossen?
Ach! dringt kein Athemzug von jener schweren Luft
Hinein zu seines Mahles Duft?

O! wenden wir den Blick von diesem finstern
Bilde!
Dort zieht ein heitres Völkchen durch die Flur,
Begrüßend mit Gesang das blühende Gefilde:
„Süße, heilige Natur,
Laß uns gehn auf deiner Spur!"

Die Freunde der Natur gehn freilich nicht zum Faſten
Im grünen Hain, am klaren Bach:
Und darum folgen ihnen Laſten
Von fetten Tafelfreuden nach.
Der Wald empfängt ſie! „O, wie heilig" —
Ruft jede Stimm', „iſt hier der Raum in dieſem Hain!
Die Speiſen her!" — Belaſtet wird nun eilig
Ein ſchlechter Tiſch mit gutem Wein
Und fetter Koſt. Man ſitzt, und ladet reichlich ein,
Bloß um die Langeweile zu vertreiben
Vom ſüßen Zauber der Natur!
Die mag indeß in Wald und Flur,
So gut ſie kann, ihr Weſen treiben!
Belauſcht wird ſie von ihren Freunden nicht;
Doch eine holde Stimme ſpricht:
„Die Lerch' iſt in der That ein liebliches Gefieder,

Wenn ihr Gesang ertönt! Die Dichter haben Recht!
Nur schmecken die gebratnen Lieder
Der kleinen Brust doch auch nicht schlecht!" —
Man schmaust die Stunden hin, und endlich fodert dringend
Die Nacht zum Rückzug auf. Man geht und wandert singend:

„Süße, heilige Natur,
Laß uns gehn auf deiner Spur!"

An meinen Stiefelknecht.

1810.

Ein Kaiser wars, der so den Menschensinn verlachte,
Daß er sein Pferd zum Ritter schlug,
Und dann den Gaul zum Konsul machte,
Der ihn und seine Tollheit trug.
Ein Andrer machte sich den Fürstenspaß, und sandte
Einst seinen Stiefel in den Reichssenat,
Worin er ihn zum Haupt ernannte.
Der hochgeborne Stiefel trat —
Man hätt' ihn freilich gern verbeten —
In seiner Hoheit auf, jedoch auch stumm und dumm;
Und setzte nun ein ganzes Heer von Räthen
Zu lauter Stiefelknechten um;

Doch blieben sie dabei ehrwürdige Gestalten.
Der Staat regierte sich, nicht mehr, noch minder schlecht,
Als da, wo andre Knechte walten.

Dieß mahnet mich an dich, mein guter Stiefelknecht.
Daß dich die Welt nicht kennt, das macht dir keine Grille;
Die Welt sieht nur nach Prunk und nach Geräusch sich um;
Du bist bescheiden, wie die Stille,
Und wie am Fürstensitz die Wahrheit, taub und stumm.
Der große Tigellin hat manche deiner Gaben,
Ist knechtisch, so wie du, nur nicht so schlecht und recht,
Wie du, mein guter Stiefelknecht.
Er sollte deine Stummheit haben;
Er schreit so laut, und spricht so schlecht!

Du kannſt mit ihm dich immer meſſen;
Doch hat zu lange ſchon die Muſe dich vergeſſen,
Und ſeine Schmeichler ſchrein uns taub.

Für dich wächſt nicht das ehrenvolle Laub
Des Lorbeers, deſſen ſich, nebſt ihrem fettern Raub,
Die Helden unſrer Tage freuen.
Du lebſt im Staub', und jene machen Staub,
Uns in die Augen ihn zu ſtreuen.
Mein lieber Stiefelknecht, o glaub'! —
Dir darf ichs in die Ohren raunen,
Daß meinen Zorn es oft in Flammen ſetzt,
Wenn in die Sprache der Poſaunen
Die Frechheit ihre Lügen überſetzt.
Ich darf zu dir von Herzen ſprechen,
Denn du verräthſt mich nicht. — Da draußen in der Welt,
Da ſteht ein Mann, der ſteif Gedankenwache hält! —
Verbrechen der Gewalt, wer nennet ſie Verbrechen?

Was ein Tyrann gebeut, und was er thut und spricht,
Nennt, hocherlauchtet sich! Die Wahrheit darf ja nicht,
Auch nicht durch Schweigen widersprechen;
Ihr stiller Blick ist schon ein Strafgericht.
Man haßt die Thorheit nicht, man scheut nur ihren Namen;
Auf unserm Titelmarkte gilt
Der schön verzierte, stolze Rahmen,
Nicht das darein gefaßte Bild.
Die Wahrheit fürchten nur die Kleinen und die Schwachen;
Und welcher Große will gern schwach seyn oder klein?
Es kostet weder Schmach noch Pein,
Wo Niemand lachen darf, sich lächerlich zu machen,
Und wo die Rüge schweigt, der Rüge werth zu seyn.
In solcher Welt, die oft den stillsten Sinn empöret,

Sey dir's immerhin ganz recht,
Ein Ding zu seyn, mein guter Stiefelknecht,
Ein bloßes Ding, das weder sieht noch höret.
Daß du kein Mensch bist, glaube mir,
Das rettet dich vor manchem Tag des Leides.
Du wärst — denn wer verbürgt alsdann die Unschuld dir? —
Vielleicht ein Räuberheld, das ist ein wildes Thier;
Vielleicht ein Narr, vielleicht auch beides,
Wie das — so wunderbar es scheint —
Die neuste Heldenzeit vereint.

Wir sahn bei Haderpfütz auf jenen Blutgefilden,
In frischgeschaffner Wüstenei,
Ein solches Narrenspiel der Grausamkeit sich bilden.
Der hohe Sultan ruft die Heldenschaar herbei.
„Wie soll man," fragt er sie, „die große Schlacht benennen,
Die sich der Sultan heut gewann?" —
„Wer wird," beginnt ein weiser Mann,

„Wer wird in ihr die Kaiserschlacht verkennen?“
Drauf hebt der Sultan sich von seinem hohen Sitz,
Und spricht: — „Man nenne sie die Schlacht bei
Haderpfütz.
Nach diesem Namen wird die fernste Nachwelt fragen,
Ihn soll in unsrer Kaiserstadt
Die Brücke, die noch keinen Titel hat,
Als Denkmal, als Trophäe, tragen!“
Er sprachs — die Brücke ward nun durch das ganze
Land,
Als hätte sie die Schlacht des Sultans mitgeschlagen,
Die Brücke Haderpfütz genannt.
Und Alle riefen, wie besessen:
„Wer kann an Göttlichkeit mit unserm Herrn sich
messen?“
Und Meister Denon *) schrie: „Groß bist du, wie
die Welt!

---

*) Siehe Denon's Reise.

Die Welt ist nur zu klein für dich, gepriesner Held!
Das schreib' ich in mein Buch, damit wirs nicht vergessen."
Nun hat es Meister Denon breit
In seine Blätter eingetragen.
Da kann es denn die Ewigkeit,
Wenn sie es wissen will, erfragen.
Ein Zweiter rief: „Vernehmts, Heroen unsrer Zeit!
Ich schwörs bei meines Sultans Waffen:
Sechs tausend Jahre brauchte Gott,
Um solchen Sultan zu erschaffen!" —
Wie das der Sultan nahm? Er nahm es nicht für Spott;
Der Mann beschwor es ja bei seines Sultans Waffen.

Dies Narrenspiel der Heldenschaft
Ist furchtbar toll und schauderhaft,
Zu schauderhaft zum Spott, zu lächerlich zum Weinen.

Das Blut empört sich kalt und starr!
Der größte Held, der größte Narr,
Wird dir kein Widerspruch mehr scheinen.
Und fändest du es doch vielleicht zu schaudervoll,
Die Mordlust mit der Lust der Narrheit zu vereinen:
So könntest du als Mensch, und etwas minder toll,
Als jener Held, — in stillen Ehren prangen
Mit deinem Knechtessinn; und durch ihn könntest du
Zu Leibespfleg' und Geistesruh'
Und mancher Herrlichkeit gelangen.
Du könntest, träfe dich des Glückes Zauberstab,
Wohl den Gesetzgebungssenat ersteigen,
Der selbst nur ein Gesetz, und auch sich selbst nur
gab —
Das ist: vor dem Gebot des Großsultans zu schweigen.
Und würdest du vielleicht zur Mitgenossenschaft
Der Staatsberathung auserkoren:
Du hast — und fehlt es dir an Licht und Geisteskraft —
Du hast, was du bedarfst, hast zwei robuste Ohren.

Wohl würdeſt du dann groß und breit
In einem Staatskalender ſtehen;
Jedoch, wenn wir es recht beſehen,
Du hätteſt Würden dann, nur keine Würdigkeit.
Bleib lieber, was du biſt! laß Thoren ihren Schein!
Man muß ſtets groß genug, nie gut genug ſich ſeyn!

Nimm, daß der Sultan ſich einmal den Spaß vergönnte,
So wie du gehſt und ſtehſt, mein lieber Stiefelknecht,
Dich zu betiteln, wie er könnte:
Was würdeſt du, bedenk' es recht,
Was würdeſt du damit erreichen?
Du bliebeſt, trügſt du auch ein helles Ehrenzeichen,
Wie manches Königlein im Purpur, doch ein Knecht!
Entbehre ſolcher hohen Dinge;
Doch nimm getroſt den kleinen Kranz,
Den, ſonder allen Prunk und Glanz,

Ich still um deine Ohren schlinge.
Ich feierte durch Schmeichelein
Noch keinen Sultan, keinen Bassen;
Nur dich hätt' ich in Kupfer stechen lassen,
Um dein bescheidnes Bildniß fein
In goldnen Rahmen einzufassen;
Doch, sähst du manchen Kopf in solchem Heilgen-
schein:
Du stecktest deinen nicht hinein.
Weil nun von oben her, bis zu der tiefsten Tiefe,
Kein Ehrenmahl mehr unentheiligt blieb:
So nimm mit diesem schlichten Briefe,
Mein lieber Stiefelknecht, vorlieb!

Apologie.

An L.

Von dieser Ebb' und Fluth geliebter Albernheiten
Soll ich den Blick nach bessern Seiten,
Nach höhern Gegenden des Menschenlebens drehn!
Wahr ists, das Alte sank schon mehr und mehr darnieder:
Das macht es eben wüst; wann werden wir einst wieder
Bebaut die öden Stellen sehn?

Das Leben dieser Welt hat immer seine Mängel;
Ein Thor verlangt davon mehr, als es leisten mag;
Nur, wo Gespenster flohn, da wandeln noch nicht Engel;
Wo Sterne leuchten, ist bei weitem noch kein Tag.
Wir wandeln unter kalten Sternen,

Umher iſt helle Winternacht:
Wer weiß, wann uns der Tag erwacht,
Wer weiß, aus welchen mildern Fernen
Er ſeinen Sonnenweg zu uns herüber macht?
Man liebt, man ſucht den Glanz; aus irgend einem Schimmer
Blickt auch der ärmſte Tropf herab:
So zieht ein täuſchendes Geflimmer
Der Eitelkeit durchs Leben auf und ab.

Nur das Gemüth iſt die geweihte Sphäre,
Wo zwiſchen Lieb' und Huld ein ſtiller Engel geht,
Der, unbekümmert, ob ein Ohr ſein Wandeln höre,
Die Freuden ſeines Himmels ſät.
Er geht hinaus zu ſeinem Volke,
So ſtill, wie die Natur, ſo heiter, wie das Licht,
Das Licht, das gern in einer Wolke
Von Thränen ſeine Strahlen bricht.
Der Seraph, der da zu dem Sohne

Des Kummers tritt, und ihm so manchen Tag bekränzt,
Heißt Lieb', und trägt die hellste Krone,
Die durch den ganzen Himmel glänzt;
Um ihn ist Wahrheit, Wärm' und jene heitre Wonne,
Die aus dem Herzen kommt, in Herzen sich ergießt:
Indeß Allintens Kopf, wie eine Winterſonne,
Sein Licht hin übers Eis der kalten Seele ſchießt.
Er ſchmückt den Lebensrand, und mitten
Im Leben ist es wüst und kalt,
Und hinter seinen, glatten Sitten
Wohnt, mühsam nur verhüllt, die dunkle Mißgestalt.

Man kauft den Kern von harten Schalen:
Dieß will, dieß fodert die Natur;
Auch für die Wahrheit läßt sie nur
Ein wenig Mühe sich bezahlen,
Und Mühe kostet auch der Schein;

Die Lebenslüge, Zwang und Pein,
Und Eitelkeit hat ihre Qualen.

Doch sprich! bin ichs denn nur, der auf Verkehrtheit schilt?
Schlug ich allein der Thorheit manche Wunde?
Hast du noch nie gehört, wie aus dem eignen Munde
Des Narrn mehr Spott auf ihn, als ich ihm sagte, quillt?
Ich zeichne ja nur das Gebrechen;
Pult hadert, daß man ihn verlacht;
Allein bin ichs, der bis zum Sprechen
Ihn meiner Zeichnung ähnlich macht?

Eins ist, das leidet keinen Zweifel:
Ein Weiser ist sein eigner Gott,
Ein Böswicht sein eigner Teufel,
Ein jeder Narr sein eigner Spott;
Die Lüge spricht sich selbst zur Lüge,
Die Wahrheit spricht sich aus, in jedem ihrer Züge.

Sag' an, was birgt die Lüg' in ihrem falſchen Schein?
In ihren feinſten Schmeichelein?
Ihr Lob iſt nur ſo mehr ein Spötter,
Je mehr ſie alle Künſte nützt,
Und für ein eſels Haupt geſchickt die Neſſelblätter,
Die ſeine Wilde trägt, zu Lorbeerblättern ſchnitzt.

Doch die Vergötterung gefällt einmal den Thoren!
Nun gut! ſo nenn' ich denn den Midas einen Gott,
Und ſeine Ohren hoch- und höchſterleuchte Ohren!
Sprich! iſt das nicht ein lüſter Spott?
Wie voll der Lorbeerkranz auch ſchatte,
Womit die Schmeichelkunſt ein ſolches Haupt umflicht:
Hervor ſchaut hinter jedem Blatte
Des Satyrs lachendes Geſicht.

Die Wahrheit freilich wird Verthorheit nicht bekehren,

Die liebend ihren Wahn umfängt;
Allein kann sie der Schaar von Thoren sich erwehren,
Die sich zu ihrem Reime drängt?
Wer prunkt daher mit schmutzigen Gebehrden,
Mit trotzig lautem Fußgeschaar,
Um von der Welt bemerkt zu werden?
Da kommt der Reim und spricht: „ein Narr!"
Und rechnest du es, als Vergehung,
Dem Staat an, der den Narrn verhöhnt,
Wenn er mit Ehrenschmuck ihn krönt?
Sag'! ist nicht jede Standerhöhung,
Die um den eitlen Thoren strahlt,
Ein Spott auf ihn, den er bezahlt?
Da sieh! der Zorn hängt einer Motte
Das Zeichen eines Adlers an:
Nun sag' mir, ob mit schlimmerm Spotte
Der Satyr je verhöhnen kann?
Ja, lächelst du nicht selbst, wenn sich der Thor-
heit Stempel

Auf einer Priesterhandlung zeigt?
Wenn Klaus Eitelkeit im Tempel
So andachtvoll sich vor sich selbst verneigt?
Wenn sie an der geweihten Stätte,
Wo sie die Pflicht der Demuth hört,
Mit einem prächtigen Gebete
Den Gott, der gar nicht vornehm ist, beehrt?
Und wie? was setzest du zum Preise,
Wenn ich, als kein Sophist, dir hell und klar beweise,
Daß deine Grazie, die sanft entzückt und rührt,
Selbst eine scharfe Geißel führt?
Was kann im höchsten Schmuck die Thorheit härter strafen,
Als wenn so ungeschminkt die Unschuld wandeln sieht,
Die schön, ohn' alle Kunst, gleich Wiesenblumen, blüht?
Und mocht' zittern wohl die Sklaven
Des Lasters ängstlicher zurück,
Als vor der Tugend hellem Blick?

Da brauchen sie viel Kunst nicht, schamroth da zu
stehen:
Dieß, wenn du billig bist, dieß giebst du mir doch zu!
Schau, wie die Sachen sich zu meinem Vortheil
drehen!
Erscheint mein Satyr nun nicht sanfter jetzt, als du?
Du sprichst: „So fahret denn durch fromme, stille
Güte
Die Irrenden der schönen Blüte
Der Lebenswahrheit schonend zu!“ —
Doch sey gerecht! Bezaubert wohl die Güte,
Wenn die Gewalt der Grazien ihr fehlt,
Die Macht, die deinem Geist so innig sich vermählt!

Und dennoch — du hast Recht! die Thorheit
zu verspotten,
Dieß tiefgewurzelte, stets frische Immergrün
Im Hain des Lebens auszureuten,
Ist ein vergebliches Bemühn!

Ich geb' es auf, dem Wahne zuzumuthen,
Vernünftiger und menschlicher zu seyn.
Besuche mich in meinem Ariehnthain!
Ein kleiner Wald von Rosenruthen,
Der sich an Dorngehege schmiegt,
Läßt deinem Blick sogleich vermuthen,
Daß eine Geißel da begraben liegt.

Lied zu dem Festmahle der Naturforscher in Dresden, am 20. September 1826.

So haben wir dich denn vernommen,
Erhabener Genius du!
Du rufst uns ein freies Willkommen
Im heiligsten Tempel zu.

Uns führte Begeisterung zusammen
Auf diese so friedliche Bahn,
Einander — uns mehr zu entflammen —
Das geistige Auge zu schaun.

Geheimnisse mächtiger Stunden,
Die suchen, die meinen wir nicht

Erwachen, auch wieder verwachen:
Wir forschen nach klarerem Licht.

Wir wollen nicht Staaten bekehren;
O, laßt uns! wir wollen ja nur
Mit Freudigkeit lernen und lehren
Die Wirklichkeit, den Sinn der Natur.

Wer ihr ein Geheimniß entringet,
Wer in ihr verborgenes Leben
Sich tiefer versenket, der bringet
Das Himmelreich tiefer hinein.

Wir müssen denn ringen und sterben
Stets höher und höher hinauf!
Das müssen wir heilig! und geben
Einander die Hände darauf.

Die Griechen
im Kampfe mit den Barbaren.

Verlaſſnes Griechenland, da ſtehen
Verwaiſte Rettungshilfe — und ſehen
In ungeſtörter, kalter Ruh,
Dem Mordgeheul der Barbaren zu!
Sie ſehn, wie das, was Chriſtus ſäte,
Die Feindeswuth darnieder tritt,
Sie tragen ſelbſt die Mordgeräthe
Den Mördern zu — ſie morden mit —
Und wagen, Chriſten ſich zu nennen!
So ſpotten ſie der Chriſtenpflicht!
Nein! Jeſus Chriſtus, Dich erkennen
Die chriſtlichen Barbaren nicht!

Gefallen iſt die heilge Sache!
Die Todesernd' iſt abgemäht!
Einſt erndtet Ihr, was Ihr geſät! —
O zittert! zittert! Gottes Rache,
Sie trifft die Schuld, früh oder ſpät!
Ach! edles Blut iſt ſo verronnen!
Ihr Blicke Gottes, all' ihr Sonnen
Des Himmels, bargt ihr euer Licht
Vor ſolchem ſchwarzen Frevel nicht?
Da ſieh! wornach du längſt geſchmachtet,
Politika, du Orkusbrut!
Da ſieh! dein Opfer iſt geſchlachtet,
Dein Höllenaltar ſteht in Blut!
Berauſche dich zu neuen Thaten!
Berauſche dich mit neuem Muth,
Gott und die Menſchheit zu verrathen!
Und haſt du je von Gott geträumt,
Wie ſeine Schrecken zu dir traten:
Vergiß, und geh! der Becher ſchäumt!

Geh hin, vom Völkerhaß begleitet!
Geh hin, zu deinem Siegesmahl!
Aus Leichen iſt es dir bereitet;
Roth ſchäumt der gräßliche Pokal!
Das Feſtlied zu dem Bacchanal
Von allen Bergen ſtrömt es nieder;
Es hallt aus allen Klüften wieder
Das Angſt- und Fluchgeſchrei der Qual!
Da ſchwelge dich dann immer dreiſter!
Mag doch vor dir die Nacht daſtehn,
Durch welche Todesſeufzer wehn,
Und der Erſchlagnen irre Geiſter,
Die finſtern Rachegeiſter, gehn!
Sie zeigen Hellas große Trümmer!
Sie weiſen auf das Blutfeld hin!
Das Alles, Alles, irrt dich nimmer!
Die Wüſten, — freche Sünderin,
Die deine wilden Knechte ſchufen,
Sie ſteigen fürchterlich die Stufen

Des hohen Pelion hinan,
und, Hellas, Deine Söhne rufen
umsonst das Herz der Menschheit an!
Die mitleidvollen Lüfte tragen
Den Hülferuf von Land zu Land.
Wie? hat den Geist, den sie verklagen,
Hat ihn ein Zauberspruch gebannt?
Den Schrei, von allen Völkern, allen,
Er hört ihn, schweigt, läßt ihn verhallen,
Und schauet in den Tempelbrand! —

Heil, edle Griechen, Euren Manen!
Euch hat ein heiliger Tod geweiht;
So theilt denn die Unsterblichkeit!
O, theilt mit Euren hohen Ahnen
Die Kronen einer großen Zeit!
Schaut nicht herab, wo immer stummer
Verödet Tempes heilge Flur
Die Luft — als athmete dort nur

In einem langen Sterbeschlummer
Noch die hellenische Natur!
Schaut nicht herab zu den Gebüschen
Der starren Wildniß — da verwischen
Barbaren Eure letzte Spur!
Hörts nicht, wie da die Schlangen zischen,
Wo durch den dunkeln Lorbeergang,
Wo unter heiligen Gebüschen
Der gottbegeisterte Gesang,
Der hohen Lyra Kunst erklang!
Horcht nicht nach jenen Tempelhügeln,
Da zürnet, ewig aufgeregt,
Ein Wehruf, den auf seinen Flügeln
Der Wind durch die Ruinen trägt! —
Da schleppten Christen Eure Kinder
Und Fraun, für niedrigen Gewinn,
Ins Elend, in die Knechtschaft hin!
Die tiefste Höll' hat keinen Sünder,

Der je auf seinem Frevelmuth
Ein schwärzeres Verbrechen lud!

Laßt uns, laßt die Geschichte trauern!
Mit des Entsetzens tiefsten Schauern
Erfülle sie das Trauerspiel,
Als die erhabne Hellas fiel! —
O tragt in Frieden Eure Kronen!
Vergeltung Eurem Christenmuth!
Hier spritzt untilgbar an die Thronen,
Ihr Hohen, Euer Opferblut!
Was Ihr, was unsre Zeit gewesen,
Das wird dereinst die Nachwelt dort —
Dort in der Blutschrift wird sies lesen —
Fahrt wohl! mir fällt die Thrän' ins Wort!

An die Deutschen.

Im Herbst 1826.

Seht, im Osten rüstet sich Verderben,
Auszugießen Raub und Mord und Brand!
Soll sichs abermal mit Blute färben,
Unser wundenvolles Vaterland?
Soll die Blüthen Eurer Söhn' und Töchter
Abermal ein Sturm darnieder wehn?
Ueber ganze blühende Geschlechter
Hin der Fußtritt der Vernichtung gehn?
Deutsche Männer, seht das schwarze Wetter,
Hinter dem blutroth der Halbmond steht!
Um ihn her die dunkeln Todesgötter,
Von dem wilden Mordpanier umweht!

Sie bereiten schon die Schlangenblitze,
Die dereinst auf eure Friedenssitze
Niederfahren — und ihr schlummert fort!
Ging für euch der finstre Tag verloren,
Jener Tag, als da vor euren Thoren
Blutberauscht der Blutvergießer stand?
Denket ihr nicht mehr der großen Thaten
Jenes hohen, herrlichen Sarmaten,
Welcher euch den Tigerklaun entwand?
Sind vergessen jene Schreckenszeiten?
Stumme Zeugen der Vergangenheiten?
Gegenwart, so nimm denn du das Wort!

Seht nach Osten! Ströme Blutes fließen
Selbst bei den Barbaren dort!
Ja, so übet sich im Blutvergießen
Fürchterlich der große Meuchelmord,
Dem nach unserm Blute gierig lüstet!
Euch hat er's, was gegen euch ihn rüstet,

Abgelauscht: und doch ihr schlummert fort?
Eure wohlklangvollen Truggespinste,
So ihr freundlich mit einander tauscht,
Eure Listen, eure Schleierkünste,
Alles hat euch der Barbar entlauscht.
Und so steht er, durch euch ausgerüstet,
Gegen euch steht er gerüstet da,
Gräßlicher, als je die Zeit ihn sah!
Wenn er eurer Ruh' das Daseyn fristet:
O, er weiß, sein Tag ist noch nicht da!
Welch ein Fluch hat euch so schwer gerichtet,
Nicht zu sehn die drohende Gefahr?
Griechenland stellt euch ein Schreckbild dar;
Alles Daseyn vor ihm her vernichtet
Schonungslos der wüthige Barbar!
Blicke, so ihr nach dem Nachbar richtet,
Lenket dort hin! dort ist die Gefahr!
Theilt mit ihm die blutigen Verbrechen!
Streuet aus die Saat der eignen Schmach!

O! die Zeit der Aernte wird es rächen!
Halten wird ſie, was die Saat verſprach!
Schmieden wird der Wüthrig Sklavenketten,
Aus den Waffen, ſo ihr jetzt ihm leiht,
Der in blutumfloßne Schädelſtätten
Eure Fluren zu verwandeln dräut!
Was mit Angſt die Völker all' erfüllet,
Wollt ihr Wächter nur nicht ſehn, und hüllet
Träge Selbſtverblendung in den Schein
Einer tiefverſchwiegnen Weisheit ein!
Ihr verhüllt nicht ewig eure Sünden!
Eine Zeit wird kommen, wo ihr wacht und zagt!
Wenn der Wahrheit Sonne heller tagt:
Dann wird euch ein Richterwort verkünden,
Wie der Enkel eure Schuld verklagt! —

Halle,
gedruckt bei Friedrich Ruff.

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Achtes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1829.

HALLE

Inhalt.

Die Einsamkeit	Seite	1
Rosalie an Tiedge. 1786	—	47
An Rosalie	—	50
Rosalie an Tiedge	—	73
An Rosalie	—	78
An Rosalie	—	94
Der fliehende Held	—	111
Friedens-Cantate	—	112
Frühlings-Cantate	—	116
Die Apostel am Pfingsttage	—	121
Dein Wille geschehe	—	160
Das Reich Gottes	—	164
Versöhnlichkeit	—	168
Dem 20. Mai 1809	—	170
Idela	—	173
Der Greis	—	175

Dora : : : : : : Seite 178
Elegie an Naumanns Grabe : : — 183
Troſt in Briefen : : : : — 186
Frühlingsankunft : : : : — 189
Das verſchwundne Paradies : : — 191
Palinodie : : : : : — 193
Dem 20. Mai : : : : — 199
Rom : : : : : : — 204
Anmerkungen zu dem Gedichte:
„Die Einſamkeit“ : : : — 214
Anmerkungen zu den Briefen von Roſalie
und an dieſelbe : : : : — 223

Die Einſamkeit.

An Dora.

Es giebt auf Gottes ſchöner Welt
Gewiß noch manche ſchöne Stelle,
Wo ich mir gern ein Hirtenzelt
Erbaut' an einer kleinen Quelle.
Ja, ſolch ein Plätzchen liegt noch hier
Und da verſteckt; allein vor allen
Könnt' eine Schattenſtelle mir
In Deinem Birkenhain gefallen;
Da möcht' ich, nicht zu fern von Dir,
In meinen Feierſtunden wohnen,
Wo in den reichen Blätterkronen
Die Turteltauben über mir,

In Liebesträumen, traulich girrten,
Und zu der Hand des ſtillen Hirten
Herunter flatterten, und ſich
Vertrügen unter meinem Zelte,
Und mich umſchmeichelten, wenn ich,
Zur Botin eines Briefs an Dich,
Die ſchnellſte Fliegerin beſtellte.
Die ſchönſte Stelle ſollte ſich
Zu einem Tempelraum bereiten,
Dir, ſanfte Dora, ſich zu weihn:
Da kehrteſt Du vielleicht zu Zeiten
Mit Deinen Engelkindern ein.

Von Leben tödtenden Beſuchern,
Von Schwätzern fern, wie könnt' ich dann
Mit meinen Stundenſchätzen wuchern:
Da wär' ich erſt ein freier Mann,
Und liederfroh, wie Nachtigallen:
Da lüd' ich meinen Frühlingshain,

Die Sänger in den grünen Hallen,
Zu ſüßen Wettgeſängen ein:
Dann würd' aus meinen Liedertagen
Die Luft zu Deinem Gartenhain
Wohl manchen Ton hinüber tragen,
Wo Du, mit Gott und Dir allein,
In ſtiller Abendfeier innig
Mit Deinem Herzen Dich verſtehſt,
Und, hell verklärt vom Monde, ſinnig
Durch Bornamünda's Roſen gehſt. —

Und heilig wär' es, wie die Stille
Von guten Geiſtern, um mich her,
Kein Seufzerlaut, als etwa der,
Von einer fernen Abendgrille.
Mich würd' ein immer froher Muth
Zu Fried' und Freudeliedern ſtimmen;
Nie würd' ein Funken Groll zur Glut
Des Zornes mehr in mir entglimmen;

Nie würde mir in ſeinem Blut
Ein guter Nam' entgegen ſchwimmen.

Es würd' auf meiner Lebensflut
Sich ein entwölkter Himmel ſpiegeln;
Und leiſe würde hinter mir
Ein Genius der Ruh' die Thür
Zu meinem Liederfeſt verriegeln,
Auf daß in meiner Einſamkeit
Mich nicht die tauſend Dinge ſtörten,
Die an den Blüten meiner Zeit
Gleich gierigen Inſecten zehrten.
Da würden Thal und Hain und Flur
Die goldnen Sprüche der Natur
Mir in die ſtille Seele flüſtern;
Nie würd' ich nach der ſtolzen Pracht
Mit ihrer goldnen Täuſchung lüſtern,
Die Alles, nur nicht glücklich macht.

Tritt näher, Freundin, den Geräuſchen,
Nach welchen man ſein Daſeyn mißt,
Das, klein und kriechend, wie die Liſt,
Sich martert, um ſich froh zu täuſchen.

O wie verliert ſich das Gefühl
Der Wahrheit auf dem Welttheater
In Nachahmung und leeres Spiel!
Dafür hat mir der gute Vater
Des Lebens dieſen Sinn verliehn:
Aus jeder Wieſenblume Nahrung
Für Herz und Geiſt hervor zu ziehn.
Ja, Freundin, da vernehm' ich ihn
In ſeiner hellſten Offenbarung.

Dich, Vater, find' ich überall
In der Natur! der Waſſerfall,
Das Lüftchen, das mit ſeinem Flügel
Die Blüt' umarmt am Schlehenhügel;
Das hohe Lied der Nachtigall;

Selbſt das Gekreiſche froher Raben,
Ja, Alles ſpricht ſo gut von Dir,
Und nichts verläumdet Dich, als — wir!
Wir Menſchen, voll von Deinen Gaben,
Und dennoch von Dir ſelbſt ſo leer!
Was Menſchen erſt vergöttert haben,
Nur darin find' ich Dich nicht mehr!

Sie prunken, Freundin, mit den Gaben
Der Klugheit, die ſo freundlich haßt,
So höflich mordet, um die Laſt
Des Lebens auf den hohen Stelzen
Des Zwanges froher fortzuwälzen.

Beim Freudenmale der Natur
Sog ihr geliebter Epikur,
Ihr Prieſter, trotz dem Hohn der Spötter,
Der ihn verläumdete, ſo rein,
Und frei und froh, wie ſeine Götter,
Die vollſte Seelennahrung ein.

Ich kann ihm manchen Wahn verzeihn:
Nur weiſe war's, daß er der Schaale
Des Lebens, ihren Kern entſchloß,
Und ihn im Gartenhain beim Mahle,
Das die Natur ihm gab, genoß.

Wie aber von den tausend Dingen
Des Lebens Ruh' und Harmonie,
Trotz allem Zwang umher, erringen?
Wie kann es ſelbſt ein Weiſer — wie?
Soll er in ſich zurück ſich ziehen?
Soll er ſo ganz und gar der Welt,
In welcher nichts ihm recht gefällt,
Mit Jacob Rouſſeau's Groll entfliehen,
Um von den Poſſenſpielen fern,
Worin ſie wirbelt, aus dem Kern
Sich eine beſſ're Welt zu ziehen?
In Träumen wenigſtens — da läßt

Sich immer noch die Frage hören,
Ob wir beim ewig langen Feſt
Der Freude wohl beglückter wären,
Als dieſe Welt uns werden läßt,
Die freilich uns noch manche Zähren
Und Seufzer aus den Herzen preßt:
Wir würden dann, in trägem Schauen
Hinwandelnd, nur Geword'nes ſehn,
Nicht ſchaffen würden wir, nicht bauen;
Wie Pflanzen würden wir da ſtehn.
Bedürftig flöchte keine Rebe,
Zu einem ſchönen Hülfsverein,
Geſtützt und ſtützend, in's Gewebe
Des Nachbarweinſtocks ſich hinein.

Auch ich! ich hab' in ſchönen Träumen
Mir manches Paradies geträumt,
Wo, unter Frucht- und Blütenbäumen,
Der Freudenbecher ewig ſchäumt,

Bekränzt mit immer frischen Rosen;
Nur selig seyn war der Beruf
Der Göttermenschen, die ich schuf;
Sie waren Lebensvirtuosen,
Vollauf von der Natur beschenkt,
An deren Busen, ungekränkt,
Die Freiheit ihren Kranz gefunden,
Mit keiner Fessel mehr bekannt,
Als nur mit der, die, von der Hand
Der treuen Zärtlichkeit gewunden,
In ihren himmelvollsten Stunden,
Die Lieb' im Hain der Myrthen fand.
Mein Werk war eine reine Welle,
Die hell im Strom der Wesen rann;
Da blickt' aus jeder Spiegelquelle
Ein Engel einen Engel an.

Bei diesem ungestörten Liede
Der Seelenharmonieen, lag

In seinem Palmenhain der Friede;
Sein Leben war der schönste Tag,
Der jemals auf dem Augenliede
Der jungen Morgenröthe lag.
Und ausgesöhnt war Erd' und Himmel;
Ein unumwölkter Sonnenschein
Beschien das fröhlichste Getümmel,
Beschien den ewig grünen Hain.

Die von der Weisheit selbst verehrte
Nicht leichte Kunst, sich stets zu freun,
Nach der die Menschen ringen, hörte
Ganz auf die schwere Kunst zu seyn.
Sanft athmete durch alle Triebe
Des Strebens nur der Geist der Liebe;
Das gab sich durch den schönen Bund,
Der alle Wesen faßte, kund.

Kein Wild durchirrte die Gebüsche,
Vor wildern Menschen auf der Flucht;

Man war noch menſchlich; kein Gemiſche
Vergoßnen Bluts und grüner Frucht
Ließ man zu ſeinem Mahle tragen —
Der Menſch aus unſchuldvollen Tagen,
Der fiel gewiß das Thier erſt an,
Eh' er es über ſich gewann,
Sein eignes Weſen zu erſchlagen —
Noch lebten meine Lotophagen,
Mild wie der Hain, ſanft wie die Flur,
In ſüßer unſchuldvoller Frohheit,
Doch weit entfernt von wilder Rohheit,
Und dicht am Buſen der Natur.

Du ahnſt, daß, ohne vieles Leſen,
Und Forſchen, in dem Paradies
Von meiner Schöpfung Grund und Weſen
Der Dinge, dieſes goldne Vlies
Der Wahrheit, leicht ſich finden ließ.
So war's. — Von allen Hinderniſſen

Befreiet, lag das ganze Wissen
Auch vor dem schwächsten Auge da:
Wie glücklich! aber was geschah?
Man sucht das Wissen, zum Entdecken,
In Räthselspiele zu verstecken,
Und ward ein Preis Dem zuerkannt,
Der die versteckte Wahrheit fand.
Da siehst Du nun: der Mensch will streben;
Der Mühe wird die Ruh' zu Theil;
Die Thatkraft ist der Weg zum Leben;
Erwerben ist die Thür zum Heil.

Die Unschuld kannte keine Klage;
Gerechtigkeit wog ihr die Ruh'
Der himmelvollsten Göttertage
Mit unentweihter Wage zu.
Wie denn? Bedurften jene Tage
Der Unschuld, die kein Unrecht kennt,
Der unentweihten Themiswage

Der Hand, die Recht und Unrecht trennt?
Des Friedens Sonnenſchein beſonnte
Die Welt, da, wo das Unrecht ſieh;
Wo man durchaus nicht anders konnte,
Als heiter, ſchuldlos ſeyn und froh.
Man lebte ja in dieſer Jugend
Der Unſchuldwelt, zu kindlich rein,
Zu fromm, um tugendhaft zu ſeyn.
Du ſiehſt denn, Freundin, manche Tugend
Kann auf dem Boden nur gedeihn,
Wo wir auch Unkrautwucher finden:
So laß uns denn mit heiterm Sinn,
Für manchen herrlichen Gewinn,
Auch immer den Verluſt verwinden;
Selbſt aber thun, was ſich gebührt,
Bis uns ein Gott hinüberführt,
Wo ſich die Knoten von den Dingen
Vielleicht ein wenig anders ſchlingen,
Als in dem Erdenlabyrinth,

Das uns, wie weit wir immer dringen,
Mit seiner Schattennacht umspinnt.

Verzeihe denn, Du gutes Kind
Der Unschuldwelt, daß an den Frieden
Der Unvergänglichkeit hienieden
Mein Geist so recht nicht glauben kann!
Vom Schauplatz, wo an wilden Dolchen
Manch edles Leben blutig rann,
Schwing' ich zur Gottheit mich hinan,
Die dies Gewebe nur aus solchen,
Und nicht aus andern Fäden spann.

„So kommt denn," fragst Du, „nimmer weiter
Das arme menschliche Geschlecht?
So haben denn die edlen Streiter
Umsonst gekämpft für Licht und Recht?" —

Wir kommen weiter, trotz den Mängeln,
Trotz Allem, was uns täuscht und irrt,

Ob auch ein Paradies von Engeln
Die Erde nie erzeugen wird.
Die Sonne wird, nach tausend Jahren,
Wie heute, schwache Menschen sehn;
Auch werden immer aus den Schaaren
Herrer erhabne Seelen gehn,
Die unverletzlich die Gefahren
Der Zeitenpestilenz bestehn.
Die sind der Menschheit Licht und Leiter;
Vor ihnen wird es hell und klar;
Sie schreiten vor durch die Gefahr
Und führen Menschenseelen weiter.
Ein sonderbarer Götterwuth
Bezeichnet leuchtend diese Herren;
Sie sind die heiligen Heeren,
Auf denen Gottes Vollmacht ruht.

Versäumen wir nicht unsre Zeiten!
Die werden nicht zurück mehr gleiten!

Wie auch die Menschheit wankt und irrt,
Das hehre Licht vom Jordan kärget,
Daß — wann und wo der Krieg auch würget —
Nie mehr ein Alba wüthen wird.
Denn dort, auch dort auf jenen Fluren
Iberiens, wo unbesiegt
Die schwarze Nacht des Wahnes liegt,
Wird einst, mit seinen hellern Spuren,
Ein neues Seyn, ein Auferstehn
Des Lebens, durch das Leben gehn.

Sonst reißt die Welt im alten Gleise:
So schleicht auch Menschenleben fort,
Sich immer gleich, von Ort zu Ort,
Als drehe' es sich in einem Kreise.
Wir hoffen, hoffen! und das Dort
Wird endlich Hier — dieselbe Reise,
Dieselben Wanderer fort und fort.
Doch wie zur Ruhe nun gelangen

In einer Welt, die Laster nährt,
und ihren Lebensraum den Schlangen
Im dunklen Herz so gut gewährt,
Als jener sanften Ringeltaube,
Die, auf den Zweigen Deiner Laube,
Durch helles Girren mit Dir spricht?
Wie läßt sich da die Ruh' erringen?
O dazu führet vor allen Dingen
Die schöne, menschlich schöne Pflicht:
Die Sommerluft und Sonnenlicht,
Beid zu berühren jede Welle,
Die je an unser Ufer schlägt;
Zu forschen nach der Blumenstelle,
Die auch das ärmste Leben trägt;
Sich fortzugehn, was unserm Tritten
Sich auch entgegen wirft, und dann
Der Gottheit selbst um nichts zu bitten,
Als man sich selber geben kann.

Doch eine Ruhstatt sey erlesen,
Wohin der heiße Pilger eilt,
Wo er ganz sein ist und sein Wesen
Nicht mit der Welt, mit sich nur theilt.
Mit neugestärkten Kräften eilt
Der Pilger nun durch die Gefilde,
Auf seinen Wanderstab gelehnt:
Sprich! kennst du nicht in diesem Bilde
Das Herz, das sich nach Ruhe sehnt?

O Ruhe! wenn im Abendgolde
Zu Dir des Heimes Athem stieg;
Wenn feiernd die Natur, Du Holde,
Vor Deinem Altar stand und schwieg:
Wie strebte denn aus dem Getümmel
Mein Herz hinauf, um hinzufliehn
Zu Dir, und Deinen ganzen Himmel
Dicht um mein Wesen herzuziehn!
O da verdämmern die Gestalten,

Vom Geiſt der Eitelkeit belebt;
Die Seele, feſſellos, erhebt
Empor ſich zu dem freien Walten,
Das über Raum und Zeiten ſchwebt.

Die Einſamkeit, die hehe Stille,
Die weihet, heiliget den Geiſt,
Daß er ſich kühn, aus dieſer Hülle
Der engen Sinnlichkeit, zur Fülle
Der Feier ſeines Himmels reißt.
Da blühn ihm ewige Naturen
Aus der Unendlichkeit hervor;
Da tönt der Welten großer Chor;
Da ſprießt auf reinen Aetherfluren
Ein junges Sonnenheer empor;
Da leuchten heller Gottes Spuren;
Da ſtrahlet flammender das Licht,
Das, unbemerkt dem niedern Volke,
Hervor aus jenen Spuren bricht,

Verklärend jede Schattenwolke,
Die sich, wie eine dunkle Welt,
Vor seine lieben Abendsterne,
Die Sterne seiner Ruhe, stellt,
Und ihm die Aussicht in die Ferne
Der großen Zukunft vorenthält,
Von der die Ahnung um die Hügel
Geliebter Urnen sich bewegt,
Und, wie auf weichem Taubenflügel,
Ihn über Götterfluren trägt.

Er birgt sich tiefer in die Hallen
Der Mitternacht, dem Ernst geweiht;
Und auf die Blumen seiner Zeit,
Auf seine Götterstunden fallen
Die Schimmer der Unsterblichkeit.
Er sieht am Ufer, wo die Zeit
Ihr Laub noch fallen läßt, mit Schweigen
Das Wogenfluten und das Steigen

Und Sinken der Vergänglichkeit.
Der Vorwelt graue Schatten zeigen
Ihm fern den erhabnen Kranz,
Wie mit zurückgeworfnem Glanz
Sie noch den Zeitenstrom umschimmern,
Der über Pyramiden siegt,
Sie wegspült und mit ihren Trümmern
Vorbei an seinem Ufer fliegt.
Die Freude tanzt auf dem Kothurne
Der Erdenhoheit, und genießt
Der Lust, die rauschend sich ergießt;
Die Sehnsucht flichet zu der Urne,
Die ihre Freudenwelt umschließt.
Was kann, was darf den Kummer mildern,
Der am verwaisten Herzen nagt,
Das seinen Schmerz den Schattenbildern
Der weggerufnen Liebe klagt:
Da kommt die feierliche Stunde,
Die, mit der Ewigkeit im Bunde,

Aus höhern Quellen Balsam schöpft,
Und lindernd, leis' ihn in die Wunde
Der tiefverwaisten Seele tröpft.

Die Einsamkeit ist das Beginnen
Der Zeit, die einst der Geist ersiegt,
Wenn von den Thränen, die hier rinnen,
Die letzt' in Erdensand versiegt;
Sie ist das Binnenland, das binnen
Dem Himmel und der Erde liegt.

So seh' ich, Dora, Dich im Schweigen,
Worin der laute Tag verhallt,
Wie eine geistige Gestalt,
Hinwandeln unter Fliederzweigen;
Und in den Zweigen, hell und weiß
Vom Mond umschimmert, wird es rege,
Als ob ein jedes Blütenreis,
Dich zu bekränzen, sich bewege:
Da liegt, geheimnißvoll umstrahlt,

Vor Dir die grüne Birkenwildniß;
Die Kunst erzeugte noch kein Bildniß,
Das solche Nachtverklärung malt.
Dann aber trägt ein helles Ahnen
Zur Welt der Geister Dich empor:
Da schweben Dir die heil'gen Mauen
Der weggegangnen Liebe vor,
Und wenn durch diese Abendfeier
Ein leises Tongesäusel klingt:
Das ist ein Klang von meiner Leier,
Den Dir das Abendlüftchen bringt.

Im Drang' der Welt wird manche Blume,
Zeit Frucht des Geistes, abgestreift,
Wenn ihre Pflanz' im Heiligthume
Der Stille nicht zur Dauer reift.

Der Thor entflieht der stillen Feier,
Wo ihn der Rausch der Welt verläßt;

Der Weiſe birgt in ihren Schleier
Sein ſeligſtes Gedankenfeſt.
Der reinſte Lebensquell entrinnet
Der Einſamkeit; ſie zieht es groß,
Was der geweihte Mann beginnet;
Der Sohn des Frevels aber ſinnet
Verderben aus in ihrem Schooß.
Den Edeln, wenn ſein Tagwerk endet,
Umgiebt ihr Geiſt, ein Geiſt der Ruh,
Nur Dem, der ſie entweihte, ſendet
Sie finſt're Schreckensbilder zu,
An dem Entweiher ſich zu rächen:
Ihr Geiſt, ein Geiſt der Rache dann,
Hält das entfliehende Verbrechen
Noch an des Lebens Grenzen an,
Macht ſeine letzte Lagerſtelle
Zum Flammenpfuhl, und ſtößt es dann
Hinunter von der Lebensſchwelle,

Mit einem Fluche, den die Luft
Dem Frevler nachträgt in die Gruft.

Voll seines Vaters, seines Gottes,
Verbirgt sich in die Einsamkeit
Der Wüste tief der Seher Gottes,
Der Held von Nazareth, und weiht
Den Göttermuth, der in ihm flammte,
Zum hohen Welterlöser-Amte,
Zum Lichtaufgang der neuen Zeit.
Wie feierlich und wie erhaben
Tritt in der Weihe seiner Gaben
Der Heilige, den Gott erkehr,
Aus seiner Einsamkeit hervor!
Da bebt es in den tiefen Nächten
Der Finsterniß, und, trotz den Mächten
Des Wahnes, strahlt sein Licht empor.
Er sieht im Geist die neuen Zeiten;
Er sieht, wie auch die brausenden

Empörungsstürme widerstreiten,
Tief hinter den Jahrtausenden
Das Lichtreich Gottes sich verbreiten.
Wenn Erd' und Himmel untergehn
Im Ocean der Ewigkeiten:
Sein Wort — das fühlt er, wird bestehn.

Fern von des Lebens Wirbelkreisen,
Und aus den Stürmen seiner Zeit
Tief in die Ruh' der Einsamkeit
Hineinzuflüchten, ziemt dem Weisen,
Der gern mit seinem Herzen spricht;
Nur sich und Schätze seiner Gaben
In ihrem Schooße zu begraben,
Verhüllend das verlieh'ne Licht,
Wie die verkehrten Tugendhaften,
Die heiligen Halbgötterschaften,
Das ziemt dem weisen Manne nicht!

Als Katilina ſchon die Ketten
In Roma's freie Thäler trug,
Da kannt' ein Tullius nur retten,
Der mächtig das Geſpinſt zerſchlug,
Der Weiſe, welcher in den Fluren
Des ſtillen Tuskulums die Spuren
Zu jenen Wahrheitquellen fand,
Die ſeinem Durſt entgegenſchäumen.
Wir ſehn ihn noch, wie er da ſtand,
Den Traum des Scipio zu träumen;
Wir ſehn ihn, wie er Recht und Pflicht
Mit klaren, ſtarken Zügen malte:
Sein ganzes Tagewerk umſtrahlte
Durchdringend ſeines Geiſtes Licht.

So brach Lukrez auch manche Blume
Der keuſchverhüllten Wahrheit ab,
Die dann aus ihrem Heiligthume,
Trotz ihm, Unſterblichkeit ihm gab.

Hier sah er manches Glied der Kette
Der großen Unermessenheit,
Werth, daß er auch Unsterblichkeit
Geglaubt, gefühlt, gesungen hätte!

Und Du, mein Maro, holtest Du
Nicht Deinen Lorbeer aus dem grünen,
Vertrauten Grottenhain der Ruh,
Wo jene Bilder Dir erschienen,
Womit Du, wahr, wie die Natur,
Die Lieder Deiner Hirten schmücktest,
Und, wie die Schäfer Deiner Flur,
Den üppigen Mäzen entzücktest,
Den längst die Grazien verwöhnt,
Und nun zu ihrem Richter hatten?
Er schleicht zu Deinem Ahornschatten,
Und schwelgt, von Deiner Laut' umtönt,
In Deines reichen Geistes Fülle.

Wer aber ſchöpft aus Deiner Stille,
Geliebte Einſamkeit, ſo tief
Die feine Kunſt, des Narr'n zu ſpotten,
Der ſich auf Ahnenſchaft berief,
Und träg' auf fremdem Lorbeer ſchlief?
Wer war's, der aus den Venusgrotten
Der Griechenflur die Scherze rief,
Die nun auf Tiburs Hügeln tanzten,
Und in die todten Wüſtenein
Den liedervollen Opferhain
Der ſchönen Grazien verpflanzten?
Dein Flakkus! der, am Lenzgeſträuch
Froh hingegeſſen, ſüß und weich,
Wie das Geſeufz' im Hain des Taubers,
Für Lalage die Flöte blies;
Und nun, mit allem Pomp des Zaubers,
Den hohen Hymnus rauſchen ließ.
So ſchlich er, nur mit Stunden geizend,
Die frohe Leier in der Hand,

Durch seinen Wald, den er so reizend
Vor allem Erdgepränge fand;
Zufrieden, wenn ihm nur die Myrthe,
Durch welche sanft die Sympathie
Verliebter Turteltauben girrte,
Zum Abendschmaus den Kranz verlieh.

Katull — auf Nachtigallenflügeln
Flog seine Phantasie empor,
Wenn sich auf stillen Schattenhügeln,
Mit Lesbia, sein Geist verlor.
Fern von dem Taumel, der, halbthierisch,
Den gröbern Sinn für sich erkohr,
Sang er den Lüften, welche lyrisch
Um seine Leier schwärmten, vor.
Noch blühn die Rosen, die den Sitzen
Der Freundschaft ihren Purpur streun;
Noch grünt der schöne Myrthenhain,
Wo, wie auf zarten Blumenspitzen,

Sein Lied, das keine Zeit begräbt,
Weil es die Grazien beſchützen,
Leicht, wie ein Zephyr, hingeſchwebt.

Jetzt folge mir zu jenem Thale,
Das nie Petrarka's Lied vergißt,
Wo, wie beim frohen Liebesmahle,
Ein Veilchen ſanft das andre küßt;
Wo das Vermählungsfeſt der Düfte
Ein ſüßer Seelenwechſel iſt;
Wo ſelbſt der Athemzug der Lüfte,
Von jenem Zauber noch berauſcht,
Melodiſch in den Zweigen ſchmachtet,
Von deren Schatten grün umnachtet,
Und von der Stille nur belauſcht,
Der Sänger jenen Blüthenregen
Beſang, der ſich auf Laura goß,
Daß, unter ſeinen Harfenſchlägen,
Der ſtille Bach noch ſtiller floß.

Torquato sammelte die Triebe
Erhabner großer Seelen rein
Im tiefsten Lorbeerschatten ein;
Und dennoch blühte seiner Liebe
Kein Zweig des Glücks im Myrthenhain,
Um seinen Lorbeer sich zu winden,
Zu überschatten seine Ruh;
Er sang begeistrungsvoll den Gründen
Und Hügeln Phyllis Namen zu.
Ach! ihn umstrickten die Geflechte
Der Tyrannei; und Bosheit rächte
An seinem Herzen, was der Kranz
Verschuldet hatte, der den Glanz
Des Sclaven seines Fürsten schwächte.
Er floh, verarmt an Ruh' und Glück,
Das Opfer einer Fürstengrille,
Zu der geweihten Klosterstille,
Ließ aber mit verweintem Blick
Die Lieb' und ihren Traum zurück.

Ihm folgten nur die treuen Muſen
Die er in ſeine Stille rief,
Wo er, mit ihrem Treſt, am Buſen
Der frommen Einfalt ſanft entſchlief.
Die Erde ſollt' ihn nicht belebnen;
Noch eh' ihr Kranz ſein Haupt berührt,
Hat ihn ſein Engel ſchon den Kronen
Der höhern Weihe zugeführt.

Jetzt fleug mit mir zu Thomſons Feier!
Da ſchau', wie, ſonnig angeglüht
Vom Morgenglanz, um ſeine Leier
Das junge Frühlingsleben blüht,
Das, angehaucht von einem Gotte,
Die Welt wie eine Braut umſchlingt,
Die Haine ſtimmt, und bis zur Grotte,
Worin ein Weſen ſchlummert, dringt.
Durch alles weht der Geiſt der Liebe,
Die aus den Nachtigallen ſingt,

Und sich mit ihrem Schmeicheltriebe
Selbst um die grauen Eichen schlingt.
Wie rauschen jene Wasserfälle,
Gleich dem Gewühl der wilden Lust!
Wie schmieget um die Silberbrust
Der Nymphe sich die Rasenstelle,
Um die der Ahornschatten hängt!
Wo sich der Nymphentanz der Quelle
Im krausen Reigen, Well' an Welle,
Von Veilchen angelächelt, drängt!

Nun blüht die Ros', und Sommerlüfte
Wehn um die heitre Königin,
Und bringen ihre frischen Düfte
Zum Opfer einer Schäferin,
Die, von der Mittagshitze glühend,
In einem Ulmenwäldchen irrt,
Wo Liebe flüstert, wo ein Hirt,

In vollen Jugendlocken blühend,
Sie freundlich überraschen wird.

Nun tritt sein Herbst auf, im Gesange
Der letzten Stimme jeder Flur;
Und an der Waldung blühet nur
Das Schwindsuchtroth noch auf der Wange
Der ruhig sterbenden Natur!
Nun schleicht zur röthlich gelben Laube,
Zur dichterischen Einsamkeit,
Des Denkers Abgeschiedenheit.
Willkommen Ruhe! wo die Traube
Den Lippen ihren Nectar beut.
Schon ziehn die Vögel, und begleiten
Den längern Tag zur wärmern Welt;
Und große Wolkenschatten schreiten
Da riesenmäßig über's Feld.

Jetzt nahet sich zur Todtenfeier
Die ernste, schweigende Natur,

Und bringt den weißen Leichenschleier
Dem starren Hain, der todten Flur;
Doch wird sie leben, wieder leben!
Der Wald wird wieder auferstehn!
Dann wird ein geistigleises Wehn
Sein wallendes Gewand umschweben;
Begeistert werden Thal und Höh'n
Den Auferstehungspsalm erheben,
Und ihr Verklärungsfest begehn.

Nun folge mir zu jener Trauer,
Wo neben Young der Tiefsinn wacht,
Das Leben stumm, die Mitternacht
Ergießet ihre tiefsten Schauer
In seinen klagenden Gesang.
Das Grab, das seinen Tag verschlang,
Sieht er im Schatten ruhig modern;
Sie, die sein süßes Leben war,
Die sieht er stehn, am Glanzaltar,

Auf welchem Sonnenflammen lodern.
Das Frühroth der Unſterblichkeit,
Worin ſich Göttertage färben,
Verhüllet leuchtend ihm das Sterben,
Das finſtre Sterben ſeiner Zeit.

So drang auch Pope zu dem Throne,
Wo er, in einer ſichern Hand,
Das erſte Glied der Ordnung fand.
Die Stille war's, die keinen Störer
In ſeine werthe Grotte ließ,
Wo ſie den Denker an den Lehrer,
Den großen Lehrer, Tod! verwies,
Der, unter Palmendämmerungen,
Von Knoten, die ein Gott geſchlungen,
Ihm die Entwickelung verhieß.

Verweilen wir denn hier nicht länger,
Und ſehn wir, wie die Einſamkeit,

Die Denkerſtille, deutſche Sänger
Zu dem Prophetenamte weiht.

Begrüßt ſey Opitz! ihn begleiten
Die Muſen zu den Einſamkeiten
Der ihn begeiſternden Natur.
Auf Zlatna's reicher Hügelflur,
Da weiht' er ſeine Liederfeier.
In ſiebenfachem Wiederklang
Entrauſchte mächtig ſein Geſang
Voll Lebensweisheit ſeiner Leier,
Und immer inniger vertraut
Mit dem Geheimniß deutſcher Klänge,
Vermählt er mit Thuiskons Laut
Den Zauber ſiegender Geſänge.
Da hob in ihrer Schweſtern Chor
Die deutſche Sprach' ihr Haupt empor,
Und trat nun mit dem reichen Munde,
Voll Lieder, aus der Weiheſtunde

Von Aetna's Waldung ſtolz hervor.
Ihm hat der Genius den reinen
Einweihungskuß zuerſt geküßt:
Er ſang begeiſtrungsvoll den Hainen
Germaniens, das ihn vergißt. —

Ja ſie, die Mutter der Erfindung,
Die uns mit Scherkraft berührt,
Hat Hallers Geiſt zu der Ergründung
Des Uebels in der Welt geführt.
Er ſieht, mit allen ihren Schwärzen,
Der Uebel Schaar, ein finſtres Bild;
Das iſt die Sündfluth, die im Herzen
Des freigebornen Menſchen quillt.
Der ſo den Menſchen ſchuf, durchſchaute
Sein Thun und Seyn, und dennoch fand
Er's würdig, daß er ſeiner Hand
Die Freiheit, dieſes Unterpfand
Der Engelhoheit, anvertraute. —

So drang der tiefe Denker, frei
Von Wahn und Trug, zur Wahrheitsquelle;
Er fand: die Menschenseele sey
Sich selber Himmel oder Hölle.
Es ist die Ruh' der Einsamkeit,
Die auch den Frieden seiner Muse,
Beim heiligen Naturgenusse,
Mit himmlischer Erhebung weiht.
Sie ruft ihn zu der Alpenhöhe,
Die, wenn sie Glanz und Kraft vereint,
Gleich einer Götterepopöe,
Den Göttern sich zu nahen scheint.

Nun laß zu Kronegk Dich geleiten:
Den Kranz, den er so früh errang,
Erzogen jene Einsamkeiten,
Die seine Liedertage weihten,
Wie seinen Kodrus, den er sang.
Weit hinter ihm war das Getümmel

Der Erdenherrlichkeit verhallt,
Und ihn umgab, mit ihrem Himmel,
Serena's leuchtende Geſtalt. —

Doch ſiehe! mit erhabnern Schwingen,
Wenn Klopſtocks Götterhymnen dort
Zum höhern Palmenziele dringen,
Beflügelt ſich das deutſche Wort.
Es trägt ein Lied, das zu den Mächten
Der Geiſterwelt hinüberſchwebt!
Welch ein Triumph, der hier aus Nächten
Der Denkerſtille ſich erhebt!
Es brauſt im Strome dieſer Lieder,
Als ſtiegen Engel im Getön
Der Himmelsharfenchöre nieder
Zum Cedernhain, auf Salems Höh'n.
So hat kein Sänger noch geſungen!
Er ſang, was noch kein Ohr vernahm;

Ihn trugen die Begeisterungen
Der Weihe, die von droben kam. —

Die Einsamkeit erzieht die Pflanze
Des höhern Lebens im Gemüth,
Den zarten Keim, der in dem Glanze
Von andern Sonnen heller blüht.
Sie sammelt uns in ihren Schatten,
Wenn wir, verlockt durch Trug und Schein,
Uns von uns selbst verloren hatten,
Und führet uns in uns hinein.
Weh aber, weh dem Wahn des Thoren,
Der da in eine Wüste tritt!
Die Wildniß hemmet seinen Schritt;
Er fühlt sich nur noch mehr verloren,
Und flüchtet dann voll Ungeduld
Aus sich hinaus, hin zum Getöse,
Daß nur der rauschende Tumult
Ihn wieder von ihm selbst erlöse.

Du, die das Leben meiner Zeit,
Was ich empfinde, denke, thue,
Mit einem höhern Sinne weiht,
O nimm mich auf in Deiner Ruhe,
Gedankenvolle Einsamkeit!
Da wandelt heller oder trüber,
Es wandelt, wie ein Geisterchor,
An meinem Seelenblick vorüber,
Was ich errang, was ich verlor.

Die Hoffnung hat mir oft gelogen,
Und dennoch — stets getäuscht, man hofft;
Die Gegenwart auch täuscht uns oft;
Wir werden leicht von ihr betrogen,
Indem wir uns zu nahe stehn,
Um uns, so wie wir sind, zu sehn.

Erinnrung ist der treue Spiegel,
Der uns so, wie wir sind, uns zeigt,
Wenn viel zu hoch mit uns der Flügel

Der immer raſchen Hoffnung fleucht.
Das Herz, das nur zu gern am Riegel
Der dunkeln Zukunft hoffend ſteht,
Geht ſicherer, wenn's an dem Zügel
Der warnenden Erinnrung geht.
Wie ſchön der Hoffnung Bilder lachen:
Sie ſtellen Truggeſtalten dar;
Nur die Erinnrung redet wahr,
Die Hoffnung iſt ein Traum im Wachen.

Rosalie an Tiedge.

1786.

Sprich, Freund, was es doch wohl bedeute,
Daß mir dies oft versuchte Bild,
Das diesen Brief begleitet, heute,
Just heute! meinen Wunsch erfüllt,
Am Tage, da zum ersten Male
Der Gott, von dem ihr Dichter prahlt,
Daß er euch sonderlich bestrahle,
Einst Deine Wiege hat bestrahlt?
Du pflegst zwar Alles zu bestreiten,
Was nur nach Aberglauben schmeckt,
Doch etwas hat es zu bedeuten;
Wer weiß es, was dahinter steckt?

So viel, däucht' mir, hab' ich entdeckt:
Der Gott mit myrthumwundner Schläfe —
Wird er nicht Liebesgott genannt?
Ich bin nicht sehr mit ihm bekannt —
Der führte, daß ich besser träfe,
Beim Zeichnen heute mir die Hand.
Und auf die Kunst, in werthen Bildern
So werthe Freundinnen zu schildern,
Versteht er sich, das ist bekannt!

Tief sind die seelenvollen Züge
Leidens in mein Herz geprägt,
Das voller Freundschaft für sie schlägt.
Ob aber doch dieß Bildniß lüge?
Das wirst Du wohl am besten sehn,
Doch mir verbitt' ich alle Rüge;
Denn Amor muß für Alles stehn!

Nun sollte zwar, nach alten Sitten,
Die Muse ein Füllhorn, voller Glück,

Noch über Deine Tage ſchütten;
Allein wo ſchauet wohl ein Blick,
Kalt, wie der Deine, nach den Dingen,
Womit Fortuna ſich behängt,
Und nur zu oft in ihre Schlingen
Den Frieden ihres Lieblings fängt?
So ſteht denn — trotzend allen Feinden —
Dein Heil im Sturm des Schickſals feſt,
Und wohl dem, der ſo ſeinen Freunden
Nichts, ihm zu wünſchen, übrig läßt!

An Rosalie.

So lange Luna Thal und Höh'n
Nun schon versilbern, und Aurore
Vergolden muß, trat mir so schön
Kein Tag aus seinem Rosenthore,
Als dieser in der Wintertracht!
Du hast ihn mir so schön gemacht,
Daß er, trotz seiner trüben Sonne,
Mit aller Heiterkeit und Wonne
Des Frühlings mir entgegen lacht.
Ich will, um ganz ihn zu genießen,
Zu einem großen Fest ihn weihn,
Vielleicht, daß meine Myrthen sprießen:
Dann soll ein Zweig ihm heilig seyn,
Und einer soll sich um die Schläfe,

Die Dardes ſelbſt nicht beſſer träfe,
Als Du ſie zeichneteſt, ſo ſchön —
Als feierten hier Lieb' und Stille
Laidens Myrthenfeſt — ſich drehn.
Und mein Beſuch — Du kennſt die Grille
Des Herzens ſchon, dem ganz allein
Im wohlſten iſt, — ſoll meine Stille,
Das Bildniß und Dein Briefchen ſeyn!

So ſchalkhaft auch Dein Briefchen ſprättelt,
So ernſthaft warnet doch darin
Die Weisheit vor dem Eigenſinn
Des Glücks, bei dem die Thorheit bettelt
Um einen ärmlichen Gewinn.
Ich glaube, daß nach meinem Sinn
In meinen Tag nicht beſſer feire,
Als wenn ich, aus dem Trug und Schein
Der Dinge, mir die Kunſt entſchleire:
Beglückt auch ohne Glück zu ſeyn!

Du haſt dazu mich eingeladen;
Dein Schickſal, Freundin, aber ſpinnt
Durch dieß verſchlungne Labyrinth,
Wie Ariadne, mir den Faden.

Was iſt um uns die weite Welt,
Mit allen ihren reichen Schätzen?
Ein Weg, wo Dornen Den verletzen,
Der ſich nicht in der Mitte hält.
Auf beiden Seiten tönen Rufe;
Man ſchaut mit wachem Sinn empor,
Tritt raſch auf dieſ' und jene Stufe,
Und ſtrebt, und ringt, und wird — ein Thor.

Es hat die Welt denn keinen Frieden?
Es giebt ſie uns nur Wahn und Schmerz?
Nein, eine Gegend blüht hienieden,
Und die iſt unſer eignes Herz.
Ja, Du haſt Recht, aus unſerm Herzen
Wächſt, was wir ſä'n, uns wieder zu:

Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh';
Da sä't die Thorheit ihre Schmerzen,
Da sä't das Laster seine Pein;
O da verblühet jeder Morgen,
Den leere Abende verein'n;
Da hüllt die Weisheit sich verbergen
In ihre stille Pflanzung ein.

Erwartung wird die ferne Klippe
Mit Zaubergärten überziehn;
Allein, was junges Leben sahen,
Wird in der Nähe zum Gerippe,
Wer nachsann alle Freuden fliehn.

So gern nur fliegt der Mensch auf Schwingen
Der Phantasie, und sucht das Glück,
Gewinnt von hundert fremden Dingen
Nicht einen Lebensaugenblick.
Vorbei fliegt er auf seinen Zügen,
Was freundlich seiner Nähe entquellt;

Warum muß auch ſo nahe liegen,
Was ſeinem Stolz genügen ſoll?
Dann kehrt er mit dem Mißvergnügen
Getäuſchter Hoffnung, arm an Glück,
Und reich an Seufzern, ſpät zurück
Aus ſeinen träumeriſchen Welten,
Um ſich mit Muße ſatt zu ſcheitern
Auf ſein verfluchtes Geſchick.

Verläßt den Kranken wohl die Plage?
Flieht er das Lager, wo er litt?
Er nimmt ja doch in jede Lage
Die Krankheit ſeines Herzens mit.
Er wähnet, was ihn drückt und dränget,
Sey Druck und Drang von Außen her;
Doch was ſo überläſtig ſchwer
An ihm, an ſeinem Frieden hänget:
Sein Daſeyn iſt es, es iſt Er!
Verlockt von jedem Lügenſchimmer,

Nie mit und in ſich frei und froh,
Entflieht er ſich, und trifft ſich immer
Da wieder an, wohin er ſieh.

Ariſtens dienten alle Freuden;
Er winkt', und eine ganze Schaar
Von Hinden ſtrömt' ihm zu, und war
Bereit, ihn aus- und an zu kleiden;
Er kannt' im eignen Wald ſich ſatt
Und ſeine Roſſe milde jagen;
Dann flog mit ihm ein ſchöner Wagen
Durch die Bewunderung der Stadt;
Er ſchleicht durch ſeine reichen Felder,
Ihm folgt die Sorg' auf Tritt und Schritt;
Er gähnt dahin durch ſeine Wälder,
Die Sorge geht und gähnet mit;
Die Sorge: angſtvoll ab zu meſſen
Den ferner drohenden Verluſt,

Dann wieder den Gewinn zu mehren,
Tyrannisiert in seiner Brust.

Zeugt mahres Heil das Gold, die Seide,
Die Ehre, die so leicht zerrinnt,
So leicht, wie sie ein Narr gewinnt:
Dann wahrlich! Freundin, ist die Freude
Ein schwaches, krankgebornes Kind,
Das kaum die purpurhaft gefärbten,
Die süßen Morgenstunden trinkt,
Und dann in's Grab an der geerbten
Hinfälligkeit der Eltern sinkt.

Die Freude sitzt uns in die Hände;
Die süße Kunst nur, sich zu freun,
Die will geübt, erworben seyn;
Wenn man recht diese Kunst verstände:
Der Thränen würden minder seyn.
Bedarf's denn so großer Dinge?
Bedarf's, daß uns des Glückes Gunst

Mit Glanz und Herrlichkeit umringe?
Nein! jedes Kind verſteht die Kunſt.
Das Kind verſchmerzt den Schmerz des Falles,
Und ein Verſagungswort ſogleich;
Zu Luſt und Freude macht es Alles:
Der Kinder iſt das Himmelreich.

Nach Etwas wird Der immer dürſten,
Der außerhalb ſich ſelber lebt.
Was Dieſen ſtürzt, und Jenen hebt,
Iſt oft ein Magenkrampf des Fürſten.
Giebt Dir dieß aber Werth, Ariſt,
Womit die Könige nicht ſelten
Verrath der Tugend und die Liſt
Des Mann's, der ſie betrügt, vergelten?
Sprich! wer im Innern arm iſt, macht
Den eine Million wohl reicher?
Und macht die Ehr' ein Lager weicher,
Auf dem der Durſt nach Ehre wacht?

Dort das Gestirn auf Deinem Herzen,
Es strahlt nicht in Dein Herz hinein,
Um da die Sturmnacht zu entschwärzen,
Die sich um Deine Ruhe drängt,
Und oft ihr Grau'n selbst um die Kerzen
Bei Deinen Prunkgelagen hängt.
Und wird der Neid, der freundlich gestern,
Als dein getreuster Festgenoss',
Mit Schmeichellob Dich übergoß,
Dich heute weniger verlästern? —

Arist wird nicht dem Pfeil entgehn;
Denn an gefällig guten Seelen
Wird's nimmer seinem Kreise fehlen,
Die Lästerung ihm zu zu wehn:
So ist denn das die schöne Erndte,
Die seine Freudensaat ihm trug:
Daß er die Hand nun kennen lernte,
Die streichelnd nahm und feindlich schlug. —

Die Ruh' im tiefen innern Leben
Gewinnt sich nicht durch Geldgewinn:
Wohlan, Du Reicher, stell' Dich neben
Den Hirten, der Dir dienet, hin!
Laß Deine ganze Fülle prahlen:
Dein Hirt so arm, und Du so reich,
Bei Dir, welch eine Reihe Zahlen;
Und doch die Summen sind sich gleich,
Wenn wir das abziehn, daß Du Vieles
Bedarfst, eh' sich Dein Wunsch erfüllt,
Wenn seinen Wunsch, statt des Gewühles
Von zwanzig Händen, eine stillt.
Dein Hirt in seinem niedern Stande,
Da schreitet er so stolz, wie Du
Mit Deinem großen Ehrenbande,
Im Sonntagsrock der Kirche zu.
Du reisest nur auf längerm Wege
Nach einem frohen Augenblick,

Ihn führt auf einem kurzen Stege
Dahin sein stilleres Geschick.

Bedürfniß, wenn's an seiner Angel
Auch die Befriedigung leicht fängt,
Ist Armuth, denn es ist ein Mangel,
Der immer hungert, quält und drängt,
Und fest an unsrer Ruhe hängt;
Die Dinge, die den Hunger stillen,
Die hängen minder fest daran,
Denn sie gehören ja dem Willen
Des Zufalls, der sie nehmen kann.
Und doch sind wir, trotz den Beschwerden
Der Armuth, so erfindungsreich
In allen Künsten, arm zu werden.
Du, reicher Mann, bist arm, obgleich
Umringt mit alles Glückes Gaben;
Ein Traumbild ist es, sie zu haben,
Ist die erhabne Kunst nicht Dein:

Trotz ihnen, auch beglückt zu seyn.
Es ist, als wär' es uns vom Hasse
Erzürnter Götter zugeschickt,
Daß selten nur das Glück beglückt,
Und daß der Ueberfluß, die Masse
Der Freuden leicht die Freud' erdrückt.

Die Ehre, dieser arme Schimmer,
Umschwindelt manches schwache Haupt.
Was lehrt er? — daß der Mensch noch immer
Zu wenig an sich selber glaubt.
Kann Etwas Werth dem Menschen geben,
Was weniger als Mensch ist? Nein! —
Zu gern nur birgt ein nacktes Leben
In einen Umhang sich: allein
Wie stolz er auch den Mann umwalle,
Der Umhang selbst verräth uns ihn:
Wie er, gleich Adam nach dem Falle,
Vor seinem eignen Blick erschien!

Wie aber ſchmerzt es, wenn der Weiſe
So wenig ſeine Hoheit fühlt,
Daß ſich ſein Blick vom Lorbeerreiſe
Hinweg, zu jenem Umhang ſtiehlt,
Worin vor einem groſſen Kreiſe
Der Dünkel ſeine Rolle ſpielt.

Racine der es wohl verdiente,
Daß herrlich ihm der Lorbeer grünte,
Den ihm ſein Volk entgegen trug,
War ſich Racine nicht genug,
Daß er durch ſeine Schmeichelſünden
Mehr, als durch ſich, zu Ludewig
Dem Eitlen aus den ſtillen Gründen
Der Schöpfung eigner Freuden ſtieg?
Und warum ſchnappte der Beglückte,
Der hohe Dichter nach der Luft
Des Hofes, die er durch den Duft
Des Weihrauchs immer mehr verdickte,

Bis dann die ungeſunde Luft
Für Seel' und Leib ihn ſelbſt erſtickte?
Konnt' er, wenn's ihm auch beſſer glückte,
Wohl höher, als Racine, ſtehn?
Kein Ludwig kennt' ihn in den Hallen
Der Kunſt, für die er lebt', erhöhn;
Als Höfling aber kennt' er fallen,
So wie er denn auch wirklich fiel:
Ein ſchlecht raciniſch Trauerſpiel!

Nun folge mir in's Reich der Liebe!
Da weht, getaucht in Roſenduft,
Um leiſ' erwachte Blumentriebe
Der Jugend Paradieſesluft.
Hier ſah Widulf ein Mädchen ſchweben:
Ihr Stimmenton, ein Zauberklang,
Der tief in ſeine Seele drang,
Ihr frühlingsvolles Jugendleben
War Blüt' und auch zugleich Geſang.

Und alle ſeine Wünſche zogen
Nun aus der Ferne ſich zurück,
Wie Schwalben zu dem Lenz, und ſiegen
Im Sonnenſchein von ihrem Blick.
Zwei Herzen ſchmelzen an den Flammen
Von Hymens Fackelſtrahl ſodann
In eine ſchöne Glut zuſammen:
Ein ewig Himmelreich begann.
Es iſt ſo mit den Ewigkeiten
Der holden Liebe: ſie begleiten
Die Liebenden oft nicht ſehr weit.
Gern treibt mit ſolchen Ewigkeiten
Ihr wohlbekanntes Spiel die Zeit.
Sie trieb's auch hier. Vidulf erblickte
Ein ſchönes neues Huldgeſtirn;
Die Grazienerſcheinung drückte
Ihr Bildniß tief in ſein Gehirn.
Auf ſeines Lebens Blumenſtätten
Verblühte ſtumm ein Paradies!

Ein zweiter Hymen kann nicht retten,
Was mit dem ersten er verstieß.
Es hält ein Dämon ihn umwunden,
Er gab sich feig und willig hin;
Verarmend schmachten Geist und Sinn;
Wie finstre Launen gehn die Stunden
Durch seine Tag' und Nächte hin.

So könnt' ich Dir, wollt' ich Dich quälen,
Von einem großen Thorenschwarm
Drei Tag' und Nächte noch erzählen;
Ich, Freundin, würd' an Stoff nicht arm,
Dir würd' es an Geduld nur fehlen.

Du fragst nach jener Götterflur,
Wohin die reine Freude flehe?
Im Arm der Einfalt geht die Hehe,
Und ruht im Schooße der Natur.
Der rohen, wilden Lust verriegelt
Sich freilich ihre Götterflur;

In einer reinen Seele ſpiegelt
Sich alle Gottheit der Natur.
Die reine, freie Seele nur,
Die fühlt in Senn' und Sonnenwölkchen,
Im Wieſengrund, im Cedernhain,
Den leiſen Gotteswiederſchein;
Und dieſen trägt ſie in das Wölkchen,
Das ihre Weisheit führt, hinein.

Dir iſt der Geiſt der Freud' erſchienen,
Wenn Du im Stillen mit Paulinen
Der Abendluft der Stadt entweichſt,
Mit ihr zum Gartenhaine ſchleichſt,
Ihr dann den Gottesdienſt der Sterne,
Und tief am Horizont der Ferne
Die Altarberge Gottes zeigſt.
Sie fühlt ſich in dem Tempelkreiſe
Der Flur ſo heilig angeweht,
Als ſpräche die Natur noch leiſe

Zu Gott ein heiliges Gebet.
So baueſt Du die erſte Blüte
Des höhern Seelenlebens dann
In dieſem kindlichen Gemüthe,
Der zarten Engelunſchuld an.

Wer kann der Wirkung Summe meſſen,
Die ſtill aus einem Worte quillt,
Und, nicht von der Natur vergeſſen,
Vielleicht ein großes Seyn enthüllt?
Das Wort, das auf dem Sterbelager
Dem großen Römerfeind' entſchwebt,
Wie hat es in dem Sohn gelebt!
Wie hat dem ſchrecklichen Karthager
Das mörderiſche Rom gebebt! —
Noch mehr hält die Natur in Ehren,
Was ſtille Tugend ihr vertraut.
Kein Sturm von außen mag zerſtören,
Was Deine ſtille Weisheit baut.

Ja, dieſe baut, ſelbſt im Getümmel
Der Welt voll Trug und Eigennutz,
Sich ihren Himmel, und ihr Himmel
Nimmt ſeine Tugend dann in Schutz.

Des Laſters Jubelton betäubt,
Iſt Kriegslärm, der vom Ohr das Röcheln
Des ſterbenden Gewiſſens treibt;
Es ſaugt aus jedem milden Lächeln
Des Lebens Selbſtvergiftung ein;
Es kann nur jauchzen, nicht ſich freun;
Kann nur berauſcht, nicht fröhlich ſeyn,
Denn ſeine Freud' iſt augenblicklich;
Der Rauſch entflieht; es kann nicht glücklich,
Es kann nur reich und vornehm ſeyn.

Wer wird den armen Schlummrer wecken,
Der dieſen Schlafkelch trank? Zu ſpät
Wird er die Finſterniß entdecken,
Die ſich heran ſchlich, und die Schrecken.

Der Gegend einhüllt und verräth.
Und nun durchschauderts er die Wüste,
So ihn umzingt. Da, wo der Chor
Der wilden Lust sein Herz begrüßte,
Da schlägt kein froher Laut empor;
Des Lebens Blüt' ist abgerissen;
Hin alles, was das Leben würzt;
Vergebens, daß sich das Gewissen
In neue, tiefre Tode stürzt.
Sein Leben eine finstre Höhle:
Da stieß er Würd' und Licht hinaus;
Tilgt' einen Engel in der Seele,
Im Leben einen Himmel aus.

Zwar gab uns die Natur ein Blut,
Das gern dem Dienst des Rechtes huldigt;
Das nicht, wie man's oft falsch beschuldigt,
Ihr ewig feindlich Abbruch thut:
Doch darf die Tugend sich den Wegen

Des Bluts allein nicht anvertraun;
Der Eifer wird ſo leicht vom Schaun
Des wahren Zieles abgezogen.
Ihr reiche die Vernunft die Hand:
Dann geht ſie ſichrer durch die Spiele
Der Täuſchung, durch das Zauberland,
Der Feeninſeln zu dem Ziele.
Auf welchem Meer ihr Freund auch ſchifft:
Er macht ſich ſeine Wallfahrt heiter;
Er weiß es: Alles, was ihn trifft,
Es bringt ihn doch am Ende weiter,
Sey's Sturmnacht oder Sonnenſchein.

Natur und Weisheitſinn — aus beiden
Quillt ihm Genuß der höhern Freuden,
Und würzet all' ſein Thun und Seyn.
Wenn jene ihre Schildereien
Vor ſeinem Geiſtesblick entrollt:
Wird dieſer ſeine Seele weihen,

Ihm ſchöner ſtrahlend, als das Geld,
Das Indien den Träumereien
Der dürftigen Begierde zellt.
Wie fühlt er ſich zu Gott gerufen,
Wann Alles um ihn ruht und ſchweigt,
Und, wie ein Engel von den Stufen
Der Berge, Mondſtrahl niederſteigt!
Durch ſeinen Geiſt geht kein Erinnern,
Das ihm an ſeiner Ruhe frißt;
Es iſt ſo ſtill in ſeinem Innern,
So ſtill, wie ſeine Mondflur iſt.
Und wann nun ſeinem Lebensabend
Der Abruf leiſ' entgegen weht:
Dann ſinkt er, wie ein Sommerabend,
Der ſanft in Weſten untergeht.
Nun leuchtet noch am Horizonte,
Den ſeine Tugend einſt beſonnte,
Die Gegend, wo er unterging,
Als ihn die andre Welt empfing.

Sprich, kann der Menſch nun, trotz den Dingen,
Die gleich den Kapern ſeine Ruh
Auf einem offnen Meer umringen,
Kein ſelbſterworbnes Heil erſchwingen? —
Ich ſollt' es meinen! Was meinſt Du?

Roſalie an Tiedge.

Ganz bin ich mit Dir einverſtanden,
Daß unſre Wünſch' im Ocean
Der Dinge leicht auf Felſen ſtranden,
Die ſie von fern auf ihrer Bahn,
Voll Hoffnung, glücklicher zu landen,
Oft gar nicht, oft ganz anders ſahn,
Als wir ſie leider! endlich finden,
Wann die Entfernungsnebel ſchwinden:
Dann, welch ein Blick! — Doch ohne Bild!
Der Sohn des Stolzes glaubt zu leben,
Und Wahn iſt's, der ſein Herz erfüllt!
Kaum ſcheint ihm Traum, was ſich ſo eben,
Als Traum, dem wachen Blick enthüllt.

Die Weiſen ſtellen ſchöne Riſſe
Zum Bau des Lebens auf zur Schau;
Und dann vereiteln Hinderniſſe,
In uns, und außer uns, den Bau.

Oft ſcheint's, als ob das Herz von heute
Mit dem von geſtern ſich entzweite;
So ſehr ſind neue Träumerei'n
Von ſeinen geſtrigen verſchieden;
Dort baut er auf, hier reißt er ein:
Das mag nun freilich ſeinem Frieden
Nicht eben ſehr erſprießlich ſeyn!
Das Herz verſchuldet viel; allein ..
Was auch die Weisheit immer thue,
Wehrt ſie wohl ſicher von der Ruhe
Des Weiſen jene Leiden ab,
Die manchen Edeln niederdolchten,
Zum wenigſten ſein Herz verfolgten
Und drückten bis zur Gruft hinab?

Und war der fürchterliche Kerker,
Wo Galiläi lag, nicht ſtärker,
Als das, was ihm die Weisheit gab?
Das Leben meines Nazareners,
Wie ſchön! der Himmel hat nichts Schöners!
Und welch ein Ende! welch ein Grab!
Und wär' auch dieß ihr Schickſal nimmer:
Iſt wohl der Stab der Weisheit immer
Für unſre Schwäch' ein feſter Stab?
Wie feſt ſchien Seneca zu ſtehen;
Und dennoch fiel er von den Höhen
Der Weisheit fürchterlich herab!
Wie quillt das Licht der ſchönſten Lehren
Aus ſeinem Geiſte hell und rein!
Man wünſcht ſich, Helvia zu ſeyn,
Von ſeinem Geiſte ſich zu nähren;
Doch wollen wir ihn nicht nur hören,
Wir wollen Seneca auch ſehn.
Wir ſehn ihn denn nach Hofe gehn,

Und leis' um seinen Wüthrich schleichen;
Wir sehn ihn da, trotz allem Drehn
Und Winden, von der Wahrheit weichen,
Um einem Falle zu entgehn,
Der rühmlicher gewesen wäre
Für seine Weisheit, als die Ehre,
Am Thron des Bösewichts zu stehn.

Auch sind wir uns nicht selbst gegeben,
Uns hat das Schicksal in der Hand:
Das hebt auf Sonnenhöh'n ein Leben,
Und wirft ein andres auf den Sand.
Der bringt Gefühl für's Schön' und Große —
Fast möcht' ich sagen — mit zur Welt,
Das mancher Andre kaum erhält
Von, Gott weiß, was für einem Stoße.
Wohl manches Herz ist nicht so schlecht,
Als die Verirrung, der es huldigt.
Hat Jacob Rousseau wohl nicht Recht,

Der das, was uns umſteht, beſchuldigt?
Muß nicht Semiramis für ächt
Den Schimmer halten, den die Weiſen
Ihr ſelbſt als ächte Tugend preiſen?
Nun ſprich, was hat das Herz zu thun,
Um zwiſchen Gegendruck und Schlingen
Das Ziel der Tugend zu erringen,
Wo die bekränzten Sieger ruhn?

An Rosalie.

Du weißt so viel, und fragst noch immer
Den Einsiedler, der sich nur lehrt,
Was schön und gut ist; der die Trümmer
Der alten, grauen Welt durchstört,
Und desto weniger vom Schimmer
Der neuen Zeitungshelden hört.

Wie, fragst Du, kann der Mensch der Mängel
Der Sohn des Schicksals, kann er Engel,
Ein Schöpfer seiner Stellung seyn?
Das, Freundin, soll er nicht! allein
Er strebe nur, wenn ich nicht irre,
Ganz Mensch zu seyn, nicht mehr, als der;

Doch auch nicht minder! Im Gewirre
Der Höh'n und Tiefen um uns her,
Die beide mit verſchiednen Reizen
Durch unſre Lebenstriebe kreuzen,
Scheint dieſe Kunſt ein wenig ſchwer;
Und doch wir ſind für ſie geboren;
Frag' die Vernunft, frag' das Gefühl:
Die Menſchheit iſt des Menſchen Ziel!
Der Hang zum Mehr, macht uns zu Thoren,
Das Minder macht uns Thieren gleich:
Schon manchen Menſchen hat das Reich
Der Weſenheiten ſo verloren.

Das Thier iſt, was es wird, ſogleich;
hüpft von der Mutter hin zur Weide,
ennt ſeine Flur, kennt ſeinen Hain;
ur er, der hohe Menſch allein,
enießt die ſeelenvolle Freude
in eigenes Geſchöpf zu ſeyn!

Die Lerch' im grünen Waizenhain
Versorgt ihr kleines Volk mit Futter
Und Flügelschutz so mütterlich;
Bald trennt die kleine Wirthschaft sich.
Auch Dich schuf die Natur zur Mutter;
Zur edeln Mutter schufst Du Dich.
Hier fängt der Mensch an. Du bereitest
Paulinen dauernden Genuß,
Worin sie Dich noch fühlen muß,
Wenn Du sie auch nicht mehr begleitest.
Schön kleidet sich der Pappelgrund
Zum Hochzeitfest der Nachtigallen;
Kaum daß die letzten Blüthen fallen,
So löst sich schon ihr Liebesbund.
Wie anders jene zarte Liebe,
Die einen höhern Ruf vernimmt,
Und so geweiht, die Lebenstriebe
Zu Lebensharmonieen stimmt.
Sie, die in Epponinens Seele,

Zu ihrem Himmel, nur die Höhle
Des Gatten, den sie nährte, braucht.
Wie leuchtet hier die Offenbarung
Der Liebe, die da edel liebt;
Die Freundschaft naht sich leis' und giebt
Der Saat, die jene sä'te, Nahrung;
Und wenn es Tragen gilt: sie trägt
Des Lebens gut' und böse Gabe,
Bis sie auf des Geschiednen Grabe
Die Hälfte weinend niederlegt.
Wie menschlich! Nur der Seelenlose
Drückt bald, weil in dieß Sinnenspiel
Kein Strahl des höhern Sinnes fiel,
Von dieser schönen Lebensrose
Sich in die Hand den Dornenstiel.

„Schön ist die Blumenzeit der Liebe,
Voll süßer Frühlingsmelodie;
Doch bewegt die Lebenstriebe

Die Freundschaft früher noch, als sie.
Ja, Freundin, Immortellen kränzen
Die Stellen, wo die Freundschaft geht;
Ein Gott ist, wo ihr Altar steht:
Da sieh den Himmelsfunken glänzen,
Auf diesen Altar hingeweht,
Der auf der schönen Mitte steht,
Wo Mensch und Engel traulich grenzen;
Wo der Vollendung Odem weht,
Die aus zwei Seelenwesen Eines,
Ein reichres Daseyn werden läßt:
Ihr feiert hier die Lieb' ein reines,
Ein zartes Wechsel-Opferfest.

Man sagt: das Herz wird von den Dingen
Zu sehr gelockt, gereizt, gedrängt;
Die reizende Versuchung fängt
Es nur zu leicht in ihre Schlingen —
Allein Gott gab uns ein Gefühl,

Ein innres Ferngeſicht der Ahnung,
Das ſpricht zu uns im Marktgewühl
Des Lebens mit Prophetenmahnung.
Gott legte weiſ' in dieß Gefühl
Die Menſchheit in Verwahrung nieder,
Wie in ein tiefes Heiligthum,
Und fodert jenes Kleinod wieder
Zurück aus dieſem Heiligthum.

Doch um zu werden, was wir ſollen,
Da gilt es wollen, kräftig wollen!
Dieß Wollen iſt der halbe Sieg.
Du ſprichſt: uns drängen Leidenſchaften.
Ja, wo die innre Stimme ſchwieg,
Und nicht die Kraft erweckt', entrafften
Sie allerdings der Kraft den Sieg;
Doch in der That verſtummt ſie nimmer;
Weil ſie das niedre Leben ſtört:
So wird ihr leiſer Zuruf immer

Vom niedern Sinn nur überhört.
Die Leidenschaft wird leicht verwildern,
Wenn wir, von ihr schon übertäubt,
Sie nicht zum edeln Eifer mildern,
Zum Hauch, der unser Schifflein treibt.

Wagst Du, dem Winde zu zu muthen,
Nicht Wind zu seyn, und nicht zu wehn,
Weil in den aufgestürmten Fluthen
Oft ganze Flotten untergehn?
Die Geistskraft ist kein, den Sinnen
Dahingegebnes, schwaches Kind.
Ein guter Schiffer kann den Wind,
Drum soll der Wind nicht ihn gewinnen.
Sieh, was der Kraft des Wahns gelingt!
Nichts kann im Wahn den Muth ersticken,
Womit er sein Gefühl bezwingt,
Dem Tode trotzt, und mit Entzücken
Den Kranz erschaut, nach dem er ringt:

Und sollt' es nicht der Wahrheit glücken,
Was dort so ganz dem Wahn gelingt!

Ein wilder Gießbach dreht Vernichtung;
Ihr gebt ihm, wenn ihr hier ihn dämmt,
Nach dorthin eine bessre Richtung,
Die eure Pflanzung nicht verschlämmt,
Die dann nur leise sie bewässert:
Den Gießbach habt ihr nicht verbessert,
Ihr wiest ihm seinen Lauf nur an:
Dieß, dieß!, that eure Hand, dieß kann
Und darf sie ihre Schärfung nennen.
Die Kraft — o laß es uns bekennen —
Aus Schwächen reifet sie heran.
Geworden ist, was ist! wer kann
Denn glücklich seyn, ehn' es zu werden?
Mit Unrecht klagt man die Beschwerden
Und die Natur des Menschen an!

Doch edles Streben auch hat Grenzen;
Der Wunsch, der da hinüber schweift,
Der prüf', ob er nach ihren Kränzen
Nicht mehr, als nach der Tugend greift.
Die Hohe liebt die stillen Gleise;
Bestellt zuerst ihr kleines Haus,
Geht eher nicht aus ihrem Kreise
In einen grössern Kreis hinaus.

Man macht das Leben zum Theater,
Und staunt die grossen Rollen an;
Man will nur Schimmer, und ist dann
Ein schlechter Gatte, schlechter Vater,
Ein schlechter Freund — ein grosser Mann.
Wenn Tugenden aus kleinern Sphären
Uns heiliger und grösser wären?
Dann, Freundin, könnten wir vielleicht
Die grossen Tugenden entbehren;
Denn sie ersetzen, wie mir däucht —

und gingen sie auch gröſſer, schöner
Als Sonnenlicht aus Nacht hervor —
Doch nicht, was durch Entbehrung Jener,
Die ganze Menschheit erst verlor.

Die groſse Tugend ist das Streben,
Das nur mit groſsen Opfern siegt,
Wann Alles tief im Argen liegt:
Die kleine Tugend ist das Leben,
Das seine Saat im Stillen streut
Und still sich des Gedeihens freut.
Was kostete dem Manne Gottes
Und auch der Menschheit jene That,
Als in das Weltreich sein Reich Gottes,
Das Reich der Lieb' und Wahrheit trat!
Er hat, trotz seinen Todeswunden,
Des Wahnes Aufruhr nicht gedämpft,
Der, immer nicht ganz überwunden,
Noch gegen Licht und Wahrheit kämpft.

Es ruft die Arbeit seines Strebens
Das reine, wahre Menschenglück,
Die kleinern Tugenden des Lebens
In's Leben seiner Zeit zurück.

Was würde, lernte das die Jugend,
Hervor aus diesen Keimen gehn!
Man liebt zu sehr, mit seiner Tugend
Auf einem offnen Markt zu stehn.
Man sucht, wie man am besten glänze;
Wie man am besten thue — nie.
Der Heuchler flicht des Beifalls Kränze,
Die Eitelkeit erbettelt sie,
Die Tugend, die nur an der Krücke
Des fremden Beifalls wagt zu gehn,
Die sieht in jedem Augenblicke
Sich der Gefahr hin, still zu stehn.

Die ächte Kraft wird nicht ermatten,
Bleibt auch des Beifalls Ruf ihr stumm:

Die Tugend sieht nach ihrem Schatten,
Dem Ruhme, sich nur wenig um;
Doch der, von Raub genährte, Dünkel
Verschweigt in jedem finstern Winkel,
Der ihn verheimlicht, seinen Raub.
Die Thaten Deines Herzens hüllen
Sich still in ihr bescheidnes Laub,
In das Gefühl, dem sie entquillen.

Hoch pries Dein Seneca das Ziel,
Um das der Weisheit Kränze wehen;
Und wenn wir ihn nun fallen sehen:
So zeigt uns das nur, daß er fiel,
Allein die Weisheit blieb doch stehen.
O es empört uns, wenn wir sehen,
Wie er dem Heuchler heuchelte;
Wie er durch seine Wort' und Briefe
Den Wüthrich zu der tiefsten Tiefe
Des Unsinns niederschmeichelte.

Wovon sein Geist so selig träumte,
Das war nicht Weisheit, war ihr Ruhm:
Er baut' ein Tempelheiligthum,
Wo er den Gottesdienst versäumte.
Wie mögen wir der Weisheit traun,
Die wir da sehn nach Hofe schleichen,
Wo wir, vor Seneca dem Reichen,
Nicht Seneca den Weisen schaun.

Da steht mein Franklin, wie die Stille
Der Größe, die sein Leben füllt!
Wie schlicht, wie einfach ist die Hülle,
Worein sich hier die Tugend hüllt!
Wie spricht in diesem Volkserretter
Sich seines Geistes Hoheit aus!
Wie schaut er durch die dunkeln Wetter
Auf sein erzeugtes Volk hinaus!
Weiß er's, wie das Geräusch der Thronen
Tief unter seinen Füßen schwiert?

Weiß es der sanfte Völkerfreund,
Daß einst sein schlichtes Haar die Krone
Der Fürsten überstrahlen wird?
Und dann, wie trägt er diese Bürde
Von Ruhm, die mit so eitler Würde
So bürgerlich noch Keiner trug? —
Er ist ein Mensch, das ist genug!
Der Mensch, wenn er mit Vatermilde
Des Enkels weiße Locke krönnt,
Und dann mit eben dieser Milde
Sein Volk in seine Arme nimmt!
Hört' ihn ein Gott auch nicht erlösen,
Sein Volk vom Druck zu befrei'n,
Und wär' er nicht der Mann gewesen,
Der Blitze lenkt': er wird' allein
Schon groß, als Vater Franklin, seyn!

Nicht neben Vater Franklin setze
Die Mutter, die ganz Mutter ist;

Die, wenn sie froh den Liebling küßt,
Es fühlt, daß sie die Lebensquelle
Der Unschuld ihres Hauses ist!
Und ist sie nicht voll Wonnethränen,
Die Hoffnung: was von Dir gepflegt,
Nun rein in Deinem Herzen schlägt,
Auf einen Sprößling aus zu dehnen,
Der Früchte Deines Herzens trägt?

Ganz weihest Du Dich erst Paulinen,
Ganz Deinen Pflichten, und nach ihnen,
Wenn kein Beruf Dich mehr vermißt,
Spricht Deine Muse zu dem Leyrer,
Der, wenn er minder heiter ist,
Sich froh an deinen Briefen liest;
Und doch ist ihm die Mutter theurer,
Als ihm die Philosophin ist!
Hier leg' ich meine Feder nieder;

Doch wenn es nicht Dein Wink verbeut,
So komm ich schon noch einmal wieder;
Nun, Freundin, lebe wohl für heut!

An Roſalie.

So komm' ich denn noch einmal wieder,
Und leg' in Deine Hand das Bild
Von Licht und eitlem Schimmer nieder,
Wie ſich's vor meinem Blick enthüllt.
Glanz iſt nur Glanz, hell iſt die Klarheit.
Groß iſt die Tugend. Größer macht
Ihr Umfang nicht, nur ihre Wahrheit.
Schön iſt die Schönheit, ohne Pracht.
Wohin, fragt man, ſind die Geſtalten
Der Größe, die das Herz gewinnt?
Wo ſind die Tugenden der Alten? —
Dahin, wo ihre Laſter ſind!
Wann Sittengift von Thronen rinnt,

Und wann, vom Greiſe bis zur Jugend,
Das Laſter jedes Herz verheert,
Dann ſpricht wohl, hier und da verehrt,
Noch 'eine furchtbar große Tugend,
Daß ihr die Menſchheit angehört.
Nicht ſchwanden uns die Geiſtesgaben
Der Alten; und das Seelenlicht
Brennt uns, wie ihnen; nur wir haben
Ein andres Sittengleichgewicht!
Wohl uns, daß wir der Zeit entrannen,
Wo jene Freundſchaft ſich bewährt,
Die vor dem ſchrecklichſten Tyrannen
So hoch, ſo glänzend ſich verklärt,
Daß, von zween Freunden in der Mitte,
Voll von Bewundrung, er der dritte,
Geliebte Freund zu ſeyn begehrt.

O Freundin, glaub' an dieſe Lehre:
Die Tugend iſt ſich gleich. Du biſt

So groß, so gut in Deiner Sphäre,
Wenn du sie bis zur kleinsten Leere
Ganz ausfüllst, wie der Seraph ist,
Der freilich eine größre Sphäre,
Jedoch mit Sonnenflügeln, mißt!
Ja, du bist größer, wenn nicht immer
Der Himmelssohn ganz Seraph ist.
Ein einzelner, verlorner Schimmer
Erhellt nicht, wärmt nicht; schimmert nur.
Man sey ein Ganzes! Eine Trümmer
Ist keine Zierde der Natur!
Halbherzigkeit ist, augenblicklich,
Ist nur ein Ton, nicht Melodie.
Nicht eine Tugend, Harmonie
Der Tugenden macht Seelen glücklich.

Hier liegt die Kunst, die Jeder nennt,
Die hochgepriesne Kunst, zu leben.
Das Leben ist ein Instrument,

Von Gott uns in die Hand gegeben;
Von ihm, zu Wahrheit und Verstand,
Ganz rein gestimmt: nur, Harmonieen
Für Geist und Herz daraus zu ziehen,
Das überließ er unsrer Hand.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verstand!

Wie, Freundin, oder hörst Du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Den Hohen, Göttlichen? — Wohlan.
Ich folge Dir zu jenen Tagen,
Wo dieses helle Gotteslicht
Hervor aus tiefen Nächten bricht.
Vermag ihn seine Zeit zu tragen?
Nein, so erhabne Seelen ragen
Zu hoch empor: man faßt sie nicht!
Ein Leben, welches durch die Stürme

Des Schickſals ſo harmoniſch floß,
So friedlich, wie es in dem Schirme
Der Zöllnerhütte ſich ergeß.
Ein Geiſt, ſo hell, ein Herz, vom Staube
Der Pilgerſchaft ſo unbeſtreut,
Vereinen ſich zur Göttlichkeit,
An die ich, trotz den Wundern, gleube;
Sie ſtehn im Dunkel ſeiner Zeit,
Die er nicht ganz erretten konnte;
Jedoch ſein Geiſt war auserſehn,
Als ein Geſtirn am Horizonte
Der Menſchheit herrlich auf zu gehn.

Wir ſehn ihn hier mit ſeinen Freunden,
Ganz Friede, tragende Geduld;
Dort ſteht er mitten unter Feinden,
Groß, wie der Sieg, ſanft, wie die Huld.
Hier predigt er! Mit welcher Weihung
Reißt ſeine Lehre Geiſt und Sinn

Zur Wahrheit seiner Tugend hin!
Dort spricht er göttliche Verzeihung
Herab auf eine Sünderin.
Hier macht er froh, dort stillt er Klagen;
Den Gleichmuth drängt aus seinen Tagen
Nicht Hosiannaruf, noch Hohn!
Wer ist der Mann, um für den Lohn
Der Tugend Alles das zu tragen?
Er sagt es selbst: ein Menschensohn.
Dieß kann des Dulders Muth erheben,
Dem größten Dulder nach zu streben:
Sein Christus ist ein Menschensohn,
Der, weil er anders war und glaubte,
Als ihm des Wahnes Täuschungsspiel,
Zu glauben und zu seyn, erlaubte,
Zum Opfer seiner Wahrheit fiel.
Er geht mit ernster Selbsterhebung
Den dunkeln Todesweg hinab;
Sein letztes Athmen spricht Vergebung

Auf seine Peiniger herab.
Das Anschaun solcher Hoheit weihet
Den Geist, daß er, schon halb befreiet
Von dem, was noch im Staube wühlt,
Die nahende Vergöttrung fühlt.
Nicht jedes Herz kann sich erheben
Zu einem so erhabnen Leben,
Das Engel mit Entzücken schau'n;
Doch jedem Herzen ward gegeben,
Ein kleines Himmelreich zu bau'n.

Der Mensch kann eine Kerkerhöhle
Zur Stätte seines Himmels weihn,
Und ist mit einer kleinen Seele
Im Prunkpalast nur stolz und klein.

Es giebt nur wenig wahre Schmerzen;
Uns schreckt ein dunkles Traumgesicht.
Verliert die Sonn' ihr Sonnenlicht,
Wenn Wolken ihren Himmel schwärzen?

Universitäts- und Landesbibliothek

Ihr Glück ist immer Sonnenblick.
So trägt der Mensch sein eignes Glück,
Und seinen eignen Gott im Herzen.
Du, den ein Leiden niederschlägt,
O wag' es, an den Gott zu glauben!
Nichts kann Dir einen Frieden rauben,
Den eine Gottheit hegt und pflegt.

Allein es ist doch manche Klage,
Die unserm Frieden untergräbt;
Zum wenigsten um unsre Tage
So manchen dunkeln Knoten webt,
Wegegen sich, es ab zu wehren,
Trotz dem, was Muth und Weisheit lehren,
Umsonst in uns die Kraft erhebt.

Sieh' die Natur! Von Licht und Schatten
Welch ein Gemälde! Lauter Licht
Würd' unsre Sehkraft bald ermatten.
Die Ruhe, die nichts unterbricht,

Verträgt mit unsrer Ruh' sich nicht.
Nimm weg den sanft verwebten Schatten:
Dann sieh, was Deiner Welt gebricht.
Empfinge wohl des Hirten Flöte,
Die im bethauten Busch erwacht,
Den Brautaufzug der Morgenröthe,
Wär' ihre Mutter nicht — die Nacht?
Kann diese so viel Reiz enthüllen:
O, so verzeihst Du auch gewiß,
Um solcher schönen Tochter willen,
Dem Schicksal jede Finsterniß,
Die Deinem Herzen einen stillen,
Und nie vergeßnen Tag entriß.

Hat nur das Unglück seinen Kummer?
Verlangt das Glück nicht seinen Muth?
Gefährlich, Freundin, ist der Schlummer,
Der unter vollen Segeln ruht!
Und hörtest Du nie von Verbrechern,

Die, ungestraft von andern Rächern,
Das Glück mit eigner Hand erschlug?
Das Glück, das in versteckten Köchern
Für Ludwigs Hochmuth Pfeile trug?
Stand Maintenon nicht hoch genug?
Wie siegend hob sich zu den Qualen
Erfüllter Wünsche nicht ihr Flug!
Das Glück nahm seine schönsten Strahlen,
Und bracht' ihr die beglänzte Schmach,
Den Kummer, der im Schlafgemache
Aus ihrer Brust mit einem Bache
Zurückgepreßter Thränen brach. —

Wo sang mit seinem höchsten Liede
Der Jubel innre Qualen ein?
Nur Unschuld, Unschuld, dein ist Friede!
Daß du dich fühlen darfst, ist dein!
Ist dein! du süßes Bild der Quelle,
Um die das junge Leben sprießt,

In deſſen Schatten jede Welle
Sanft durch Vergißmeinnichten fließt,
Die, wenn in ſtolzen Eichenzweigen
Sich Wirbelwinde ſtürmend drehn,
Die himmelblauen Häupter neigen,
Und ſich im Spiegelquell beſehn.
Und wenn — nicht um mit Gott zu rechten —
In mondbeglänzten Mitternächten
Ja noch ein Seufzer ihr entſchleicht:
So iſt es der: Du, Freund da droben,
Sag', ob auf dir auch, ſtiller Mond,
Gekrönte Menſchenwürger toben,
Und Helden raſen? Oder wohnt
Der Fried' in deinen Silberhainen?
Und flüchten endlich deiner Ruh
Verirrte Herzen, die hier weinen,
Und die verkannte Tugend zu?

Die Unschuld darf sich einer Ferne,
Die ihr entgegen kommt, erfreun;
Ihr kann die Hand, die Morgensterne
Begütert, nicht verschlossen seyn!
Und welches Loos sie auch getroffen:
Sie kennt die Hand ja, die es warf. —
Die Seele nur darf Alles hoffen,
Die Nichts, auch sich nicht, fürchten darf.
Wer die Erinnrung nicht zur Feindin
Der Ruhe seines Herzens macht,
Den sucht in stiller Mitternacht
Die Hoffnung auf, die schöne Freundin,
Die ihm aus allen Sternen lacht.

Wer segelte zur Ruh' des Glücks
Im Hauch von ihren Wonnehügeln?
Aus Gegenden des Mißgeschicks,
Die gegenüber liegen, flügeln
Die Wind' uns in den Schooß der Ruh';

Mit Winden, die aus Norden bliesen,
Flog Dulder Cook den Paradiesen
Der Otaheiter Unschuld zu!
Was Edles Deinem Muth entsprossen,
Und nun in voller Blüthe steht,
Hat's nicht Dein Seufzer angeweht?
Hat's Deine Thräne nicht begossen?

So hilft das innre Glück allein
Dem Mann ohn' alle Glückesgaben,
Trotz seiner Armuth, ohne Pein,
Und dem im Glanze reicher Gaben,
Trotz seinem Reichthum, glücklich seyn.

Nun will ich Dich nicht länger stören;
Nur wollst du erst geduldiglich
Von mir noch ein Geschichtlein hören,
Das weiser sprechen wird, als ich:

Schach Sadi lag ſehr krank darnieder.
Was Alles auch die Heilkunſt that:
Der Schmerz verläßt nicht ſeine Glieder;
Die Aerzte wußten keinen Rath.
Da ließ man endlich einen Frommen,
Den Eremiten Kaladar,
Der aller Weisheit kundig war,
Aus einer fernen Wüſte kommen.
„Schau',“ ſagt' ihm Sadi, „mich zerfrißt
Der Schmerz, erbarme du dich meiner!
Gequälter bin ich, als es Einer
Der Sclaven meines Reiches iſt.
Mich krönten aller Hoheit Strahlen,
Und glücklich pries man mich, allein
Ich war es nie; und nun die Qualen
Des Krankenlagers obendrein!“ —
„Ein Mittel könnt' ich Euch wohl ſagen,“
Spricht Kaladar zu ihm: „Ihr müßt
Das Hemd von einem Menſchen tragen,

Der immer froh und glücklich ist." —
Gleich werden Boten ausgesendet:
Man sucht bei Sonn' und Kerzenlicht,
Fragt jedes fröhliche Gesicht;
Allein wohin man sich auch wendet:
Ein solches Hemde fand sich nicht.
Als nun, mit Trauer im Gesicht,
Die Boten schon den Rückweg nehmen:
Da läßt aus einem nahen Hain
Sich ein vergnügtes Lied vernehmen:
Da lenken unsre Boten ein.
Sie dringen, mit verstärktem Schritte,
Durch's hemmende Gebüsch, und sehn,
Vor einer ärmlich kleinen Hütte,
Sich einen Vater, in der Mitte
Von fröhlich muntern Kindern, drehn.
Der Vater muß die Weise singen,
Nach der die frohen Kinder springen.
Die Fremden redeten ihn an:

„Wer seyd Ihr, lieber, güter Mann?
Wir möchten gern Euch näher kennen;
Ihr scheint ein Glücklicher zu seyn."
Er sprach: „Ich bin's. Die Leute nennen
Mich nur den immer frohen Hein." —
„Ihr seyd der Mann, nach dem wir suchen,"
Hebt einer von den Beten an.
„Wir waren schon so nah daran,
Auf unser Sucheramt zu fluchen.
Ja wahrlich! Ihr seyd unser Mann!
Nun laßt Euch unsre Bitte sagen.
Schach Sadi soll — sich von der Pein
Der schwersten Krankheit zu befrei'n —
Das Hemd von einem Menschen tragen,
Der immer froh und glücklich ist." —
Hein spricht: „Ja das ist zu beklagen,
Ihr lieben, fremden Herrn; denn wißt:
Ich würde mich gar nicht bedenken,

Ein Hemd, und hätt' ich auch nur Ein's,
Ich würd' es Eurem Sadi schenken;
Sehr! ich bin arm, ich habe Kein's!"

Der fliehende Held.

Wir hörten kaum gewagte, dumpfe Sagen,
Der Held der Zeit, der Weltverwüster sey
Von Gottes Hand gewaltiglich geschlagen,
Ihm folge laut des Nordens Hohngeschrei:
Da kam er; Fluch und Haß, die einzigen Begleiter,
Umgaben ihn, statt aller seiner Reiter.

Wie laut und prunkend war er ausgezogen!
Wie still, wie heimlich kehrt sein Stolz zurück!
Ihm, der die Welt so tausendfach belogen,
Ihm log nun doch einmal sein eignes Glück!
Der große Mann, der nie sich satt geraubt, der raubte
Zuletzt den Glauben Dem, der fest noch an ihn glaubte.

Friedens = Cantate.

Chor.

Fried', in deiner Strahlenkrone,
Steig' hernieder von dem Throne
Deiner Himmelsherrlichkeit!
Feſtlich ſey dein Tag geweiht,
Hochgeweiht zum erſten Sohne
Einer neuen, frommen Zeit!
Wir hatten falſchen Göttern
Der Eitelkeit uns zugewandt;
Da kam von Gott daher geſandt,
Die Götzen zu zerſchmettern,
Auf uns des Feindes Hand.

Ein ſchreckliches Verhängniß
Gab uns in Feindes Hand,
Zum nächtlichen Gefängniß
Ward unſer Vaterland.
Ketten banden unſre Worte,
Ketten unſer Flehn zum Herrn,
Und die Hülfe ſchien ſo fern!
Durch die dunkle Kerkerpforte
Leuchtete kein milder Stern!
Wir waren tief geſunken,
Des fremden Uebermuthes Spiel;
Vergoſſnen Opferblutes viel
Hat unſre Flur getrunken:
Da ſetzte Gott der Wuth ein Ziel.

Chor.

Hingebeugt zur Erde lagen
Alle Völker auf den Knie'n;
Aber Heil den Wundertagen,
Als die Rettung uns erſchien!

Preis und Liederjubel Allen,
Die das große Werk vollbracht!
Theure Helden sind gefallen;
Aber Licht den Völkern allen
Strahlt aus ihrer Todesnacht!

Bezeichnet ihre Heldenspuren!
Laßt ihre Gräber Altarstellen seyn!
Daß sich die weiten deutschen Fluren
Zu einem großen Tempel weih'n!

Und wenn der Frühling kommt, er strecke
Sein grünes Schleiertuch voll Duft,
Geweiht zu einer Altardecke,
Hin über jede Heldengruft!

Chor.

Großes Heil ist uns erschienen.
Allen Völkern ward es kund!
Lasset uns dies Heil verdienen!
Schließt den großen Völkerbund!

Reißet ein die Trennungſchranken,
Welche Völker noch entzwei'n.
Selbſt den feindgeweſ'nen Franken
Ladet zu dem Bündniß ein!

Chor.

Jede Spur des Grolles werde
Aus der neuen Zeit verbannt!
Und es ſey fortan die Erde
Nur ein Menſchenvaterland!

Das große Unheil iſt beſchworen.
Des Krieges Nachhall tönt verloren,
Wie ferne Donner, noch herein!

Friede, zeuch zu unſern Thoren,
Zeuch zu unſern Herzen ein!

Frühlings-Cantate.

Chor.

Ein Tempel iſt die Flur,
Und, bräutlich eingeſchleiert,
Auf grünem Teppich feiert
Frohlockend die Natur.

Eine Stimme.

Bekränzte Wonnetage ſchwanden
Im Lauf der längſt entflohnen Zeit.

Chor.

Doch wieder auferſtanden
Iſt ihre Herrlichkeit.

Eine Stimme.

Was herrlich sich entfaltet,
Es blühet und zerfällt.

Chor.

Doch der Geist des Lebens waltet
Durch das öde Todtenfeld.

Eine Stimme.

Liebe geht im Frühlingshauche,
Wie ein süßes Lebenswandern,
Geht von einem Blüthenstrauche,
Wie ein zärtlich Herz, zum Andern.

Zwei Stimmen.

Fühlet Gottes heil'ges Wehen!
In dem Hain, voll Lieb' und Lust,
Rauscht ein großes Auferstehen!

Chor.

Fülle, Gottes heil'ges Wehen,
Mit Begeistrung jede Brust!

Eine Stimme.

Tönt es nicht von allen Zweigen
Durch den vollen Laubengang?
Darf die Menſchenſeele ſchweigen,
Bei des Waldes Lobgeſang?

Chor.

Nein, ſie darf, ſie darf nicht ſchweigen!
Seele werde Lobgeſang!

Eine Stimme.

Daß weit die Flur es höre,
Stimmt, fromme Jungfrau'n-Chöre,
Zum heiligen Päan,
Stimmt eure Harfen an!

Zweite Stimme.

Fallt, Blüthen, fallet nieder
In unſre Feierlieder!
Bekränzt am Weihaltar,
Bekränzt des Jünglings Haar!

Erſte Stimme.

Es rauſcht in jedem Raume!
Dem hohen Schattenbaume,
So wie dem niedern Strauch,
Entwehet Gottes Hauch.

Zweite Stimme.

Der dieſe Lüfte wehen,
Der Leben auferſtehen
Und Wonnen fühlen läßt,
Ihn preiſet unſer Feſt.

Beide Stimmen.

Aus jeder grünen Halle
Der Waldeslaube walle,
Es wall' um Blumenhöh'n
Das feſtliche Getön!

Chor.

Was mit Blüthen ſich umſchleiert,

Was in alle Wesen drang,
Lebensauferstehung feiert
Unsres Chores Lobgesang.

Die Apoſtel am Pfingſttage.

Perſonen.

Petrus.	Stephan.
Johannes.	Jacobus.
Nathanael.	Maria, die Mutter Jeſu.
Thomas.	Maria, die Schweſter.
Matthäus.	Maria Magdalena.

Heilig! heilig! heilig iſt Gott,
Der in unvergänglichem Lichte wohnt!
Groß und erhaben iſt Zebaoth,
Der gewaltig über den Gewaltigen thront!
Der unermeßliche Weltenraum
Iſt die Wohnung, die den Unfaßlichen umfängt.

Mit Sonnen geſchmückt iſt der Verhangſaum,
Der geheimnißvoll um das Heiligthum hängt.

Zwei Stimmen.

Gnädig, gnädig iſt unſer Gott,
Der haltend und waltend die Schöpfungen lenkt!

Eine Stimme.

Und wohl uns! daß er auch unſer gedenkt,
Wohl uns,

Chor.

daß er auch unſer gedenkt!

Petrus.

Die Welten wandeln ihren großen Gang,
Der labyrinthiſch ſich nimmer verwirrt;
Der Menſch nur, der Menſch im irdiſchen Drang,
Er wanket, er ſtrauchelt, er irrt.
Die Thränen rollen
Des Sünders Wang' herab;

Was sie vertilgen sollen,
Wäscht ihre Fluth nicht ab.
Wer erhebt den Staubgebornen,
Der da fiel, vom Staub empor?
Wer erbarmt sich des Verlornen,
Der sein Paradies verlor?

Eber.

Gnädig, gnädig ist Gott!

Johannes.

Er erquickt des Lebens welke Blüthe,
Ist barmherzig

Eber.

und von großer Güte!
Gnädig ist Jehovah Zebaeth!

Johannes.

Erschienen ist uns ein Helfer, ein Hort,
Daß er dem Menschen, dem Sohne der Sünde,

Den wiedergewonnenen Himmel verkünde;
Wir sahn ihn, wir hörten sein heiliges Wort.
Noch tönt von Salems Höhen
Und von den Cedern dort,
Wo wir ihn fest und fest
Im Geiste wandeln sehen,
Sein tröstendes Verheißungswort.

Petrus.

Ich kann ihn nicht umfassen
Den heiligen Verheißungsschwur;
Verlassen steh' ich da, verlassen
Im weiten Raume der Natur!
Gleich einem finstern Nachtgesichte,
Und schwarz, wie ein Verrath,
Verfolgt, mit ihrem Strafgerichte,
Mich die, an meinem Herrn begangne, Freveltat.
Unvergeßlich! unvergeßlich
Schwebt die finstre That mir vor!

Johannes.

Trübe Seele, blick empor;
Unermeßlich! unermeßlich
Iſt des Weltverſöhners Huld!
Daß ſie rettend dein gedenke,
Darum, trübe Seele, ſenke
Deine vielbeweinte Schuld
In die Quelle ſeiner Huld!

Petrus.

Ich kenne dieſen Menſchen nicht!
Dies Wort, dies ſündenreiche Wort, —
Ich ſprach es aus, als ob ein Fluch mich triebe.
Ich kenne dieſen Menſchen nicht!
Da faßte mich ein ſchreckliches Gericht:
Es leuchtete ſein Blick, ſein Blick voll Gnad' und Liebe,
In jene Nacht, die plötzlich mich umgab,
So ſanft und ſo vernichtend doch herab.
Säh' ich in empörten Wettern
Flammend auf mich niederſchmettern

Ein verdientes Strafgericht:
Ob zu büßen mein Verſchulden,
Würd' ich mein Verhängniß tragen,
Nur verzagen würd' ich nicht;
Würde weinend mein Geſicht
Bis zum Staube niederſchlagen,
Beten, knieen, zittern, zagen,
Nur verzagen würd' ich nicht.
Doch in der Gnade Strahlen
Ein Sünder dazuſtehn:
Wer trüge dieſe Qualen,
Und müßte nicht vergehn!

Johannes.

Tief gehn der Sünde Qualen,
Die durch das Leben zittern,
Wenn es der Gnade Strahlen
Erleuchten und erſchüttern.

Sie schüttern das Gemüth empor,
Daß sich und seinen Gott verlier.

Petrus.

Ja! verloren hab' ich ihn!
Meine Sterne gingen unter!
Mich verfolgen finstre Schatten!
Jedes Schatten ist darunter!
Sie winken; sie wollen hinunter
In ihre Nächte mich ziehn!
Wohin? wo soll ich hin entfliehn.

Magdalena.

Gnädig ist Gott! Barmherzig ist Zebaoth!
Barmherzig

Chor.

und von großer Güte!

Magdalena.

Im weinenden Gemüthe
Der Sünderin, da steht

Ein Denkmal dieſer Güte;
Gottes göttlichſter Prophet
Hat die Sünderin entſündigt,
Hat den Vater ihr verkündigt,
Des Vaters verzeihende Huld.
Sanfter athmet nun die Schuld.

Johannes.

Tiefer wurzelt in der Reue,
Die das Herz dem Fall entwindet,
Die zurückgekehrte Treue,
Die ſich ſelber wieder findet.

Petrus.

Sagt mir, Brüder, bin ich noch —
Bin ich noch der Auserwählte,
Den er zu den Seinen zählte?
O, wie liebt' er mich! — und doch — —

Johannes.

Verzeihung, ja Verzeihung
Iſt, wo die Reue nächtlich weint,

Ein Lichtblick, eine Weihung,
In der ein Engel hienieden erscheint!

Petrus.

Ihr finstern Geister meiner Fehle,
O starrt mich nicht so furchtbar an!
Daß einmal wieder meine Seele
Sich ruhiger zu Gott erheben kann!

Cher.

Gottes Friede, Geist der Ruh',
Wehe du,
Wie im Hauch der zarten Blüthe,
Dem verzagenden Gemüthe
Tröstung und Erhebung zu!

Thomas.

Vom Tempel komm' ich, durch das Gedränge
Des Volkes entrann ich nicht ohne Gefahr:

Verfolgung unsrer kleinen Schaar,
Und Schmähung unsres Meisters war
Das Losungswort der wilden Menge.

Nathanael.

Des Volkes Sinn ist wandelbar;
Ich höre noch sein Hosiannaschreien,
Und nun — es kann ihm nicht verzeihen,
Daß er so groß, so göttlich war.
Was das Volk auch sinn' und thue;
Es bewegt nicht meine Ruhe,
Nicht mein weiß gewordnes Haar.
Ich weiß, an wen ich glaube,
Weiß, welche Kraft mich hält;
Der Fried', an den ich glaube,
Ist nicht von dieser Welt.

Thomas.

Der göttlichste der Menschenkinder,
Der mich zu seinem Freund' erkor,

Der hob mich aus den Mitternächten,
Wo bald zur Linken, bald zur Rechten
Sich ungewiß mein Pfad verlor,
Zu sich, zu seinem Licht empor.
Ich hörte — sah — und doch — und doch — —

Nathanael.

Du wankest noch —
Im sanften Morgenlicht
Erblickt der schwache Glaube
Das leise Tagen nicht;
So hängt der Mensch am Staube:
Er hat den Himmel, und faßt ihn nicht.

Thomas.

Wir haben, ihn auf Davids Throne
Dereinst zu sehen, so selig geglaubt.

Magdalena.

O Tochter Zion, auf ewig beraubt,
Umstrahlet nimmer die Siegerkrone
Dein, in den Staub gebeugtes, Haupt!

Thomas und Magdalena.

Dein Herz wird nicht mehr freudig pochen;
Dich werden Heiden unterjochen!
Nimm deinen Trauerſchleier um!
Die Roſ' in Saron iſt gebrochen,
Und ihre Stelle wüſt' und ſtumm.

Thomas.

Die Söhne deiner Engel werden fragen:
Wo iſt die Stätte, wo der hohe Tempel ſtand?
Der Nachhall längſt verſtummter Klagen
Wird kommenden Aeonen ſagen:
Verödet iſt das hochgeweihte Land!
Die Hand des Herrn hat es geſchlagen,
Und ſeine Majeſtät verſchwand!

Thomas und Magdalena.

Weh! Iſrael, du haſt den großen,
Den hohen Propheten des Herrn verſtoßen;
Er hat fortan auf ewig
Sein Angeſicht von dir gewandt!

Chor.

Wehe! wehe dir, Israel!

Thomas.

Schon sind es vierzig Tage,
Daß die verhüllte Klage
Um Trauerstellen wankt, und einsam ist, und
weint,
Daß ihr der Geist des Trostes
Noch immer nicht erscheint.
Da irrt nun die verlaßne Heerde,
Von keinem freundlichen Odem begrüßt!
Welch eine dürre Flur die Erde!
Wie blumenlos und wüst!

Johannes.

Es blühet eine Blum' hienieden,
Die Blume duftet Licht und Frieden
Durch unsern finstern Lebenshain;
Ihr sanfter Nam' ist Liebe, Liebe!

Doch wollen ihre Lebenstriebe,
Erhaben selber und rein,
Nur in erhabenen und reinen Seelen gedeih'n.

Ihr Balsam heilet fremde Wunden;
Sie weiht in himmelvollen Stunden
Sich, wo sie erblühet, ein heiliges Land;
Sie ist nicht mit verschwunden,
Als das Paradies verschwand.

Ihr Held ist Jesus Christus;
Sie hat, des Himmels voll und werth,
In seiner grossen Seele,
Die Welt umfassend, sich am heiligsten verklärt.

Leis' und weich, wie Himmelslüfte,
Wie der Athemzug der Ruh',
Holde Blume, sendest du
Deine balsamreichen Düfte
Der verwaisten Seele zu.

Petrus.

Ja! ihr Held iſt Jeſus Chriſtus,
Der da heilte, lehrt' und nun,
Als die Menſchen ihn erwürgten,
Noch ein Freund der Menſchen blieb,
Noch im Tod', im Tode rufte:
Vater, o Vater, vergieb!
Sie wiſſen nicht, was ſie thun.

Chor.

Fleuß hin, geweihte Zähre,
Daß die erhabne Liebe
Zu einem Göttertriebe
Sich auch in uns verkläre.

Maria die Mutter, Maria die Schweſter und Martha.

Dreiſtimmig.

Iſt ein geliebter Menſch uns fern:
Verwaiſte Liebe wandelt gern,

Kann's ihre Nacht auch nicht erhellen,
Um all' die theuren, werthen Stellen,
Die Er berührt, geheiligt hat.
Ihr wehmuthsvolles Sehnen
Bethauet gern mit Thränen
Seine letzte Ruhestatt.

Chor.

Heilig ist die Ruhestatt,
Wo das letzte Weh' verklungen;
Wo der Kämpfer ausgerungen,
Und der Dulder ausgelitten hat.

Martha.

Wir kommen daher von seinem Grabe,
Wo wir zuerst den Erstandenen sah'n:
Stumm Alles dort! Die zitternden Schauer nur,
Die brechenden Herzen sich nah'n,
Durchbebten schreckhaft die schweigende Flur,
Als ob dort ausgeathmet habe
Der letzte Seufzer der Natur.

Maria.

Da ſtürmt' ein gewaltiges Sehnen
Durch meinen Buſen dahin.

Maria, die Mutter.

Ach, da verſank in eine Nacht von Thränen
Mir jeder Gedanke, jeder Sinn.

Martha.

Mir war, als ob der Jammer
Den Buſen ſprengen wollte,
Daß ich den Herrn der Gnade
Nicht mehr bedienen ſollte.

Alle drei.

Weh' uns! weh' uns!

Maria.

Wie ſchlug mein Herz, indem ich noch nicht wußte,
Da ich ihn ſalbte, daß ich da
Zum Tod' ihn ſalben mußte,
Zum grauſen Tod' auf Golgatha.

Alle drei.

Weh' uns! Weh' uns!

Chor.

Weh' euch, verwaiſte Frauen,
Weh' euch, und weh' auch uns!
Den Herrn nicht mehr zu ſchauen,
Nicht mehr von ihm die Lehren,
Voll Gotteskraft, zu hören.
Weh' euch, und weh' auch uns!

Maria.

Wohin das Herz ſich wendet:
Es findet Alles leer;
Das Licht ſogar iſt traurig;
Die Luft am Halm, wie ſchaurig!
Sie ſpricht: er iſt nicht mehr!

Thomas und die Marien.

Er iſt mit uns nicht mehr!

Maria.

Wir weinten noch am Grabe,
Da klang, wie von entfernten Höh'n,
Ein wunderbar liebliches Stimmengetön;
Es war ein melodiſches Wallen und Wogen;
Es klang, da wir von dannen zogen,
Das wunderbar liebliche Tönen uns nach.

(Gedämpftes Zwiſchenſpiel.)

Martha.

Still! tönt es noch? Wie? oder tönt es wieder!

(Zwiſchenſpiel.)

Martha.

Hört ihr's? es tönt aus hohen Wolken nieder!

Chor.

Das ſind nicht Lieder der irdiſchen Zeit!

Entfernte Stimmen.

Hochgelobt ſey Gott!

Chor.

Das sind die ewigen Jubellieder
Frohlockender Unsterblichkeit!

Entfernte Stimmen.

Friede! Friede! Gottes Friede
Sey den Trauernden geboten!
Leben wohnt nicht bei den Todten!
Hochgelobt sey Gott!

Chor.

Gelobt sey Gott
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Halleluja!

Die beiden Jünger von Emmahus.

Matthias.

Wir kommen daher von Golgatha,
Von dem Hügel des heiligen Blutes;
Und rings umher, wohin allda

Das Auge bang' und ſchüchtern ſah,
Kam ſchauerndes Entſetzen ihm entgegen.

Cleophas.

Die Erde ſchien ſich zitternd zu bewegen,
Als fühlte ſie noch, was auf ihr geſchah.

Matthias.

Wir weihten uns und ſammelten den Staub,
Doch, ach! das Blut des Heiligſten geröthet;
Da brach der Schmerz hervor; wir riefen:

Beide.

Weh' der Rotte,
Die unſern Herrn ſo mörderiſch getödtet!

Die drei Marien.

Ja weh'! die Welt der Sünder,
Sie war des Heiligen nicht werth!

Nathanael.

Den hohen Gottverkünder
Hat Gott, ſein Gott verklärt;

Doch ist er mit den Seinen
Im Geiste fort und fort.
Wie konnt' er inniger mit ihnen sich vereinen,
Als durch sein göttliches Wort?
Ich gehe, sprach er, ich gehe zum Vater,
Mein großes Werk zu vollenden.
Vernehmt, was euch mein Wort verheißt:
Ich werde von dort ihn zu euch senden,
Den Helfer, den Tröster, den Geist.

Die drei Marien.

Selig sind die Augen,
So ihn gesehen haben;
Selig sind die Ohren,
So ihn gehöret haben;
Selig sind die Herzen,
So ihn vernommen haben!

Cleophas.

Wir sahen ihn zum letzten Mal,
Als er mit uns nach Emmahus gewandelt.

Matthias.

Wir fühlten — ihn, dem Göttlichen so nah —
Wie uns das Herz im Busen brannte,
Das früher ihn erkannte,
Als das Auge, das ihn sah.

Cleophas.

Hört weiter, was auf Golgatha,
Das Wundervolle, das dort geschah!
Heimlich und eilig, wie einen Raub,
Hatten wir gesammelt den blutigen Staub,
Und zogen nun schweigend von dannen:
Und sieh! da schimmerten die Hügel dort!
Ein dumpf hinrollendes Beben
Der Erde zitterte fort und fort.

Matthias.

Es regten sich so wundersam die Lüfte,
Wie das kalte, wehende Schweben
Von Geistern um ihre verlassenen Grüfte.

Und plötzlich! plötzlich! welch ein Geſicht!
Es leuchtete mit nie erſchauter Helle
Die, kaum zuvor mit ſchwarzer Wolkennacht
Bedeckte, Todesmarterſtelle.
Das war ein Glanz — das Wort beſchreibt ihn nicht —
Ein Licht, worin die Gegenſtände ſchwanden;
Nichts war vorhanden,
Als ein weißes, ein Alles verſchlingendes Licht.
Und immer ſchreckender ward das Geſicht!
Es vermiſchten ſich feindliche Naturen;
Schatten, wie ſchwarze, ſtumme Mächte, fuhren
Dahin durch das blendende Licht.

Cleophat.

Dann durch die Thäler und um die Höh'n,
Da ging es, da rollt' es, wie dumpfes,
Fortrollendes Donnergetön.

Chor.

Sey gnädig, Herr unſer Gott,
Erbarme dich unſer!

Matthias.

Dem heimlichen, leisen Geflüster der Luft
Entquoll ein wildes und wilderes Sausen,
Das Felsen bewegt' und Cedern brach;
Durcheinander, wie zornige Stimmen, sprach
Vom Himmel herab ein gewaltiges Brausen;
Es war, als ob das Weltgericht
Mit Donnerschlägen sich verkünde.

Beide.

Hör', Israel, du Volk der Sünde,
Es naht, es naht sich dein Gericht!

Chor.

Herr der Gnade! Vater, o Vater der Huld,
Erbarme dich! Erbarme dich unser!
Und geh' nicht in's Gericht
Mit unsrer Schuld! —

Matthias.

Horcht! was beginnt? was rauscht? merkt auf, ihr Brüder!
Ein Wunder des Herrn ist uns nah! — —
Das sind die Donner von Golgatha!
Von der Schädelstätte, da
Ruft sie herüber, die furchtbare Stimme!
Welch Brausen! Jehovah's Zorn ist entbrannt!
Verderben bedroht das sündige Land;
Kein Schatten, der den Sünder vor dem Grimme,
Dem Grimme des Fluches verbirgt!

(Zwischenspiel.)

Cleophas.

Hört! abermal ruft es, wie Stimmen der Rache:
Zion, ruft es, Zion erwache!
Du hast den Heiligern Gottes erwürgt!

Chor.

Erbarme, Gott, erbarme dich unser!

Nathanael.

Choral.

Verſammelt euch, ihr Frommen,
Und ſeyd getroſt im Herrn!
Der Tag des Heils wird kommen;
Hell ſtrahlt ſein Morgenſtern.

Alle.

Wir wollen ihm vertrauen,
Ihm, der, ein treuer Hirt,
Zu friſchen, grünen Auen
Die Seinen führen wird.

Der Vorige.

Sein Licht iſt uns gekommen,
Das Jeſus Chriſtus heißt:
Drob ſeyd getroſt, ihr Frommen,
Und ſtark in ſeinem Geiſt.

Ich laſſ' euch meinen Frieden!
Durch ſolches Gnadenwort
Iſt er, obwohl geſchieden,
Doch mit uns fort und fort.
Er hat uns aufgeſchloſſen
Das Reich der neuen Zeit,
Er hat uns zu Genoſſen
Des Vaterreichs geweiht.

Alle.

Mag denn in Ungewittern
Der Herr der Welten gehn:
Wir wollen ohne Zittern
In ihm den Vater ſehn!

Cleophas.

Horcht! Leiſer ſchon redet zu uns herüber
Des Donners rufende Stimme;
Das ſcheltende Brauſen verſtummt;
Wie athmet die Stille ſo ſanft!

Matthias.

Auf den ſtilleren Lüften ſchwimmen
Gottverkündende Engelſtimmen,
Wie ſie noch kein Ohr gehört!

Entfernte Stimmen.

Gelobt ſey Gott!

Einer der Jünger,
die mit Jeſu auf Taber waren.

Seht Brüder, welch ein Schimmer,
Der lieblich uns umfließt,
Und ſchön und ſtill und immer
Sich leuchtender ergießt!

Der Zweite.

Fürwahr! ein Leuchten, ſo klar und ſo ſchön,
Wie jenes auf Tabors geheiligten Höh'n!

Beide.

O ſeliges Erſcheinen!
Uns leuchtet Gottes Licht!
Der Herr verläßt die Seinen,
Die auf ihn hoffen, nicht.

Choralmäßig.

Der Herr verläßt die Seinen,
Die auf ihn hoffen, nicht,
Läßt seine Sonne scheinen,
Läßt ihnen leuchten sein Licht,
Wo sie im Dunkel weinen.
Der Herr verläßt die Seinen nicht.

Petrus.

Wie ist mir? wie soll ich es nennen?
Seh' ich, hör' ich im Traum?
Mich selber kaum
Mag ich erkennen!
Die Herrlichkeit Gottes erfüllt diesen Raum,
Welch ein Leuchten! welch ein Schimmer!
O, mein Nathanael,
So war's in mir noch nimmer,
So heilig, so selig, so klar und hell!

Nathanael.

Gekommen ist die große Stunde,
Die uns der Meister hoffen ließ!
Begeistert flammt es von jeglichem Munde!
Das ist der Geist, den uns sein Wort verhieß!

Petrus.

Der Himmel läßt sich hernieder!
Entzücken durchströmt meine Glieder!
O laßt mich weinen vor Seligkeit!
Umarmt mich, ihr Brüder!
Kein Sünder mehr! ich bin geweiht!

Chor.

Der Weltensabbath ist angebrochen,
Den Gott durch prophetische Worte,
Durch Stimmen der Zeiten den Völkern ver-
sprach,
Die Menschen zu entjochen
Von Sünde, Fluch und Schmach.

Thomas.

Erhebe, Tag der Weihe,
Erhebe du mein Haupt!
Und du, o Herr, verzeihe,
Daß ich so spät geglaubt!
Wohl bin ich zu geringe
Des Heils, das meine Augen sahn.
Wie hat so große Dinge
Der Herr an mir gethan!

Chor.

Der Herr hat große Dinge
An uns und allem Volk gethan!

Nathanael.

Ein neues Leben hat begonnen!
Herab auf das, im Dunkel wandelnde, Geschlecht
Strahlen die ewigen Sonnen,
Die Sonnen: Liebe, Licht und Recht.

Johannes.

Die Liebe soll zu den Menschen gehn,
Zu trocknen die einsamsten Zähren!
Das Höchste kann nur durch sie geschehn,
Den irdischen Sinn zu verklären.
Wie hoch ein Erdenglück auch thront:
Der Himmel ist nur, wo die Liebe wohnt.

Thomas.

Der seligste Verein
Der Menschheit soll nur eine
Anbetende Gemeine
In Lieb' und Hoffnung seyn!

Die drei Marien.

Lieb' und Hoffnung, rein wie Licht,
Gehn durch dieses Thal der Mängel,
Wo dem Pilger Muth gebricht.
Lieb' und Hoffnung — holdre Engel
Wandeln durch den Himmel nicht.

Nathanael.

Nun rüſtet euch, ihr Brüder,
Zu trotzen Anfechtung und Qual,
Den Völkern zu verkünden,
Was Jeſus Chriſtus uns befahl.

Chor.

Wir ſind Stimmen des Herrn!
Vernehmt es, ihr Völker der Erde!
Wir ſind Stimmen des Herrn!

Petrus.

Beflügle dich, o Seele,
Fleug auf zu Gott empor;
Da fall' anbetend nieder!
Da weihe dich im Chor
Der Hallelujalieder:
Dann aber, dann,
O Seele, künde
Der weinenden Sünde
Das Recht und die Verſöhnung an.

Johannes.

Wie begrüß' ich den welterleuchtenden Tag!
Er leuchtet Unsterblichkeit, heller und schöner
Und weihevoller noch, als jener,
Da ich am Busen des Meisters lag!
Wehe, prophetischer Isaide,
Wehe mit deinem Geiste mich an,
Daß ich mit deinem höchsten Liede
Die Wunder des Ewigen feiern kann.

Jacobus.

Wer mag die Wunder des Herrn ergründen!
Mich treibt es, mich treibet der Geist,
Das Wort des Lebens, das ewige Wort zu verkünden,
Das Jesus Christus heißt!

Nathanael.

So lange Gottes Sterne funkeln,
Wird leuchten Jesus Christus Licht;

Und mag es auch der finstre Wahn verdunkeln,
Auslöschen kann er diese Sonne nicht!

Petrus.

Simon, weide meine Lämmer:
So sprach zu mir des Meisters letztes Wort,
Das meine ganze Seel' entflammte.
Bewaffne sich das feindliche Geschick!
Es dreht von meinem Hirtennamte
Mich keine Macht der Welt zurück!

Chor.

Ihr seligen Begeisterungen,
Beseelt, erfüllt uns fort und fort,
Daß sich in allen Zungen
Verkünde Christus Wort.

Petrus.

Ich seh' im Geiste schon, wie sich die Aussicht weitet,
Ich sehe fern dahin das reine Licht verbreitet.
Tief in dem letzten, finstern Hain

Wird Chriſtus Name wiederhallen;
Es werden die Stellen der Sünde ſich weih'n,
Die Götzenaltäre werden fallen,
In gottgeheiligten Tempelhallen
Wird Jeſus Chriſtus der Hymnus ſeyn.

Johannes.

Fleug mit dem Hauche der Lüfte,
Du Wort des Herrn, zu den Völkern hinaus!
Sprechet, ihr Blumen der Grüfte,
Sprecht Auferſtehungen aus!

Petrus.

Leuchtet heller, leuchtet feſtlich,
Ihr ewigen Sonnen der Nacht!
Das Leben des Lebens erwacht.
Und du, entweihte Erde,
Du warſt ein dunkler Stern,

Entsünde dich, und werde
Ein heller, offener Tempel des Herrn!

Ihr Berge, weiht euch zu Altären!
Ihr Hügel, begrüßt mit Jubelgesang
Das Leben, das die neuen Zeiten gebären,
Vom Aufgang bis zum Niedergang!

Leuchte, prangende Mandelblüthe!
Blühe heller, stille Blume der Flur!
Schmücke dich schöner, schöne Natur!
Schmücke dich mit Feierkronen!
Gottes Reich will in dir wohnen.

Chor.

Zum Tempel schmücke dich, Erdennatur!
Und singet, all' ihr Frommen:
Das Licht ist aufgegangen,
Das die Propheten sangen,
Die schon im Geist es sahn!

Tag Gottes, ſey willkommen
Auf deiner Sonnenbahn!
Halleluja! Halleluja!

Dein Wille geſchehe.

Wer Gott vertraut,
Der hat ſein Heil hienieden,
Hat ſeinen wahren Frieden
Auf feſten Grund gebaut:
Er weiß ja, was ihn ſchirmet,
Wenn hart und ſchwer
Um ihn daher
Die Zeit der Trübſal ſtürmet.

Wenn ungewiß
Der irre Fußtritt wanket,
Wenn jede Hoffnung ſchwanket
Im Graun der Finſterniß:
Dann hebt aus dunkeln Thalen,

Trotz Nacht und Grau'n,
Dieß Gottvertrau'n
Das Haupt in Sonnenſtrahlen.

In Wort und That
Hat unſers Meiſters Leben
Ein Vorbild uns gegeben,
Zu folgen ſeinem Pfad:
Er zagte, doch verzagte
Sein Glaube nicht;
Er ſah das Licht,
Das hinter Wolken tagte.

Auch er, der tief
Die Wuth der Schmerzen fühlte,
Die ſein Gebein durchwühlte,
Auch Jeſus Chriſtus rief:
O, daß vorüber gehe
Der Kelch der Pein!

Jedoch nicht mein,
Dein Wille, Gott, geſchehe!

Den bittern Spott
Der Feinde, ſo ihn ſchmähten,
Vergalt er mit Gebeten
Und Flehn für ſie zu Gott.
Ein gottvertrautes Leben
Vermag allein
So groß zu ſeyn,
So hoch ſich zu erheben.

Was ihm auch bricht;
Und ob der Leib auch zittert,
Sein Geiſt hob unerſchüttert
Sich über Qual und Tod.
Sein Haupt, voll Blut und Wunden,
Neigt ſich der Ruh'
Des Todes zu;
Sein Geiſt hat überwunden.

Darum, was kommt,
Soll uns zu Gott erheben;
Der Vater weiß zu geben,
Was seinen Kindern frommt;
In allem Weh und Wohe
Sey des Gebets
Erhebung stets:
Dein Wille, Gott, geschehe!

Das Reich Gottes.

Chriſtus, Licht von Gott, erhelle
Jedes Leben, jede Stelle,
Wo es dunkel iſt und wüſt,
Daß die Menſchen dich erkennen,
Deſſen Jünger ſie ſich nennen:
Dann, Reich Gottes, ſey gegrüßt!

Ja, dieß Reich des Lichts enthülle
Sich in aller Kraft und Fülle
Seiner ſtillen Majeſtät;
Es verbreite ſich hienieden
Wie es dort in Lieb' und Frieden
Weit durch alle Himmel geht!

Wenn um Alle, die auf Thronen
Und in niedern Hütten wohnen,
Sich das freie Licht ergießt;
Und wenn nicht mehr Truggewalten
Ueber freie Seelen schalten:
Dann, Reich Gottes, sey gegrüßt!

Wenn der Mensch den Menschen findet,
Wenn ein Bund sie All' umwindet,
Den die fromme Eintracht schließt:
Dann beschwört die wilden Triebe
In der Menschenbrust die Liebe:
Dann, Reich Gottes, sey gegrüßt!

Daß sie mild einander segnen,
Hellen Menschen sich begegnen,
Bau'n, was müßig ist und wüst,
Thränen trocknen, und das Leben,
Was da fiel, vom Fall erheben:
Dann, Reich Gottes, sey gegrüßt!

Nicht der Mensch soll, Gott will richten,
Will die Spreu vom Korne sichten;
Nur Verzeih'n ist Menschenpflicht!
Gott durchschaut das Herz. Er walte;
Doch du, Menschenseele, halte
Redlich mit dir selbst Gericht!

Liebe soll die Seelen weihen;
Nur durch Liebe, durch Verzeihen
Wird viel Unrecht abgebüßt!
Recht hat Gott; der Mensch kann fehlen;
Demuth wohn' in allen Seelen:
Dann, Reich Gottes, sey gegrüßt!

Wenn das freie Recht regieret,
Wenn die Wahrheit triumphiret,
Wenn die Menschen, Kindern gleich,
All' an einen Altar treten,
Einen Vater an zu beten:
Dann, dann waltet Gottes Reich.

Iſt ein frommer Menſch geſchieden:
Seht ihm nach! er ging in Frieden,
Lebet dort auch noch mit euch.
Und ſein Heimgang iſt ein Wandern
Von dem einen Raum zum andern,
In dem großen Gottesreich.

Verſöhnlichkeit.

Laßt uns verſöhnlich ſeyn!
Fehlenden willig vergeben!
Friede, ja Fried' allein
Krönet das irdiſche Leben,
Drücket dem Erdenſeyn
Spuren des Himmels ein!

Weh! wenn Gott ſonder Huld
Wollte die Fehlenden meſſen!
Leicht ſey verzieh'n die Schuld,
Iſt ſie auch ſchwer zu vergeſſen.
Zürner ſprich, eb du zählſt,
Wann und wie oft du fehlſt?

So wie du, Gott, verzeihſt,
Sey auch den Feinden vergeben!
Tilge dein Friedensgeiſt
Jegliches Rachebeſtreben!
Hebt ſich doch himmelwärts
Nur ein verſöhntes Herz.

Nur ein verſöhntes Herz
Findet zum Himmel die Pfade,
Freut ſich in Freud' und Schmerz
Deiner erbarmenden Gnade.
Ja, das Herz! immerdar
Sey es ein Sühnaltar!

Dem 20. Mai 1809.

Tönen soll dein Tag, wie Philomele,
Blühen soll er, wie ein Götterhain;
Alles soll in ihm voll Jugendseele,
Soll erfüllt von dir, Elise, seyn.

Schau! dein Tag, aus Lieb' und Licht geboren,
Wie bekränzt er durch die Nebel tritt!
Wahrlich! Engel gaben seinen Horen
Ihren Frieden, ihren Himmel mit.

Wär' mein ganzes Leben eine Klage,
Wär' es dunkel um mich, wie ein Grab:
Heute, Freundin, heut' an deinem Tage
Wischt' ich alle meine Thränen ab.

Und es würde Licht in meinen Sinnen;
Meines Lebens würdigſter Ertrag
Würde ſchöner, herrlicher beginnen.
Hohe Weihung iſt ein ſolcher Tag!

Meine Kränze blühen auf zu Kronen;
Helle Sonne wird mein Abendſtern;
Gottheit wird in meiner Seele wohnen:
Wo du waltest, wohnt die Gottheit gern.

Da, wo deine ſanften Geiſter walten,
Wird ein hohes Weſen offenbar;
Glorreich hat es mich empor gehalten,
Als ich halb, ſchon halb verſunken war.

Dunkler ſchatteten die Dämmerungen;
Eh' es Nacht war, war es nächtlich ſchon;
Ausgeſungen hatt' ich, ausgeklungen
Hatte längſt mein letzter Harfenton.

Ach! kein Gott beſucht die finſtre Höhle,
Wo der ſtumme Haß des Lebens ſitzt:

Da ginzſt du mir auf, erhabne Seele,
Wie ein Morgen, der in's Nachtthal blizt.

Wie zu einer großen That berufen,
Ganz vergöttlicht, wie ein Lichtgenoß,
Nahr' ich dennoch zitternd mich den Stufen,
Die dein heiligſtiller Glanz umfloß.

Götter durften wieder mich begleiten;
Einem Himmel war ich wieder nah.
Hochbegeiſtert griff ich in die Saiten:
Und die Wildniß klang: Urania!

Ja, du warſt es, die in jenen Fernen
Mit mir feierte, mich ein zu weihn;
Deine Heimath iſt dort bei den Sternen:
Nimm mich ganz in deine Wohnung ein!

Idole.

Sie trat daher, und ihre Blicke ſcheuchten
Das Nebelgrau vom trüben Tage fort;
Ihr Lächeln war ein ſanftes Leuchten,
Und heller Geiſt ihr ernſtes Wort.

Aus dieſem Wort hab' ich die Gluth getrunken,
Die auf dem Heerde meines Herzens glüht;
Und warm und hell aus meinem Geiſte Funken,
Und Liedermuth in meine Seele ſprüht.

Die Kraft, die Feuerkraft der tiefſten Wahrheit
Sprach wundermächtig meiner Seele zu;
Ihr ganzes Weſen — welche Klarheit,
Voll Leben, und doch ſo voll Ruh'!

Ich nahte mich mit leisem Zagen:
Da schimmert' es um meine Bahn!
Ihr sanfter Blick hat mich empor getragen,
Mich unbefangen ihr zu nahn.

Ihr sanfter Blick! — o wahrlich! solche Blicke
Sind Mächte, denen Preisgesang gebührt;
Sie bau'n geheimnißvoll die Brücke,
Die Geister zu einander führt.

Und wenn der Schmerz auf dieser Brücke stünde:
Er würde, sanft berührt von Paradieseswehn,
Tief unter sich die Welt der Sünde
In grauen Nebeln schwimmen sehn.

Der Greis.

Fern sucht der Held im heißen Streben,
Was er im Schooß der Ruh' nicht fand;
Im Sturme suchet er das Leben,
Wie ein noch unentdecktes Land;
Und hinter ihm verstummen Fluren
Im Elend seiner Heldenthat;
Da zeichnen blutbefleckte Spuren
Die Stellen, die sein Fuß betrat!

Nur dorthin schaut er, nach dem Ruhme,
Der hinter Donnerwolken glänzt,
Verachtend jede sanfte Blume,
Womit die Freude sich bekränzt,
Die sich der reinsten Opferthaten

Und jener Götterkraft erfreut,
Die, in erhabner Stille, Saaten
Der Lieb' in's Land der Hoffnung streut.

Die Freude, die vom Lenz besungen,
Und spät im Herbst der Engel ist,
Der freundlich nach Erinnerungen
Des höhern Seyns das Leben mißt,
Erinnerungen, die den Frieden
Dem Weisen, dem die Nacht beginnt,
Entgegenführen, und hienieden
Schon selige Begleiter sind.

Sie weihn zu einem Festaltare
Die letzte Lebenshöh', und sehn
Mit ihm die reife Saat der Jahre
Am Fuße dieser Höhe stehn:
Da steigt, wohin sein Blick sich wendet,
Ein heller Geist aus seiner Ruh',

Der Lichtgeist eines Tags, und sendet
Vergütung rauhen Stellen zu.

Wie sich Vergangnes ihm entschleiert,
Was mit ihm ward, durch ihn geschah:
So steht er nun geliebt, gefeiert
Im Anfang seiner Nachwelt da:
Da sieht er, wie Das, was geworden
Und wird, in Eins zusammen fließt,
So wie die Morgenröth' im Norden
Sich an die Abendröthe schließt.

Er schaut die Nahen, ahnt die Fernen;
Was ewig schien, sieht er vergehn;
Im Nachglanz von versunk'nen Sternen
Sirbt er die neuen auferstehn.
Der weise Greis ist ein Geweihter,
Ist ein Prophet der jungen Welt,
Ein Spiegel ihr, in den so heiter
Und klar die Abendsonne fällt.

Dora.

Es ward einſt ein Mägdlein geboren,
Mit Augen, ſo ſonnig erhellt,
Als brächten ſie Tage voll Frühling,
Voll Blumen und Licht mit zur Welt.

Sie blickten ſo freundlich in's Leben,
Als wollten ſie ſuchen und ſchau'n
Die Stellen, auf denen ein Engel
Sich könnt' einen Himmel erbau'n.

Da kamen nun ſelige Geiſter,
Mit himmliſchen Seelen verwandt,
Und legten beglückende Künſte
Ihr leis in die blendende Hand.

Nun heben sich immer die Händchen
Mit zärtlicher Kindlichkeit schon,
Als wollten sie trocknen die Thränen,
Die trauernden Menschen entsteh'n.

Dann schlug ihr das Herz in dem Busen,
Durch welchen ein Vorgefühl drang;
Den Takt schlug es zart und melodisch
Zum [illegible]ftigen Lebensgesang.

Man sah an den sanften Gebärden
Des Kindes schon deutlich genug:
Es werde zum Viergesang werden
Der Takt, den das Herzchen da schlug.

Es blühten die rundlichen Wangen,
Wie Blumen am rosigen Strauch,
Und über dem lächelnden Munde,
Da schwebt' es, wie geistiger Hauch.

Das war ein ätherisches Wesen,
Es weihte recht wunderbar schon

Den Purpur der ſchwellenden Lippen
Dem Zauber der Rede zum Thron.

Und wenn man im blühenden Schlummer
Die liebliche Kleine ſah:
Da leuchtet' es oft um die Wiege,
Man wußte nicht, wie das geſchah.

Uns hat es die Muſe verrathen —
Den Muſen iſt Alles bekannt —
Das waren die köſtlichen Träume,
Vom Himmel hernieder geſandt.

Der ſchönſte der himmliſchen Träume,
Wie keiner von allen noch war,
Stellt' einen edeniſchen Garten
Voll Kronen des Frühlinges dar.

Es zog ſich von rauſchenden Birken
Und blühendem Flieder ein Gang,

Ein Laubgang, ſo blühend und ſchattig
Und duftig, den Garten entlang.

Da ging eine Wandlerin ſelig
Im hellweißen Schimmergewand,
Ihr bürften zwei Kinder zur Seite,
Die küßten die leitende Hand.

Es kam nun den Gang hergegangen
Voll Würd' und voll Anſtand ein Mann,
Der blickte die holden Geſtalten
Mit Blicken voll Zärtlichkeit an.

Und als er ſich ihnen dann nahte,
Umſprang ihn der kindliche Scherz:
Da drückt er die dreifach' Erſcheinung
Recht innig und froh an das Herz.

Verwerfe man immer die Träume:
Sie gleichen zerfließendem Schaum;

Doch dieſer, das wiſſen wir Alle,
War wohl ein prophetiſcher Traum.

Hier iſt ſie ja mit uns, die Holde,
Hier mit uns der würdige Mann;
Da lächeln, wie freeundliche Engel,
Die lieblichen Kinder uns an!

Elegie
an Naumanns Grabe.

Still umweht die Luft mit weicherm Flügel
Dieſes Stroms umkränzten Uferhügel,
Wo die Nymphen einſt ſein Spiel belauſcht.
Naht euch, Nymphen! nahet euch der Stelle,
Wo das Leben einer ſanftern Welle
In's Verhallen ſeiner Töne rauſcht.

Flötennachhall liſpelte nicht leiſer,
Süßer nicht durch junge Myrthenreiſer,
Als ſein Lied, das Coras Rettung ſang.
Aber höher ſchwang ſich ſeine Leyer,

Wenn sie zu der hocherhabnen Feier
Des Messiassangers klang.

Tieferschüttert hören wir in vollen,
Reichen Tönen, Gottes Donner rollen,
Der zerschmetternd in die Waldung fährt;
Dann, wie zärtlich! gleich dem Muttertriebe,
Singet er den großen Geist der Liebe,
Die das Lamm am grünen Hügel nährt.

– Welche Würde, welche Herzerhebung,
Wenn sein zartes-Lied, voll Gottergebung,
Trauerseelen mit dem Schmerz versöhnt!
Die gebundne Seele fühlt sich freier,
Wenn in hoher, himmelvoller Feier
Sein — Wohl ihnen, wohl auch uns! —
ertönt.

Leuchten wird, gleich einem Sonnensterne,
Naumanns Leben aus der dunkeln Ferne,
Aus den Tiefen der Vergangenheit:

O dann wird in unſre Tempelhallen
Noch ſein Gloria herüber ſchallen
Aus den ſchönſten Tagen ſeiner Zeit.

Troſt in Briefen.

Hervor, ihr ſeelenvollen Klänge,
Die mir die holde Freundin ſang!
All' ihre Briefchen ſind Geſänge,
Sind ihres Herzens Wiederklang.

Was ihrem Geiſt entfließt, ſind Melodieen,
Die zart, wie Duft, und klar, und ſchön,
Den Schwänen gleich, durch meine Seele ziehen,
Hoch über Welt und Zeit mich zu erhöh'n.

Kaum ſanken hier zur Ruh' die Stürme nieder,
So fahren ſie ſchon dort im wilden Chor,
Wie ſchwarze Rachegeiſter, wieder
Aus ihrer finſtern Ruh' empor!

Tief, tief verhüllen ſich die guten Sterne;
Hin zum entleg'nen Himmel flieht die Ruh';
Die Lüfte weh'n mir aus der Ferne
Das Wehgeſchrei der Menſchheit zu.

Mit Nachtgewölk' iſt meine Seel' umhangen;
Mein Herz, vordem ein lichtumfloß'ner Wald,
Durch den die frohen Töne klangen,
Iſt dunkel nun, und ſtumm, und kalt!

Und wenn ich in die Einſamkeit mich rette,
Wo ich des Hirten Liebe ſang:
Dann frag' ich mich: Iſt das die Muſenſtätte,
Wo meine Liederwelt verklang?

Nur ihr, ihr Briefe werdet nie verhallen,
Wenn längſt kein Liederfeſt mehr meinen Hain verſchönt;
Ihr ſeyd darin die Nachtigallen,
Aus denen fort und fort ein ſchöner Frühling tönt.

Hervor, ihr seelenvollen Briefe!
Euch ruf' ich an: Laßt von dem Grau'n
Der bösen Zeit mich in des Herzens Tiefe,
Wo Gott und Engel wohnen, schau'n!

Frühlingsankunft.

Ihr Gramgedanken, ihr Gespenster
Der Seelennacht, hebt euch hinweg von hier!
Der Frühling schauet in mein Fenster,
Mit grünen Zweigen winkt er mir!

Erwacht mit seinen Nachtigallen,
Erhebt er sich in seinem vollsten Glanz,
Und läßt auf jeden schäferlichen Tanz
Die hellsten Blüthen niederfallen.

Von Blumenspuren trieft sein Tritt:
Es tönt der Wald, der tausendstimmig singet:
„Gegrüßt sey, der da kommt! Er bringet
Ein großes Fest der Liebe mit!“ —

Die Zweige ſchmücken ſich zu Feſtaltären,
Wo, was ſich liebet, ſich vereint.
Seht! jede Blume glänzt von Zähren
Der Freude, die Aurora weint.

Ihr Stimmen, preiſ't mit mir den Wonnegeber,
Der keine Stelle dunkeln läßt,
Der ſelbſt die ernſte Ruh' der Gräber
So hell bekränzt, wie unſer Feſt.

Durch Blumen wandeln heil'ge Manen
Um ihre letzte Erdenſpur,
Und uns ergreift lebendiger das Ahnen
Von einer höhern Lenznatur.

So knüpfen tauſend, tauſend Kränze
Dieß ſchöne Erdenvaterland
An jene Paradieſeslenze,
Die uns den Blumengott geſandt.

Das verſchwundene Paradies.

Ein Raum, zum Knabenſpiel erleſen,
War mir ſo freundlich und ſo lieb;
Ein Paradies, wo ich das Weſen
Der Freude recht von Herzen trieb.
Hier ſah ich das Geſicht der Freude
Vollauf, in jeder Roſe glühn;
Hier ſah ich Nelk' und Veilchen blühn
Und lieblich duftendes Geſträude;
Der ganze Raum war friſch und grün.
Ich wandre jetzt dahin, und ſuche
Mein holdes Blumenleben auf:
Da find' ich eine ſtolze Buche,
Die ſchwang ſich breit und hoch hinauf.

Im Schatten ihrer Zweige ſtarben
Die Pflanzen alle, groß und klein!
Verſchwunden iſt mein Blumenhain,
Mit aller Fülle ſeiner Farben!
Wo ſich ein großer Stolz erhebt,
Da muß das Holde, Sanfte ſchmachten;
Ihr Blumenvölkchen, wo ihr lebt,
Bewahr' euch Gott vor großen Bäumen!

Palinodie.

O Dummheit, Herrscherin von ruhevollen Tagen,
Die du auf weichem Pfühl träumst,
Und, mit der Zeit, zu leben, auch die Plagen,
Des Lebens Furien, versäumst!

Ist wahr, daß Der, der seine Sünden
Reuen bekennt und nicht verhöhnt,
Begnadigung verdient: so finden
Auch meine Bitten dich versöhnt.

Drum, wenn ich nicht zu sehr in deiner Ruh'
dich störe:
So vernimm, was ich je wider dich begann,

Dich zu verletzen! hocherhab'ne Dummheit, höre
Geduldig meine Beichten an!

Wenn ihre Heerden auf die fetter
Begraſ'ten Au'n Fortuna trieb:
Dann war ich der verweg'ne Spötter,
Der mit der Geißel drunter hieb.

Ich ſah, mit Satyrblick' im Auge,
Dich mit des Lebens höchſtem Prunk umblüht,
Und gerbte dann mit böſer Lauge
Dein gutes, lederncs Gemüth.

Mit Unmuth zürnt' ich dir, wenn du ein Wachtſtück wagteſt,
Dem Recht die Willkühr unterſchobſt,
Den edlen, hellen Mann von Amt und Würden jagteſt,
Und einen finſtern Kopf erhobſt.

Mit Abscheu flucht' ich dir, die du mit deiner
Horde
Die Blutnacht Frankreichs feiertest,
Und in des großen Heinrichs Morde
Dein höchstes Strafgericht entschleiertest.

Mit Abscheu flucht' ich dir! so hab ich dich be-
leidigt!
Ja, meine Missethat ist groß!
Laut hab' ich die Vernunft einst gegen dich ver-
theidigt;
Laut sag' ich ietzt von ihr mich los!

Die Zeit, die noch nicht aufgeklärte,
Da du die Ketzer niederhiebst,
Und mit dem priesterlich geweihten Schwerte
Die Welt in deinen Himmel triebst;

Die schöne Zeit ist hin! und das ist wahrlich
Schade!
Der Weltgang steht einmal nicht still;

Doch sey getreſt! man rückt gewaltſam an dem Rade
Der Zeit, die gar nicht rückwärts will.

Die Reue hält mir das Entzücken
Der Freude vor, das ich empfand,
Als, deine liebe Welt nicht länger zu beglücken,
Dein Gottesdienſt ſchon mehr und mehr verſchwand.

Einſt deckte Nacht und Dunkel Alles;
Kein Lichtblick hatte noch dein Heiligthum erreicht;
Da kam die Zeit des zweiten Sündenfalles:
Das war die böſe Lutherzeit!

Ihr ſang auch ich die ſpätern Siegeslieder,
Sprach dir und deinen Rittern Hohn;
Doch ſchau getreſt umher, und ſieh! da bau'n ſchon wieder
Die Jünger Loyola's dir den zerſtörten Thron!

Es regt ſich ſchon ein eiſenfeſtes Streben
In Häuptern deiner Finſterniß,

Den Ueberfluß zurück zu geben,
Den ihnen Fürstengeiz, nicht Wahrheitsinn, entriß.

Sie weih'n von Neuem dir die guten alten Lehren.
In deren Schutz und Schirm du einst so groß erschienst,
Und bringen, die Vernunft der Weisheit abzuwehren,
Die Klugheit mit in deinen Dienst.

Sie füllten dir zu Ehren ihre Kasten,
Und ließen dann das menschliche Geschlecht
Hinein sich in den Himmel fassen;
So erbten sie die Welt mit wohlerworb'nem Recht.

Da trugst du königliche Kronen;
Der Frevel raubte sie; allein
Es laden dich schon ehrenhafte Thronen
Zur Mitregentschaft wieder ein.

Laß sich zur Geisterwelt die Weisheit stolz erheben:
Der Weltmarkt beut dir seine Herrlichkeit!

Streich, was gewinnt der Weisheit ganzes Streben?
Ach! einen Kranz, und den zernagt ſchr oft der Neid!

Sie ſchläft auf leergedreſch'nen Aehren,
Mit welchen ihr der Ruhm den Morgenſchlaf vergilt.
Sie lebt von dem Stolz, den Reichthum zu entbehren,
Der deinen Leib mit Wohlſeyn füllt!

Mein Auge ſah, wie du den leeren
Und ſauſtern Kopf zu deinem Ritter ſchlugſt,
Und ihn ewyer zu hehen Ehren,
Ewyer zu Glanz und Fülle trugſt.

Verehrte Nachtgöttin! ich kehre wieder
Zu dir zurück, mit dir mich nie mehr zu entzweih.
Dieß ſey das erſte meiner Feierlieder,
Die deinem Dienſt fortan ſich weih'n!

Dem 20. Mai.

Bekränzt und schmückt mein Fest, ihr Hayen!
Der reinste Strahl, der hellste Glanz
Aus ewigem Lichtquell sey erflehet,
Und werde dieses Tages Kranz!

Wir feiern heut ein edles Leben,
Das seinem Himmel in sich trägt!
Sey Tempelheiligkeit gegeben
Dem Raume, wo es sich bewegt!

Dieß fromme Leben selbst verleihe
Mir die Erhebung, mich zu weihn,
Und würdig solcher Priesterweihe
In diesem Heiligthum zu seyn!

Ja feiern will ich heut', Eliſe!
Mein Feſtgeſang ſoll dir ſich nah'n:
Da ſind mir helle Paradieſe
Voll guter Geiſter aufgethan.

Es waltet dort der Geiſt der Wahrheit,
Der des Gemüthes inn're Welt,
Den tiefern frommen Sinn, mit Klarheit,
Mit reinem Gotteslicht erhellt.

Und mit ihm iſt der Geiſt der Liebe,
Der blieb, auf daß der Welt ein Blick
In's Reich der Engelunſchuld bliebe,
In ſchönen Seelen hier zurück.

Wer glaubenles nichts Hehres ahnet,
Der finde dieſes Geiſtes Spur;
Sein Blick, ſein Wort — dieß alles mahnet
An eine höhere Natur.

Sein Blick iſt Licht, das in die Kammer
Der Finſterniß dem Kummer ſcheint;

Ein Wort, ein Friedenswort dem Jammer,
Der trostlos seinen Tag verweint.

Das ist der Geist der Edelthaten,
Wie die Natur im Stillen sät,
Bis ein Tag Gottes einst die Saaten,
Die vollen reifen Saaten mäht.

Ihm folgt zu jeder frommen Feier
Die Demuth, mit dem zarten Sinn,
Und mit dem Selbstverhüllungsschleier,
Des fremden Ruhms Verkünderin.

Nach ihr tritt uns ein Geist, im Segen
Der höchsten Huld, wenn sie verzeiht,
In deinem Heiligthum entgegen:
Der fremden Schuld Vergessenheit.

Er hebt den Tiefgesunknen wieder,
Und segnet, ruft die Leidenschaft
Den Fluch empor, den Fluch darnieder
Ein Geist, so mild und so voll Kraft!

Er fragt nicht, ob die Welt ihm lohne,
Die Prunkgeräusch mit Ruhm bezahlt;
Doch trägt er dort die hellste Krone,
Die durch den weiten Himmel strahlt.

Begrüßt von meinem Feierliede,
Winkt noch ein holder Geist mir zu,
So schön und still, wie Lieb' und Friede:
Das ist der sanfte Geist der Ruh'.

O Ruhe! Ruhe! — wo sie immer
Dieß Thal der Dämmerung betritt,
Sie bringet einen leisen Schimmer
Des heimathlichen Himmels mit!

Sie ist durch einen Friedensbogen,
Nach Ungewittern, zu dir ein,
Wie durch ein Siegerthor, gezogen,
Um fort und fort mit dir zu seyn.

Nun ſchau zurück nach jenem Reigen
Der Stunden, die dein Leben trug,
Ob all' dir ihre Kronen zeigen:
Der Geiſt der Ruhe ſchließt den Zug! —

R o m.

Wie heißt der Staub, auf den ich ſinnend trete?
Verſteinert liegt ſie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier ſtand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat ſich hier geſtaltet,
Ein Rieſenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweg gerafft!

Was an Jahrhunderten ſich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunſt hervor gebracht,
Hat das ereilende Verhängniß ſo vernichtet,
So tief bedeckt mit räthſelhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus diesem trümmervollen Raum?
Der wüste Rest, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergeßnen Traum.

Dort rasten einst verpurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menschlichkeit und Recht;
Da schwärmen Geier durch zerrißne Prunkgemächer.
Ein würdiges Nachfahrgeschlecht!

Nein — welch ein Grab! — Dieß wilde Dorngestrüppe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es ist, als sträubte noch das riesige Gerippe
Zu Hügeln seine Rasendeck' empor.

Ist das der Boden, der die Fabier getragen!
Auf den herab der Schild Minervens fiel!
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen!
Nichts, als der Schrei nach Brot und Spiel.

Die alte Roma trieb, ſich müßig zu zerſtreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma ſpielt mit neuen
Halbgötterſchaften und mit Gott.

Das iſt die neue Frucht aus altem Saamen!
Betroffen ſchaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln zieh'n.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle:
So feiert ſie ein ſtetes Tempelfeſt;
Im Götterſchmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß ſie ſich Maria nennen läßt.

Iſt hier der Raum, durch den die Siegeshymnen
flogen?
Zur Inſchrift dieſes Raums erlor die Zeit,
Schon mitten im Triumph den hohen Ehrenbogen:
Die Inſchrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einst Könige gestanden:
Da riß die Zeit die Marmorstufen fort;
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da schleicht der finstre Meuchelmord.

Dieß Anschaun — trübe wird's und trüber —
Es sieht, was unterging, in Dem, was sich erhielt!
Da schattet noch der Riesenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menschenblut gespielt!

Er starrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Vermuthcilt zu der ewig langen Schmach,
s vor der fernsten Nachwelt auszusprechen,
Was an der Menschheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöschendes Geschimmer
us der Ruine noch hervor;
ist, als ob die Zeit, beim Weggehn, diese
Trümmer
n ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufſchwung! welches Ende!
So ſank die Götterſtadt dahin!

Dort ſchlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Bruſt empor geſäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen ſchrecklich die Verwüſtung zeugt.

Mit dunkeln Reſten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da ſtrahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht ſo dumpf daher, wie ſterbendes Verhallen,
Dem ſchwermuthvoll der Pilger lauſcht?

Das iſt der Strom, der um verſunkne Hallen
Zerſtörter Heiligthume rauſcht.

Der alte Strom, an deſſen Strande
Die Hirtencinfalt einſt ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande
Und manches Opfer, auch der Tyrannei, begrub.

Ein kleiner Quell, entrieſelt' er dem hehen,
Dem waldbekränzten Apennin:
So leis entquoll die Ohnmacht der Hexen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo ſtill und fromm die Hirtenunſchuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der ſchäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da ſchmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch

Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menſchen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen ſie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Dann traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen ſpottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längſt das Heilige verſchwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten ſie ein Götterhaus;

O Friede, deinen ſüßen Namen
Sprach das, mit Salems Pracht geſchmückte, Denk-
mal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt', einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch dieſe Gottverhöhnung ſollte
Die ſpäte Welt an grauſen Trümmern ſchau'n.

Wie ſtarre Schatten ſtehn nun da die Pracht-
ruinen,
Die finſtern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte ſchon nagt an ihnen
Die ſchwelgende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umſchleicht ſchon mehr und mehr der Gifthauch böſen
Luft.

Der Gifthauch, der durch dieſe Wüſten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Miſſethat erſchüttert,
Barbarenhand darnieder ſchlug?

Ich ſende vom Ruinenſtaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrſt du, reiner Herzensglaube,
Du Geiſt aus Gott, wann kehreſt du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Iſt hier dein Leichnam ausgeſchmückt;
Allein dein Geiſt, für den geweihte Männer ſtarben,
Iſt deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Prieſter, führt mich hin zu ihren Materſtellen!
Ihr ſuchet Wunder dort; allein das Licht,
Das ſie entzündeten, das Leben auf zu hellen,
Das Licht der Wahrheit ſucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,
Die euren eitlen Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm; und dennoch
redet
Der wüste, trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schau wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!“ —

Anmerkungen
zu dem Gedichte:
„Die Einſamkeit.“.

Seite 8 Zeile 14. Epikur. — —

Die Grundſätze und die Lehren dieſes Weltweiſen ſind lange Zeit auf das Ungerechteſte verkannt worden. Epikur, ohngefähr 342 vor Chriſto zu Gergetium bei Athen geboren, ſetzte das höchſte Gut zwar in das Vergnügen (nicht in die Wolluſt, wie falſche Deutungen und Ueberſetzungen verbreiteten); aber in das Vergnügen, welches die Ausübung der Tugend gewährt. Sein Leben, ſeine Mäßigkeit und Genügſamkeit, beweiſen hinlänglich, daß er nicht üppige und ſchwelgeriſche Sinnlichkeit für die einzige und höchſte Beſtimmung des Menſchen hielt. Körperliche Leiden hindern, nach ſeiner Lehre, das Glück des Weiſen nicht, doch iſt es ihm erlaubt, darüber zu ſeufzen. Man ſtirbt leichter, wenn man einmal erkannt hat, daß der Tod kein Uebel iſt. Statt des gewöhnlichen Grußes der Alten, welcher Wohlergehen wünſchte, fing er ſeine Briefe mit den Worten an: Thue Gutes! Er ſtarb nach vierzehn-

tägigen Steinschmerzen, die er, ob sie gleich außerordentlich heftig waren, mit der größten Geduld ertrug. Wenn er auch manche Lehrsätze der Physik, z. B. von den Atomen, von Demokritus entlehnte, so sind doch diese nicht von großer Bedeutung. Epikurs Schüler theilten sich in die Strengen und minder Strengen. Die Letztern waren es, welche durch eine unrichtige Anwendung seiner Vorschriften und durch ein zügelloses Leben das System ihres Lehrers in so übeln Ruf brachten.

Seite 9 Zeile 13. Rousseau.

Jean Jacques Rousseau, der Genfer Burger, ist durch seine Werke und sein Leben als einer der ausgezeichnetsten Menschen der neuern Zeiten bekannt. Mit großen Anlagen geboren, konnte er doch nie eigentliche Selbstständigkeit in seinen Charakter bringen, der, obgleich Unruhe, Ehrgeiz und Reizbarkeit die Hauptzüge davon ausmachten, doch, von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, immer ganz verschieden erscheint. Da er in seinen Werken ganz ungewöhnliche, oft auch falsche, Behauptungen und Bemerkungen, aber immer mit einem außerordentlichen Scharfsinne und glühender Beredsamkeit aufstellte, so zog ihm dieses und auch sein Betragen viele Feinde zu, deren Verfolgungen er sich gegen das Ende seines Lebens durch die Einsamkeit zu entziehen suchte.

Seite 13 Zeile 8. Lotophagen, Pflanzenesser.

Seite 18 Zeile 4. Alba.

Philipps II. grausamer Feldherr, der Tod und Verheerung in den Niederlanden verbreitete, der viele Tausende vor seine Blutgerichte schleppte, und sehr Vieles zum Abfalle der vereinten Niederlande beitrug, ist aus Schillers historischen Werken und seinem Don Carlos hinlänglich bekannt.

Seite 29 Zeile 3. Da komm' ein Tullius — — —

Die Stelle spricht von Cicero, einem der größten römischen Redner und Schriftsteller überhaupt. Von niederer Abkunft, schwang er sich durch Fleiß, Anstrengung und Genie zu den höchsten Ehrenstellen der Republik, ja sogar bis zum Consulate empor, während dessen er Katilina's Verschwörung entdeckte und bestrafte, und sich so den ehrenvollen Beinamen „Vater des Vaterlandes" erwarb. Heftige Reden, die er gegen Sylla's Freunde hielt, zwangen ihn zu einer Zeit, wo dieser mächtige Diktator Alles seiner Rache aufopferte, nach Griechenland zu fliehen, wo er den Antiochus von Askalon, einen akademischen Philosophen, hörte, wie er zu Rhodus bei dem größten Redner jener Zeit, Apollonius Mollo, die Redekunst studirte. An Cäsar's Ermordung hatte er keinen Theil, und wandte sich nach dieser blutigen That auf Oktavius Seite, der Anfangs mit ihm Consul werden wollte, bald aber das Triumvirat mit Lepidus und Antonius vortheilhafter fand.

Cicero fiel als ein Opfer der Rache des Antonius, gegen den er heftige Reden gehalten hatte, und der ihn ermorden ließ. Die meisten seiner philosophischen Werke schrieb er auf seinem Landhause zu Tuskulum, wovon er mehrere Abhandlungen über den Tod, den Schmerz u. s. w. tuskulanische Fragen nannte. Er ist der größte römische Redner, und auch unter andern Nationen dürfte ihm vielleicht der einzige Demosthenes den Vorrang streitig machen.

Seite 29 Zeile 15. Es trach Lukrez — —

Lukrezius Karus. Wir haben von ihm 6 Bücher über die Natur der Dinge, worin viel Scharfsinniges und Konsequentes in einer schönen, dichterischen und äußerst gedrängten Sprache vorgetragen ist, die aber, sowohl der Gegenstände, als auch der Präcision wegen, womit Lukrez seine Gedanken vortragen wollte, oft dunkel wird. — Lukrezius war ein Anhänger Epikurs, dessen Philosophie er unter Zeno und Phädrus, den berühmtesten Lehrern dieser Schule, in Athen studirt hatte; daher auch seine Lehre über die Welt und die Seele, die Grundsätze Epikurs darüber aufstellt. Sein Gedicht soll er zur Geisteserholung in den Zwischenräumen einer Krankheit verfertigt haben, welche ihm ein Zaubertrank zuzog, wodurch seine Frau seine Liebe zu gewinnen und zu erhöhen suchte. Er starb, allgemein bedauert, in der Blüte seines Lebens.

Seite 30 Zeile 5. Und du, mein Mare (Virgilius)

Seitdem uns Voß mit klassischem Geiste und unermüdeter Anstrengung die Aeneide Virgil's auch im Deutschen gegeben hat, ist es glaublich, daß auch jene gebildeten Deutschen, denen das Studium der lateinischen Sprache fremd ist, den mantuanischen Dichter, den Sänger des Landes und der Helden, wie er sich selbst in seiner Grabschrift charakterisirt, näher kennen. Er schrieb Hirtengedichte, ein Gedicht vom Landleben, und dann sein großes Heldengedicht, die Aeneide, welche an Schönheit und Korrektheit des Ausdrucks, auch an Stärke der Gedanken, alle andern lateinischen Gedichte zurücklößt, wenn ihm gleich Homers Epopöen zum Vorbilde dienten. Sein Grab ist nicht weit von Neapel; noch vor einigen Jahren wuchs ein lebendiger Lorbeerbaum daraus hervor.

Seite 31 Zeile 12. Dein Flakkus — —

Quintus Horazius Flakkus lebte 63 Jahre vor Christo. Keinem Dichter älterer und neuerer Zeiten waren die Grazien so hold; keiner hat die Lehren einer heitern, ruhigen und doch edeln Lebensweisheit in ein so schönes Gewand gehüllt; keiner zugleich mit solcher Freiheit gelebt, und die Freuden der Liebe mit so viel Feinheit und Zartgefühl geschildert. Aber auch seine erhabenen Oden sind von unschätzbarem Werthe, wenn er das Elend der Bürgerkriege beklagt, oder vor den unruhigen und verderblichen Leidenschaften des Hasses, der Ungerechtigkeit, des

Geizes u. dgl. warnt. Bald schwebt er, wie ein leiser Frühlingswind, über Blüten hin; bald erhebt er sich mit der drohenden Größe und Stimme eines Sturmes, der den Verbrecher erschüttert und zittern macht. Die Satyren, womit er die Thorheiten seines Zeitalters verspottet, sind voll jenes leichten, menschenfreundlichen Spottes, der von der hellen Ansicht und Gutmüthigkeit des Spötters zeigt, und sich sehr vortheilhaft von dem bittern, menschenfeindlichen Hohnlachen Juvenals unterscheidet. Horaz verlebte seine Zeit sehr glücklich, auf einem Landgute, welches ihm sein Freund Mäzen geschenkt hatte, und wo er das Glück seiner Gemüthsruhe und Unabhängigkeit doppelt fühlte.

Seite 32 Zeile 7. **Katull.**

Wir haben nur noch wenige kleine Stücke dieses Dichters, welche sich aber durch eine außerordentliche Zartheit, Lieblichkeit und Weichheit auszeichnen. Die meisten davon sind an Lesbien gerichtet. Mehrere gleichen zarten weißen Rosen, auf welche die untergehende Frühlingssonne ihre letzten Strahlen wirft.

Seite 33 Zeile 5. **Petrarka.**

Das Thal Vaucluse, wohin sich Petrarka zurückzog, als er nach dem Tode seiner Eltern nach Avignon zurückkehren wollte, und die Pest dort herrschend fand. Hier lernte er seine Laura kennen, welche seine höchst zärtlichen und lieblichen Sonnette unsterblich machten. Die Schönheit

des Thals begeisterte ihn zu den herrlichsten Naturgemälden, die meistens durch einzelne, neue, feine und glänzende Züge und Gedanken ihre Vollkommenheit erhalten. Von Rom und Paris aus trug man ihm zugleich die Dichterkrone an, wovon er die erstere annahm; und die Großen der Erde, der Kaiser, der König von Frankreich und die Republik Venedig, gaben ihm unzweideutige Beweise ihrer Hochschätzung. Er starb 1374 im 70. Jahre seines Lebensalters.

Seite 34 Zeile 1. Torquato Taſſe.

Der ewig lebende Sänger des befreiten Jerusalems. Noch sind in Italien seine Stanzen in Jedermanns Munde; der Schiffer singt sie bei ruhiger Fahrt, und der Winzer und Schnitter, wenn ihnen der gesegnete Boden die Früchte ihres Fleißes giebt. Ja selbst der wüthende Pöbel zu Neapel verschonte mehrere Franzosen, blos, weil sie einige Strophen dieses Dichters auswendig wußten. Aber Taſſo's Leben selbst, war traurig und freudenleer. Schon mit zwölf Jahren, wenn wir seinen Lebensbeschreibern Lorenzo, Crasso und Manso glauben wollen, ganz in das Studium der schönen Künste und gelehrten Sprachen eingeweiht, ward er von Alfonso, Herzog von Ferrara, an seinen Hof gezogen, wo er gegen dessen Schwester, Leonore von Este, eine schwärmerische Leidenschaft faßte, die ihn auf immer unglücklich machte, ihn sogar später in's Gefängniß brachte. Als er nach Jahre langer Haft entlassen wurde, be-

gab er sich, in den dürftigsten Umständen, in das Kloster St. Onuphrio zu Rom. Der Papst beschloß, die Verdienste des unglücklichen Dichters durch eine prunkhafte Krönung auf dem Capitol zu belohnen. Er starb im Jahre 1595, kurz vor der Krönungsfeierlichkeit, an dem Morgen des Tages, da sie erfolgen sollte.

Seite 35 Zeile 9. Thomson.

Der geistvolle Sänger der Jahreszeiten. Unter den beschreibenden Dichtern kommen ihm wenige an Reichthum und Fülle der Gedanken, glänzender und schöner Diction, dann an glücklichen Bildern und Gleichnissen nahe.

Seite 38 Zeile 10. 11. Nun folge mir zu jener Trauer.
Wo neben Young der Tiefsinn wacht.

Youngs Nachtgedanken sind das Produkt einer höchst originellen und feurigen, zuweilen überspannten und ausschweifenden Phantasie, welcher immer eine tiefe Wehmuth und hohes schwärmerisches Gefühl für Frömmigkeit, Unsterblichkeit und Zukunft die Farben leiht. Die Bilder des Dichters sind beinahe immer sehr groß und erhaben, oft aber auch gigantisch und ungeheuer. Seine Werke sind als einzig in ihrer Art schon durch den Abdruck der Seelenstimmung des Verfassers merkwürdig.

Seite 39 Zeile 6. So drang auch Pope. — —

Alexander Pope, 1688 zu London geboren, gehört ohne Zweifel unter die vorzüglichsten englischen Schriftsteller.

Schon in früher Jugend gab er Beweise seiner ausgezeichneten Talente; den größten Ruhm und Vortheil aber brachte ihm die Uebersetzung der Homerischen Heldengedichte, welche die Engländer für höchst vortrefflich halten. Pope hinterließ uns in seinen Versuchen über die Kritik und den Menschen, in der geraubten Haarlocke u. a. schätzbare und bleibende Denkmäler seines Werthes.

Seite 40 Zeile 3. Begrüßt sey Opitz! —

Von der Höhe, worauf jetzt unsere Sprache und Dichtkunst steht, sehen wir, undankbar genug, selten auf die Männer zurück, welche uns durch Genie, Beharrlichkeit und Fleiß den Weg dazu gebahnt haben. Dies ist auch der Fall mit dem sehr talentvollen, schlesischen Dichter Opitz, welcher um die deutsche Poesie sowohl, als in Hinsicht auf die Bildung der deutschen Sprache viele Verdienste hat.

Seite 41 Zeile 8. Albrecht Haller.

Schweizergedichte. Vom Ursprung des Uebels, über die Ehre, die Alpen u. s. w.

Seite 42 Zeile 13. Nun laßt zu Kronegk — —

Ein hoffnungsvoller Dichter aus der ersten Periode der neuern deutschen Dichtkunst. Sein Trauerspiel Cedrus wurde gekrönt, ob es gleich von der Vollkommenheit in diesem Fache weit entfernt ist. Noch als Jüngling raffte ihn der Tod aus dem Kreise seiner Freunde hinweg.

Anmerkungen

zu den Briefen

von Rosalie und an dieselbe.

Seite 75 Zeile 10. Seneka.

Lucius Annäus Seneka, ein Philosoph der stoischen Schule, deren strenge Grundsätze er in seinen Schriften, unter andern in den reich ausgestatteten Briefen an seine Gemahlin Helvia, darlegt. Er wurde zur Erziehung des jungen Nero berufen, der, als er zur Regierung gelangt war, seinen Lehrer mit Reichthümern überhäufte; dieser dagegen ließ sich so tief herab, daß er sogar den Muttermord jenes Tyrannen entschuldigte. In einer Verschwörung des Piso gegen Nero wurde Seneka der Theilnahme beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Eine besondere Vergünstigung überließ ihm die Wahl seines Todes. Er ließ sich die Adern öffnen und nahm, da dieses zu langsam wirkte, Gift; endlich ward er noch durch ein heißes Bad erstickt.

Seite 72 Zeile 2. Semiramis.

Eine ehrgeizige, eroberungsüchtige Königin der alten Welt.

Seite 80 Zeile 19. Eppenine.

Die treue Gemahlin Julius Sabinus, eines Hauptanführers in der Empörung des Civilis gegen Vespasian. Als die Sache der Verschwörer verloren war, flüchtete Sabinus mit seiner Gattin Eppenina in eine Höhle, in welcher Beide 9 Jahre hindurch verborgen lebten. Immer zur Nachtzeit suchte sie die Nahrung auf für den Gatten der sich nicht hervor wagte. Endlich wurde das treue Paar entdeckt und in Ketten vor Vespasian geführt. Den gemüthlosen Tyrannen rührte das Unglück des Mannes und die musterhafte Treue der Gattin so wenig, daß er Beide zum Tode verurtheilte. Eppenine ging ihrem tiefgebeugten Gatten mit einem großen Beispiele der Fassung in den Tod voran.

Seite 95 Zeile 10. Wohl uns, daß wir der Zeit entrannen u. s. w.

Möres, Bürger von Syracus, von dem Tyrannen Dionysius zum Kreuzestode verurtheilt, bat um 3 Tage Aufschub seiner Strafe und um die Erlaubniß, sich auf so lange von Syracus zu entfernen, um seine Schwester zu vermählen. Er erhielt diese Erlaubniß unter der Bedingung, daß das Leben seines Freundes für das seinige hafte. Sein Freund haftete, und Möres ging. Seine bestimmte Rückkehr scheinen Elemente und Menschen verhindern zu wollen. Er muß einen unterdeß angeschwollenen Strom durchschwimmen, dann verlegen ihm Räuber, wo

er sich durchkämpfen muß, den Weg. Schon neigt sich der verhängnißvolle Tag seinem Ende zu, und Méros hat sich noch nicht gestellt. Der Freund wird zum Tode geführt. In diesem Augenblicke erscheint Méros und rettet den Freund. Dionys, von solcher Freundestreue gerührt, schenkt dem Méros das Leben, und bittet die beiden Freunde, in ihren Freundschaftbund ihn aufzunehmen.

Seite 103. Zeile 4. Für Ludwigs Hochmuth Pfeile trug u. s. w.

Ludwigs des XIV. erschlafftes Gemüth mußte ununterbrochen von Außen her aufgeregt werden, wenn er seinen Launen, die ihn und Andere quälten, nicht erliegen sollte. Alle Triumphe, die seine Heere gewannen, vermehrten nur die Krankheiten seiner begierdenvollen Seele. Er starb mit dem Seufzer: ich habe den Krieg zu sehr geliebt.

Seite 103. Zeile 5. Maintenen.

Scarrons, des burlesken Dichters Wittwe, wurde auf Vorschlag der Montespan zur Erzieherin des jungen Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse, Kinder des Königs und der Montespan, gewählt. Diese, von den unerträglichen Launen des Königs gedrückt, wurde selbst launenhaft und dadurch dem Könige unbequem. Es erfolgte eine Trennung. Ludwig fühlte sich sowohl von der noch reizenden Gestalt, als auch von dem hochgebildeten Geiste der Erzieherin angezogen. Sie wußte die Neigung des Königs

zu ihr auf die feinste Weise zu pflegen. Es gelang ihr, eine nähere Verbindung zu Stande zu bringen; und dies Verhältniß, welches ihren Willen dem launenhaften Wiuen Ludwigs sclavisch unterwarf, machte sie im höchsten Grade unglücklich. Sie überschwemmte jeden Abend ihr Bett mit Thränen.

Halle, gedruckt bei Friedrich Ruff.
(Leipzigerstraße Nr. 282.)

C. A. Tiedge's

Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Neuntes Bändchen.

1848:1645

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1833.

KGL. BIB.
DER
UNIV.
HALLE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Erstes Buch.

Wanderung durch den Markt des Goldes.

Vorwort.

Wenn der Erdenpilger, der nicht umsichtlos seine Laufbahn durchschreitet, die Stelle erreicht hat, die man das höhere Alter zu nennen pflegt: so wird er in Gedanken gleichsam still stehn, um den zurückgelegten Weg zu überschauen. Da tritt nun eine Schattenwelt von Erinnerungen ihm entgegen; einzelne Gestalten und Gruppen tauchen aus den Tiefen untergegangener Tage empor; in lebhaften Phantasiebildern stellen sich ihm die, an ihm vorübergezogenen, Erscheinungen dar, von denen die Einen mit Wohlgefallen, Andere mit bittern Empfindungen das Gemüth erfüllten. Aus

dem Allen entwickelt ſich nun ein großes Gemälde des vielſeitigen Weltlebens voll Schatten und Licht. Das Alter, ohne eben laudator temporis acti zu ſeyn, liebt, den jüngern Freunden ſeine Jugend zu erzählen. Eine ſolche Erzählung, und nichts Anderes, wollen die nachſtehenden Blätter ſeyn, die ſich durchaus nicht auf Perſönlichkeiten und Zuſtände der Gegenwart beziehen; das Vormals, nicht das Jetzt iſt der Gegenſtand ihrer Bedeutung. Wohl weiß der Verfaſſer, wie gern ein großer Theil des Publicums ſich an Spöttereien ergötzt, welche mit ſcharfer Bezeichnung, oft hämiſch oder gar verleumderiſch, auf Vorhandenes, auf Erſcheinungen der Zeit hinzielen; er zählt ſich aber nicht zu der Genoſſenſchaft ſolcher Liebhaberei; ſein Blick iſt auf das Vergangene gerichtet; an dem Vormals zeigt er: welchen Anblick die Pyramide gewährt, wenn ſie den Schmutz der Erde mit ihrer Spitze berührt; und wie anders, wenn

dieſe zu der Reinheit des Himmels, zu dem Sonnenſtrahl ſich erhebt, den ſie nachahmt. — Trotz dieſer ausdrücklichen und beſtimmten Erklärung aber iſt zu fürchten, daß es nicht an Späherblicken fehlen wird, die ſich anmaßen, aus den Darſtellungen des Verfaſſers nähere Beziehungen heraus zu deuten: der Zudringlichkeit ſolcher analogiſirenden Seelen möge dann, im Namen des Darſtellers, Martial zurufen: **Absit interpres malignus!** — Ein einziges gekröntes Haupt der gegenwärtigen Zeit erſcheint unter den widerwärtigen Bildern in der Gemäldegallerie dieſer Blätter; ein Fürſt, der durch blutige Thaten der Willkühr und Tyrannei das Recht verwirkt hat, zu dem ehrwürdigen Kreiſe der Herrſcher zu gehören, die in unſern Tagen mit väterlicher Milde, nach geſetzlichen Formen die Völker Europa's regieren. Wahrheit und Recht verhöhnend hat er ſich der allgemeinſten Verurtheilung der öffentlichen Meinung preis

gegeben. — Ueberdem, da dieſer Fürſt eine Abnormität darſtellt, ſo iſt er, nach der Anſicht einer berühmten Philoſophie, ohne alles Daſeyn; und gegen ein Nichtdaſeyn findet keine Verſündigung Statt. — Die übrigen hohen und höchſten Geſtalten, ſo in dieſen Schilderungen hervortreten, ſind längſt von dem Schauplatze des Lebens verſchwunden, und dürfen freimüthig beurtheilt werden; ein todter König fällt der Geſchichte anheim.

Tiedge.

Zueignung

an den

Wegweiser vor H.

O du erhabner, großer Mann! —
Den Ausruf wirst du mir verzeihen;
Der Eifer unsrer Schmeicheleien
Nahm endlich die Gewohnheit an,
Ihr Lob den Großen vorzuschreien.
Doch nun zur Sache, großer Mann!
Da hab' ich so ein Buch geschrieben,
Worin nur Träum' und Reime stehn,
Die große Männer zwar nicht lieben,
Wohl kaum verzeihn und übersehn,
Und in den nächsten Winkel schieben.

Nun wird bei uns der Brauch getrieben,
Dergleichen einem Mann zu weihn,
Nur muß der Mann ein großer seyn;
Sonst hätt' ich meine Reimerei'n
Dem Hirten Klaus wohl zugeschrieben.

Um nun kein Sonderling zu seyn,
So wag' ich's, dir mein Buch zu weihn;
Du wirst es huldreich nicht verstoßen.
Kein Versemann bereimte dich;
Wohl sah ich weit umher um mich
Nach einem unbereimten Großen;
Und sieh! da fiel mein Blick auf dich.
Was groß ist, muß der Dichter preisen;
Daß du es bist, ist offenbar,
Was mehr noch ist: du bist auch wahr,
In deiner starren, kalten Größe.
O! zeigt' in seiner Lebensblöße
Sich mancher große Mann, wie du;
Wir hielten beide Augen zu.

Du stehst auf einer hohen Stelle,
Ein Hügel ist dein hoher Stand!

Und darum wird auf alle Fälle
Auch deine Hoheit anerkannt;
Wir wissen, eine hohe Stelle,
Sie giebt nicht, gilt nur für Verstand.

Nun, hoher Gönner, laß mich's wagen,
Dir in das hohe Angesicht
Noch ein paar Schmeicheleï'n zu sagen,
Erröthen kannst du, Hoher, nicht!
Du hast, nebst andern derben Gaben,
Zwar freilich nur ein Herz von Holz;
Was braucht man aber, um mit Stolz
Herab zu schauen, mehr zu haben?
Auch hast du keinen Kopf — allein,
Du würdest drob um nichts geringer,
Als mancher Held im Ehrenschein,
Und — mit dem vorgestreckten Finger —
Sogar ein guter Censor seyn!
Das wär' ein Finger, recht zum Streichen;
Kein Halm des Freimuths bliebe stehn;
Wir würden nimmer deines Gleichen
In Wien, Berlin und Leipzig sehn;

Wenn, — was ich dir von Herzen gönnte —
Wenn nur dein Armgeſtell ſich drehn
Und wenden, wie Herr Adam könnte!
Herr Adam Quenz, der kluge Mann,
Der eine ſorgenloſe Pfründe
Für eine tapfre Heuchelſünde
Und tüchtigen Verrath gewann.

Du ſiehſt nun, daß ich nach der Weiſe,
Die uns Autoren üblich iſt,
Auch das an deiner Hoheit preiſe,
Was du ſeyn könnteſt, und nicht biſt.
Und eben dieß, mein Gönner, iſt
Ein reicher Stoff, dich zu vergöttern.
Wär' ich durch Plutus Eigenſinn,
Was ich ſeyn könnt' und auch nicht bin,
Dann legt' ich Kronen, nicht von Blättern,
Ganz andre Kronen legt' ich dann
Vor dir in tiefer Ehrfurcht nieder:
So aber, hochgeborner Mann,
Nimm dieſe Reime, dieſe Lieder,
Und meine Schmeicheleien an.

Du streckst voll Huld, wie das Erbarmen,
Zwei lange Arm' hinaus in's Feld,
Als wolltest du die halbe Welt
Recht landesväterlich umarmen:
Dieß — im Vertraun, ist leerer Schein,
Doch der auch wird bei uns gepriesen;
Drum laß mich dir denn auch für diesen
Ein kleines Weihrauchkörnchen streun.

Doch nun, mein Bester, kommt das Beste;
Vernimm! Es ist ein Lob, das nicht
Dem Unverdienste Kränze flicht;
Es ist das treue, ehrenfeste
Verdienstlob, welches Wahrheit spricht.
Du zeigest sonder Lohn und Pflege,
Bei Nacht und Tag, nach Ost und West,
Dem Wandrer zwei verschiedne Wege;
Bist treu in deiner Pflicht und fest,
Indeß so mancher Fürst, auf Kosten
Des Staates, seine Pflicht verrosten,
Sich aber huldreichst füttern läßt.

Du weiſeſt nach den ſtolzen Höhen
Der großen Stadt voll Trug und Liſt,
Und voll gedunſener Pygmäen,
Wo etwas Majeſtät zu ſehen,
Und buntes Nichts zu finden iſt.
Hin zeigſt Du nach dem Markt des Lebens,
Wo Alles durcheinander lauft;
Wo in dem regen Spiel des Strebens
Die Thorheit ihre Narrheit kauft;
Doch weiſeſt du den Grillenfänger,
Der Lügen haßt und Gleißnerei,
Und hochbeſtallte Müßiggänger,
Gleich gütig auch den Weg vorbei.
Trotz deiner etwas derben Rohheit —
Das harte Wort wirſt du verzeihn —
Uns fiel kein weichres eben ein —
Trotz ihr flößt deine ſtarre Hoheit,
Wenn man dich anſchaut, Ehrfurcht ein.

Man kann dich ſonder Scheu erblicken;
Denn nie hat deine lange Hand,
Wie's Frau Semiramis verſtand,

Mit dem Verſprechen, zu beglücken,
Ein Volk zerriſſen — und ein Land.

Du biſt kein rüſtiger Geſelle,
Du weichſt und wankſt nicht von der Stelle,
Das ſag' ich unverhüllt und frei;
Und fürchtet' ich nicht, anzuſtoßen,
So ſagt' ich dir die Schmeichelei:
Daß dir, mit Vielen unſrer Großen,
Auch dieſe Ruhe eigen ſey.
Sind welche, die nichts ärger haſſen,
Als Thätigkeit, das wahre Thun,
Das ſie gern Andern überlaſſen.
Da hört' ich, theurer Gönner, nun
Aus irgend einem klugen Munde:
Du bliebeſt, trotz der eignen Kunde
Des Weges, träg am Wege ſtehn,
Und hießeſt Andre nur ihn gehn.
Wie? Haſt du das nicht von den Großen,
Sie eben das, nur härter, thun,
Und, wenn ſie uns zum Rechtthun ſtoßen,
Selbſt ungerecht zu ſeyn, geruhn?

Nun hab' ich dich genug gepriesen;
Und du, wie man's erwarten kann,
Nimmst meinen Weihrauch frostig an;
Und dieß, hätt' ich's nicht schon bewiesen,
Beweist allein den großen Mann.
Ein letzter Grund, warum gerade
Mein armes Büchlein dir sich weiht,
Ist die vollkommne Sicherheit,
Erhabner Mann, daß deine Gnade,
Zu der sich nie ein Lob verirrt,
Mich unbegnadigt lassen wird.
Auch haben unsre Ehrenmänner,
Seitdem man rüstig Alles lobt,
Was mit Geräusch die Welt durchtobt,
Die großen und die kleinen Gönner
Mir vor dem Munde weggelobt.

I.

Freund! ich bin zurückgekommen
Von dem Markt der Welt, und hier,
Wo die Ruh' mich aufgenommen,
Sing' in ihrem Haine mir
Zu der Harfe dein Willkommen!
Doch erzählen muß ich dir,
Was mich freute, mich empörte,
Alles, was ich hier und da
Wunderbares sah und hörte,
Wie und was mir selbst geschah.
Ein Begleiter, der mich führte,
Sprach mir, wenn für meine Ruh

Gar zu ſtark ein Reiz mich rührte,
Warnungvolle Worte zu.

Hier — hub er an — bringt willig ſeine Steuer
Ein Jeder, der, was ſeinem Wahn gebricht,
Von dieſem Markte ſich verſpricht;
Die Narrheit ſelbſt iſt immer theuer,
Allein die Narren ſind es nicht. —
Denn nur ein wenig loſer Schimmer,
Der einem eiteln Sinn behagt,
Und ſieh! — die Täuſchung findet immer
Zu leicht ein Herz, das, friſch und unverzagt,
Daran ſein Heiligſtes, ſein Allerhöchſtes wagt.

So mein Freund — und welch ein Leben!
Hin und her, und her und hin!
Streben hier, dort Gegenſtreben,
Oft recht ſinnreich ohne Sinn,
Sah ich durch einander ſchweben.

Das Alles deutet, sprach mein Führer, auf Gewinn;
Zum Guten stellt sich hier das Schlechte;
Man treibt hier Alles, auch das Rechte;
Die Tugend selbst wird nicht verschont:
Der Sünder übt sie, wenn sie lohnt.

Traun! ein Wort, das nicht erquickte!
Und mir war das Herz so schwer
In der tiefen Brust, ich blickte
Schüchtern auf dem Markt umher.
Reichthum, der berühmte Götze,
Hatte vor dem Blick der Welt
Allen Zauber seiner Schätze
Breit und lockend ausgestellt.
Die herbeigelockte Menge
Drehte sich im Sturmgedränge,
Wie ein Schiff in voller Fluth,
Das die Wirbelwind' umpfeifen.

Hier, sprach mein Führer, darf ein jeder Wünschen greifen,

Wenn er's mit Anſtand nur, nach Sitt' und Weiſe
thut;
So iſt nun auch kein ſchmähliches Gewerbe
Der immer lauernde Betrug.
Leicht thut er ſich und dem Geſetz genug,
Nur daß er ſein Geſchäft mit etwas Rechtſchein
färbe;
Die Farbenmiſcherin heißt: Liſt.
Doch darf die freie Kunſt, ganz offenbar zu rauben,
Bei Strafe Niemand ſich erlauben,
Der nicht durch Machtgewalt dazu berechtigt iſt.

Sag' mir, welch ein finſtrer Wandel
Schleicht in dem verworrnen Handel
Dort, wie eine böſe That?
Seine Lippen murmeln immer
Vor ſich hin bei jedem Schimmer,
Der ſich ſeinem Blicke naht.

Du ſiehſt, ſprach mein Gefährt', du ſiehſt den Neid dort wanken,
Der ſeitwärts nach dem Geld in fremden Händen ſchielt;
Weil er nicht rauben darf, ſo ſtiehlt er in Gedanken:
Ein ganzer Narr, der ſich nur arm und ärmer ſtiehlt.

Wie nur, fragt' ich, liegt im kalten,
Todten Golde ſolche Kraft,
Mit ſo wilder Leidenſchaft
In der Menſchenbruſt zu walten!

Das Gold, erwiedert' er, iſt todt, ein kaltes Erz,
Und doch erwärmt es jedes Herz.
Sieh! alle die verſchiedenen Geſtalten
Beſeelt ein Trieb, der Trieb, des Goldes ſich zu freun,
Die Einen, um es zu verſtreun,
Die Andern, um es feſtzuhalten.
Gar luſtig ſchaut dieß Widerſpiel ſich an;

Dort Jene theilen ſchweren Barren
Ihr flüchtig Weſen mit; dagegen nehmen dann
Die andern Thoren von dem ſtarren
Und todten Golde Starrheit an,
Und nennen ſich getroſt einander Narren.

Laß Einen dieſer Thoren haben,
Was zu verleihn Fortuna hat:
Sie macht mit allen ihren Gaben
Den ewig Hungernden nicht ſatt.

Leucippus gleicht dem düſtern Harme,
Der Klagen ſpricht und Seufzer haucht,
Weil er, — der mitleidwerthe Arme! —
Nur drei Mal mehr hat, als er braucht.

Noch elendvoller iſt die Hölle,
Die ſich Bidulf erſchuf aus ſeinem Ueberfluß:
Hu! finſter ſitzt er da, ein zweiter Tantalus,
Verſchmachtend an der vollen Quelle.
Bidulf, der arme reiche Mann!

Was er noch mit Genuß genießen mag, iſt Haben.
Sein eigner Bettler, nimmt er kümmerliche Gaben
Mit weggewandtem Blick von ſeinem Reichthum an.
O ſieh die bleiche Knochenwange!
Die ganze Mißgeſtalt, geſpenſtiſch abgezehrt,
Als hätte ſich der Mann ſchon lange
Von ſeinem eignen Fleiſch ernährt.
Nur Waſſer darf den Fieberdurſt ihm ſtillen.
Weg mit dem theuren Trank! Er nennt ihn Schwelgerei;
Er ſchabt das Gold ab von den Pillen,
Und karget mit der Arzenei.
Und muß er einſt die Welt verlaſſen,
So kann er doch den Troſt umfaſſen:
Daß er nur einen kleinen Reſt
Von ſich den Würmern übrig läßt.

Und hinter ihm ſind Blicke, die da lauern!
Pandolf, ſein Erbe, lacht und ſinnt behaglich ſtill,

Wie er den guten Ohm, so Gott will, bald betrauern,
Und dann sein Gold beflügeln will,
Um ein ganz andrer Mann, als jener Narr, zu werden.
Die Fülle, die da todt den kargen Ohm umstarrt,
Belebt im Vorgenuß ihm schon die Gegenwart;
Er jagt im Hoffnungtraum schon mit vier raschen Pferden —
Wohin? — zur Armuth geht's, die des Verschwenders harrt.

So sehn wir denn hier ganze Haufen
Von Thoren, in der Luft die Pein,
Den Ekel in den Schwelgerei'n,
Und in dem Reichthum Armuth kaufen.

Zwar strahlt das Gold kein Licht in einen dunkeln Kopf,
Der sich in Glanz und Fülle badet.

Und doch, wie geiſtreich-klar erſcheint der reiche Tropf
Dem Mann, den er zur Tafel ladet!
Darum kein Trieb iſt mächtiger,
Kein Durſt, als der, nach Gold zu dürſten.
Das Gold macht Wucherer zu Fürſten,
Aus Fürſten macht es Wucherer.

Soll ich an Haſſun dich, an jenen Herrſcher mahnen,
Der ſeine Fürſtenmacht um ihre Pflicht betrog,
Als er das Blut der Unterthanen
Für Gold in fremde Hände wog?
Wirſt ſeine Schimmerbud' auf jenem Markte finden,
Wo Alles reizt, wo auch die Miſſethat nicht ſchreckt;
Wo ſich die Zeugenſchaft der hochgebornen Sünden
Mit Ehrenprunk und Kronenglanz bedeckt.
Das höchſte Gut, wonach die Menſchen ringen,
Dem opfernd die Begier auch das Gewiſſen zollt,

Das höchſte Gut, das trägen Stunden Schwingen,
Und Leben erſt dem Leben giebt, heißt: Gold!
Ja, könnten jene Zeiten auferſtehen,
Als ein bekannter Midaswunſch ſo hart
Geſtraft durch die Erfüllung ward:
Wir würden heut' noch manchen Midas ſehen,
Dem Speiſ' und Trank, die er berührt, zu Gold erſtarrt.

Gold iſt das Zauberwort; die Quellen aller Lüſte
Ergießen ſich vor ſeinem Klang,
So wie das Waſſer in der Wüſte
Durch Moſes Wunderſtab aus dürrem Felſen ſprang.
Halb thieriſch lebt der Menſch, doch wenn das ganze Leben
In dieſer Halbſchied untergeht:
Dann mag der Blick ſich nicht zu jener Höh' erheben,
Um welche ſich die Welt der Geiſter dreht.

Was — fragt der Sohn der Luſt — was hat
der arme Späher,
Der, ſo wie Keppler, unbelohnt
Und hungrig bei den Sternen thront?
Klug iſt die Seele, welche näher
Bei ihrem guten Magen wohnt:
Da kümmern ſie nicht jene Himmelsfernen;
Die Erde macht den Magen ſatt,
Der, wie wir wiſſen, bei den Sternen
Da droben nichts zu ſuchen hat.

Aber, fragt' ich, welch ein Leben,
Wird der Nachwelt übergeben,
Die aus ſolchem Stoff erſteht?

Das Beiſpiel, ſagte man, ſitzt auf dem Lehrerſtuhle,
Und unſre liebe Jugend geht
Mit aller Aemſigkeit zur Schule,
Wo ſie recht würdiglich beſteht;
Der Knabe lernt mit leichtem Namen nennen,

Was ſonſt wohl ſchwer an das Gewiſſen ſchlägt,
Vom Vater lernt der Sohn den Gott der Erde kennen,
Dem er ſchon früh ſein Herz entgegenträgt,
Noch eh' es ſich für Höheres bewegt.

Ein Jeder glaubt an den, mit Schätzen
Von Golde reich beladnen, Götzen.
Was unſern Vätern heilig war,
Das ſtellen, als ein Ziel des Spottes,
Vermeſſenheit und Rohheit dar;
Denn die bedürfen keines Gottes.

Wo Goldes Reiz allmächtig iſt,
Da wird nicht mehr das Göttliche vermißt;
Da ſehn wir freilich nun die Männer,
Die an dem Altar Gottes baun,
Nach Vorgemächern großer Gönner
Mit ſehnſuchtvollern Augen ſchaun,
Als nach des Altars heil'gen Stufen.

Sieh jenen Mann! Der kommt uns, wie gerufen;
Er ſchaut uns kalt und grell mit Vollmonds Blicken
an;
Der Prieſter Heilſen iſt's, ein Mann,
Der glauben heißt, was hohe Gönner wollen,
Daß niedre Menſchen glauben ſollen:
Nur heimlich glaubt er ſelbſt ſich nicht;
Doch dankt er dieſer ſtillen Sünde
Die Ruhe ſeiner guten Pfründe,
Und ſein behaglich Angeſicht. —

Denn — was ſie Gottesdienſt hier nennen,
Erſcheint ſo feierlich und hehr;
Der Weltſinn der Begier iſt hier auch zu erkennen:
Mit frecher Stirn erniedrigt er
Das Chriſtliche herab zu heidniſchem Verkehr.
Du kannſt in keinen Tempel treten:
Du hörſt ein ſchreckliches Gebet
Da laſſen Erdenmajeſtäten

Zur hohen Himmelsmajeſtät
Um Glück für ihre Waffen beten!
So wird der Gott der ganzen Welt,
Der Aller Vater iſt, beſtellt,
Zu helfen, in den Staub ein Volk hinab zu treten,
Das man zum Feinde macht, auch wohl nur dafür
hält.
Du ſollteſt meinen, auf barbariſchen Gefilden
Huroniſcher Verwünſchungen zu ſeyn,
Die Götzenfluch herab auf ihre Feinde ſchrei'n;
Und biſt mit Chriſten, nicht mit Wilden.
Ein Autor — welcher? weiß ich nicht;
Recht aber hat er, wenn er ſpricht:

Die beiden Theile beten!
In welches Waffenfeld
Wird nun die Gottheit treten?
Gott läßt die Narren beten,
Und führet ſeine Welt.

Iſt dann ein Volk beraubt und ſattſamlich zertreten,
Und dringt aus Trümmern Weh- und Angſtgeſchrei
hervor:
Dann ſchickt ein Jubelfeſt der frohe Siegerchor,
Ein Feſt von Hymnen, Preis- und Dankgebeten,
Zu Gott, der, wie es heißt, mit ſchlagen half,
empor.
Kann's noch befremden, ſo verlaſſen
Des Altars Heiligthum zu ſehn?

Wer kann ſolches Weſen faſſen?
Wie kann Ruh' und Heil beſtehn?

Was nicht beſteht, das fällt, erwiederte mein Kenner;
Doch richtet ſiegreich noch die Wahrheit ſich empor;
Noch leuchten uns geweihte Männer;
Noch treten aus dem Nebelflor
Die Sterne Gottes hell hervor.
Die meine Seele nennt, ihr Frommen,
Ihr leuchtet feierlich und ſchön

Auf euren klaren Friedenshöh'n!
Ihr Strahlen Gottes ſeyd willkommen!

Die Hand, ſo fuhr er fort, die Alles trägt und hält,
Hat ſtill und waltend, wo das Schlechte
Das Land umwuchert, auch dieß Rechte,
Wie eine Mahnung, hingeſtellt.

Zu mächtig aber lockt der Reichthum ſchöner Gaben
Den Käufer an, der dieſen Markt betritt;
Auch Lieb' und Hoffnung ſind hier feil zu haben,
Den Glauben bringt der Käufer mit.

Für Thoren, die zu viel, und ſtets zu viel erwarten,
Wobei ihr Wahn die Gegenwart verliert,
Ward, wie in Welſchland, auch ein deutſcher Narrengarten
Auf dieſem Markt phantaſtiſch ausgeziert.

Dann ſtellen hier trugvolle Hymenäen
In halben, ganzen, und ſogar
In hoffnungvollen, goldnen Ehen
Ein Afterbild der Liebe dar.
Der niedre Trieb der wilden Rohheit
Empöret tief dein edelſtes Gefühl;
Doch tiefer ſchmerzt es noch, in ihrer Engelhoheit
Die Liebe hier zu ſehn in dieſem Marktgewühl.

Wie? daß nichts verſchont hier bliebe,
Rief ich aus, nichts heilig mehr,
Zog man dich auch, ſanfte Liebe,
Nieder in dieß Marktverkehr!
Das Verſüßende, die Güte
Einer zarten Sinnesart
Ward im weiblichen Gemüthe
Still und heilig aufbewahrt,
Trägt ein Paradies in's Leben
Des Erkorenen hinein;

Doch dieß Götterpfand will rein,
Zart und lichtrein will's gegeben,
Würdiglich empfangen seyn.
Nein, den Himmel ächter Liebe
Sollte nimmer das Getriebe
Dieses Marktgewühls entweihn!
Aber mein Begleiter führte
Mich zu einer sanften Huld;
Ihren Blick, der sanft mich rührte,
Schmückt' ein Lächeln der Geduld.

Die Unschuld, sagt' er, was sie Holdes
Und Liebliches dem Lieblinge verheißt,
Erfüllte Dora's Herz und Geist;
Und Dora ward — ein Raub des Goldes!
So engelrein und blüthenjung,
So zaghaft-froh im weißen Schleier,
Ging Dora zu der Altarfeier,
Zu ihrer eignen Opferung!

Da neigt zur Nacht des Grams hinunter
Tief trauernd ſich ihr ſchweres Haupt;
All' ihre Sonnen gingen unter;
Ihr Lebensgarten iſt entlaubt;
Hinweggeriſſen ſind die weichen Roſenblätter,
Die einſt ihr Frühling trug; der Mann,
Der ihr ein Herz voll Liebesgötter
Und Himmelsſeligkeit verhieß, ward ihr Tyrann!

Fliehen, rief ich, laß uns fliehen
Von dem Raume, wo die Welt
In der Rohheit ſich gefällt!

Geduld, erwiederte mein Freund, wohin wir ziehen:
Wir finden überall die Welt,
Nur Ichſucht, deren Glut im rohen Herzen lodert,
Und jedes Heil verſcheucht! — Allein,
Wo Jeder giebt und Keiner fodert,
Da zieht das Paradies mit ſeinem Frieden ein!

Um deinen Schmerz dir zu vergüten,
Ergötze dich am Kranz der immer frischen Blüthen,
Der, unentweiht und unzerpflückt,
Iduna's Hausaltar umschmückt.
Und wir traten zu der Schwelle
Der geweihten Altarstelle.
Friede wehnt in diesem Raum,
Dieser tiefgefühlte Segen;
Und mir kam ein Göttertraum
Von der Unschuldwelt entgegen,
Ohne Prunk und Weltgezier;
Himmelsgeister schienen mir
In den lieblichen Gestalten,
Wo der Blick den Blick verstand,
Eins dem Andern Kränze wand,
Still und selig hier zu walten.
Die Liebe höherer Natur,
Sprach mein Gefährt', enthüllt uns hier die schöne

Spur

Von ihrer Himmelsoffenbarung:
Für zwo geweihte Seelen wand
Sie dieſes roſenweiche Band,
Und gab's der Freundſchaft in Verwahrung.

Freher ſchlug mein Herz empor,
Im Gefühl von dieſem Frieden;
Dennoch ſchwebte, da wir ſchieden,
Dora's Mißgeſchick mir vor.
Zögernd ging ich fort, und ſäumte
Hier bald und bald dort, und träumte
Viel von Glück und Mißgeſchick:
Da erſchien mir, groß und prächtig,
Eine Gottheit, ohne Blick,
Aber glanzreich, zaubermächtig,
Und ſie ſprach:

Ich bin das Glück!

Ein ganzer Himmel liegt in dieſen Herrlichkeiten,
Die mich umſtrahlen; ſchauet her!

Ich bin zwar blind, mich muß der Zufall leiten;
Doch Menſchen von Verſtand, aus alten, guten Zeiten,
Erkannten ſchon den Herrn der Welt im Ohngefähr.
Man nennt mich zwar den Gott der Thoren,
Ob dieſem Mangel des Geſichts;
Im Himmel bin ich freilich nicht geboren,
Doch blicken lüſtern Weiſ' und Thoren
Nach meinen Schöpfungen aus Nichts.
Die Himmliſchen dort oben laſſ' ich walten;
Sie hören nicht, wenn mich das Recht verklagt;
Doch laſſ' ich große Dinge ſich geſtalten,
Nach denen ihr umſonſt bei allen Göttern fragt!
Bin ich kein Gott: ſo redet nicht von Göttern!
Was alle Welt regiert, bin ich!
Hier laſſ' ich Kronen niederſchmettern,
Dort weitern Reiche ſich durch mich!
Und ſtoß' ich manchen Kopf auch nieder
Von hohen Schultern — im Triumph

Setzt meine Hand dafür auch wieder
So manche Kron' auf manchen Rumpf!
Ich ziehe unsichtbar mit Königen zum wilden,
Zum mord- und mördervollen Krieg;
Vertheile dort auf blutigen Gefilden
Mit Götterwillkühr Fall und Sieg!
Was Tugendhelden ziemt, das kann mein Sohn entbehren;
Dem Ruhm gebiet' ich selbst, und der vergöttert ihn,
Und, statt der Ehre, geb' ich Ehren,
Die vor der Schande nicht zu eigensinnig fliehn.
Seht! manchen breiten Herrn, so hohl, wie leere Worte,
Dem von Unsterblichkeit nichts träumte — ich allein,
Ich schob ihn dicht an jene Strahlenpforte
Des hohen Pantheons — nur freilich nicht hinein!
Verdienst und Tugend weicht dem Glücke!
Mein ist des Menschen Herz! Ich schmücke

Das Leben, wie ein Brautgemach!
Mir ſchau'n die ſüßen Schmeichelblicke
Der Freundſchaft und der Liebe nach!
Fällt ein geliebter Menſch ein Mal aus meinem Kreiſe,
Dann ſchleicht ſich — denket an mein Wort —
Vom preiſenden Verehrerſchwarme
Ein Liebſter nach dem andern fort!
Und Weisheit? O, was will die Weisheit aller Wei-
ſen,
Die wortreich mir ſich gegenüber ſtellt?
Ich bringe Luſt und Leben in die Welt,
Und Gold in dieſe Zeit von Eiſen!

Hohes Glück, du wolleſt mir,
Sprach ich, nur ein Wort verſtatten!
Welch ein Weſen ſeh' ich hier,
Häßlich, wie ein Orcusſchatten?
Bald erblick' ich's hinter dir,
Bald recht ſtattlich dir zur Seite?

Das iſt, wenn du es noch nicht weißt,
Erwiederte das Glück, das iſt der Wuchergeiſt,
Der zwar nicht geiſtig macht, doch dehnt er in die
Breite
Die klugen Menſchen aus, in die er niederfuhr.

So das Glück. Ich ſtiller Späher
Trat den klugen Männern näher.
Die vampyriſche Natur,
Andern Leben auszuſaugen,
Lauert' aus den kleinen Augen,
Wie ein Dieb aus dem Gebüſch. —
Aber welch ein bunt Gemiſch
Bei Lubins geſchmücktem Feſte!
Welch ein Prunkgewühl der Gäſte
Dieſer ſtolzen Schwelgerei'n.

Das Land, fiel mein Begleiter ein,
Iſt elend und verarmt; indeſſen,
Gehoben von des Glückes Gunſt,

Betreiben dieſe Herr'n die Kunſt,
Aus fremdem Jammer Wein zu preſſen.
Sieh da! Mit Licht iſt jede Perl' umkränzt,
Die in der ſchwelgeriſchen Halle
Vom niederhangenden Kryſtalle
Der hohen Kerzenkrone glänzt!
Erinnert ſie nicht an die Zähre,
Die aus verweinten Augen ſchleicht,
Und jedes Herz, nur nicht den Wucherſinn erweicht,
Der mit dem fluchbeladnen Raube
Sich wohlgeborgen fühlt? Auch hat das Feuerblut
Der purpurnen Burgundertraube
Ja keinen Nachgeſchmack von jener Thränenfluth.
Aber, ſagt' ich, wie gelanget
Nur die Freundſchaft in den Schwarm
Dieſer Menſchen? Einer hanget
Zärtlich an des Andern Arm!
Es wandelt, ſprach mein Freund, um dieſe Luſtgeſellen
Ein Geiſt, der nicht die Freundſchaft kennt,

Der jenes Reimgetön der Schellen
Am Narrenhut harmenisch nennt.
O, nur vergebens lud ihr wilder
Und frecher Dünkel Freud' und Freundschaft zu sich
ein!
Verübergehend wirft der selige Verein
Der beiden Himmlischen zwei leere Schattenbilder
Da, wo die Sünde lärmt, hinein!
Indeß die Freundlichkeit so leuchtend, wie die Kerzen,
Auf allen diesen Stirnen sitzt,
Wohnt tief und finster in den Herzen
Der Neid, der seine Pfeile spitzt.
Der Schwelger will den Prasser überbieten:
Wie siegreich prangt Lubins verschwenderisches Mahl!
Nichts fehlt! Den Geist ersetzt der geistige Pokal!
Doch seine Gäst' und Er sind keine rohe Scythen:
Lubin verschmäht es nicht, der Kunst,
Um doch mit Anstand zu verschwenden,
Ein gutes Scherflein seiner Gunst

Mit Gönnerwürde zuzuwenden.
Da ſieh! Ein Chriſtuskopf mit ſeiner Dornenqual
Schaut von der Wand herab in den berauſchten Saal!
Auch ſchmücken ſolchen Schmaus die höchſten Ehrenmänner:
Da ſchimmert neben ihm ein breites Ordensband;
Verſchmäht ein Weiſer ihn, ein Weiſer iſt kein Gönner;
Und mein Lubin hat auch Verſtand.
Er weiß, was ihn mit Ruh und Heiterkeit erfüllet;
Trifft ihn ein böſer Ruf mit ſeinem Pfeil: — er lacht;
Wie Hallers Weiſer ſich in ſeine Tugend hüllet,
So hüllet ſich Lubin getroſt in ſeine Pracht.

Wend' ab den Blick vom Prunkgelag, wo jene
Vermeſſne Luſt mit vollen Gläſern klirrt!
Ich führe dich zu einer Scene,

Die dich verwunden, doch auch wieder heilen wird.
Mit allen Furien der Hungersnoth begleitet,
Hatt' ein verheerend Mangeljahr
Sich über Dänien verbreitet,
Und stellt' ein Bild des höchsten Jammers dar.
Den Tod auf bleichen, offnen Lippen,
Die Augen furchtbar starr und matt:
So wankten schauderhaft, gleich wandelnden Gerippen,
Die Menschen durch die Königsstadt.
Da tritt ein Mann hervor, ein Reicher,
Ein edler Frank', und öffnet seine Speicher;
Ein Tempel der Erbarmung ist sein Haus.
O Seligkeit! sein Brot dem Hungrigen zu brechen!
Die lehnt dem edeln Mann, und Gottes Engel sprechen
Im Himmel seinen Namen aus.

II.

Hiernach führte der Begleiter
Meiner Wanderung mich weiter
Durch's Gedränge hin und her;
Und mein Blick von Ohngefähr
Fiel auf kleine, bunte Blätter. —
Deutet auf Aegyptens Götter,
Fragt' ich, dieſe Bilderſchrift?
Könige ſind zwiſchen Frauen
Oder Knechten, wie ſich's trifft,
Auf den Blättern hier zu ſchauen!
Welch ein buntes Allerlei,
Dieſe ſchwarz und rothen Zeichen!

Wie nur ſoll ich ſie vergleichen?
Steckt dahinter Zauberei?
Die Frau'n, erwiederte mein Führer, heißen Damen;
Dann nennet ſolche Bilderſchrift
Uns Ponta, Baſta noch und andre Zaubernamen,
Womit kein Sinn zuſammentrifft.
Das ganze Spielwerk iſt ein Gift,
Das ſeine Wirkung nie verfehlet;
Es tödtet ein Inſect, das weit und breit
Die guten Menſchen ewig quälet:
Dieß Ungeziefer heißt: die Zeit.
Fürwahr ein bös Gezücht, das immer
An ihrem Frieden nagt und frißt,
Und das, ſo viel ſie auch der Stunden tödten, nimmer
Ganz aus der Welt zu rotten iſt.
Selbſt auf der Bühne dort, wo Künſtler auf den Dielen

Das Leben oft nicht ſchlechter ſpielen,
Als ſich es ſelber ſpielen kann,
Fällt ſolch ein Ungethüm die armen Menſchen an.

Und ich dacht' in meinem Sinne:
Welch ein arger Widerſtreit!
Wird denn dieß Geſchlecht nicht inne,
Daß mit dem Verluſt der Zeit
Sich das Leben nicht gewinne?
Es vergeudet Lebensfriſt,
Trotz der Stunden ſchneller Eile:
Dieſes Volks Verdammniß iſt
Kurze Zeit und Langeweile.

Das trübe Daſeyn preßt und drückt;
In ſolchem Blätterſpiel verſpielt ſich's leicht und heiter;
So treibend und getrieben, rückt
Denn doch das Leben fort, und kommt es auch nicht weiter.

Seit Menſchen Thoren ſind, meint Juvenal,
Iſt auch Fortuna in die Zahl
Der höchſten Götter eingetreten;
Zwar ihren Gottesdienſt begleiten Furcht und Qual;
Doch iſt ſie ſtets umringt mit Opfern und Gebeten:
Und darum laß uns noch ein Mal
Den Blick, eh' wir ihn weiter ſenden,
Auf jene bunten Blätter wenden!
Ja, ſolche Blätter — nicht allein,
Daß ihre Kenner von der Pein
Des leeren Selbſtgefühls durch ſie ſo leicht geneſen,
Nein, auch des Zufalls Eigenſinn
Iſt in der Bilderſchrift zu leſen;
Fortuna treibt geheim darin
Ihr launenhaftes Zauberweſen
Mit Reiz und Lockung zum Gewinn.
Sag', wer ſtürzte dort mit trüber,
Starrer Mien' und wildem Sinn,
Wie ein Raſender, vorüber?

Kennst du Pandolfen nicht, den wir vor Kurzem
sahn?
Dem sich die Tage schön mit Rosenwolken färbten,
Eh' sie des reichen Ohms, Bidulfs, Ersparniß erb-
ten?
Er hob den Schatz. Das Spiel ist seine Lebens-
bahn.
Der Spieler ist ein Rasender; ihn plagen
Die Furien des Erebus, und jagen
Ihn geißelnd, ohne Ruh' und Rast,
Dahin, wo jener trübe Schimmer
Des letzten Hoffnungsterns ihm bald vielleicht erblaßt,
Und mitten unter Lebenstrümmern
Ihn wüthend die Verzweiflung faßt,
Die sich und ihren Odem haßt.
Er flieht der Gattin Blick, mit Thränen übergossen;
Sich selber fliehet er, sein Lebensraum ist wüst,
Ein Schreckbild starrt ihn an in seinem Spielgenossen,
Der in der Knechtschaft seinen Wahnsinn büßt!

Es iſt ſein Freund Korrin, der trieb mit ihm das grauſe,
Herztödtende Geſchäft! Da ſchleicht er nun im Chor
Der Dienerſchaft in jenem großen Hauſe,
Das in der Spielwuth dieſer Thor
An einem Farotiſch verlor!

Vor dieſem Bilde laß Pandolfs Gefühl erzittern;
Laß tiefer noch das Thränenwort,
Den Jammerblick der Gattin ihn erſchüttern:
Umſonſt! Die finſtre Macht reißt ihn dämoniſch fort;
Betäubung liegt auf allen ſeinen Sinnen;
Er kann nicht mehr dem Fluch entrinnen,
Der ſchon an ſeinen Ferſen hängt!

Wie nun, fragt' ich, kann ergötzen,
Was zu ſolchem Ziele drängt,
Das mit Schaudern und Entſetzen
Eine freie Seel' umfängt? —
Aber dorthin, welche Regung

Stellt ſich unſern Blicken dar?
Sag' mir, welche Menſchenſchaar
Sich in drängender Bewegung
Jenem großen Hauſe naht?
Hier ſpielet Alles, ſprach mein Führer — auch der Staat!
Ein Jeder glaubt ſich hier den Weg zum Glück zu bahnen;
Das große Haus dort iſt das Ziel,
Da treibt der Staat — was er für Raub erklärt — das Spiel —
Mit ſeinen lieben Unterthanen.
Das Glückſpiel, welches man dem Volke ſtreng verbeut,
Hat nur der Staat ſich vorbehalten:
Er läßt im Lottoſpiel den Raub ganz ungeſcheut,
Als ehrliches Geſchäft, recht ordentlich verwalten.
Der Staat iſt die Perſon, die ſich nicht ſchämt noch ſcheut,

Zu thun, was ihr Geſetz verbeut.
Geht Sitt' und Wohlſtand auch verloren:
So wird denn doch das Volk — von manchem Druck
getrübt —
Im Paradiesgärtlein der Thoren,
Im Hoffen durch das Lotteſpiel geübt!
Man weiß, ein ſüßer Traum von Glück ergötzet
immer,
Und wer da hofft, verzweifelt nimmer.

Wie? Der das Geſetz bewacht,
Darf der Staat es ſelbſt verletzen?

Der Staat, erwiederte mein Freund, iſt eine Macht,
Und Macht ſteht über den Geſetzen.
Ein Glück, wobei der Staat noch immerdar gewann,
Iſt, daß er nicht erröthen kann.

Somit wanderten wir weiter,
Ich mit ernſt geſtimmtem Sinn,
Oder mehr und minder heiter,

Scherzend aber mein Begleiter,
Durch das bunte Treiben hin.
Da begegneten uns Männer,
Rüſtig, wie die Aemſigkeit,
Die ſich Eilgeſchäften weiht.

Das ſind, erklärte mir mein Kenner,
Die Hippokraten unſrer Zeit.
Du ſiehſt dort Einen dieſer Männer,
Ihn treibt die Zeit, er eilt, er fliegt
Gewiß zu einem reichen Gönner,
Der hart in Leibesnöthen liegt.

Die Herren wiſſen ſich gar fügſam zu geſtalten
Und gut zu theilen: ſie behalten
Für ſich hier oben nur das Geld,
Und überlaſſen ihre Thaten
Den Mächten in der Unterwelt,
Die keiner Sonne mehr verrathen,
Worauf ein Mal der Orcusſchatten fällt.

Hier kannst du zwei Partheien sehen,
Die sich, verfolgerisch in Wort und That,
Einander gegenüber stehen:
Homöopath und Allopath.
Dort jen' Homöopathen greifen
Die Krankheit mit so leisen Kräften an,
Daß sie der Feind nicht merken kann
Die Allopathen aber häufen
Die Arzeneienfluth, die Krankheit zu ersäufen;
Wohl oft erleben sie alsdann,
Daß solch ein Unhold schwimmen kann.

Nun wandeln auch in dieser Gegend
Geweihte Männer, welche, rein
Den Geist der höhern Kunst im reinen Herzen pfle-
gend,
Der Menschheit ihr Bestreben weihn.

Doch willst du Wunderding' erblicken,
So folge mir in jenen Kreis,

Wo Mesmers Jünger heilt, und Frauen zu be=
stricken,
Und Männer zu benebeln weiß.

Furchtsam naht' ich mich und leise
Diesem wunderbaren Kreise.
Von dem Halblicht schwach erhellt,
Sah ich nie gesehne Dinge;
Ja, mir war es, als umfinge
Mich die düstre Schattenwelt.

Der Magus kommt, was wird geschehen?
Als ein Geweihter waltet er;
Geheimnißvolle Lüfte wehen
Den Lampenschimmer hin und her.
Die hoffnungvollen Kranken harren,
Er rührt sie mystisch an, sie gähnen, schlafen,
starren;
Der Magus dreht sich links und rechts,

Um seine Kraft allwaltend zu vertheilen! —
Der thierische Magnet kann jedes Uebel heilen
Des ganzen menschlichen Geschlechts. —
Der Mann hat Recht, sein Werk so hoch hinauf zu preisen,
Er weiß ja, was es ihm gezollt und immer zollt.
Der steinere Magnet zieht Eisen,
Der feine, thierische zieht Gold.

Wahrlich, wunderbare Sachen!
Sähst du diesem Spiele zu,
Rief ich aus, wie würdest du,
Alter Samosater, lachen! —.
Lassen wir den Trug! Mein Blick
Wende sich zu euch zurück,
Die ihr Menschenelend mindert,
Und, wie Haller, unbelohnt
Gern den Schmerz des Jammers lindert,
Der in armen Hütten wohnt! —

Wo mit ihrem niedern Triebe
Ichſucht herrſcht, erwart' ich kaum
Für den Geiſt der Menſchenliebe,
Des Erbarmens, einen Raum.

Wir kommen weiter hin zu einem ſolchen Raum;
Die goldne Inſchrift ſagt: Erbarmen
Und Mitleid weihn dieß Haus den Armen.

Dieſe Inſchrift gab mir Muth;
Sehn wir denn auch, was ſie thut,
Um ihr goldnes Wort zu halten!
Und nun ſah ich dort Geſtalten,
Wohlgepflegt und wohlgemuth,
In bequemer Fülle walten.
Traun! das Elend wohnt hier gut!

Das ſind die Pfleger, ſprach bedenklich mein Begleiter;
Nun dringen wir ein wenig weiter
In's Innre dieſes Weſens ein!

Und ich hört' in wüſten Kammern
Halberſtickte Töne jammern;
Mich ergriff's, wie Flammenpein.

Die Pfleger, ſagte man mit einem bittern Lachen,
Die Pfleger theilen hier die Sachen:
Von dem Erbarmen lebt bequem ihr eignes Heil,
Das Mitleid iſt der Armen Theil,
Um ſie recht mitleidwerth zu machen.

Tief im Innerſten bewegt,
Rief mein zürnendes Erſtaunen:
Ja, der Markt hat tolle Launen;
Wie wird hier das Recht gepflegt!

Das Leben, ſprach mein Freund, das vielbewegte Leben
Iſt ein verworrenes Geſchwätz!
Da rauſcht es hin! und das Geſetz
Iſt ein Pedant, und träumt daneben
Am Wege ſeinen Traum von Sitte, Pflicht und Recht.

Um nun dem ungestüm sich drängenden Geschlecht
Doch etwas Rechtsinn einzupflanzen,
Umfaßt ein machtbegabter Mann
Hier die Gerechtigkeit im Ganzen,
Und Der vereinzelt sie alsdann.

Daher die Schaar von richterlichen Leuten,
Die das Gesetz gelehrt und kunstreich drehn und deuten;
Denn das Gesetz ist steif und fest;
Es deutet sich nicht selbst, und läßt,
Wie Jeder weiß, nicht mit sich reden;
Und dieß verleidet offenbar
Den guten Menschen alle Fehden:
Drum stellet jene Richterschaar
Lebendig in sich selbst uns die Gesetze dar.
So ist doch mit dem Recht nun ordentlich zu reden,
Und Themis Altar nimmt sodann,
Wie sich gebühret, Opfer an.

Und ſolche Ordnung iſt zu ſchätzen:
Und ſo nun handelt dieß Geſchlecht,
Wohl reich an Rechten, arm an Recht,
Wenn auch nicht nach, doch mit Geſetzen.

Wo Recht iſt, muß auch Unrecht ſeyn,
Im Unrecht muß das Recht ſich offenbaren.
Vermittler treten auf, und Rechtsvertreter fahren
Von dem Gebiet des Streits die reichſten Erndten ein.
Und ſo gedeihn des Rechtes Träger
Bei unſerm zwiſtigen Geſchlecht
Nicht ſelten beſſer, als das Recht.
Am Beſten pflegen ſich, wo's Pflege gilt, die Pfleger.

Ich in meiner Einfalt nun,
Fragte: Wie? in welchem Lichte
Wird und kann ein ſolches Thun
Vor dem ſtrafenden Gerichte,
Das vom Throne dräut, beſtehn?

Da wirſt du, ſprach mein Freund, wohl große Dinge ſehn,
Nur Recht und Rechtthun, Freund, das müſſen wir geſtehn,
Gehören immer nicht zu jenen großen Dingen,
Womit die Thronen ſich umringen.
Wir treten, wenn wir aufwärts gehn,
Zu einem hocherhabnen Orte,
Da dreht ſich, wie am Himmel, Stern um Stern,
Da iſt der Markt der feierlichen Worte,
Der bunten Schaalen ohne Kern.
Da ſehen wir das prunkende Beginnen
Der hohen Staatsweisheit, die zwei Geſichter trägt;
Das eine, welches ſie nach Innen,
Das andre, welches ſie nach Außen hin bewegt,
Nach fremden Gränzen hin, was ſie am Liebſten pflegt.
Und ſo erſcheint ſie uns nun im verjüngten Kleide,
Wie Janus einſt, der alte Heide.

Jedoch von ihren zwei Geſichtern taugt oft keins;
Von beiden ſchielt faſt immer eins,
Nicht ſelten ſchielen ſie gar beide.
Die Männer, ſo im Glanz der Macht
Das Heiligthum der Staatsweisheit verwalten,
Sind äußerlich erleuchtete Geſtalten,
Und bilden eine Welt voll Glanz und Sternenpracht;
Allein, wie viel die Stern' auch unſern Blicken gelten:
So ſind ſie dennoch hier nicht ſelten
Die Inſchrift an dem Thor der Nacht!
Dort prunkt Arar in heller Pracht;
Nur fehlt es ihm an hellen Geiſtesgaben;
Er weiß, wie er ſich die verſchafft.
Wer naht ſich ihm ſo tiefgebückt und ſklavenhaft?
Iſt Adam Quenz, für Alles feil zu haben
Mit ſeinem Geiſt und ſeiner Worte Kraft;
Das iſt der Mann, an den wir glaubten.
Wohl kämpfte frei ſein Muth für Freiheit, Recht
und Licht;

Selbſt gegen ſeinen Thron wußt' er ſich zu behaupten,
Nur gegen ſeinen Magen nicht;
Dem opfert er den Kranz, den ſein Verdienſt getragen.

Seltſam, rief ich, iſt der Mann!
Welch ein Wunderwerk der Magen,
Der den Ruhm verdauen kann!

Vermöchten wir den Stier zu fragen:
Wo, lieber Stier, wo ziehſt du vor,
Den Feierkranz beim Frühlingsfeſt zu tragen,
Im Magen, oder um das Ohr?
Er würd' uns unverhohlen ſagen:
Hinunter mit ihm in den Magen!
So auch der kluge Quenz; er gab
Den Kranz an ſeinen Magen ab!

Ihn lüſtete nach ſeinern Lüſten.
Was iſt der Ruhm, der nicht zu eſſen giebt? Ein Tropf!

Und Quenz verkauft' an einen wüſten
Und trägen Staatsmann ſeinen Kopf;
So iſt Arar mit ihm auf's Innigſte vereinet.

Darf ich ſagen, was mir ſcheinet,
Freund, ſo ſtellt wohl dieſes Paar,
So in ein Geſchöpf vereinet,
Ein centauriſch Weſen dar?

So iſt es, ſprach mein Freund, der hohe Mann verbreitet
Schon einen Ruf von Weisheit um ſich her,
Mit höherm Blick und feſterm Tritte ſchreitet
Er durch das Labyrinth der Staatenwelt einher.
Drob ward ein reicher Lohn ihm reichlich zugemeſſen,
Wir ſahn, wie tief ſein Haupt in Glanz und Fülle taucht,
Und Quenz, ſein Kopf, hat gut zu eſſen,
Und Jeder hat, was Jeder braucht.

Nur Eins, das unſerm Quenz das Glück doch nicht vergönnte:
Vergebens wünſcht er, daß er ſeinen Feind,
Den frühern Quenz, vernichten könnte,
Der ihm, wie ſein Geſpenſt, in ſeinem Buch erſcheint.

So kann ein Mann von Geiſt im Magen untergehen,
Und ſeinen Ruhm verdaun! — Wir wenden unſern Blick
Nach jener Höhe, wo ſich Stern' um Sterne drehen
Und Großes ſich begiebt, zurück.

Sie bau'n dort, wie wir glauben müſſen,
Verträge für die Ewigkeit:
Da ſieht dann ſchon die allernächſte Zeit,
Wie friſch die Saat zum Krieg aus guten Friedenſchlüſſen
Hervorſchießt und recht ſchön und kräftiglich gedeiht.
Dort oben handelt ſich's um Länder und um Kronen

Die Völker, die, mit harrender Geduld,
Am Fuße dieser Höhe wohnen,
Bezahlen hinterher die Schuld.
Solch Opfer säumt dann nicht die allerhöchste Huld
Mit Worten voll Verheißung zu belohnen;
Und wenn sie später auch, was sie versprach, nicht hält,
So ist sie darum nicht zu tadeln;
Denn sie — hoch über Pflicht und Recht der Nieder-Welt,
Den Göttern gleich, hinausgestellt —
Braucht keine Tugend, braucht — nur Geld,
Und kann, wie jeden Narrn, ihr eignes Unrecht adeln.

Ein Lastthier ist das Volk, und der Regent —
doch still! —
Die Götter lieben, sich zu rächen —
Wir wollen denn von Thieren sprechen;

Vom Viehe ſagt man, was man will.
Wie bei den Menſchen, geht's bei Thieren:
Wer mächtig iſt, der führt den Herrſcherſtab,
Die Andern laſſen ſich regieren.
Drum wende jetzt ein Mal dich von den Menſchen ab,
Und höre, was ſich in dem Leben
Der Thiere Großes hat begeben!
Ein Tiger, der gewaltig war,
Beſchloß, mit ſeiner Tigerſchaar
Das Reich des Löwen anzufallen;
Und fürchterlich beginnt der Krieg!
Es kämpften Hörner, Klauen, Krallen,
Triumphgeſänge läßt der Sieg
Bald hier, bald wieder dort erſchallen;
Gleich gilt das Wie? wenn man nur ſiegt.
Kein Mittel iſt zu toll, zu ſchändlich:
So geht es fort und fort, bis endlich
Die Macht des Löwen unterliegt.

Der Löwe ruft ſein Volk zuſammen;
Der Tiger, ſpricht er, der Tyrann!
Will unſre Freiheit unterjochen!
Steh auf, mein Volk, mit Gut und Blut!
Schon oft hat freier Heldenmuth
Tyrannenübermuth gebrochen.
Krieg will der Feind; ſo ſey es Krieg!
Ihr werdet ſeine Frechheit ſchlagen;
Und dann — verlaßt euch drauf — der Sieg
Soll euch die ſchönſten Früchte tragen!
Das Volk ſteht auf, und zieht in's Feld.
Es raſt der Krieg; der Tigerheld
Erliegt im Mordgewühl der Fehde;
Die Feinde fliehn, der Krieg iſt aus;
Des Löwen Schaar zieht froh nach Haus.
Der Eſel fertigt eine Rede,
An's gute, treue Volk geſtellt,
Die unſer Löwe trefflich hält:
Dank euch, daß ihr nicht ſtill geſeſſen,

Ihr Männer meines Volks — die Zeit,
Was sag' ich, Zeit! — die Ewigkeit
Wird eures Ruhmes nie vergessen!
Ihr habt's errungen, daß fortan
Kein Fremder euch verschlingen kann!
Nun kommt, und laßt von mir euch fressen.

Wir aber lassen das geschehn,
Um, daß wir sie nicht ganz vergessen,
Zur Menschenwelt zurückzusehn!
Nur laß uns, eh' wir weiter gehn,
Noch einen reinen Namen nennen,
Den königlichen Mann, den Fürsten edler Brennen,
Der, wenn der Löwe dort sein Volk in Gnaden frißt,
Der Vater seines Volkes ist.
O, Clio soll's der Nachwelt offenbaren,
Wie Er da stand, wie Er zu seinen Treuen sprach,
Als jener Corse mit den Schaaren
Wohlabgerichteter Barbaren

In seine Friedensauen brach!
Wie drängte sich um ihn sein Volk zusammen!
Krieg fodernd, mit dem Weltverwüster Krieg!
Und keine Stimm', auch nicht der Ruf der Mutter schwieg,
Den Heldenmuth der Söhne zu entflammen!
Da war mit ihm das Recht, und mit dem Recht der Sieg!
So groß, so siegreich hat schon manches Volk gefochten,
Doch keins so frei von Eigennutz!
Da fühlten sich, da boten die Entjochten
Dem lüsternen Erobrer Trutz. —
Heim zog das Heer der Vaterlandes-Retter,
Sein König führt' es zu der Ruh
Der frischbekränzten Friedensgötter,
Und heilte Wunden, die das Wetter
Des Kriegs geschlagen, huldreich zu.
In diesem heiligen Geschäfte,

Wie ſchlug ſein Herz, als er die tiefen Wunden ſah,
Das Hülfgeſchrei vernahm! — O, freudig weihten da
Die Männer ſeines Throns dem Elend ihre Kräfte!
Nun hob, was niederlag, ſich aus dem Staub empor,
Und helle Schöpfung ging aus öder Nacht hervor.

Jetzt aber ſchau', was uns entgegenſchimmert!
Da ſtellt ein andres Bild ſich dar;
Die Glanzgeſtalt, die wunderbar,
Hochglänzend, ohne Licht, mit Band und Stern
umflimmert,
Iſt auch ein Mann des Throns, du kennſt ihn —
iſt Arar!
Er ließ im Hinwurf eines Federzuges
Das Heil von Tauſenden kaltherzig untergehn,
Und an der Stirn des offenen Betruges
Den Namen ſeines Fürſten ſtehn.
An's Ufer dieſer Landesplage,
Die er hervorrief, hingeſtellt,

Zog er die Fülle seiner Tage
Aus Jammers-Ueberfluth geheim auf trocknes Feld.

Wie vereint nur solche Schande
Sich mit einem Ehrenbande?
Sprich, wer das begreifen kann?

Man weiß ja, sprach mein Freund, an einem sol-
chen Bande
Hängt viel zu hoch der ehrenfeste Mann,
So daß ihn weder Schmach, noch was man eben
Schande
zu nennen pflegt, erreichen kann.

Und mit wehmuthvollen Blicken
Fragt' ich: Wie erträgt sich das?

Mein Führer sprach: Mit stillem Haß
Und einem etwas wunden Rücken;
Doch droht schon aus verborgnem Quell
Ein dumpfes, unbequemes Summen;

Der Zeiten Frühroth leuchtet hell;
Und das erleichtert nicht dem Volke das Verstummen.
So frei vernunftet schon die Welt;
Der Tag erwächst, und, wie wir sehen,
Mit ihm die Furcht. Was soll bei solcher Noth geschehen?
Geduld! Die Männer sind bestellt,
Die gut und schlecht sich drauf verstehen,
Das Licht, das unbefugt, im Schooß der Zeit gepflegt,
Nach allen Seiten sich bewegt,
Mit Hülfe kräftiger Gewalten
Von jenem Spiel der Macht und Hoheit fern zu halten,
Das Alles, nur kein Licht erträgt.

Mich empörte solch Beginnen;
Tief empörte mich Zwar.

Thränend ſtellte meinen Sinnen
Pitts erhabner Geiſt ſich dar. —
Auf der Fülle deiner Gaben
Trugſt du Mann dein Vaterland;
Reichthum quell aus deiner Hand,
Und du wurdeſt arm begraben.

Plötzlich ſchreckt' ein Ruf mich auf.
Was ſind, fragt' ich, jene Männer
Dort ſo laut? Zu welchem Kauf
Fodern ſie die Käufer auf?

Sie bieten Zweige, ſprach mein Sinnen,
en Freiheitbäumen hier zu Kauf,
e Frankreich früher ausgebeten.
an kennt die Frucht, die man von ſolchen Zwei-
gen bricht;
e Männer ſind politiſche Skeleten,
wären ſelber gern Deſpoten:
ch wer ſie kennt, kauft ihre Waare nicht.

Nur euch, ihr redlichen, ihr würdigen Vertreter
Des Volkes, deren Muth vor keinem Thron erbebt,
In denen Huttens Seele lebt,
Euch lohnet früher oder ſpäter
Ein Lohn, den keine Zeit begräbt!
Ihr habt mit jenen wilden Schreiern
Der wilden Tage nichts gemein!
Euch werden beſſre Tage feiern!
Und euer Tempel wird die Weltgeſchichte ſeyn!

III.

Voll vom Geiſte jener Streiter
Für das Recht in That und Wort,
Setzten wir ermuthigt weiter
Unſre Wanderungen fort;
Und gewahrten in der Ferne
Einen Lichtpunkt, einen Ort,
Der da glänzt', als hätten Sterne
Ihre Himmelswohnung dort.
Und es klang daher, als löſe
Sich aus einer langen Haft
Eines Sturmes wilde Kraft:
Was bedeutet das Getöſe?

Wir kommen, ſprach mein Führer, dort
Zu jenem Lichtpunkt, zu dem Ort,
Wo königliche Seelen walten,
Ein hohes Weltgericht zu halten.
Zu ihnen dringt, wie laut die Völker draußen
ſchrei'n,
Der Ton der Klage nicht hinein.
Sieh! Adam Quenz, mit ſeinen Sinnverwandten,
Der bildet einen Chor von guten Korybanten,
Der das Geſchrei von draußen niederrauſcht.
Denn — im Vertrau'n! — du mußt es wiſſen:
Es werden Völker dort zerriſſen,
Und Menſchen, Heerden gleich, verhandelt und ver-
tauſcht.
Es iſt ein luſtig Werk, das Menſchenvieh zu zählen;
Wohl kann dabei der Ernſt, nur nicht die Freude
fehlen,
Die, wenn kein Sennenblick mehr an den Fenſtern
lauſcht,

In strahlenreichen Kerzensälen
Durch lustbeseelte Tänze rauscht! —

Jetzt nah'n wir uns; blick' auf! Ein Firma-
ment von Sternen,
ie funkelnd sich durchkreuzen, dreht
ich um den Stolz der Majestät!
er kannst du göttliche Begierden kennen lernen!
wie das Volk nach Gut und Geld,
dürsten, ohn' es zu verhehlen,
ch Ländern königliche Seelen.
hörst, es lärmt in dieser Götterwelt
wenig laut um die erhabnen Gäste;
it strahlend, wie des Himmels Veste,
der Olympus hier erhellt.
schwebenden Gestalten scheinen
Lichtgluth aufgelöst zu seyn;
Einfalt sollte wirklich meinen,
trät' hier in die Gluth des Sonnenballs hinein.

Ich ſeh', du ſtaunſt; allein gewöhne
Dein Aug' an dieſes Zauberlicht,
Und blenden wird dich dann das ſchöne,
Prachtvolle Schauſpiel länger nicht!
Wirſt manchen ſanften Reiz bei grellem Pompe
ſchauen;
Denn ſieh! Da greifen, ſchlau und fein,
Die ſchönen Hände ſchöner Frauen
In's Räderwerk des Weltgetriebes ein!

In jenem Winkel dort, bei mattem Kerzenſchein,
Da wird ein Volk für eine Schäferſtunde,
Dann hier ein andres für — ich weiß nicht was —
verkauft.
So geht der Handel fort, den die befohlne Kunde
Der Staatszeitung, mit großen Namen tauft.

Laß mich, ſagt' ich, Eins noch fragen:
Ich vernahm in frühern Tagen

So etwas von Völkerrecht;
Ist das hier nicht zu erfragen?

O davon, hört' ich nun, ist gar nichts mehr zu sagen!
Den Namen kennt nur noch das jüngere Geschlecht;
Der Name durft', als Wort, nicht aus der Sprache fallen:
Und darum wird er in den Hallen
Der Schule von Pedanten noch genannt.
Vertrieben ward von seinem Herrscherſitze
Das Wesen selbst, mit dem der Nam' entstand;
Nun stürmet kurz und gut der Krieger durch ein Land,
Und schreibt mit seiner Degenspitze,
Was Recht seyn soll, dort in den Sand.
Das arme Völkerrecht ward vogelfrei und flüchtig:
Da hat noch Grotius ihm durch sein Buch ein tüchtig,

Und, wie er meinte, wohlverwahrtes Haus gebaut;
Allein — ſo ſpielet das Verhängniß! —
Dem Völkerrechte dient das Haus nur zum Gefängniß,
Von wo es in die Welt — nur ohne Stimm' und Laut, —
Durch das Gefängnißgitter ſchaut.

Du glaubſt vielleicht hiernach, der Krieg ſey ganz verſteinert
In ſeiner alten Rohheit? Nein!
Die Kriegesfurie ſpricht fein
Franzöſiſch, und iſt ſtark geſittet und verfeinert.
Durch ſeine bildende Gefährtin, durch die Zeit,
Gewann der Krieg, dieß alte Ungeheuer,
An Wortkunſt, ob auch nicht an Recht und Menſchlichkeit.
Hat grauſam man ein Land verheert mit Schwerdt und Feuer:

So spricht der Sieger weit und breit
Zu aller Welt in offnen Briefen,
Die nicht von Blut, vielmehr von schönen Phrasen
triefen,
Von Großmuth, Recht und Mäßigkeit.

Nach Osten wende dich! Sieh, da erscheinen Thaten
Des neuen Völkerrechts im vollen Glanz der Macht!
Zum Opfer werden dort die kräftigen Sarmaten
Der neuen Ordnung dargebracht.
Es hieß: das Volk vermag sich selber nicht zu tra-
gen,
Es ist ein zwistiges Geschlecht,
Hat Sitte nicht, noch Zucht; worüber dann mit
Recht
Drei gute Nachbarn sich beklagen:
Das war der Grund, daß man zu Rath und That
Sich nachbarlich zusammentrat;

Und dieſer Grund nun, mit drei Köpfen und drei Magen,
Verſchlang bequem den ganzen Staat.
Der wollte ſich nicht gern verſchlingen laſſen;
Da ging man wiederum zu Rath,
Um einen Strafbeſchluß zu faſſen
Für eine ſolche Miſſethat:
Man ſchilderte das Volk, mit grellen
Rebellenzügen, als Rebellen,
Weil's kühn zum Widerſtand berechtigt ſich geglaubt,
Das Recht der Obgewalt verkannte,
Und einen Raub das Werk der neuen Ordnung nannte!
Das war nun freilich unerlaubt!
Beſchloſſen ward ein neues Blutvergießen,
Und ſchrecklich ausgeführt ſofort;
Die frechſten Würger lieferte der Nord;
Da mußte dann nicht nur das Blut der Männer fließen,

Auch Mütter, Kinder traf der große Meuchelmord.
Das Volk erlag: da ließen die erlauchten
Vermittler Siegeskränze drehn;
Die Nordsemiramis nahm den
Am Gründlichsten in Blut getauchten:
So ward das große Werk vollbracht.
Gefeiert ward ein Fest mit königlicher Pracht,
Wobei sich Gottesdienst und Waffenlärm vereinte.
Ein frommer Blutvergießer läßt
Auch Gott nicht außer Acht bei seinem Siegerfest;
Gott war ja, wie man gläubig meinte —
Als Helfer in der Schlacht — bei dieser Siegerschaar
Ein Hauptheld, wie er sonst es bei den Juden war.
Mich ergriff ein kalter Schauer;
Weinend fragte meine Trauer:
Welche Herrscher waren dort
In den Tagen der Beraubten,
Daß sie ohn' ein drohend Wort
Träg und feig die That erlaubten?

Die mußten, ſprach mein Freund, bei dieſem Handel ruhn;
Sie hatten Aehnliches da oder dort zu thun.

Klingt es doch wie eine Mähre,
Was die Einfalt hier erfährt,
Und ihr ſcheint die Welt, als wäre
Sie noch nicht ſo aufgeklärt,
Als ſie uns will Glauben machen. —
Zürnend wendet' ich den Blick
Zu dem Götterkreis zurück.
Aber welch ein lautes Lachen,
Fragt' ich, ſchallt im vollen Chor
Mitten aus den ernſten Sachen
Dieſes Weltgerichts hervor?

Das lächerlichſte Ding hienieden,
Sprach mein Gefährt', es iſt ein Buch zum ew'gen Frieden;

Das bietet hier ein kleiner, alter Mann
Den Göttern dieſes Himmels an.

Unſer Quenz trat nun in's Mittel;
Mit dem Blick des Spottgeſichts
Sagt' er: Von dem Buch iſt nichts,

Iſt gar nichts brauchbar, als der Titel,
Und dieſer wird, was ihr erhabnen Götter wißt,
In unſern heiligen Beſchlüſſen nie vermißt.

Ich, wie ein Betäubter, ſtaunte
Zu dem Weltſenat empor,
Und mein kluger Führer raunte
Mir geheimnißvoll in's Ohr:

Es klingt, wie wir bekennen müſſen,
Wie lauter Lieb' und Fried' in dieſen Götterſchlüſſen,
Nur ihren ſtillen Krieg führt doch darin die Liſt;
Wir kennen ſie und ihre Waffen:

Sie weiß aus Ja und Nein ein kluges Wort zu
schaffen,
Das zwischen Beiden steht, und keins von Beiden ist.

Die Gottheit, so in diesem Glanze,
Doch unsichtbar, das Scepter führt,
Zerstört im Keim, von ihrem Hauch berührt,
Des Friedens erdentwohnte Pflanze;
Sie lenkt, was hier geschieht; ihr Werk ist, was
geschah:
Und diese Unholdin — sie heißt: Politika.
Sprich, hast du Lust, noch länger hier zu stehen,
Dem Weltgerichte zuzusehen?

Nacht, verhülle meinen Blick!
Rief ich aus, und floh zurück.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Zweites Buch.

Wanderung durch den Markt der Ehre.

I.

Zu der Sitte wollt' ich gehn,
Um mein Herz ihr auszuklagen;
Nirgends war sie mehr zu sehn,
Nirgends war sie zu erfragen!
Klein nur war die stille Schaar
Ihrer treubefundnen Lieben,
Wo ihr Geist zurückgeblieben,
Und ihr Segen heimisch war!
Mein erfahrner Freund erzählte:

ie Sitt' ist fern, seit jener Zeit,
s die geliebte Eitelkeit
ich mit dem lieben Wahn vermählte:

Und so geschah, daß dieses Paar
In Frankreich eine Tochter zeugte,
Die locker und so reizend war,
Daß Alles sich vor ihrem Willen beugte.
Ihr Nam' ist Mode; sie versprach,
Das heitre Leben von den Ketten
Des Sittenzwanges zu erretten,
Die sie dann glücklich auch zerbrach.
Seitdem nun, fuhr er fort, ist ihr getreu ergeben
Was um des Neides Blicke wirbt;
In Haus und Tempel herrscht ihr Phönixleben,
Das ewig lebt und ewig stirbt.
Sie nun, die launenhaft die schöne Welt regierte,
Verachtete des Tempels Heiligkeit,
Und wüst und ruchlos ward die Zeit.
Allein der freche Ton der Ungebundenheit
Veraltete, verscholl: da kam die Mod', und zierte
Mit einem Schein der Frömmigkeit
Das jüngste Leben unsrer Zeit.

Den Kirchen wird's nun nicht an feiner Welt mehr
fehlen;
Die Mode bindet, was nicht wohl zusammenhält,
Vereint in mystisch und romantisch frommen Seelen
Den Himmel mit der Lust und Eitelkeit der Welt.
Sie führte zu des Hofes Prunkgestalten
Ein holdes Andachtspiel zurück:
Da sehn wir nun den weihevollsten Blick
In manchem schönen Auge walten,
Und der gewinnet jetzt an Thronen Huld und Glück;
Dort hat die Andacht jüngst mit einem frommen
Spruche
Den letzten Friedensbund geheiligt und gewürzt;
Doch wurde dadurch nicht dem nächsten Friedens-
bruche
Sein gutes, altes Recht verkürzt.

Ganz befremdet und bestürzt
Stand ich da, und sann; und mitten

Durch die tollen Gaukelei'n
Kam ein Mann daher geſchritten:
Dieſer mußte nach dem Schein,
Und nach Sprache, Tracht und Sitten,
Dünkte mich, ein Fremdling ſeyn.

Nein, ſagte mein Begleiter, nein!
Der Mann erkennt das höchſte Streben
Der großen Welt, und was ſie ehrt und ſchätzt;
Er hat daher mit Leib und Leben
In's Galliſche ſich überſetzt.
Er ſtammelt deutſch, das iſt: er bringet Fetzen
Der väterlichen Sitt' und Sprache dem Altar
Des galliſchen, ſchlecht nachgemachten Götzen
Mit vornehm eitler Miene dar.

Ich verließ ihn. Dort und hier,
Wo ich hinſah, ſtrahlten mir,
Wie ein heller Gottesſegen,
Glanz und Herrlichkeit entgegen;

Und, wie eine Wimpelſchaar,
Flatterten, um Prachtgewänder,
Bunte, ſchön gefärbte Bänder.
Was nur ſtellt dieß Weſen dar?
Fragt' ich meinen Menſchenkenner.

Der Zierrath, ſagt' er, zeigt dem Volk die Ehrenmänner,
Die es in ſeinem Schooße pflegt. —
„Beglücktes Volk!" — ſo rief halblaut ein Spötter —
„Das ſeine Ehr' am Leibe trägt!
„Da kennt man doch ſogleich die Götter
„Am Glanz, in dem ihr Wandel ſich bewegt!"

Daß ich auf dem Markt der Ehre,
Dieſem Zaubermarkte, war,
Solches wurde mir nun klar.
Wer — und wenn's ein Engel wäre —
Fühlt mir nach, was ich empfand,

Wo ich ging nnd wo ich ſtand,
Großen Männern zu begegnen!
Welches Gottes reiche Hand
Mochte dieß beglückte Land
Mit ſo viel Verdienſten ſegnen?
Heil! In dir, erkornes Land,
Wohnen Tugend und Verſtand!

Noch laß uns, ſprach mein Freund, ein wenig unterdrücken
Ein ſo begeiſtertes Entzücken.
Viel Schein iſt, was von fern dein Blick für Wahrheit hält.
Tritt näher, und du wirſt die Flecken
Am Sonnenſtern der Ehr' entdecken,
Der dieſen Markt beſtrahlt', obwohl nur ſchlecht erhellt.

Der Außenglanz, der hier auf die Geſtalten fällt,
Macht, daß das reine Nichts doch auch Etwas bedeute:

Und so erwachsen hier nun für die große Welt
Aus kleinen Menschen große Leute.

Man ist so unbefangen hier verkehrt,
Daß man in aller Ruh' die Ehre selbst entehrt.
ur überzeugenden Belehrung,
Die man's hier treibt: so komm zu jener Höhe,
Freund,
Wo in der grellesten Entehrung
ie Ehre dieses Markts erscheint!
lick' auf und sieh! Da wird vor Allen
uf eine weibliche Gestalt dein Auge fallen;
ie ging aus einer niedern Hütt' hervor,
och niedriger sie selbst an Geist und an Gemüthe.
er Fürst, entzückt vom Reiz der frischen Jugend-
blüthe,
b sie zu einer Würd' empor,
der ein Jeder Viel, sie selber Nichts erkennet
n ihrer früheren Natur.

Sie iſt ſo eine Pompadour,
Ein Weſen, das kein deutſches Wort uns nennet.
In Allem, was ſie ſpricht und thut,
Erſcheint der rohe Uebermuth,
Was ſich ihr naht, hinab zu drücken.
Wie, fragſt du, ſtehn zu ihr die hohen Frau'n und Herr'n?
Ich weiß es nicht! Genug, daß ungern oder gern,
Wenn ſie erſcheint, ſich Alle bücken. —

Um das Verdienſt, woran es freilich oft gebricht,
Zum wenigſten im Bild und Zeichendienſt zu pflegen,
War's wohl ſo ganz unziemlich nicht,
Ein Ehrenthum hier anzulegen,
Ein Ranggebiet, zu welchem man,
Wenn's Noth thut, auch bequem und leicht auf andern Wegen,

Als durch Verdienſt', gelangen kann.
Ein ſolcher Weg iſt freilich dann
Vom Pfad der Würdigkeit ein wenig abgelegen.
Auch Beſſre können ſich, trotz ihrem beſſern Sinn,
Des Zaubers, der hier waltet, nicht erwehren:
Sie geben oft für den Gewinn
Der glänzend-ausgeprägten Ehren
Halb ihre wahre Hoheit hin.

Dann ſiehſt du Männer hier, die kauften von der Schande,
ar nichts zu ſeyn, bequem ſich los;
ie zahlten — nein, ſie gaben blos
er Väter Tugenden zum Pfande
er künftigen Bezahlung an;
ergeſſen aber, wie die böſen
d trägen Schuldner, häufig dann,
e guten Väter einzulöſen.
er wachſen, fuhr der weiſe Mann

Sie iſt ſo eine Pompadour,
Ein Weſen, das kein deutſches Wort uns nennet.
In Allem, was ſie ſpricht und thut,
Erſcheint der rohe Uebermuth,
Was ſich ihr naht, hinab zu drücken.
Wie, fragſt du, ſtehn zu ihr die hohen Frau'n und

Wenn ſie erſcheint, ſich Alle bücken. —

gen,
War's wohl ſo ganz unziemlich nicht,
in Ehrenthum hier anzulegen,

Sie zahlten
Der Väter
Der künftig
Vergeſſen a

Als durch Verdienst, gelangen kann.
Ein solcher Weg ist freilich dann
Vom Pfad der Würdigkeit ein wenig abgelegen.
Auch Bessre können sich, trotz ihrem bessern Sinn,
Des Zaubers, der hier waltet, nicht erwehren:
Sie geben oft für [illegible]
[illegible]
[illegible] wahre Freyen hin.

Dann siehst du Männer hier, die kauften von
[illegible] Sklaven

— nein, sie gaben [illegible]
Tugenden zum Pfande
[illegible]en Bezahlung an;
[illegible]ber, wie [illegible]

In ſeiner Rede fort, Stammbäum' in fetten Grün-
den,
Von frühern Händen wohl gepflanzt und wohl ge-
pflegt;
Ein ſolcher Baum des Lebens trägt
Ehrvolle, arbeitleere Pfründen
Und manches Amt, das nicht gepflegt wird, ſondern
pflegt.
Im Schatten dieſer Bäume wallen
Bequeme Männer auf und ab,
Und laſſen unverdient herab
Die Frucht in ihren Schooß ſich fallen.

Doch wenden wir den Blick hier ab,
Wo ſchamlos ſich, mit freiern Lüſten
Und beſſern Ahnen, Thoren brüſten.
Wir wollen nach den Männern ſehn,
So ihren Ahnenglanz der Ahnenſchaft vergalten,
Und leuchtend unter ſchwülſtigen Geſtalten

Von hochgebornen Schuldnern gehn.
Münchhauſen, Hutten, Stein! O, eure Namen glän-
zen
Im Tempel eures Ahnen-Heiligthums.
Ja, ihr vernahmt den Ruf des väterlichen Ruhms,
Und ſchmücktet ihn mit friſchen Kränzen!
Dich, der die Leinaflur zum Muſenſitz erhob,
Münchhauſen, dich nennt unſer Lied vor Allen!
Die Stimme, die in jenen Hallen
Der Weisheit redet, ſpricht dein Lob!
Auch Ulrich Hutten ſey gefeiert mit dem Liede
Der höchſten Bardenkraft, der Held in That und
Wort!
Hoch ſtrahlet dieſe Pyramide
Durch alle Zeiten fort und fort!
Dein Ritterſchwerdt! da blitzt es aus der Ferne,
Gleich einem feuerrothen Sterne,
Der ſich um Luthers Sonne dreht,
Und mit ihr nimmer untergeht!

Auch Stein, du Kraft der jüngern Tage,
In reiner Klarheit trat dein Geiſt hervor,
Und hob aus ſeiner Niederlage
Das freie Bürgerthum empor! —
Hier Hoheit, Dünkel dort, ſprach ferner mein Begleiter:
Wir ſehen, dieſer Markt bekennt und zeigt nichts weiter,
Als ein bekanntes Wechſelſpiel.

Als wir ſonach weiter zogen,
Kam ein Federbuſch geflogen,
Der ſich trotzig ſelbſt gefiel,
Wohlgerüſtet, wie ein Streiter.

Das iſt ein junger Held, verrieth mir mein Begleiter;
Du ſiehſt, er eilet raſch zu ſeinem Tagesziel,
Als hätte ſolches ihm ein Ruf der Pflicht befohlen.

O, nichts von Dem! Ihn treibt, was er treibt,
nur das Spiel,
Um sich vom Müßiggang im Nichtsthun zu erholen.
Wohl etwas laut bewegt sich dieses Heldenblut
Mit dem, an seiner Seit' aufblitzenden, Gewehre;
Dann ist sein erstes Wort, so wie sein letztes: Ehre!
Denn nickt und droht sie nicht von seinem Federhut,
Und steckt im Uebermuth nicht Muth?
In manchem Blick tritt ihm die Frag' entgegen:
Wer bist du, Freund, daß du so trotzig bist?
Die Antwort seines Blickes ist:
Mein Urahn war ein hochberühmter Degen;
Ich bin ein Erbheld, daß ihr's wißt!
Erbheld? stutzt' ich — und wer ist
Jener, der da mit ihm wandelt,
Naselos und ganz entstellt?
Der, sagte mein Gefährt', hat als ein Mann ge-
handelt,
Der — zwar nicht in der Sittenwelt —

Sonſt aber viel auf Ehre hält.
Ihn traf beim Spiel, wo er das Glück zu lenken
wußte,
Ein ſpitzig Wort, das er durch Zweikampf rächen
mußte!
In dieſem Kampf hat unſer Held
Den Ehrverluſt mit dem Verluſte
Der Naſe glücklich hergeſtellt.
Ein Falſtaff fragt: Was iſt die Ehre?
Ein Wort, ein Hauch, den ich ſo dringend nicht be-
gehre.
Sie iſt kein Arzt, und heilt zerriſſne Glieder nicht.
Da widerſpricht ein Mann von Ehre:
Das iſt der Narr, der aus dem Schwätzer ſpricht!
Doch denkt er ſtill: der Narr hat wohl ganz Unrecht
nicht.
Dann fuhr er fort: Da, wo der Weg hinauf
ſich windet,
Erſcheint ein vielbeſuchter Ort:

Die Ehrenmünzerei iſt dort,
Wo Falſch und Aecht ſich zu einander findet;
Ja, manche Würde prägt die Münzgewalt, wobei
Sie offenherzig gleich verkündet:
Daß ſolcher Würdenmann ein wirklicher nicht
ſey.
Wie? Wer läßt ſich ſo verſpotten?
Der Ehrgeiz, hieß es, iſt ein mächtig ſtarker Gott,
Und Eitelkeit nicht auszurotten;
Die läßt ſogar recht theuer ſich verſpotten,
Trägt nur ein glänzendes Gepränge ſolcher Spott.
Nun iſt dem Staat nicht zu verargen,
Mit ſolchem Spotte nicht zu kargen,
Und daß er ihn für ſich zum Nahrungzweig erhebt,
Von dem er wirklich halb ſchon lebt.
So ſind wir denn nun hier umfangen
Vom Hauptverkehr der Eitelkeit;
Hier, in dem Ehrentempel hangen
Die kurzen Titel und die langen,

In schöner Ordnung hingereiht.
So flattern, lächelt hier ein Spötter,
Recht schön verzierte Titelblätter
Auf diesem Markte her und hin.
Und bringt in einen solchen Titel
Der Ehrenmann aus eignem Mittel
Nun keinen Inhalt, keinen Sinn:
Dann freilich geht ein langer Titel
So hohl, wie ein Gespenst, dahin,
Und zürnt, wenn wir mit jenem kalten Schweigen
Des Blicks, nicht tief genug vor dem Gespenst uns
neigen.

Ich, ein armer Fremdling, bin
Nicht mit Klugheit stark gesegnet;
So ist meiner Einfalt dann
Einst ein schlimmes Ding begegnet,
Das ich nicht vergessen kann.
Prangend kam daher ein Mann,

Ganz mit Ehrgeräth umhangen;
Ich belächelt' etwas frei
Solche Ehrengaukelei;
Leicht gelaunt und unbefangen
Ging ich meinen Weg vorbei.
Schlimmes wohl hatt' ich begangen
Durch die ungeziemne That,
Die so achtlos auf den langen,
Breiten Titelschweif ihm trat.
Zürnend blickt' er auf mich nieder;
Ich ließ ihn gelassen ziehn;
Plötzlich aber sah ich ihn
Dort auf einer Höhe wieder,
Wie er früher mir erschien.
Und mein Führer, den ich fragte:
Wer das Alles sey? der sagte:

Hier ist der Gipfelpunkt der großen Welt,
Und jener Mann ein Pallasheld.

Es ist ein Mann, der an der Spitze
Des Staates steht, wenn er am Fürstenstuhle steht.
Er ordnet mit geübtem Witze
Den Zeitvertreib der Majestät.
Jedoch zur Demuth schmilzt herab sein ganzer Dünkel,
Erschaut er nur des Fürsten Haupt von fern.
Ganz fertig liegt in jedem Lippenwinkel
Ein Beifallslächeln für den Herrn.
Nur wölkt sich's um dies Lächeln etwas trüber,
Blickt er zu jenem Mann hinüber,
Am Horizont des Hofs dem einzig klaren Stern,
Dem Freund und Sully seines Herrn.
O, diese freie, große Seele
Hat eine Meinung, wenn sie meint! —
Für diesen Mann gleicht nicht die Wolke dem Kameele,
Wenn sie dem Fürsten so erscheint.
Er achtet's nicht, wenn Haß und Neid ihn leis' umschleichen;

Was kann ihm Fürstenlaun' entziehn?
Was er das Seine nennt, hat ihm kein Fürst verliehn,
Ein Süßy ist er selbst, sein Nam' ein Ehrenzeichen;
Er trägt das Ehrenkleid, das Ehrenkleid nicht ihn.
Kein müßig Lächeln ist der Inhalt seines Lebens;
Mit ihm ist — fern vom Sinn des höfischen Geschlechts —
Im hohen Ernste seines Strebens,
Der Geist der Thätigkeit, der Wahrheit und des Rechts.
Groß Unrecht wandt' er von des Fürsten Seele,
Groß Unheil ab vom Untertham;
Gegeben hatte schon dazu die Machtbefehle
Der schnödeste Despotenwahn.
Ihm reicht der Fürst ein Blatt, deß Inhalt ein Verbrechen,
Das Ungerechtigkeit ihm eingegeben hat;

Er nimmt und lieſt und ſchweigt, und giebt zurück
das Blatt —
Nicht konnt' er würdiger, nicht ſtärker widerſpre-
chen.
Der Fürſt verſtand dieß furchtbar-ſtille Wort. —
Dann ſiehſt du, fuhr mein Freund in ſeiner
Rede fort,
Auf dieſen Höh'n noch andre Männer glänzen
In hellen Ehren, Stern an Stern,
Die reich das Hofgepräng' ergänzen:
Es ſind die Boten fremder Herr'n.
Die Herrſcher — treu dem heiligen Vertrauen
In ihren Briefen, und wie fern
Sie aus einander ſtehn — ſie mögen immer gern
Einander in die Fenſter ſchauen,
Und dazu dienet dieſer Chor
Der Männer in dem Schimmerkreiſe;
Sie ſtellen auf die feinſte Weiſe
Die Augen ihrer Fürſten vor.

Je höher nun an Macht der Gott steht, dem sie die-
nen,
Um desto höher trägt ein Jeglicher von ihnen,
Als Untergott, sein Haupt empor.

Als ich nun, wie von den Wogen
Einer Strömung fortgezogen,
Durch das Volksgewühl mich wand,
Sah ich wieder eine breite
Prunkgestalt, die mir zur Seite
Mit gehobnem Haupte stand,
Gleich der leeren Waizenähre.

Der, daß ich ihn dir kurz erkläre,
Sprach etwas bitter mein Gefährt',
Ist kaum noch der Erklärung werth.
Er hat ein edles Haupt verdrängt aus jener Sphäre,
Worin er prunkt, indem er sie entehrt.
Sein Wissen ist die Kunst, das fremde Glück zu leh-
ren;

Sein Kopf ein Magazin von Ränken,
Und eine Wüſtenei ſein Herz.
Und fragſt du noch, durch welche Gabe
Des Glücks er ſich gefördert habe?
Durch eine ſchöne Frau, und eine Stirn von Erz.

Toll genug geht hier das Leben —
Hab ich etwas unſanft an —
Sich durch niedern Sinn zu heben!
Sprich, wer das begreifen kann?
Aber, wer iſt jener Mann,
Der dort unter großem Gönnern,
Wie von Ehrfurcht halb erdrückt,
Sich ſo unaufhörlich bückt,
Und vor unbeglänzten Männern
Sich ſo ſtolz gebehrden kann?
Sag' mir, Freund, wer iſt der Mann?

Der, ſagt' er, iſt kein Mann, iſt nur
So eine kriechende Natur.

Tief zur Erniedrigung hinabgeſeſſen
Vom Stolz, vor dem er nie verſchmächt, zu knie'n,
Umſchleicht er knechtiſch-feig die Großen:
Der Ehrenfelbſtmord zeichnet ihn.
Um zu verſtecken ſolches Zeichen,
Blickt er auf ſchlichtes Volk herab mit ſteifem Haupt,
Und nimmt ein Weſen an, das gegen Unſersgleichen,
Die wir nicht vornehm ſind, ſein Dünkel ſich erlaubt.
Zwei Köpfe ſcheint er uns zu haben:
Den einen, wenn er tiefgebückt vor Gönnern
ſteht,
Den andern, wenn er hocherhaben
An unſerm Blick vorübergeht.
Kaum hatt' ich den Blick gewendet,
Trat ein Andrer ſtolz daher.
Wer iſt, fragt' ich, wie geblendet,
Meinen Führer, wer iſt der?
Das iſt der Wucherer Lubin, erwiedert' er.
Es wundert dich, ihn hier zu finden?

Wir trafen dieſen klugen Mann
Schon auf dem Markt des Geldes an,
Wo er für wohlgelungne Sünden
Viel Schand' und Fluch und Glück gewann.
Den Fluch ertrug er, wie ein Mann!
Nur ſich der Schande zu entwinden,
Rief er auf dieſem Markt die Ehr' um Rettung an;
Sie rettet' ihn, er blieb ſodann
Ein Gauner, nach wie vor, und ward ein Ehren-
mann.

Das Geld, und wär's ein Raub vom Altar
ſelbſt, entriegelt
Des Ehrentempels Heiligthum;
Allein der Stern, der ſich in einem Sumpfe ſpiegelt,
Verleiht dem Sumpfe nicht Verherrlichung, noch
Ruhm.

Aus einer Krämerbud' entſproſſen,
Siegprangt Lubin in ſolchem Strahl,

Seit er, mit hohen Raubgenossen,
Des Landes Hungersnoth bestahl.
Welch Wesen spricht aus seinen Mienen?
An seiner Nacht, die, wie ein Grab,
Ihn ganz mit Dunkelheit umgab,
Ist nun ein heller Stern erschienen:
So schimmert er dort auf und ab
Durch das begaffende Gewimmel.

Läßt sich dein Gestirn, o Himmel,
Fragt' ich scheu, so tief herab!
Solch ein Wunderwerk macht immer
Unsern Blick etwas verwirrt.
Seit der Schöpfung hat wohl schlimmer
Noch kein Irrstern sich verirrt!
Ach, so forscht' ich denn vergebens,
Auf und ab, und her und hin,
Nach dem reinen, wahren Sinn,
Nach dem höhern Sinn des Lebens!

Die wahre Hoheit, sprach begeistert mein Gefährt,
War nie das Licht, das diesen Markt besonnte;
Sie leuchtet fern daher vom tiefern Horizonte,
Und still empfindet sie der Kreis, den sie verklärt.
Ihr Wesen ist ein edles Streben,
Ein Quell der Liebe, der aus voller Seele fließt,
Und sich so mild, wie Thau der Sommernacht, ergießt;
Ein Tempel Gottes ist ihr Leben,
Aus welchem, ohne sich vom Glanz geschmückt zu sehn,
Geweihte Thaten, in der Hülle
Der Demuth und mit jener Stille,
Wie Engel unter Menschen, gehn.
Um Franklin drehte sich kein Prunk- und Prachtgewimmel,
Und Großes that der Mann in seiner heil'gen Ruh;
Ihm leuchtete der Geist aus einem stillern Himmel,
Und keine Weltmacht warf ihm ihren Schimmer zu.

So mein Freund. Mir war's, als thäte
Sich ein Himmel auf, und Er,
Jener Volksbeglücker, träte
Herrlich, wie ein Gott, daher. —

Fürder ließ ich mich geleiten,
Und in mancherlei Gestalt
Bargen tausend Eitelkeiten
Immer einerlei Gehalt.
Achtlos blickt' ich auf die Menge,
Die so fluthend mich umrann,
Und ein halbbekannter Mann
Kam daher durch das Gedränge:
Forschend sah mein Blick ihn an.

Ist Heilson, sprach mein Freund, der priesterliche Mann.
Sieh, uns begegnete sein heldes,
Sein, mit sich selbst zufriednes, Angesicht
Zuvor schon auf dem Markt des Geldes;

Wem dort der Handel glückt, dem fehlt es hier auch nicht.
Ein großer, heller Kopf verwirrt den Gang der Zeiten;
Aus Mittelgut besteht, was halten soll und hält: —
Dieß Sprüchlein klang herab aus einer hohen Welt;
Ein Kaiser hat es aufgestellt,
Und im Gebiet der Mittelmäßigkeiten
Ist Heilsen schon der rechte Held.
Daß Wahrheit, daß Vernunft den Weg zum Glück nicht bahne,
Das ward dem schlauen Manne klar;
Sein Lehrwort ging dann offenbar
In Kriegesdienste bei dem Wahne,
Stritt gegen die Vernunft: und hell und glorreich schmückt
Ihn schon ein Ehrenband, als hohe Siegesfahne
Des prächtigen Triumphs, den er von fern erblickt.
Und so genießt er nun, recht angenehm geblendet,
Im voraus seiner Thaten Frucht,

Und wähnt, weil die Vernunft ſich ab von ihm gewendet,
Sie ſey ſchon gänzlich auf der Flucht.

Endlich kam ein Mann gegangen;
Mit ſtark aufgeblaſnen Wangen
Brauſt er ſtolz und laut daher.
Sag' mir, fragt' ich, wer iſt Der?

Wir ſehen hier kein fremd Gefieder,
Sprach mein Begleiter: Wie? du kennſt den eiteln Quenz nicht wieder?
Er trägt, für manchen Ehrverluſt,
Ein Ehrenzeichen an der Bruſt;
Das hat die Vollmacht, nur die Kraft nicht, abzuwehren,
Was nimmer ihm der böſe Ruf vergißt:
Und ſonach iſt er denn mit Ehren,
Was man ſonſt nicht mit Ehren iſt.

Verfolgen darf hier nicht die Wahrheit, mit der Rüge
Des lauten Zorns, den lügenhaften Schein,
Hat nur der Ehrenmann den Vortheil, eine Lüge
Großartiger Natur zu seyn.

Jetzt aber laß uns höher steigen!
Wenn wir uns jenen Höhen nahn,
Wird, was wir hier im Kleinen sahn,
Sich unserm Blick im Großen zeigen.

Sieh! da stellt wiederum Arar
Sich in noch höherm Glanz, im Fürstenglanze dar.
Wir sahn ihn dort im Götterkreise walten:
Da dient er vielgewandt und klug
Der Willkührmacht, voll Eifer, zu erhalten
Den alten Schlamm, der sich im Zeitstrom niederschlug;
Voll Muth und Kühnheit, zu beschränken
Die freie Geistesthätigkeit,
Den ungestümen Trieb, zu denken,

Die Peſtilenz der neuen Zeit.
Nicht denken ſoll das Volk, gehorchen ſoll's, vertrauen,
Und den Regierenden nicht auf die Hände ſchauen!
Hoch ehrt Arar den Weiſen, der da ſpricht:
Zum Menſchen macht den Menſchen erſt die Pflicht.
Um nun ein rechtes Menſchthum zu errichten,
So häuft er mehr und mehr die Unterthanenpflichten,
Und mindert mehr der Unterthanen Recht;
Das Recht iſt für den Herrn, die Pflicht iſt für den Knecht.
Ein Werk in dieſem Geiſt erwarb ihm neue Würden,
Dem Volk hingegen neue Bürden:
Genug! ſein Werk gelang, und was gelingt, iſt recht.

Ein ſolches Herrſcherthum zu bauen,
Gelinget leicht; es fordert nur
Ein wenig Muth und viel von jener Kraftnatur,

Die tüchtig macht, den Haß des Volkes zu ver-
dauen.
Und er verdauet gut, die Staatsnoth irrt ihn nicht;
Und schreit ein böser Ruf zu laut, ihn anzuklagen:
Sein Adam Quenz, der für ihn denkt und spricht,
Nicht minder auch berühmt durch einen guten Ma-
gen,
O! der ist immer aufgelegt,
Ein Werk, das an der Stirn des Gönners Namen
trägt,
Schön anzukleiden, und den bösen Ruf zu schlagen,
Wenn er ihn auch nicht niederschlägt;
So läßt sich nun Arar, von keinem Sturm bewegt,
Bequem von seiner Würde tragen.
Das Staatsgeschäft ist ihm ein leichtes Spiel.
Du fragst: Wie fährt dabei der Staat? — Der
hat kein Ziel!
Er treibt umher in einem Kreise
Von bräuchlicher Gemächlichkeit;

Und ist der Fuhrmann auch nicht weise:
So ist es wenigstens die Zeit.
Dieß alte Maulthier ist des Weges
Einmal gewohnt, es trabt allein;
Und sitzt auf ihm ein Tropf: so scheint es zwar ein
träges,
Ein unbequemes Vieh zu seyn;
Doch lenkt es, wenn die Spur des Weges
Dem Tropf entschwand, von selber wieder ein.

Tröstet mich, ihr heil'gen Manen
Meines Bernstorf! Seinen Geist,
Den ein großes Leben preist,
Seine Hoheit kann ich ahnen!
Nie wird Bernstorf untergehn!
Friedsam wird, wie Abendschimmer,
Seines Lebens Nachglanz immer
Ueber seinem Volke stehn.
Streuet, gute Landbewohner,

Denen er die Freiheit gab,
Streuet, ihr entſclavten Frohner,
Blumenopfer um ſein Grab! —
Was mich hier ſo ſchmerzlich drückte,
War die tiefe Schmach, zu ſehn,
Daß die Ehre Sünden ſchmückte!
Läßt die Wahrheit das geſchehn?
Wird ſie nicht den Frevel rächen?

Die Wahrheit, ſprach mein Freund, was freilich ſeltſam klingt,
Die Wahrheit hat hier nicht zu ſprechen;
Hier ſpricht allein das Glück; dieß nennet ein Verbrechen
Nur ſolche Mißthat, die mißlingt.

II.

Wahrlich, immerdar zu hören,
Wie man nach dem Glücke jagt,
Muß den Einfaltsinn empören,
Der nach Recht und Wahrheit fragt!
Gauklers Heuchelkünste drangen
Aus der Niedrigkeit empor,
Gaunerns Dünkel trat hervor,
Mit dem Ehrenraub zu prangen!
Wo ich stand und wo ich ging,
Sah ich prächtige Verbrecher,
Sah, wie mancher arge Schächer
Breit am Ehrenkreuze hing,
Der, wie mir es scheinen wollte,

So bequem nicht hangen ſollte.
Vorwärts bald, und bald zurück
Schaut' ich durch die bunten Reihen;
Da begegnete dem Blick,
Unter dieſen Zaubereien,
Abermals das blinde Glück.

Hier ſiehſt du mich, ſo ſprach's, in meiner höchſten Fülle;
Betrachte — wenn dir nicht vor Raub und Morde graut —
Den Thron, bei dem ich mich als reines Glück enthülle,
Aus Trümmern hab' ich ihn erbaut;
Doch wird er angeſtaunt, und glorreich ſich geſtalten.
Schau, wie von ihm herab in wellenreichen Falten
Der königliche Purpurſchleier rinnt!
Den färbt' ich mit dem Blut, in welchem Völker ſchwammen,

Und trocknet' ihn an jenen Flammen
Der Städte, die nun Asche sind.
Und diesen Thron, wenn er am Höchsten festet,
Umstrahlt ein glänzender Satrapenchor,
Der wuchs, mit Länderraub gemästet,
Zu dieser Herrlichkeit empor.
Nun sieh den Herrn des Throns! Gleich zagenden Verbrechern,
Umgiebt ihn eine Fürstenschaar;
Sie reichen knieend ihm, in großen goldnen Bechern,
Das Blut von ihren Völkern dar.
Wie knechtisch-tief sie auch vor ihm sich niederbücken:
Er weiß sie tiefer noch in Staub hinab zu drücken.
Die Töchter fordert er mit drohendem Gesicht;
Sie zittern, doch sie säumen nicht.

So das Glück! Und mit Entsetzen
Sah ich diesen Thron und schwieg,
Als, umringt mit Pracht und Schätzen,

Ihn der Wütherich bestieg,
Der sich groß zu nennen wagte.

Daß aber breit nicht groß ist, sagte
Mein Führer, stellt sich offenbar
In diesem Mann der Lüge dar.
Gewaltig in die Breite trieb sein Streben;
Weithin zu herrschen und zu drohn, war seine Wuth;
Ein Feld, das Unheil trägt, ein Schlachtfeld ist
sein Leben;
Zu jener Hoheit, die auf Heiligungen ruht,
Zur Hoheit, die ein Volk erhebt, sich zu erheben,
Fehlt ihm der Wahrheitsinn, der wahre Heldenmuth.
Da sieh! — Was hob ihn denn zum Thron empor?
— Die Lüge!
Ein prahlend Lügenwerk ist jeder seiner Züge.
Klein ist und macht die Lüg'; und wer ihr Held
auch sey,

Ja, wenn er hundert Kronen trüge:
Sie macht zum Sclaven ihn! — Du, Washington,
warst frei!
Der Corse schlug ein Volk, das ihm vertraut', in
Ketten,
Der Britte kämpft, sein Volk vom Sclavendruck zu
retten.
Hell leuchtet Washington, wie um den Abend-
rand,
Ein Tag, der unterging, nachwärmt und nicht
verschwand;
Sein Denkmal ist ein ganzes Land.
Wie steht vor ihm der Held, den sie den Großen
nennen!
Er leuchtet nicht, er glänzt; und tausend Wün-
sche brennen
Mit hochentflammter Ungeduld,
Nur angeglänzt zu seyn, und rennen
hinein in's Elend seiner Huld;

Und Neid und Eifersucht begannen.
Die Hoffnung, dieses leere Heil,
Ist, wie du weißt, die Münze des Tyrannen;
Und ihr ist Ehr' und Freiheit feil.
Was sag' ich, Freiheit! Nein, die Thoren,
Die solche Münze lockt, die waren nimmer frei,
Für schlichte Knechtgestalt erkoren
Sie nur die feidne Sclaverei.

Da stehn die Zagenden, und schaun mit Zittern
Zu ihrem Jupiter hinan,
Der mit den Augenbrau'n den Hofolymp erschüttern,
Und Niedriges erhöhn, das Hohe stürzen kann.
Sie schaun, ob nicht ein Strahl von Huld sie werd' umblitzen!
Das Glück, das hohe Hände braucht,
Wenn's aufhebt oder niedertaucht,
Hat Wunderkraft den Fingerspitzen
Des Weltgebieters eingehaucht.

Er fodert Scherben zum Verblenden,
Worauf, bedeutungvoll gemalt,
Im Lorbeerkranz ein Raubvieh strahlt;
Berühret sie dann mit den Händen,
Woran das Schrecken noch den Brand der Dörfer
riecht —
Und fertig sind die Ehrenkronen,
Um einen Sclaven zu belohnen,
Der, solcher Gnade werth, vor ihm im Staube
kriecht.

Was flüstert heimlich dort ein Spötter?
Wir wissen ja, was er uns sagen kann;
Uns Klötzen werden keine Götter,
Uns Nesseln keine Lorbeerblätter,
Und rührte selbst ein Gott sie an.

Weggehn wollt' ich, aber immer
Ward ich durch die volle Pracht,

Durch den reichen, bunten Schimmer
Wieder aufmerksam gemacht.

Nur näher, sprach mein Kenner, näher!
Der leidlich unbefangne Späher
Durchschauet leicht das Wesen dieser Pracht,
Auf der so lüstern-starr des Neides Blicke weilen.
Die Prunkgestalten hier sind fein polirt und glatt,
Durch einen hohen Wink bewegte Ehrensäulen,
Die der Monarch sich selbst errichtet hat.

Fliehen! rief ich — ach! mir banget
In dem Schimmer-Nebelduft,
Der um Thronengipfel hanget.
Laß uns fliehen! Mich verlanget
Nach dem Hauch der reinern Luft!
Nenne mir den edeln Fürsten,
Der, nicht von dem Wahn bethört,
Nach Eroberung zu dürsten,
Gern sich Vater nennen hört.

Hin, dahin ſoll mein Vertrauen
Meiner düſtern Seele ſchauen,
Wann mich Tyrannei empört.

ch nenne, ſprach mein Freund, den hellen Stern
in Norden,
en Dänenfürſten nennt dir freudig mein Geſang,
er nie nach dem, mit Blut beſpritzten, Lorbeer rang,
en an der Spitze ſeiner Herden
er neue Attila erſchwang.
e Mild' iſt eine Perl' in ſeiner Fürſtenkrone,
d ſie, die heilige Gewalt,
ſcheint dem Volk auf ſeinem Throne
elmehr in ſchirmender, als drohender Geſtalt.
e ſtrahlt im Wiederſchein ſein königliches Leben,
nn hell vor ihm der Wahrheit Fackel brennt;
nn er in eines Weiſen Streben
n Chriſtusſinn, das Licht aus Gott erkennt.
füget er zur ſtrengen Herrſchertugend

Den reinen, väterlichen Sinn,
Und ſendet ſeines Volkes Jugend
Zu fernen Weisheitquellen hin.
Weiter ließ ich mich geleiten.
Meine Seele blickte ſcheu
Auf den finſtern Gang der Zeiten;
Was ich ſah, von allen Seiten,
Alles war mir fremd und neu.
Von dem einen Kopf zum andern
Sah ich Fürſtenhüte wandern.
Der große Held der Zeit, ſprach mein Gefährte, glaubt,
Es ſey wohl recht gethan, was Ohmacht ihm erlaubt.
Er hat ein Fürſtenhaupt, vor Vielen brav und edel,
Aus ſeinem Diadem der ſchönſten Perl beraubt,
Und hat ſie hingepflanzt auf den gemeinſten Schädel;
Der nennt ſich nun getroſt ein Haupt.

Da ſieh! wenn dich nach ihm verlanget!
Die hohe Würde ſteht ihm ſchlecht;
Er fühlt ſich durch und durch gefürſtet, wenn er recht,
Wie ein Theaterkönig, pranget.
Er kroch aus tiefem Staub hervor:
Für Sclavendienſte warf ihn ſein Tyrann empor.
Wir wiſſen ſchon, daß Würd' und Würdigkeit zuſammen
Nur ſelten gehn, auch nicht aus. Einer Wurzel ſtammen.
Die Ehre mit dem eiſernen Geſicht
Kann, wenn ein Thron ſie trägt, viel innre Schmach ertragen,
Denn außen darf kein Laut nach ihrem Inhalt fragen.
Was ein gemeiner Frevler nicht
Sich darf erlauben, darf ein hoher Sünder wagen —

Wie Murat, deſſen Majeſtät
Kein Raubgeſchäft, auch nicht den Altarraub verſchmäht.

Doch ſtatt der Wahrheit ſtehn geübte, heitre Mienen,
Bereit, mit hofgerechtem Witz
Und Schmeicheltrug dem Herrn zu dienen,
Umher an ſeinem Fürſtenſitz.
Da ſieht er dann in ſchimmerreicher Blendung
Um ſeinen Thron ein Beet von Sonnenblumen ſtehn,
Die nach dem Wandel jeder Wendung
Der Sinnesart des Herrn die goldnen Häupter drehn.

Und von dieſem, mit der Krone
Friſch geſchmückten, niedern Sohne
Einer frühern Sclaverei,
Kam ich zu dem kleinen Throne
Einer großen Tyrannei.

Unter einem goldnen Himmel
Saß ein wohlgepflegter Mann,
Und ein kriechendes Gewimmel
Schien, als bete' es ihn an.
Reichlich wolkt' an seiner Seite
Schmeichelduft des Opferrauchs,
Und umnebelte das weite
Vorgebirge seines Bauchs.
Wer ist dieser körperreiche,
Dieser ausgedehnte Mann?

Das ist, vernahm ich nun, der kleine Großtyrann,
In dessen Umfang, wie in einem vollen Teiche,
Das Heil des ganzen Volks in Eins zusammen-
rann.
Die armen Ausgesognen wandern
Von einem Orte nun zum andern;
Denn ausgestoßen wird der Rest,
Der sich nicht mehr verdauen läßt.

Um höher ſich den Weg zur Ehr' und Macht zu bahnen,
So treibt er, wie ſein Vieh zur Jagd,
Die, für ſein Königthum gezahlten, Unterthanen
Dem Weltverwüſter zu in ſeine Menſchenſchlacht.
Ihn treibt indeß die Sultanslaune
Zur Thierjagd in den wilden Wald:
Dieß Feſt verkündet alſobald
Des Hofpoeten Lärmpoſaune,
Die bis zur nahen Grenze ſchallt.

Beſuchen wir nun jenen lichten Hügel,
Der einen ſtolzen Bau, wie eine Krone, trägt!
Da prangt ein Fürſtenhaus, das ſeine beiden Flügel
Gewaltig aus einander ſchlägt.
Schau! wie vom Sonnenſtrahl die Fenſterſpiegel flammen!
Sieh jene Marmorpfeiler an!
Dieß Säulenthor: und wiſſe dann,

Daß all' der Fürſtenpomp zuſammen
Aus Unterthanen-Blute rann!
Fürſt Haſſun war es, der, wohl nicht ohn' innres Beben,
Dem böſeſten der Geiſter ſich verſchrieb,
Und frevelhaft mit Leib und Leben
Der Unterthanen Handel trieb.
Im Lande Penns verwittern die Gebeine
Der Söhne ſeines Volks, die er verſtieß,
Dem Krämer Albions verkauft', und für gemeine,
Fluchwerthe Habgier ſchlachten ließ.

Wie der Metallfürſt ſitzt er da bei ſeinen Schätzen,
Von Fürſtenpracht umſchimmert und umblitzt;
Da findet ihn das ſchaudernde Entſetzen,
Und ſpricht: Dein Geldſchatz iſt mit Menſchenblut beſpritzt.
Er läßt ſich kriegeriſch umwachen,
Spielt Krieg und ſchmauſt und jagt und fiſcht.

Ein Lob gebührt ihm doch: daß er in's Glücklichmachen
Der Unterthanen ſich nicht miſcht.
Er läßt ſie glauben, ſingen, beten,
Wie's Jeder meint, bei Gott am Beſten zu vertreten.
Wer ihm nur giebt, was er begehrt,
Der iſt ihm fromm genug und ſattſam aufgeklärt.

Dem Fürſten, der ſein Fürſtenrecht entweihet,
Der Herrſcher nur, und nicht des Volkes Vater iſt:
Dem droht ein Rachegeiſt, ein Geiſt, der nichts verzeihet,
Die Nemeſis, die nichts vergißt.

Nun folge mir noch, Freund, zu jenen deutſchen Auen!
Dort iſt ein Königlein auf einem Thron zu ſchauen,
Den Galliens Tyrann erſchuf.
Der hohe Herr, verbuhlt und feig und träg, verſchwendet

Der Unterthanen Schweiß, und ſchändet
Den hohen, fürſtlichen Beruf.
Wer Alles darf, wird Alles ſich erlauben,
Wohnt ihm nicht Seelenhoheit bei.
Aus jenes Ludwigs Tyrannei
Nahm unſer Königlein den königlichen Glauben:
Daß Alles ein Geſchenk und eine Wohlthat ſey,
Was ſeine Huld geruht, dem Volke nicht zu rauben.
Und ſein gekröntes Haupt, von Luſt und Wein betäubt,
Begnügt ſich an dem Spiel mit leerem Königſchimmer,
Wenn nur ſein treuer Liebling immer
Von Zeit zu Zeit ihn friſch beweibt.

Darf ſolch arges Thun da walten,
Wo das Scepter würdevoll
Durch das Recht den Staat erhalten,
Und die Sitte ſchirmen ſoll?

Viel wagen darf ein Fürſt, eh ſich im wilden Grimme
Verzweiflungvoll ein Volk erheben wird;
Und ſelten weiß ein Völkerhirt,
Um welchen leichten Preis die laute Beifallſtimme,
Die Liebe ſeines Volks ihm dargeboten wird.
Die kleinſte Fürſtenthat in preiſender Begleitung,
Da ſchau! wie ſie, verklärend und verklärt,
Im Siegeswagen einer Zeitung,
Gleich einem Götterzuge, fährt!
Selbſt ohne Gaben kann ein Herrſcher Vieles geben:
Ein Blick voll Huld begeiſtert ſchon;
Und für ein mildes Wort weiht ihm ſich jedes Leben.
Die Milde zeuget Lieb', und Liebe ſchirmt den Thron. —
Der drohende Despot, gewaltig nur und mächtig,
Zeugt mit der Zeit, die er im Machtrauſch nie verſieht,

Ungethüm, womit die Zeit oft lange trächtig,
Gräu'lgeburt entgegengeht.
umt endlich nun in finstern Unglückstagen
Ungethüm zur Welt — ein gräßliches Gezücht,
Volksempörung heißt, und alle Schranken
bricht,
das Verruchteste zu wagen:
n ist's, als hätt' im Zorn das Recht sein Straf-
gericht
Höllengeistern aufgetragen.
ast hemmungslos, wie eine Lavaglut,
Hütt' und Tempelraum des Aufruhrs tolle
Wuth.
wittern noch die Nachglut jener Flamme,
ber Gallien sich fürchterlich ergoß,
iederbrannte, was am Stamme
Rechtes und der Heiligkeit entsproß.
Recht war, kein Gesetz, kein Gott; und fre-
veltrunken

Gebot die Höll', und ſchleuderte die Funken
Der Aufruhrflamm' umher; die glühn nun da und dort
Geheim, wie Erdbrand, fort und fort.
Drei Mächte ſind, o möchten wir ſie hören!
Sie ſind geweiht, den Gräu'l, noch eh' er an das Licht
Hervor aus finſtern Höhlen bricht,
Mit Götterhoheit zu beſchwören;
Sie heißen: Milde, Recht und Licht.
Die Dunkelheit, die ſtumme Nacht umhütet
Das wahre Heil des Volkes nicht;
Das Gräulichſte ward ſtets in Dunkel ausgebrütet;
Die Höll' iſt Nacht, das Himmelreich iſt Licht.

Jetzt,' fuhr mein Kenner fort, laß uns den Blick erheben
Zu jenem Lande, wo ſein Recht zu freiem Streben
Der freigeborne Geiſt vermißt,

nd wo das einzig freie Leben,
rei, wie ein Gott, der Magen iſt.
a thront der Fürſt der Rebel-Ahnen,
ie, reich an Gaben, freilich nur
en Leib, doch nicht die Geiſtnatur
es Menſchen fördern und erbauen.
as Pfaffenthum — du kennſt es ſchon —
d ſeine Zeit iſt nicht verüber —
aut immer gern da, wo es trüber
d trüber dunkelt, ſeinen Thron.
herrſchen, und auch Herrſchern zu gebieten,
t einen großen Reiz, und bringet Summen ein.
s wiſſen wohl die Lojoliten;
ſchüchtern ſchwache Fürſten ein
rch wohlbekannte Künſt', und bieten
n liſtig Unterjochten dann
ſtmüthigſt Hülf' und Rettung an.
niſten ſich ſchon tief und tiefer in das Leben
Welt hinein, trotz manchem Widerſtreit,

Und dazu freilich braucht ihr Streben!
Viel Nacht und eine wüste Zeit.
Vernunftlicht, heißt es, ist dem Volke zu entrücken,
Zu hemmen jeder Strahl, der in das Dunkel blitzt.
Ein Volk ist leichter zu beglücken,
Wenn's tief genug im Finstern sitzt.
Ja! die Vernunft war stets dem Pfaffenthum entgegen,
Enthüllte das verhüllte Täuschungsspiel:
So kam es, daß des Hohenpriesters Segen,
Sein Sündenhandel, wie sein Gott, im Preise fiel.
So kam es, daß auf hellern Wegen
Dem hohen Hirten schon, so sehr er lockt' und rief
Manch wollereiches Schaaf entlief.
So hat sich die Vernunft versündigt;
Der Bannfluch ward ihr angekündigt.
Man sendet Forscher aus, die jeden Lebenskreis
Und jede Lichtnatur verrätherisch umschreiben.

Weh dem Verrathenen! Die Glaubensrichter geben
Ihn grausam dem Verderben Preis!

Was aber auch der Wahn zusammenrottet
In finstern Geistern weit und breit:
Still hinter seiner Wolke spottet
Auf ihn herab der junge Tag der Zeit.

Verlassen wir das Reich der dunkeln Mächte,
Wo sich so leis' und scheu des Geistes Flügel regt!
Wir nahn uns einem freieren Geschlechte,
Das keine Glaubensketten trägt;
Wo nichts besteht, was nicht im Rechte
Der offnen Wahrheit sich bewegt.

Da sind' ein edles Haupt auf einem Fürstenstuhle,
Das Roma's Priesterthum und seine Satzung ehrt,
Und dennoch frei und klar, nicht wie die finstre Schule
Der Lojolitenzunft, hinab zum Höllenpfuhle

Den Glauben ſtößt, der anders glaubt und lehrt.
Gleich mild erſcheinet es den Unterthanen allen,
Weß Glaubens ſie auch ſind, in ſegnender Geſtalt,
Dem Tempel, der „Ave Maria“ wiederhallt,
Und jenem Gottesdienſt, wo in den Feierhallen:
„Gott eine feſte Burg,“ erſchallt.

Ihm ſtrahlt ein Nachglanz kaiſerlicher Kronen
Aus heiliger Vergangenheit herauf,
Und geht, als junge Sonn', im Sprößling der Ottonen
So klar, ſo morgenröthlich auf.
Und mit ihm iſt ein Mann, der mit ihm denkt und handelt,
Der kundig bei den Sternen wandelt;
Und dieſer Mann entſagt dem Reiz der Wiſſenſchaft,
Und weiht dem Staate Zeit und Kraft.

Saxonia, wie ſtrahlet deine Krone
In Deutſchlands Gauen hell hervor!

it deinem Friedrich ſchwang zum Throne
e neue Satzung ſich empor;
kam zu dem erneuerten Geſchlechte
heil'ge Macht, die einet und nicht trennt.
s Recht gewann den Sieg, da ſchwindet vor dem
Rechte
Unrecht, das ſich Verrecht nennt.

Was wird, und iſt, und war, gleicht einem
Traumgeſichte,
einet, grünet, blühet, reift,
daß, was in der Zeit entſtand, die Zeit ver-
nichte.
Nachwelt fragt, und die Geſchichte
ertet ihr: Die Zeit hat's abgeſtreift!
Menſchenwerk, wie hoch und herrlich es auch
waltet,
uf dem Grund der Kraft und Tugend hinge-
ſtellt:

Die Tugend rettet nicht, die Kraft nicht; es ver-
altet,
Und sinkt hinab zur Schattenwelt;
Ein neuer Tag besonnet neues Leben,
Das tritt begeistert, wie ein Held, hervor,
Und frisch erwachte Kräfte heben
Die Häupter jugendfroh empor.
Dein junger Fürst beschwor, Saxonia, die wilde,
Zerstörende Gewalt, die frech gerüstet war!
Verdankt' es ihm, o Volk, daß so, mit solcher
Milde,
Die alte Zeit die neue Zeit gebar.
Vertraue dich der Hand, die deinen Frieden schirmet!
Und blick' aus deiner heil'gen Ruh
Dahin, wo gräulvoll ein böser Dämon stürmet:
Dann flüstre die es jedes Lüftchen zu:
Ein wohlgeborgnes Volk bist du!
Die Freiheit, vom Gesetz begleitet,
Umjubelt von dem Volke, schreitet

Durch's anmuthreiche Albiethal;
Sie fördert jedes Weiterstreben,
Und lichte Geister werfen auf das Leben
Der neuen Zeit verjüngend ihren Strahl.

Sieh, da versammeln sich begeisterte Camönen
Mit vollern Kränzen in dem Haar,
Sie bringen Liederopfer dar,
Und feiern mit geweihten Tönen
Den vaterländischen Altar.

III.

Freundlich kam auf allen Wegen
Mir ein heitres Bild entgegen,
Als ich deine Fluren sah,
Blühende Saxonia!
Keine Willkühr! Keine Schranke!
Frei und unverkümmert zieht
Der beflügelte Gedanke
Durch das geistige Gebiet.
Dann umschwebten helle Bilder
Deines Lebens meinen Pfad,
Durch so manche Flur, die wilder,
Rauher mir entgegen trat.

Und von deiner Liedermuſe
Klangen leiſe, wie der Bach
Einer fernen Arethuſe,
Mir geliebte Töne nach.

Hier Macht und Recht im ſchönſten Friedensbunde!
Hier Freiheit und Geſetz im innigſten Verein!
Rief mein Begleiter aus. Bezeichnet ſei die Stunde,
Die uns der Anblick gab, mit einem weißen Stein!

Nun aber faſſe Muth, ein andres Land zu ſchauen,
So mit dem Pfaffentrug im innigſten Vertrauen
Die tollſte Tyrannei verkehrt.
Lusitania, voll Paradieſes-Auen,
Das ein gekrönter Wütherich verheert!
Hier ſitzt, bezeichnet mit dem Mordgelüſte,
Stumm, ſchweigend, wie die Mitternacht,
Der finſteräugige Verdacht,
Vor einen Thron zum Blutgerüſte,

Zum Henkerbeil das Scepter macht!
Da schreitet er, umringt mit Sclaven, so ihn fördern,
In seinem Wahnsinn weit und weiter vor!
Schon ragt er unter allen Mördern,
Die Kronen trugen, hoch empor.
Ihn rühret nicht des Knaben Thräne,
Den er des Vaters hat beraubt;
Er gleicht der gräßlichen Hyäne,
Die Leichen braucht, nach Leichen schnaubt.
Ihr Fürsten, kann euch nicht erweichen
Der Nothschrei der Gerechtigkeit?
Ihr nennt noch immer Euresgleichen
Ihn, der so schauderhaft die Fürstenwürd' entweiht?
Jedoch er selbst erzeugte jene Strafen,
So die Verbrecherseele trafen,
Die Mißgeburt der jüngsten Zeit;
Vergebens nahen sich die Schmeichelopferbringer:
Sie scheuchen ihn nicht fort, den finstern Ahndungs-

geist,

Der mit dem vorgestreckten Finger
Hin auf des Wüthrichs Thaten weist.
Es ist, als ob der Rachegeist
Des Tages Heiterkeit von seinem Blick entferne.
Gespenstisch tritt die Nacht in seinen Raum!
O, seine Nacht — ein langer, schwarzer Traum —
Hat keine Ruh' und keine Sterne!
Die Ruhe flieht aus seinem Prunkgemach,
Sie weicht von seinen Ruhestätten!
Kein heller Geist mag seine Seele retten;
Der Aberglaube trägt ihm Täuschungbilder nach;
Er greift! er greift nach diesen Bildern;
Die Qual der innern Hölle mildern
Sie augenblicklich nur und schwach!
Sein Blick, voll Nacht und Glut, wie halb erlosch-
nes Feuer,
er sendet Pfeilgeschoß nach jeder fremden Ruh. —
Send' ab den Blick von diesem Ungeheuer,
d send' ihn sanftern Bildern zu!

Verlaſſen wir die hohen Thoren!
Fuhr mein Begleiter fort; wir haben zu viel Zeit
In ihrer Nähe ſchon verloren!
Komm! Flüchte dich mit mir hin zur Vergangenheit!
In ihrem Schooße ward ein Mann geboren,
Ein hochgeweihter Mann, ein großer Sohn der Zeit! —

Des wahren Königthums Verkünder
Tritt, ſeine Zeit durchſchauend, Friedrich auf;
Da unten ſtehn gekrönte Sünder,
Und ſehn mit Grau'n zu ihm hinauf.
Was ſtrahlt ſo hell an ſeinem Throne,
Im Lichte ſeiner neuen Zeit?
Das iſt in ihrer Strahlenkrone
Die leuchtende Gerechtigkeit.
Gerechtigkeit! An welchem Throne
Stand ſie ſo frei, ſo groß, als hier?
Den Thron ſelbſt unterwarf er ihr;

Von ihm aus ging ein helles Leuchten;
Kraft war sein Thun, und Licht sein Wort;
Der Wahrheit helle Geister scheuchten
Den Wahn mit seinen Träumen fort.
Da regte sich ein kräftig, kühnes Streben,
Und sonnte sich im Strahl der neuen Zeit,
Die Friedrich schuf; und welch ein Leben
Kam in das Volk, das er vom Willkührdruck befreit!
Ein Solon war in ihm dem Volk erschienen;
Er sprach: Das Volk ist nicht des Fürsten Eigenthum;
Als erster Diener streng und ernst dem Staate dienen,
Das ist des Fürsten Recht und Ruhm!
Er soll das Volk nicht unterjochen!
Ein freies Volk, ein treues Volk! — Das war
Das zweite, große Wort, das Friedrich ausgesprochen;

Und wie lebendig, wahr und klar
Stellt sich's in seinem Leben dar!
Dieß feierliche Wort, das ewig die Geschichte
In ihrem Herzen trägt: da steht es ernst und fest,
Zu einem strafenden Gerichte
Dem Fürsten, der sein Amt dem Miethling überläßt.

Nach langem Kampf vom Waffenlärm geschieden,
Ganz seinem Volke zugekehrt,
Und schmückend seinen Friedensheerd,
Gebeut er seiner Welt den schönen, langen Frieden
Durch Weisheit mehr, als durch das Schwerdt.
Die Kraft der Weisheit war mit diesem Lieblingssohne
Des Ruhmes immerdar: sie legt' um jenen Glanz
Der blutbefleckten Heldenkrone
Bedeckend ihren sanften Kranz.

Viel seyn ist groß, ist mehr, denn Viel umfassen.

Durch seine Schaaren trieb der Corse Völkermassen
Zusammen, die sein Joch darnieder drückt.
Die Friedenspalme selbst in seiner Hand verrückt;
Sie ist ein Kranz, der ihm ein Volk zum Opfer schmückt:
Drob läßt er laut sich preisen, heimlich hassen;
r ist ein finstrer Geist, ist ein Geschöpf Zeit,
er schwarzen, blutigen Empörung,
d sein dämonisches Geleit
nd alle Gräul und Schrecken der Zerstörung.

Hier Friedrichs Majestät, in reiner Herrlichkeit,
heller Geist, ein Schöpfer seiner Zeit;
Wahrheit, Klarheit, Kraft und Milde
vor rief er, trotz allem Widerstreit,

Aus Wüsten blühende Gefilde.
Ihn blendete nicht jener Waffenruhm;
Dem warf er Jahre zu, allein sein ganzes Leben,
Das weiht' und heiligt' er dem Streben,
In seinem Königseigenthum
Ein Eigenthum des Herzens zu gewinnen.
Und wie gelang ihm sein Beginnen!
Im Norden siehst du seine Schöpferspur;
Da hebt sich die, von ihm geschaffene Natur,
Vormals in Dunkelheit verloren;
Da wogt die helle Waizenflur.
Des Sumpfes Wüste hat dieß schöne Kind geboren.
O Friedrichs Geist! — Den Stern hat Gottes Hand
geweiht,
Zu überstrahlen Raum und Zeit!

Um seine Einsamkeit kein eitles Throngepränge!
Kein müßig Hofgesinde! Nein!
Der Geist unsterblicher Gesänge,

Der weihte seinen Gartenhain
Zu einem Musentempel ein.

Daß Friedrich so da stand, in seinem eignen Lichte —
Bezeugt' es nicht sein ganzer Lebensraum?
Fürwahr! die Nachwelt glaubt es kaum,
Und sagen würde sie: Geträumt hat die Geschichte
Ihr Fürsten einen schönen Traum.
Am Himmel strahlt sein Stern. — O leuchte, Friedrichs Ehre,
Jedes Fürstenherz! — Dein Leben, Völkerhirt,
Eine große Weisheitlehre,
Weisheitbuch, das niemals sterben wird.

Und wir stiegen aus den Zelten,
Welche Friedrichs Glanz umgab,
Wieder zu den Eitelkeiten
Unsers Ehrenmarkts herab.
Aber meines Führers Miene

Wurde finster, als ob ihm,
Weiß nicht welches? Ungethüm
Vor dem innern Blick erschiene.

Wem, fuhr er endlich fort, genügt das Selbstgericht?
Und doch! Der Mann im Glanz des Ranges, ist er nicht
Der unverbürgteste von Allen?
Leicht kann er aus der Ehre fallen!
Und wehe, wenn ihm dann das innre Selbstgericht
Kein ehrenhaftes Urtheil spricht.

Was ist es denn, wenn einen großen Namen
Narr oder Böswicht entehrt?
Fällt solch ein Sohn des Glücks einmal aus seinem Rahmen,
So spricht der Ruf: Das Bild war nicht des Rahmens werth.

Wenn Unverdienſt und Trug zu Ehr' und Würde kamen:
So läßt der edle Mann ſich ruhig überſehn;
Er weiß, es giebt ein Buch, worin die wahren Namen,
Wie Gottes Stern' am Himmel ſtehn.

Gefahr umringt die höchſte Strahlenſphäre,
Die jenem Corſen eine Welt verſprach.
Der Blendgang zu der tiefſten Schmach
Geht durch den Gipfelpunkt der Ehre.
Raubt einem edeln Mann das launenhafte Glück
Den Ehrenkranz, ſo bleibt ein Ehrenmann zurück.

Wieder hielt mein Führer inne,
So, als ob er etwas ſinne;
Ernſter, finſtrer ward ſein Blick.
Ich ließ dich, ſprach er dann, in vollem Prunk mit allen
Gefürſteten und nicht gefürſteten Vaſallen

Den höchſten Thron der Erde ſehn:
Den Thron Napoleons! — Da ſieh! er iſt gefallen,
Nicht würdig, länger noch zu ſtehn.
Wie groß iſt Scipio, wie groß! wie ſtill im Schooße
Der Einſamkeit, in die der Undank ihn verſtieß!
Wie kleinlich ſteht Napoleon der Große
Vor ſeiner Felſenwelt, wo ihn die Macht verließ,
Und nur der Stolz ihm blieb, der böſeſte der Geiſter,
Der wüthig-quälend ihn umwankt,
Wenn er mit ſeinem Kerkermeiſter
Um eine Mittagſchüſſel zankt;
Wenn er, ſein eigner Sündenrächer,
Die Qual aus ſeinem Kelche ſchlürft,
Und in der Wuthqual dann den Becher
Zertrümmernd auf den Boden wirft.

Was ihn am Tiefſten quält, ſind die, von ihm erzeugten,
Erhabnen Wichte, die mit Glanz ſein Glanz umgab;

Sie wenden ſich von ihm mit ſchnöden Blicken ab;
Und Häupter, die vor ihm im Staub ſich niederbeugten,
Sehn ungerührt in ſeinen Fall hinab.
Und welch ein Fall! Der Held, der tauſend Menſchenleben
Für ſeinen, ganz in Blut getauchten, Heldentraum
Verſchwenderiſch, wie Münzen, hingegeben,
Er rettete ſein eignes Leben kaum;
Barg es angſtvoll und mit Beben
Eines Schiffes engen Raum.

Auf ſeinem Gang zur Haft mußt' ihn Verkleidung bergen;
Es wird ihn bergen, wenn dereinſt ihm ſchauderhaft
Prinzen Geiſt erſcheint, den er durch ſeine Schergen
Meuchleriſch hat aus der Welt geſchafft?

Was wird ihn bergen, wenn mit düſterm Schwel-
gen,
Und mit der Finſterniß des Todes angethan,
Die Opfer ſeiner Heldenbahn
Empor aus ihren Nächten ſteigen,
Und ſeiner Lagerſtatt ſich nahn?

Sieh, welch ein Bild! Der Stolz, von deſſen
Lippe
Das Machtgebot durch alle Länder ſcholl,
Beſteigt gehorſamlich das Schiff, daß ihn zur Klippe
Der ſchmählichſten Verbannung führen ſoll!
Tief ſenkte ſich ſein Blick, als ihn das enge,
Lautloſe, ſtarre Felſenthal empfing!
Iſt hier das Ziel des Wegs, der hoch im Glanz-
gepränge
Durch jauchzende Triumphe ging?
Und wie entſtürzt' er ſeiner Strahlenſphäre!
Der Zorn der Völker riß herab das hohe Haupt!

Der Völker, die ſein Hohn zertreten und beraubt!
Verſchlungen iſt vom ſturmdurchwühlten Meere
Das ſtolzeſte, das ungeheure Schiff.
Nur ſeinen Namen trägt das Felſenriff,
Daß nimmer ſeine Schmach verſchwinde,
Hoch ob dem Fluthgewühl empor:
Da heulen ewig ihn die Winde
Den Wüſteneï'n des Meeres vor.

Unſterblichkeit begehrete ſein Streben;
Er ſah von ihr ein leuchtendes Geſicht;
Da wandt' er ſich: und ihn erleuchtete ſie nicht.
Dem Wahn, auf Trümmern ſich zu ihr empor zu heben,
Ward Unvergänglichkeit gegeben,
An welcher ein Prometheusgeier frißt.
Ihm winkte jener Ruhm, der höhern Geiſtes iſt;
Ihn riefen die erhabnern Ehren,
Ein Erdengott zu ſeyn und Tyranneï'n zu wehren;

Doch er verſchmäht den Kranz, der dieſe Höh' umſchwebt.
Die Ehre will er, die von Erdentagen lebt.
Den hohen Sinn, die Menſchheit zu beglücken,
Mißgönnet er dem Navarrener nicht;
Sich will er, ſich und ſein Gezücht,
Mit eiteln Ehrenkronen ſchmücken.
Da ſitzt er nun entkrönt, und grollt und klagt und zagt!
Fluch heißt die Saatfrucht, die er ſä'te!
O, wer ein Himmelreich verſchmähte,
Der iſt der Hölle zugeſagt!
Da ſitzt er nun, und ſchaut in's Meer aus ſeiner Wüſte;
Ein jeder Wimpel, der ſein Felſenneſt begrüßte,
Schreckt ihn empor aus ſeiner öden Ruh,
Und nicket ihm von einer fernen Küſte
Verwünſchungen der Völker zu.

Sey denn, rief ich, ſey das Bildniß
Dieſes Heros aus der Wildniß
Seiner ſtummen Felſenwelt
Finſter warnend hingeſtellt
An den Fuß der Strahlenhöhe,
Die voll Ehrenkronen hängt,
Daß der eitle Wahn es ſehe,
Der hinauf zu ihr ſich drängt!
Was ich weiter ſah und hörte,
War bethörendes Getäuſch,
Oder Frevel, der empörte.
Jetzt vernahm ich ein Geräuſch;
Forſchend horcht' ich da hinüber:
Sag' mir, welch ein Jubellied?
Dort, ſagte mein Begleiter, zieht
Das große Heldenſpiel vorüber,
Das uns ſo ſchön den Krieg erſetzt.
Als das Schauſpiel näher rückte,
Bunte Männer ſah ich jetzt

Hin und herziehn — ich erblickte
Elend in Muſik geſetzt.
Welch ein rohes, wildes Treiben,
Wie die Geißel Knechte treibt!
Die Ehrenbahn hier, ſprach mein Führer, lärmt und ſtäubt,
Und mag wohl ſtark genug ein hohes Haupt betäuben,
Wenn's eben nicht ein andrer Lärm betäubt.
Und weil die Adamsbrut auf Erden
Das Schlagen nicht zu lernen braucht,
So übt man hier das Heer nur im Geſchlagenwerden,
Wozu der rohe Menſch nicht taugt.
Durch Zwang und Geißelſchmach, durch Hunger und Beſchwerde
Gelanget hier der Mann zu Tapferkeit und Muth:
Auf ſo geprüften Kämpfern ruht
Des Staates Sicherheit in drohenden Gefahren.

Ich, wie man es denken kann,
Staunte solches Wesen an.
Hinter diesen bunten Schaaren
Stellte sich ein Mann mir dar,
Dem es nicht an Bändern zwar,
Aber sehr an Gliedern fehlte;
Und mein Kenner nahm das Wort
Der Belehrung, und erzählte:

Der buntumhangne Krieger dort
Hat Leib und Leben halb für seinen Herrn gelassen,
Die andre Hälfte ließ der gute Herr sofort,
Wie ein Juwel, in Ehre fassen.
In dieser Einfassung, so ihm sein Muth erstritt,
Bracht' unser Held, wie wir erfuhren,
Von jenen blutbetrieften Fluren
Mehr Sünden zwar, als Glieder mit.
Er theilte Raub und Mord mit jenem Völkerwür-

ger,

Und führte, wenn die Schlacht ſchon ſchwieg,
Dann gegen Landbewohner, Bürger
Und Frauen ſeinen eignen Krieg:
Da tröſtet er ſich nun mit ſeinen Ehrenkränzen;
Es blieb ja noch dem Ehrenmann
So viel von Gliedern, daß daran,
Um kurz und gut ihn zu ergänzen,
Manch Ehrenzeichen hangen kann.

Wo Alles glänzt, muß auch das Elend glänzen.
Dem ganzen Kriegsgepräng', voll Herrlichkeit und Pein,
Dem könnte füglich man den Namen
Des Außenwerks am Staat verleihn;
Und wohl geſchmückt mit etwas buntem Schein
Von grellen Farben, darf der Rahmen
Des Vaterlandes immer ſeyn.

Doch fließt bei ſolchem Prunk dein Herz von Unmuth über,
So wiſſe: dieſem Spiele ſtellt

Ein hoher Ernſt ſich gegenüber;
Das iſt der Stern der Menſchlichkeit, der Held,
Geſtreng im Kampf des Rechts, jedoch im ſtillen Wandel
Der Friedenstage menſchlich-mild!
Er fragt nicht erſt, was in dem Handel
Auf dieſem Markt ſein Leben gilt?
Er wagt es hin, ſein Volk zu retten
Vom Hohn der Feinde, von den Ketten,
In die das Vaterland ein toller Wüthrich ſchlug.
Nie werden Blüchers Nam' und Bülows Name ſchwinden,
Und ewig friſches Laub wird Scharnhorſts Urn' umwinden.
Sey uns ein Dankaltar ein ſolcher Aſchenkrug!
Der edle Schwarzenberg, der durch des Herzens Milde
Der Helden Eintracht feſt und feſter band;
Und Colloredo, dem im blutigſten Gefilde

Der Sieg ein ſchönes Reis um ſeine Schläfe wand;
Und Oſtermann, der auf dem hohen
Triumphberg alte Sieger überwand,
Und, bis vor ihm die letzten Feinde flohen,
Wie eine Felſenmauer ſtand;
Und Kleiſt, und all' die deutſchen Cincinnaten,
Wie leuchtend ſtehn ſie da! — Wenn längſt mein
Lied verklang,
Dann ſpricht das Buch der Zeit von ihren Thaten,
Vergeltender, als mein Geſang.
Und ihr gefallnen Helden alle,
Ihr großen Opfer einer großen Zeit,
Das Vaterland werd' eine Tempelhalle,
Die euer Ruhm zum Heiligthume weiht!

Wohl mag ſolches Heldenleben,
Rief ich aus, den Geiſt erheben,
Den der glänzende Betrug
Dieſes Marktes niederſchlug!

Für den Glanz, der hier ſich zeigte,
Fehlte gänzlich mir der Sinn;
Drob entfernt' ich mich, und neigte
Mich zu meinem Führer hin:
Iſt denn, was ſich hier geſtaltet,
Alles nur mit Schein verziert?
Keine Wahrheit, die hier waltet,
Keine Weisheit, die regiert?

Wie weit ſich auch der Ruf der Weisheit hier verbreitet,
Wie fein man ihre Sprach' auf dieſem Markt auch ſpricht,
Erwiederte mein Freund, hier iſt ihr Wandel nicht.
Der Dünkel iſt der Geiſt, der all dieß Weſen leitet;
Die Schlauheit wohnt hier zwiſchen Trug und Schein,
Und zahlt mit Lügen ihre Miethe —

Die Wahrheit herrſcht nur im Vernunft-Gebiete,
Und ruft zu ſich die Tugend dort hinein.

So von dieſem Markt verwieſen,
Wollt' ich eilig fliehn; und doch
Hört' ich nach den Stimmen noch,
Die den Markt der Weisheit prieſen.
An dem Eingang war das Schild
Ihres Marktes aufgehangen;
Freilich weckt ein ſolches Bild
Stets ein heimliches Verlangen.
Müde hatt' ich ſchon am Kauf
Und Verkaufe mich geſehen:
Darum ſchob ich, dem Verlauf
Jenes Marktes nachzugehen,
Für die nächſte Wandrung auf.

C. A. Tiedge's
Werke.

Herausgegeben

von

A. G. Eberhard.

Zehntes Bändchen.

1898. [illegible]

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1833.

ECOLE
DE
HALLE

S. LANDESBIBLIOTHEK

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Drittes Buch

Wanderung durch den Markt des Ruhmes.

I.

Weisheit, dacht' ich, soll den Frieden,
Den das Herz bedarf, verleihn;
Soll auch dann noch mit uns seyn,
Wenn schon alle Götter schieden;
Und ich ging mit freiem Sinn
Zu dem Markte der Gedanken,
Zum Verkehr der Weisheit hin;
Doch, was sollen jene Schranken
Und die Schrankenmänner dort?
Das, sprach mein Führer, sind die Wächter der Gedanken,
Und abgewiesen wird sofort

Ein jedes freie, kühne Wort
Denn mancher Staat hat kein Gewissen,
Und hat er etwa scheinbar eins,
So ist es, wie ein Brief verjährter Schuld, zerrissen,
Und mehr nicht werth, als gänzlich keins.
Dieß zu erfahren, kann ein gutes Volk entbehren,
Es zu empfinden, ist genug;
Nun ist ein jeder Staat so klug,
Das laute Denken abzuwehren:
Drum müssen dort die Wächter stehn.
Da werden nun, um desto strenger
Im Schrankendienst zu seyn, die Männer ausersehn,
Die unpartheiisch, frei, und nicht in gar zu enger
Verwandtschaft mit den Musen stehn.
Wer ist, fragt' ich meinen Kenner,
Jener wohlbeleibte Mann?
Vornehm schaut er, wie ein Könner,
Die da zu ihm treten, an!
Er erwiederte: Der Mann,

Der dort umher so vornehm wandelt,
Der ist ein Sestus, von Schriftlern stets umkreist;
Er pflegt den eignen Leib, und handelt
Auf diesem Markt mit fremdem Geist.
Der Mann ist nicht von dem Gelichter
Der Sünder, die so leicht den Undank sich verzeihn.
Der fromme Gellert gab ihm reichlich Brodt und Wein;
Er gab dafür dem edeln Dichter,
Dort auf dem Kirchhof, einen Stein.

Dann siehst du, sprach er weiter, um die Reih'n
Der Buden hier, gewandte Männer schwecken,
Die, gleich den Wespen, von geraubtem Honig
leben.
Was der Nichtkundige kaum glaubt:
Kreibuterei ist hier erlaubt.
Wir sehn dort einen Schleicher wanken,
Der lauernd um die Buden schweift;
Die Weisheit reizt ihn nicht, er greift

Nur nach dem Goldwerth der Gedanken.
Das iſt der edle Herr von Tratt,
Der ſich, zwar edel nicht, doch reich gegriffen hat.
Vom Nachdruck ſchwitzen ſeine Preſſen —
Der heißt nicht Räuber, der mit hoher Vollmacht raubt —
Doch weil Herr Tratt — er iſt zwar ſehr vermeſſen —
Nicht recht an's Recht in ſolcher Vollmacht glaubt,
So will er denn doch kein gemeiner Sünder bleiben.
Mit etwas Würde nun hier ſein Geſchäft zu treiben,
So ließ der ſchlichte Tratt ſich nur
Auf jenem Markt, der leicht auch wüſten Schädeln
Den Ehrenkranz verleiht, wie wild Gewächs, veredeln.
Jedoch der Adel tilgt auch nicht die kleinſte Spur
Von der urſprünglichen Natur.
Welch ein widerliches Treiben!
Welch verkehrtes Seyn und Thun!

Sollt' ich fliehen, sollt' ich bleiben?
Doch ich wagte mich, und nun —
Als ein unbefangner Späher,
Trat ich diesem Markte näher,
Und was sah' ich! Welch Geschwärm
Wirbelt' um der Weisheit Buden,
Die mit wohl verfaßtem Lärm
Mich zu ihren Waaren luden!
Zwar der Lärm gefiel mir nicht;
Doch man glaubt so leicht, die Gaben,
Die ein großes Wort verspricht,
Halb schon im Besitz zu haben;
Aber eh' der Nachhall schwieg,
Der vom Waffenlärm noch brauste,
Fand ich leider, daß der Krieg
Auch im Reich der Weisheit hauste!
Das, sagte mein Gefährt', ist einmal hergebracht:
Und seltsam, daß der Mensch die Ruh' zu lieben
scheinet,

Und dennoch immerdar zwei Kriege braucht und macht:
Den einen, über den man lacht,
Den andern, über den man weinet.

Mein Begleiter hatte Recht.
Wie die wilden Waffenmänner,
Lagen Wissenschaftsbekenner
Mit einander im Gefecht.

Die Männer, fuhr er fort, die in den Wissenschaften
Und Künsten — freilich selbst das Richtamt sich verleihn,
Durchstreifen hier verhüllt die langen Budenreih'n,
Und halten Nachtgericht, und setzen Meisterschaften
Archontisch mit der Weisheit ab und ein,
Die sie nicht kärglich uns vergönnen.
Da nehmen Herrn und Frauen dann
So viel von Weisheit auf und an,
Als sie nun eben brauchen können

Für einen Kreis der feinen Welt,
Die noch auf etwas Wissen hält.

Nun sind zwar hier nicht Geistesgaben,
Jedoch der Ruhm ist feil zu haben,
Der glücklich ist, wenn er nur heute lebt.
Dann regt sich hier ein kleiner, stiller Wandel,
Der wohlversteckt in Schattenwinkeln schwebt:
Es ist der ehrliche, beliebte Lobtauschhandel,
Der freundlich leben läßt und lebt.
Auch spielt hier seine Duodramen
Pantil, der stark das Bücherwesen treibt;
Der Mann zertheilt sich in zwei Namen:
Der eine Name lobt das, was der andre schreibt.

Die Richter haben Grund genug sich zu ver-
stecken;
Wir würden, neben Geist und Würdigkeit und Kraft,
Auch blöd' und schnöde Jüngerschaft,
Und manch verdächtig Haupt entdecken.

Da treiben nun ihr Spiel, im Schutz
Der zugezognen Vorhangsdecken,
Unwiſſenheit, und Groll, und Neid, und Eigennutz:
Der Stümper bietet hier der Wahrheit kühnlich Trutz,
Gebehrdet ſich, als ob er's von den Muſen wüßte,
Daß, was der Welt gefiel, ihr *nicht*,
Und was ihr nicht gefiel — das iſt ſein eignes Licht —
Ihr *überaus* gefallen müßte.
Sieht nun die Welt nach ihm ſich wenig um:
Er giebt ihr zu verſtehn, ſie ſey wohl etwas dumm.
Des Stümpers Dünkel ſpricht ſo gern im Namen Vieler:
Daher ſein Ton ſo vornehm keck ſich ſtimmt.
Du hörſt nun klar genug, wie dort und hier ein Schüler
Den Lehrer in die Lehre nimmt;
Denn ſeinen Unberuf, wie könnt' er den verſtecken?
Und dann — wer läßt ſich gern von bitterm Tadel necken?

Der Schwächſte wird am heftigſten empört. —
Der Mann, der dort ſo laut die Furien beſchwört,
Iſt ein von harter Hand Getroffner,
Der auf den Feind, den er nicht ſieht, nur fühlt,
Mit Schimpf und Schanden, in halb offner,
Halb blinder Fehde, wüthig zielt.
Ergötzlich iſt zu ſehn, wie da vor allem Volke
Ein ſolcher Hektor ſich gebehrdet und bewegt;
Wenn er gewaltig nach der Wolke,
Die den Achill bedeckt, mit eitelu Streichen ſchlägt!

Sieh den Kritikmann hier an uns vorüber wandern,
Durch Schärfe zeichnet er ſich aus vor allen Andern,
Tod oder Leben iſt in jedem Federſtrich;
Doch lache nicht! er hat nur eine Seite,
Und dieſe nun gebehrdet ſich
Mit viel Gewandtheit oft, als wäre ſie die zweite
Doch wiſſen wir, wie der Sophiſt

Sich immer ſtelle, dreh' und wende,
Die and're Seit' iſt eine Blende.
Er lebt, was ſeines Geiſtes iſt,
Mit Tönen des Poſaunenſchalles:
Dagegen nun verdammt er Alles,
Worin er dieſen Geiſt vermißt.

Länger konnt' ich's nicht verhehlen
Das Gefühl der Bitterkeit.
Wohnet, rief ich, ſo viel Neid,
Groll und Zorn in Götterſeelen?
Und mir ward das Herz ſo ſchwer!
Trüb' und ernſthaft ging ich weiter,
Aengſtlich fuhr mein Blick umher
Durch die Haufen dieſer Streiter.
Viele lebten bloß von Zank,
Der mit großen Worten prahlte,
Die das Volk als einen Schwank,
Als ein Poſſenſpiel bezahlte;

Wo es denn von nah und fern
Nicht an guten Lachern fehlte.
Einer aus dem Volk erzählte
Die Geſchichte dieſer Herr'n:
„Es war die Aprilzeit — erzählte der Sänger —
Da rauſchten die Wälder, es grünten die Aenger,
Und Liebeshauch regte den Wurm und das Blatt.
Das Feſt der Palilien wurde begangen,
Da zogen die Stiere, mit Kränzen behangen,
Vom luftigen Anger zur luſtigen Stadt;
Nun ſah man ſie brummend die Straßen durchwandern,
Da drehte ſchon Einer das Horn nach dem Andern,
Sie forderten grimmig und wild ſich heraus,
Und fraßen, daß keiner verherrlicht mehr bleibe,
Einander die Ehre der Kränze vom Leibe;
Da lachten die müßigen Buben ſie aus. —"
Als ſich mir dieß Weſen zeigte,
Ward es trüb' in meinem Sinn;

Traurig stand ich da, und neigte
Mich zu meinem Führer hin.

Wie, sprach er, kannst du das mit solchem Unmuth
sehn?
Hielt's Jupiter für eine Schande,
Dicht neben seinem Götterstande,
Als ein gehörntes Thier zu gehn?
Und ist Minerva nicht, wie uns die Alten sangen,
Aus seinem Haupt hervor gegangen?
Wie göttlich sie nun auch sich stellt,
Wie feierlich und wie erhaben:
Sie brachte sicher von den Gaben
Des Hörnerkopfs ein wenig mit zur Welt.

Gilt denn, fragt' ich, hier nicht Einer?
Steht hier keine Satzung fest?

Ein Jeder giebt Gesetz, erfuhr ich, so daß Keiner
Des Andern Weisheit gelten läßt.
Von jungen, muntern Stagyriten

Erſcheint hier eine ganze Schaar;
Sie ſprechen etwas hoch und bieten
Uns einen Schatz von Regeln dar.
Durch dieſe wird nun Nichts ſo klar,
Als daß — wie ſolches immer war —
Die Schönheitlehrer ewig ſtreiten,
Ob dem, was ſchön ſey oder nicht.
Hier iſt das Feld der Seltſamkeiten,
Wo Keiner hört, und Jeder ſpricht.
Ein Dichterwerk ſoll plaſtiſch ſich geſtalten,
Und mag es ſonſt auch ſonder Inhalt ſeyn;
Nichts wollen ſoll es, um ganz rein
Sein eigner Gegenſtand, ſein eigner Zweck zu ſeyn!
So ſcholl's durch unſern Muſenhain. —
Was iſt von Klopſtock's Werk zu halten?
Wohl iſt es inhaltreich, nur plaſtiſch iſt es nicht,
Es will Etwas, es trägt in ſich ein Streben,
Uns zu begeiſtern, zu erheben,
Und darum iſt es kein Gedicht! —

Nun laß ein Meisterwort sich dir noch offenbaren.
Ein Mann der neuesten Poeterei
Raunt seinem Freund in's Ohr, und Der läßt uns erfahren:
Daß Klopstocks Odenbuch ein Tollhaus sey.

Fragen möchte man im Grimme
Der Empörung, rief ich aus,
Fragen: welches Irrenhaus
Schüttete denn jene Stimme
Gegen Klopstocks Hoheit aus?

O nichts von Grimm! versetzte mein Begleiter,
Ein stilles Lächeln und nichts weiter!
Im schönen Lichte steht die Hoheit; sie erreicht
Des Sumpfes Gifthauch nicht, der durch die Thäler schleicht.
Sieh' unsern Wieland dort, begleitet von der Treue,
Die seiner lieblichen Musarion gedenkt,

Ihn irrt der Spottkranz nicht, womit sein Bild die neue
Parnaßregentschaft hier beschenkt.

Mit viel Geräusch tritt wohl zu Zeiten
Hier ein Parnaßmonarch hervor;
Die Jünger, so den Herrn begleiten,
Die preisen dann im lauten Chor,
Die neue Lehre zu verbreiten,
Den Meister himmelhoch empor.

Vor Allem ist es die Entthronung
Der Gegenwart, womit, ohn' alle Schonung,
Das Reich der neuen Zeit beginnt.
So wird nun laut ein längst entschlafenes Jahrhundert,
Das einen Schimmerpunkt zu zeigen hat, bewundert.
Wohl war es etwas taub und blind
Für Wahrheit, Licht und Menschenrechte;
Jedoch nicht ohne Glanz und Ruhm:

Hell leuchtete ſein Ritterthum.
Zwar adelt' es den Raub, und zeugte Herr'n und Knechte;
Nur Menſchen zeugt' es nicht dem menſchlichen Geſchlechte.
Nun ſchau', wie ritterlich und minniglich geſinnt
Das neue Mittelalter minnt!
Es ziert ſich mit gelungenen Gebrechen
Und ſtellt ſich abergläubig-blind;
In Reimen ſtammelt es, im Leben kann es ſprechen,
Ein künſtlich-unbeholfnes Kind!
Kunſtjünger tragen ſchon, als wären ſie Gefährten
Vom Raphael, — nicht nur im innern Sinn —
Sie tragen auch, in ihren ſchwachen Bärten,
Das Mittelalter um das Kinn.
Was gewinnt durch ſolch Beginnen,
Fragt' ich ſtaunend, der Parnaß?
Wenn wir poetiſch nicht mehr lieben, ſondern minnen,
Erwiederte mein Freund, ſo iſt das doch Etwas.

Es klinget fremd und alt; wenn Altes mit dem Stempel
Von einem großen Geist in's frische Leben tritt:
So füllt erregendes Geschrei den Musentempel —
Das Volk? — es horcht und glaubt und schreiet mit.

Wo hinaus mein Blick sich wagte,
Fand er Seltsamkeit und Zwist.
Jetzt ein neuer Lärm; ich fragte:
Sag' mir, Lieber, was das ist?
Was will das Gezänk bedeuten,
Das so laut herüber schallt?
Wer ist dort, so ernst und kalt,
Unter den beredten Leuten,
Jene schweigende Gestalt?

Nicht immer herrscht, erklärte mein Begleiter,
Nur Ichthum hier in unserm Dichterthum.
Komm! laß uns näher gehn, — da kämpfen edle Streiter

Großmüthiglich für fremden Ruhm!
Vernimm nun! fuhr er fort, hier ſchreien
Und ſtreiten heftig zwei Partheien
Sich über Göthe's großen Geiſt.
Wohl etwas unverſchämt vergöttern ihn die Einen,
Indeß der andre Theil an ſeinem Lorbeer reißt,
Und ihn in Allem, was er hätte denken, meinen
Und ſagen ſollen, unterweiſt.
Dort iſt er Jehovah der Zweite;
Ein Heide hier, der nicht nach Gott und Himmel fragt;
Ein Urgeiſt dann, der Unerhörtes wagt;
Dann Einer, der bedarf, daß ihn ein Vorbild leite,
Der bald auf griechiſchen, bald deutſchen Füßen ſteht,
Und immer auf der Spur des Zeitgeſchmackes geht.
Die Einen laſſen wohl recht lehrreich ihn erfahren,
Was er gefollt und nicht gefollt,
Indem die Andern ihm gleich lehrreich offenbaren,

Was er gewollt und nicht gewollt.
Er — zu dem Genius ſich neigend —
Verwundert ſich, erhaben ſchweigend,
Daß er ſo unverhofft erfährt:
So Vielerlei gewollt und nicht gewollt zu haben,
Was der Erklärende nach ſeinen beſten Gaben
Recht gründlich ihm und uns erzählet und erklärt.
Er lebt in ſeinen beſſern Liedern,
Erlauſcht, was ihm der Genius vertraut,
Läßt unbefangen ſich zergliedern,
Und geht davon mit heiler Haut.

All' das bunte Spiel gewährte
Viel Ergötzung hin und her.
Etwas furchtſam fragt' ich: Wer
Läuft dort mit dem Schneiderſchwerte
Hinter alten Sängern her?

Der harmlos-gute Mann, erklärte
Mir kurz und gut mein Kenner, iſt

Ein beſſernder Anthologiſt;
Er ordnet ſäuberlich den alten Herr'n die Bärte;
Recht mühſam ſtutzt er ſie, um ſie auf's Neu' in Lauf
Und in die junge Welt zu bringen,
Mit allerlei modernen Dingen
Und wohlbekannten Zierlichkeiten auf.
So kann ein feiner Mann mit ihnen doch beſtehen;
Er kann getroſt nun bei der neuſten Welt,
Die ſtark auf feine Wort' und Redensarten hält,
Mit Opitz in Geſellſchaft gehen.

Doch, was leuchtet fern daher?
Fragt' ich, welche Frühlingshelle?

Dort, ſprach mein Freund, dort iſt die morgenrothe Stelle,
Wo Leſſing waltete. Wer herrſchte ſo, wie er,
Der Herrſcherdünkel mied und haßte,
Mit freiem Blick und wunderbarer Kraft
Ein großes Reich der Wiſſenſchaft

Und das Gebiet der Kunst umfaßte;
Der Licht aus Nacht und Nebel schlug;
Der die Erscheinung einer matten
Und welk gewordnen Zeit, aus unfruchtbarem Schatten,
In frische Sonnenwärme trug;
Der, wie ein Proteus, vielgestaltig,
Doch Einer und Derselbe blieb;
Bescheiden selbst, wenn er gewaltig
Pedantenhochmuth niederhieb?
Viel haben wir von ihm und viel durch ihn empfangen:
Viel Großes, Herrliches! und doch —
Wir fühlen wohl — er ist hinweggegangen!
Nur seine Stelle leuchtet noch!

Dann siehe, fuhr er fort, die steifgeformten Männer,
Die stolz und kalt an uns verüber gehn!

Sie ſchütteln fort und fort, als hochgelahrte Kenner,
Die Köpfe, wenn ſie Neues ſehn;
Und ihnen gegenüber ſtehn
Die antipodiſchen Geſchöpfe;
Die ſchütteln wiederum die Köpfe,
Sobald ſie etwas Altes ſehn. —
Das, Lieber! ſind die wohlbekannten,
Sanft in ſich ſelbſt beruhenden Pedanten.
Schon Flaccus geißelte — wie mancher glaubt, mit Recht —
Ihr unverwüſtliches Geſchlecht.
Sie ſind abſonderlich geboren;
Sie tragen nicht ſo ungekehrt,
Wie wir, nach außen hin die Ohren:
Sie tragen ſie in ſich hineingekehrt.
Nur ſelten mag die Außenwelt ſie ſtören;
Da ſie gewöhnt ſind, nur in ſich hinein zu hören:
So lächeln ſie — ein wenig närriſch — dann
Auch immer nur ſich ſelber an.

Wer ſind, fragt' ich, jene Männer,
Welche ſich an dieſe reihn?

Das, ſagte mein Gefährte — ſind die Wörterkenner;
Sie drangen tief in's alte Schriftthum ein,
Und handeln hier mit trocknen Schaalen
Von alten Früchten hin und her;
Sie zürnen etwas laut und ſchwer:
Wenn wir nicht reich genug den kleinen Kram bezahlen,
Den uns ihr Fleiß vor Augen ſtellt.
O Heil mir! — ruft Syntax — nun hab' ich überwunden,
Des Autors Sinn iſt glücklich hergeſtellt!
Triumph! ich habe Licht gefunden! —
Welch Licht? — Ein Komma! ruft der große Wörterheld;
Ein Komma, welches, wenn die ewig großen Alten
In ihrer Majeſtät — wie Recht iſt — ſich erhalten,

Und wenn nicht Alles täuscht und irrt,
Noch in der Nachwelt leuchten wird!

Wie sich das Leben dieser Männer,
Im alten Wörterthum gefällt,
So sind hier ihre Nachbarn, Kenner
Der Sachen aus der alten Welt.
Der Reichthum ist in diesen Köpfen
Ein Scherbenberg von Lampen, Urnen, Töpfen;
Hätt' Einer dieser hoch- und wohlgelahrten Herr'n
Ein Königreich: er gäb' aus seinem Schatze
Den höchsten Preis, ein Stück des Landes gäb' er gern
Für eine mumisirte Katze.
Ihr ganzes Leben ist ein Traum vom Alterthum;
Nichts werth ist, was nicht alt ist, der Betrachtung;
Und ausgenommen ist von gänzlicher Verachtung
Des Neuen gar Nichts, als — ihr Ruhm.
Schau' hin, da sitzen sie, die ernsten, tiefen Weisen!

Du fragſt: Was wird, was kann es ſeyn,
Was ſie ſo ämſig dort beſchaun, bewundern, preiſen;
Wo ſie, ein ganzes Buch von Wiſſenſchaft, hinein
Und wiederum heraus beweiſen?
Es iſt ein alter Ring von Eiſen! —
Und ſollt' ein ſolcher Schatz vielleicht dir zu gering
Und unwerth ſolcher Ehre ſcheinen:
So wiſſe denn: es iſt das unſcheinbare Ding
Ein aus dem Schutt Athens gezogner Kettenring,
Woran, wie unſre Kenner meinen,
Ein Opferthier zum Feſtaltare ging!

So ſpielen, fuhr er fort, die ruhmbefliſſnen Zeiten
Auf dieſem Markt ein Spiel, das heißt: Unſterblichkeit!
Mit hochbelobten Kränzen ſchreiten
Da, zwiſchen Göttern aller Zeiten,
Die Tagserſcheinungen der Zeit.

Nun laß uns, eh' wir weiter gehen,
Noch einen weisen Freund des Alterthumes sehen,
Der jeder Wissenschaft gewährt, was ihr gebührt;
Den sanften, heitern Greis, der Amaltheen
Dort auf Albina's Auen führt.
Fromm geweihte Knospen pflückten
Wir vom nächsten Rosenstock,
Brachen Lorbeerzweig' und schmückten
Ihm das silberne Gelock,
Drückten ihm die Hand, und drangen
Rasch und rüstig weiter vor
Durch das Marktgewühl; da klangen
Liedertöne mir in's Ohr.
Einer von den größern Meistern
Des Gesanges trat daher;
Keiner schien mir, so wie Der,
Zu entzücken, zu begeistern.
Viel Großes, sagte man, hat dieser Geist vollbracht,
Ein hoher Genius! er hat viel süße Lieder,

Doch auch viel herbe Narr'n gemacht.
Da haben nun die kleinen Geiſter
Das Alles, was der große Meiſter
Wohl nicht als eine Zierde trägt,
Sich ämſig auf- und eingeprägt.
Wir ſtören nicht die wackern Seelen;
Ein Andres iſt es freilich, wie,
Ein Andres, als ein großer Mann zu fehlen:
Das ahnen jene Freunde nie!

Zwar dieß Geſchlecht, von je und je berüchtigt,
Hat Flaccus ſchon recht derb gezüchtigt;
Jedoch umſonſt! Wir ſahn hier im Vorübergehn
Ein Heer muthwilliger Inſecten
Aus tiefer Dunkelheit entſtehn;
Wir ſahn, wie kecklich ſie die Blumenhäupter neckten
Das iſt die Brut, das ſummende Geſchrei
Der Xeniennachahmerei!

Der Ruf von einem großen Namen
Erweckt ein drängendes Nachahmerheer;
Und die ſich etwas dünken, ahmen
Sich ſelber nach, und quälen ſehr
Durch ihre matte Wiederkehr.
So wie das Geſtern, klingt das Heute;
Man möchte bei dem erſten Ton
Gleich rufen: Laßt's nur, lieben Leute!
Bemüht euch nicht, wir wiſſen's ſchon!

Wer nur, fragt' ich, kann es leſen?
Wer umfaßt dies Schreibeweſen,
Das ſich uferlos ergießt?

Ein Schriftler, ſagte man, und hat er ſonſt auch Keinen,
Der ihn bewundert oder lieſt,
Hat an ſich ſelbſt doch immer Einen,
Deß vollen Beifall er genießt.

So rinnt nun, ſonder Haft und Hemmung,
Der deutſche Reimſtrom flach und breit.

Wie nur kam die Ueberſchwemmung
Endlich über unſre Zeit!

Was unſre Zeit ſo bitter duldet,
Hat, ſagte mein Gefährt', der Undank ſchwer verſchuldet,
Der ſeiner Strafe nicht entflieht.
Die frühen Sänger ſind vergeſſen!
Für unſre junge Welt umhüllen Klopſtocks Lied,
Wie ſeinen Staub, die dunkeln Grabcypreſſen!
Da rief im Zorn der Liedergott Apoll:
Weh' dem germaniſchen Parnaß! er ſoll
In Verſeleien untergehen!
Das iſt der Fluch, dem, wie wir ſehen,
Die neue Liederzeit entquoll;
Und ihre Söhne, dünkelvoll,
Erkennen nicht, daß ſie die Gaben,

Und ſelbſt das Wortgepräng, mit welchem ſie ſich
blähn,
Der frühern Zeit zu danken haben,
Die ſie ſo vornehm-kalt verſchmähn.
Der Strom der Sprache zieht durch reiche Blumen-
ſtätten,
Gepflanzt, gepflegt durch manche frühe Hand;
Die Jünger ſtehn am Uferrand,
Und ſchöpfen dort, und wähnen dann, ſie hätten
Erfunden, was ſo leicht ſich fand.

II.

Und nach kurzer Ruh' ging's weiter
Durch den Lärm, der immer breiter
Sich um uns ergoß. Es drang
Aus der großen Bardenmenge
Wohl nicht immer, wie Geſang,
Doch wie Klang und Wiederklang.
Ein gar buntes Wortgepränge!
Solches nannten ſie Geſang;
Denn die Kunſt der Sänger zählte,
Wenn's auch an Gedanken fehlte,
Sylben doch voll Glanz und Pracht,
Welche bunt und kraus ſich paarten.
Ward vielleicht aus Redensarten
Wörter-Moſaik gemacht?

So ist es, sprach mein Freund: gemalte Feuerflam-
men,
Und Plattheit und Gedunsenheit,
Und Mattheit und Gemüthlichkeit,
Bringt hier die Reimerei zusammen;
Doch ist die Flamme, die hier strahlt,
Mit Wasserfarben nur gemalt!

Jetzt nahn wir uns gezierten Rosenlauben:
Da kost, nach alter Melodie,
Die Liebesdichterei, so minniglich, wie Tauben,
Doch auch gedankenlos, wie sie.
Dahier erblicken wir so eben eine feine,
Gewaltsam hochgespannte Reimnatur;
Entzückt erschaut sie eine Perlenschnur
Von Thränen, im kristallnen Augenschreine
Der Huldin, die dem Mann der Liebe Liebe schwur.
Ein solcher Dichter kann schon größre Schwünge wa-
gen,

Er will ein flüchtig Reh erjagen.
So wagt er, dichterhaft und kühn,
Die himmliſche Begeiſterung zu nennen;
Er mag ſie von der Flucht her kennen,
Auf der ſie ſtets vor ihm erſchien.

So allgewaltiglich erhaben,
Verſorgt der Sänger uns mit Gaben
Gedankenleſer Bilderei.

Die Muſe ſoll der Lerche gleichen:
Sie ſingt, und denket nicht dabei;
Gedankenleerheit iſt das Zeichen
Der neueſten Poeterei.
Vernimm hier einen ihrer erſten Sterne!
Die Jünger um ihn her, ein voller Liederkranz;
Er ſinget ihnen vor: „Gedanken ſtehen ferne;
Ich bin Gefühl, Empfindung ganz! —“
Das wird der Jünger Wahlſpruch bleiben;
Gedanken ſtehen fern, deß ſind ſie ſich bewußt;

Und etwas von Gefühl iſt leichter aufzutreiben,
Es wohnt auch in der engſten Bruſt.

Es iſt ein ſüßer Traum, auf Flügeln ſich zu wiegen;
Zur Nachwelt fliegen ſie, voran der Meiſterſchwan;
Und will mit ihnen nicht die Welt zur Nachwelt fliegen:
So bleibe ſie zurück, und kriech' im blinden Wahn
Auf ihrer ausgetretnen Bahn!

Wenn dieſ' Unſterblichen in ſich die Nachwelt tragen:
So ſuchen Andre dort ihr holdes Muſenglück
Fern bei der Vorwelt auf: ſie ſchauen nach den Tagen
Des weiſen Alterthums zurück.
Da rufen ſie die hohen Geiſter
Der Alten an, die groſſen Meiſter,
Von denen uns die reiche Erbſchaft blieb.
Wenn ſich die Geiſter ihrer ſchämen,

Und nicht erſcheinen — gut! ſie nehmen
Mit ihrem eignen Geiſt fürlieb.

Noch Andre ſchweben fremd in andern fremden Räumen;
Sie quälen, ach! recht mühſamlich
Die arme Phantaſie, um ſich
Nach jenen Fluren hinzuträumen,
Durch die des Ebro Wellen ſchäumen;
Und ſo bereden ſie ſich nun,
Beweht von ihren Weidenbäumen,
Dort im Orangenduft Hiſpania's zu ruhn.

Als wir ſo nun weiter gingen,
Hört' ich und verſtand nicht, was?
Dieſe Worte hört' ich klingen:
„Vögel blühen, Blumen ſingen,
„Auf das liebe, grüne Gras;
„Um die bunten Blumenlieder

Wenn dieſ Unſterblichen in ſich die Nachwelt tra-
gen:

So ſuchen Andre dort ihr holdes Muſenglück
Fern bei der Vorwelt auf: ſie ſchauen nach den Tagen
Des weiſen Alterthums zurück.

se beraden sie sich nun,
ht von ihren Weidenbäumen,
im Orangenduft Hispania's zu ruhn.

Als wir so nun weiter gingen,
Hört' ich und verstand nicht, was?

„Thaust — wie ein trocknes Naß —
„Warmes Sonnenlicht hernieder. —"
Wie nur, fragt' ich, reimt sich das,
Dem gesunden Sinn zuwider?

Dem ungereimten Sinn hilft das gereimte Wort,
Erwiederte mein Freund, recht gut und glücklich fort.
Du bist gesund und schlicht geboren:
Zu nüchtern, hobst du dich noch nie
Auf Flügeln jener Phantasie,
Die mit den Augen hört, und schaut mit den Ohren.
Da sich nun, fuhr er fort, wie schwer
Mit solcher leichten Fracht, wie sie zu führen haben,
Die armen Reime dort einher
In einem fremden Schritte traben!
Gefällig, zahm ist unsre Sprache nicht;
Und doch sie soll und muß sich zwingen,
Im spanischen Getön zu klingen,
Und macht' sie auch dabei das sauerste Gesicht.

Welch ein dürftiges Geleier,
Rief ich, dieſe Liederfeier
Ohne Wahrheit und Gehalt!
Dennoch blickte, ſteif und kalt,
Hoch von ihrem Muſenſitze,
Wie von des Parnaſſes Spitze,
Solche ſingende Geſtalt.

Die Höhen, ſprach mein Freund, ſind nebelreich
und kalt;
Und ſolch ein Sänger trägt, was uns ſein Werth
auch gelte —
Zwei Höhenzeichen doch: den Nebel und die Kälte.

Wir wenden uns — die Unnatur
Von ſolcher Dichterei nicht länger anzuhören!
Ach, ließen beſſre Geiſter nur
Vom Wahn der Zeit ſich nicht bethören!
Er, den die Muſe ſelbſt im Hain
Der heiligen Begeiſterung lehrte

Sich ihrem Prieſterthume weihn;
Er, Novalis, der Edle, kehrte
Hier bei den Aſtermuſen ein.
Wie hatte ſeiner ſich die Stelzenzeit bemeiſtert!
So ſah er dann, von ihr begeiſtert,
„Daß nächtlich ſeine Seel' im Schlaf der Leib verdaut,
Sie wiederum erzeugt, und wiederum verdaut."
Jedoch, Verzeihung ihr, der liedervollen Seele,
Wenn ſie verlockt vom Ruf des Tages wird;
In welche Wüſten dann ihr Flug ſich auch verirrt:
Sie bleibt doch immer Philomele.

Das iſt wohl ein ſeltſam Ding,
Dacht' ich ſtill bei mir, und ging.
Plötzlich hört' ich ein Gewimmer,
Das ergoß ſich etwas breit.

Ein Dichter, ſprach mein Freund, klagt hier dem Mond ſein Leid.

Gar zierlich ſchmückt ein wenig Mondgeflimmer
Die dichteriſche Traurigkeit.
Das iſt der ſtille Gram, der viel von ſich erzählet;
Da ſchau! wie Herz und Schmerz, dieß nur zu treue
Paar,
Das, ſeit die Reimkunſt reimt, noch nie getrennet
war,
Doch immer wieder neu und rührend ſich vermählet;
Und kurz, wir ſehen hier den Quell
Der Elegien ſich ergießen,
Und mehr und minder trüb' und hell
Im Uferbett der Reime fließen.

Laß uns, bat ich, ungeſäumt
Aus dem Reimgetös hier ſcheiden!
Selbſt die Ungereimtheit reimt
Ihre Freuden, ihre Leiden.
Sieh nur! Uns entgegen ſchwärmt
Eine ganze Schaar von Reimen,

Gleich den ſommerlichen Heimen,
Deren Heer das Feld durchlärmt!

Sonette, ſprach mein Freund, heißt dieſes Reimgeſchlecht.

Wohin wir unſern Weg auch richten:
Wir wandeln unter Klinggedichten,
Sie klingen freilich — aber ſchlecht. —

Wo wir ſtanden, wo wir gingen,
Melodeit' es fort und fort.
Aus entlegner Ferne dort
Hört' ich ernſte Töne dringen;
Und mein Kenner nahm das Wort:

Dort, ſprach er, laſſen ihre Lehren
Die guten Lehrpoeten hören,
Verkünden mit getroſtem Muth,
Was Jeder weiß, wenn auch nicht thut.
Sie zeigen trefflich, daß vernünftig
Viel beſſer ſey, als unvernünftig ſeyn;

Nur ſollen ſie im Liederhain
Der Kaſtaliden nicht recht zünftig
Mit ihrem ganzen Streben ſeyn.
Der Lehrernſt, ruft ein Heer von Jüngern, iſt gemein,
Und widerſtrebt dem dichteriſchen Schimmer!
Wo er zu Rath beim Kunſtwerk ſaß,
Verderbte ſein Geſchwätz noch immer
Den freien Muſen allen Spaß.

Aber, ſag' mir, was für Sachen
Jener Mann zu Markte bringt,
Der zum wilden, lauten Lachen
Sich ſo ungebehrdig zwingt?

Ein Satyr, ſprach mein Kenner, bringt
Zu Markt hier ſeine Spöttereien.
Nach Wahrheit nicht, er jagt nach Witz, der ſich vermißt,
Auch Heiliges — nur ſinnreich zu entweihen;

Und weil ſein Spaß ſo göttlich gottlos iſt,
So iſt er immer zu verzeihen!
Auch büßt der Mann nicht ſchwer, wenn ihm ſein Spaß mißlingt:
Lacht Niemand, er belacht, was er zu Markte bringt,
Und kauft ſo ſeine eigne Waare.

Jetzt wenden wir uns hin zu jenem Weihaltare,
Dem Satyr gegenüber dort:
Da kommt, um doch nicht ganz, was Recht iſt, zu verletzen,
Mit ihrem Liederſpiel die Andacht auch zu Wort;
So treibt, in bunten Gegenſätzen,
Dieß Marktgewühl ſein Weſen fort und fort,
Das durch einander ſchreit in grellen Mißaccorden;
Da iſt, wenn auch nicht frommes Thun,
Doch Frommthun hochbeliebt geworden.

In dieſem Geiſt, in dieſer Sitte nun
Erſcheinen unberufne Leiern,

Und bringen, freilich sehr entweiht,
Das Hohe, Heilige, die Wonne, Gott zu feiern,
Auf diesen Markt der Eitelkeit.
Was Jacob Böhm' und Schwedenborg erträumten,
Das bringt man hier zum Kauf, und beut in aller Eil',
Auf daß die Mode nicht entschlüpfe, bald gereimten
Bald ungereimten Glauben feil.
Wie hoch sie auch der Andacht Flügel schraubten:
So meinet doch ein leicht gesinnter Spott:
Die frommen, jungen Sänger glaubten
Mehr an sich selbst, als an den lieben Gott.
Wir kommen nicht mit diesem Spott zusammen,
Um solche Singerei so schnöde zu verdammen.
Sie hält sich für ein himmlisches Geschlecht;
Nur scheint sie uns doch nicht so recht
Von Engelchören abzustammen;
Sehr gläubig ist sie und sehr schlecht.

Du zeigst mir, fuhr er fort, schon eine finstre Miene;
Doch laß es immerhin geschehn,
Daß wir, bevor wir weiter gehn,
Noch eine künstliche Ruine
Des goldnen Mittelalters sehn.
In Friedrich Eß erstand ein Sänger von den Todten,
Der, an Gehalt wie an Gestalt,
Hat glücklich Alles überboten,
Was Nürnbergs Meistersang in früher Zeit gelallt!
Das Licht gehört dem Erdenstaube;
Da wankt am Krückenreim, als Dichter und als Christ,
Aus finsterm Schlaf hervor der Aberglaube,
Der, wie es scheint, noch etwas schläfrig ist.
Er träumt und glaubt und singt, wie an profane Wände,
Von heiligem und nie erschautem Glanz bestrahlt,

Das Wunder unſichtbarer Hände
Mit Roſinfarb' ein Kreuz gemalt.

Endlich horcht' ich hin und wieder
Hier, wo Alles melodeit,
Nach dem Ton der Heldenlieder.
Hat der Heros unſrer Zeit
Nicht genug des Bluts vergoſſen,
Daß von den Parnaßgenoſſen
Kein Homer ſein Lied ihm weiht?

Uns iſt, ſprach mein Gefährt', ein großes Loos beſchieden;
Kennſt du ſie nicht, die neuen Homeriden
Aus unſrer heldenreichen Zeit?
Es ſind die grauen Tagesblätter,
Die auf dem Blättermarkt — wir werden ihn noch ſehn —
Hervor aus dunkeln Preſſen gehn,
Und rüſtiglich für Zeitungsgötter

Und Helden grelle Kränze drehn.
Auch fehlt es uns nicht an Las Casen,
Die mächtig die Posaune blasen,
Und mit betäubendem Getön
Und allen Redekünsten streben,
Ein tolles Blutvergießer-Leben,
Um das sich finstre Geister drehn,
Und Wehgeschrei und Flüche schweben,
Mit Götterschimmer zu umgeben!
So wird mit allem Glanz, den eine Redensart
Zu geben hat, ein Held der Nachwelt aufbewahrt.

Jetzt laß uns, fuhr er fort, eh' wir zu einer andern
Erscheinung dieses Marktes gehn,
Zu jenem nahen Raume wandern,
Und eine Reimanstalt besehn!
Ein feines Werk! — obwohl, Begeistrung zu entflammen,

Apollo ſelbſt es nicht erſann.
Wie in ein Jagdrevier das Wild, ſo treibt ein Mann,
Der ſeine Zeit verſtand, die Reime hier zuſammen.
Das iſt die Jagd, die große Herr'n,
Die ſonſt wohl nicht das edle Waidwerk haſſen,
Den guten, armen Dichtern gern
Und unverkümmert überlaſſen.
Und ſomit können nun Poeten froh und frei,
Nicht nach Gedanken, doch nach guten Reimen jagen.
Viel hörten wir in unſern Tagen
Gedankenloſer Reimerei,
Und durften uns darob beklagen:
Dieß Werk des Reims hier hat allein
Das unbeſtrittne Recht, gedankenlos zu ſeyn.
Endlich eilt' ich vom Geleier
Jener Liederqualen fort;
Sah noch manches Abenteuer
Im Vorbeigehn, hier und dort.
Ach! wer mag ein abgenutztes

Alltagsleben immer ſehn?
Laß uns hin zur Bühne gehn!
Und was gab ſie? Ein gepuztes,
Flaches Alltagswiederſehn.
Wir wollen, ſprach mein Freund, wir wollen nur geſtehn,
Thalia, ſtatt das Volk zu ſich empor zu heben,
Muß nieder zu dem Volke ſchweben;
Da giebt ſie fort und fort ein widriges Gemiſch
Von Lachſtoff, daß ſie nur das Daſeyn ſich erbeute. —
Die Muſen hier ſind ganz gemeine Leute,
Und gehn bei der Gemeinheit an den Tiſch.
Sie brachen endlich, wie wir wiſſen,
In das Gebiet der Vorzeit ein,
Um, da ſie, neu zu ſeyn, ſich ſchon verſagen müſſen,
Zum wenigſten doch alt zu ſeyn.
Sag' mir, welch Poſaunenſchmettern,
Welcher Tonlärm ohne Sinn

Brauſt betäubend auf den Brettern
Jenes Bühnenraums dahin?
Was für wilde Melodieen
Lieben dieſe Menſchen nur?
Die Tochter edler Harmonieen
Entfernte ſich vom Geiſt im Tempel der Natur,
Erwiederte mein Freund, ſie gab ſich den Entweihern
Des Heiligthums dahin; ihr Leichtſinn ſcheinet dort,
Im brauſenden Gewühl von Tönen, fort und fort
Nun ihren Sündenfall zu feiern.
Der beßre Geiſt, von dem ſie ſich ſo weit verlor,
Der hohe Engel, der von Seele
Zu Seele ſpricht, nicht nur von Ohr zu Ohr,
Der flog, wie eine Philemele
Der Paradieſesflur, zum Paradies empor;
Er flog mit Naumann, Gluck und Mozart auf zum Himmel,
Und ließ uns ein Geſpenſt, das, in dem Rauſchgewimmel

Der Töne, ſein Gebiet im Opernlärm erker;
Da muß die Kunſt herauf den Höllenpfuhl beſchwö-
ren,
Der ſinget, daß die Bühne kracht!
So kann die Oberwelt nun hören,
Wie ſich der Orkusfürſt, in grauenvollen Chören,
Die Höllenqual verſingt, indem er uns ſie macht.

Doch will es, trotz dem Lärm, den Muſen
nicht gelingen,
Des Volkes Beifall zu erringen:
So rufen ſie die Kraft des Malerpinſels an.
Da blick empor! Die Bühnenwände prangen!
Wie lächelnd ſtaunt ſich ſelbſt der Spielregent dort an!
Er weiß und fühlt es wohl, zu hohen Ehren kann
Ein Pinſel und ein Pinſelwerk gelangen.
Das matte Spiel verklärt ſich in der Zauberkraft
Der geiſtreich-anſpruchvollen Wände;
Und finden wird ſich leicht die Fertigkeit der Hände,

Die für das Schauwerk auch ein Schauspiel uns verschafft.

Um sichrer noch das Kunstgefühl zu wecken,
Das vor der bunten Bühnenwelt,
Trotz ihrer Pracht, sich doch nicht immer wach erhält;
So rufen sie die fürchterlichen Schrecken,
Die Schauer einer dunkeln Macht,
Tief aus des Schicksals öder Nacht;
Und jedes Spiel mit irgend einer Trauer,
Voll Unnatur, grell, ohne Maaß und Ziel,
Und stark versetzt mit kaltem Schauer:
Das nennen sie ein Trauerspiel.
Doch gähnt das Volk. — Man wagt, die Todten zu erwecken;
Die werden's endlich doch aus seiner Trägheit schrecken!
Man sprengt die Gräber auf, und zieht so kühn und dreist

Wie Shakespeare, dieser große Meister,
An's Bühnentageslicht die Geister;
Nur Einer fehlet: Shakespeare's Geist,
Den unsre Männer nicht in ihrem Stolz vermissen.
Er, mächtig wie ein Gott, bescheiden wie ein Kind,
Hat Ein's mit ihnen gleich: daß er und sie nicht wissen,
Er nicht, wie groß er ist, sie nicht, wie klein
sie sind.
Die Rollenspieler nun — schau hin! da ziehn die kal-
ten
Und starren, traurigen Gestalten
Schwer hin durch ihre Bretterwelt!
Die Schildwach' spricht so steif-pathetisch, wie der
Held;
Doch spreizet sich ihr Wahn, wie eine Heldenrede.
Du nahst dich keiner Bühnenwelt,
In der sich nicht für eine Clairon, Jede,
Für einen Garrick, Jeder hält.
Der Dramendichter — hätt' ihn selbst Apoll erkoren —

Iſt, ohne ſie, nur halb geboren;
Erſt ihre Kunſt bringt ihn zur Welt;
Sie geben erſt die Lebensfarben
Dem Bilde, das er aufgeſtellt:
Darum gebühret ihm, und ſollt' er ſonſt auch darben —
Doch immer etwas Ruhm, nur ihnen reichlich Geld.
Da waltet fort und fort der tolle,
Verkehrte Geiſt nun, daß die Rolle
Den Spieler ſpielt, und treu vor Augen uns ihn ſtellt.
Auch Frankreichs Talma lärmt ſehr ſtark auf unſern Bühnen;
Zwar Cäſars Tyrannei mag wohl die Schmach verdienen,
Daß er, der Rache zum Genuß,
Den Helden Talma ſpielen muß.

So, bis zur Meiſterſchaft vollendet,
Enthüllt ſich hier die Unnatur;

Doch ihrer Heimath müde, wendet
Die Muse sich nach einer fremden Flur.
Da haben sie den großen Britten,
Der freilich, wie ein Gott', die Grenzen übertritt,
Ein wenig ungeschickt, doch fleißig zugeschnitten,
Mit einem derben, tiefen Schnitt.
Der Hohe, der so vielgestaltig
Dahin durch Höll' und Himmel streift,
Der uns so wunderbar-gewaltig
Und tief in Hamlet's Geist ergreift,
Der große Britte muß erscheinen,
Den — trotz der Schmach — du noch am Strahlen-
kern erkennst;
Doch, statt des Geistes, den sie meinen,
Bestampft die Bretter ein Gespenst.
Du fragst vielleicht nach unsern großen Meistern:
Sie stehen da, in ihrer Würd' und Kraft,
Und lassen ungestört sich preisen oder meistern
Von einer kecken Jüngerschaft.

Schweiget! zürnt' ich, ſchweigt ihr Schreier,
Störet nicht die heil'ge Feier,
Die um Schillers Tempel ſchwebt!
Wenn ihr ſeinen Namen nennet,
Fragt euch, ob ihr ihn erkennet,
Der auf Sonnenhöhen lebt,
Wo herab zu uns die Damen
Seiner großen Schöpfung kamen?
Feierlich und ſtrahlenhell
Schmückt Unſterblichkeit die Namen:
Thekla, Max und Wilhelm Tell.

Ja, dieſer Heros, ſprach mein Freund, iſt hoch erhaben!
Wie würd' er einſt mit ſeiner vollſten Kraft,
Im hellſten Glanze ſeiner Gaben,
Die ſämmtliche Parnaßgenoſſenſchaft
Weit hinter ſich gelaſſen haben,
Hätt' uns der Tod dieß theure Haupt
Ach! nicht ſo früh, ſo früh! geraubt!

Aber, welche Töne klangen,
Als ich Göthe's Feier prangen
In der Kronenfülle sah!
Alle Lorbeerhaine sangen:
Tasso, Iphigenia!

Und ich kam zu einer Höhe;
Götterstrahlen blitzten dort
Durch die Waldnacht fort und fort;
Klingers furchtbare Medee
Rief ihr jammerschweres Wort,
Rief ihr wild-entflammtes Wehe
Ueber Jasons Fürstenhaus
In Verzweiflungstönen aus.

Dann vernahm ich heil'ge Lüfte,
Kräftig, frisch wie Morgendüfte;
Lessings Tempel war ich nah.
Mit dem Amaranthenkranze
Stand er leuchtend in dem Glanze

Seiner Morgenröthe da,
Und die Opferdüft' umwallten
Euch, ihr ewigen Gestalten,
Nathan und Emilia!

Und in Lessings Tempelhaine
Brachte kräftig, rein und wahr,
Auf Melpomene's Altar
Leisewitz, obwohl nur eine —
Aber große — Weihung dar:
In erschüttrungsvollen Scenen,
Wenn des Orcus Element —
Groll und Zwietracht — Seelen trennt,
Zeigt er uns im Kampfe jenen
Hohen Jüngling von Tarent.

Kräftig blühn auch deine Kronen,
Gerstenberg, die du errangst,
Als du schaudervoll die Angst

Ugolino's, und Minonen
Zu der Trauerharfe sangst.

Weiße! die bescheidnen Gaben
Deiner Muf' — obwohl verdeckt
Von der reichern Zeit — sie haben
Uns die reiche Zeit erweckt.

Viel der sel'gen Inseln tauchten
Aus der Sündfluth noch hervor,
Die dort unten wogt, und hauchten
Ihren Balsamgeist empor.

III.

Mein gefälliger Begleiter
Führte rüstig nun mich weiter
Durch den Markt der Phantasie'n,
Reich an zierlichen Berichten
Nicht geschehener Geschichten,
Der mir gänzlich fremd erschien.
Hier, sprach mein Führer, ist zu schauen,
Wie Alles in der Blüthe steht,
Und wie die junge Welt der Männer und der Frauen
Auf immer frischer Weide geht,
Auf wohlbewässerten und bunten Frühlingsauen.
Laß die Geschichte dir vom Geist
Und Wesen dieses Markts erzählen!
Wie breit es auch zerfließt, es heißt:

Verlieben, Lieben und Vermählen,
Viel tauſendfältig aufgefriſcht,
Mit feinen, tugendlichen Seiten,
Mit etwas Laſterhaftigkeiten
Und etwas Unglück untermiſcht.
Jedoch, die Müßigkeit der Launen
Verlangte, Seltſamkeit zu ſehn:
Es mußte dann, zu aller Welt Erſtaunen,
Die Tugend mit den Räubern gehn.
Da ließen nun die edeln Räuberhelden
Der Neugier einen Ueberfluß
Von wunderſchönen Thaten melden,
Wovor der Mann des Rechts in Nichts verſchwin-
den muß.
Der edle Räuber ward jedoch bald auch zu kenntlich,
Man wollte wunderbar ergriffen ſeyn;
Und, wie ein Strafgericht, brach endlich
Die Sündfluth der Romantik ein.
Hu! dieſe Fluth umſchauern Geiſter

In graulich-düsterm Halbmondschein,
Und sicher kommt Beelzebub, ihr Meister,
Wenn wir's erwarten, hinterdrein;
Denn dieß Geschlecht wird immer dreister.
Kaum, daß im üppigsten Erguß
Musäus und Tieck Phantasus
Den Zauberkreis der Lieblichkeit geschlossen;
So kam auch schon ein ausgetretner Fluß
Von Mährchen, fad' und flach, daher geflossen,
Wobei man, hört man sie auch eben darum an,
Doch vor Ermüdung nicht einmal entschlafen kann.
Laß diese Geister sich auch immerhin verstellen:
Sie schleichen in der alten Spur;
Die Namen ändern sie, sie nennen sich Novellen;
Allein wir kennen schon die kläglichen Gesellen
An ihrer innersten Natur.

Aber wer sind die Gestalten,
Fiel ich ungeduldig ein,

Welche dort am Erlenhain
Wunderliche Tänze halten,
Leer und leicht, wie Irrlichtſchein!

Du nennſt ſie, ſprach mein Freund, ſehr richti
Irrlichtſchein.
Seit jener lieblichen und holden Waſſernymphe,
Mit ihren Launen bunt und kraus,
Haucht jeder unſrer deutſchen Sümpfe
Nun eine Schaar von Nixen aus;
Die hüpfen über unſre Fluren,
Sind wunderlich, und tragen meiſt
Der Abkunft ſichtbarliche Spuren,
Und darum wenig Sinn und Geiſt.
Sie mögen ihre Sprünge machen!
Es läßt ſich kaum darüber lachen.
Wir wandern unſres Weges fort;
Nur im Vorbeigehn ſehn wir dort
Für niedre Seelen, welche lüſtern

Nach frechen, rohen Freuden ſchaun,
Noch manchen Crebillonſchen Faun
Mit Nymphen hinter Hecken flüſtern:
Da würden wir noch ſchlechter uns erbaun.
Laß lieber uns auf Meiſtershöhen ſteigen!
Da blühen heiliger die Au'n!
Da mögen wir, bedeckt von blüthenvollen Zweigen,
Die Sündfluth unten überſchaun!

Ich verließ mit ernſtem Schweigen
Dieſen mißlautvollen Chor,
Drang zu Meiſters Höh'n empor,
Zu den edleren Gebilden.
Dorotheens Huldgeſtalt,
Die Louiſen, die Clotilden,
Schmückten dieſen Aufenthalt.
Welch entzückendes Erſcheinen,
Als ich Dorotheen ſah!
Wonnelieblich ſtand, im reinen

Sittenſchmuck, die Huldin da!
Alle Schatten, alle Lichter
Dieſes Lebens um ſie her;
Doch ſie wandelt frei, in ſchlichter
Unbefangenheit, einher;
Und ihr Herrmann, ihr Getreuer,
Bringet, fromm und lieb und gut,
Eine Bruſt voll Kraft und Muth,
Und ein Herz voll Mild' und Feuer,
Am geweihten Huldaltar
Seiner Hochgeliebten dar.

Hier erſchien die Zeit ſo golden,
So idylliſch Wald und Flur;
Hier bekränzten ſich die Helden,
Reinen Kinder der Natur;
Und der Geiſt in Sitt' und Weiſe
So melodiſch und ſo leiſe,
Wie zur Huld die Liebe ſpricht.

Welch ein bräutliches Geſicht
Naht ſich hier? — O du, Louiſe,
Zartes Blumenkind der Wieſe,
Grünau's holde Tochter, du!
Weile nur mit deinen Blicken
Auf den Roſen, alle nicken
Dir Geſchwiſtergrüße zu!
Dein Erröthen iſt die Roſe,
Die aus weicher Hülle bricht,
Wenn, mit leiſem Liebgekoſe,
Von dem ſchönſten Myrthenlooſe,
Das ihm fiel, dein Wilhelm ſpricht.
Ja! du darfſt dich ſeiner freuen,
Dem dein Herz entgegen wallt!
Schmücke nur dem Vielgetreuen
Deine bräutliche Geſtalt!

Friſch, wie eine junge Maie,
Stellte Hannchen in der Weihe

Süßer Unſchuld nun ſich dar.
Alle Frühlingsanmuth war
Ueber Hannchen ausgegoſſen;
Um ſie her die Pfleggenoſſen,
Ihrer Küchlein muntre Schaar;
Aber gegen ſie verſchworen,
Fuhr die finſtre Unholdin,
Die Verläumdung, durch die Horen
Ihres frohen Lebens hin.
Doch mit leiſem Siegfrohlocken
Naht die Liebe ſich, und bringt
Ihr die Krone, ſo die Locken
Der belohnten Braut umſchlingt.

Du, dem jeder Frühling wieder
Friſch und ſchön die Laute ſchmückt,
Eberhard, du Mann der Lieder,
Weißt du, wie dein Lied entzückt?
Ja, dieß zarte Lied enthüllet

Eine liebliche Natur!
Die, wie eine Lerchenflur,
Ganz mit Wohllaut uns erfüllet.

Dann, nicht fern von hier, erhob
Eine weihevolle Feier
Auf der tönereichsten Leyer,
Hehre Jungfrau'n, euer Lob.
Wonneselig zogen Friede,
Scherz und Fröhlichkeit hier ein.
Fragend horcht' ich, und der Hain
Flüsterte: Parthenaide.
Eine große Felsenwelt
War vor mir in diesem Liede
Herrlich prangend aufgestellt.
Die erhabnen Alpenbilder,
Wie sie schon die Urwelt sah,
Standen feierlich in wilder,
Aber hoher Schönheit da! —

Edler Däne! Jene Lenze
Deiner Alpenroſenkränze
Schweben, ewig friſch und ſchön,
Um das fern und nah belauſchte,
Hochbegeiſternde Getön,
Welches deiner Harf' entrauſchte.

Wie ein Götteraufenthalt,
War hier Alles mild und heiter.
Zögernd wandelten wir weiter,
Und erreichten einen Wald,
Wo ſich Wunderkräfte regten.
Geiſtig wandelte die Luft,
Und lebendiger bewegten
Sich die Bäum' im Zauberduft;
Zu Geſtalten wurden Klänge
Leben athmender Geſänge.

Wielands heitre Laute klang;
Echo trug auf weichen Flügeln

Den romantiſchen Geſang
Zu den fernſten Myrthenhügeln.
Feſt gezaubert ſtand ich da,
Als ich feuerrothe Blüthen,
Die an dunkeln Zweigen glühten,
Wie auf Tönen ſchwimmen ſah,
Wenn ſie, taumelnd von dem Schwanken
Zarter Aeſte, niederſanken
Auf die holde Rezia.

Die Verſuchung kam — ach! da
Sank ein ſchönes Daſeyn nieder! —
Endlich war gebüßt die Schuld;
Den Gefallnen naht ſich wieder
Der verſöhnten Götter Huld.

Dann in weißem Blüthenregen
Kam durch einen Myrthenwald
Mir Muſarion entgegen;
Eine ſolche Huldgeſtalt,

So voll Hoheit, wie noch nimmer
Eine meinem Blick erſchien;
Und ich ſah, wie einen Schimmer,
Sie durch's Myrthendunkel zieh'n.
Schau! Die Grazie der Sitte
Leitet' ihre Nymphentritte
Zu dem Tempel der Natur;
Und ſie zog — gewaltig nur
Durch die Macht der Roſenketten —
Ihren Phönias hinein,
Um von dunkeln Träumerei'n,
Wahn und Trug und Heuchelſchein
Ein getäuſchtes Herz zu retten,
Zu der Wahrheit der Natur.

Hier in dieſes Dichters Spur
Trat, mit ſeiner Wilhelmine,
Moritz Thümmel auf die Bühne
Dieſer feenhaften Flur:

Und wir ſehn, mit der gewandten
Schülerin des Heſes, ihn,
Den verlegenen Pedanten,
Zu der grauen Pfarre ziehn.

Lange wurd' ich feſtgehalten
Von der feſſelnden Magie
Der ergötzlichſten Geſtalten;
Und der Geiſt der Harmonie
Schuckt' um jede Blumenſtelle,
Gab dem Walde Melodie,
Wehklant dem Getön der Quelle;
Ja, hier blüht' und klang das helle
Wunderland der Phantaſie!

In dem Frieden dieſer Räume
Saß Muſäus, dieſer Mann,
Der die ſchalkhaft-heitern Träume
Von dem Gnomenreich' erſann.
Der den Märchendichtern Allen

Ließ ein unbefleckter Ruf
Dieſes Meiſters Lob erſchallen,
Der die ſüß'ten Mährchen ſchuf.
Er erzählet ſchalkhaft, ſinnig,
Wie Prinz Bär, ſo rauh er iſt,
Seines Bärenthums vergißt,
Und recht ſtutzerhaft und innig
Seiner Herrin Scepter küßt.
Und im lehrreich-freyer Stunde
Hing, umfaßt von der Gewalt
Des Entzückens, an dem Munde
Des Erzählers Jung und Alt,
Lächelnd mit dem holden Spötter,
Der mit ſchärfem Auge ſieht,
Wie die Thorheit um die Götter
Ihrer Wahngebilde kniet.

Wie durch Zauberwald-Gefränze,
Schwärmte Hofmanns wunderreiche

Arabeskenphantaſie.

Tieck, der keke Tieck ergötzte
Seinen muntern Kreis, durch die,
Wenn ſie eben nicht verletzte,
Wohlgehaltne Ironie.

Und irrt nicht, ſprach mein Freund, der Hohn des
freyen Tadels,
Der einen Edeln neckt; ein ſolcher Hohn entreißt
Auch nicht den kleinſten Strahl vom Glanze ſeines
Adels,
Womit Apoll die ſeine Seele ſchmückt.

Weiter ging's auf Blumenmatten
Der romantiſchen Natur;
Und auf einer Alpenflur
Saß ein Mann im Eichenſchatten,
Der umringt von Kindern war.
Aſchenfarb war er — ernſt und milde
Wie das Recht, und feſt und klar

Stellt' er treffende Gebilde
Seines reichen Geistes dar.
Noch empfind' ich jene Zähre,
Die da für den edeln Mann,
Für den Dulder der Galeere,
Al'mentade, mir entrann.
Auch Ischoke's Witz ist ächt und tüchtig,
Sprach mein Gefährt', und Keiner lacht
So fein gehalten und so züchtig,
Als jener in der Neujahrsnacht,
In der ein junger Prinz, voll ächter
Und heller Lustigkeit, den Wächter
Mit Horn, Latern' und Stecken macht:
Und so den Herren Fürstenräthen
Zum Abendschmaus ein Stündchen bringt,
Das ihnen, freilich ungebeten,
Die etwas rauhe Wahrheit singt.
Und wir gingen mit dem frohen,
Hier so sanft erregten Sinn,

Und gelangten zu der hohen
Musenfeier Klingers hin.
Hier sein Faust! Durch welche Lichter,
Welche Schatten führt der Dichter
Ihn, der stolz sich überhebt,
Und statt ruhig vorzudringen,
Mit dädalisch-eiteln Schwingen
Sich zu übersliegen strebt,
Bis er, ganz mit Nacht umwebt,
Licht und Recht und Gott bezweifelt,
Nichts mehr ahnet, hofft und liebt,
Und dann endlich, ganz verteufelt,
An den Teufel sich ergiebt.

Doch siehe, sprach mein Fremd, die düstre, starre
Trauer,
Die oft so plötzlich ihn befällt!
Das ist der tief-geheimnißvolle Schauer,
Das Ahnen einer höhern Welt,

Von der ein Strahl in seine finstern Zweifel
An Licht und Recht so furchtbar mächtig dringt,
Daß er, ergriffen, selbst den Teufel,
Den Frevel zu bestrafen, zwingt.

Mein Begleiter, den es rührte,
Meinen stillen, innern Sinn
So bewegt zu haben, führte
Mich zu sanftern Stellen hin.
Zu den heitern Darstellungen
Hippels, der die Frauen preist.
In den zarten Schilderungen
Reicher Witz und tiefer Geist!
Hier dein hohes Bild, Elise,
Von den Grazien umringt!
Und dein Schmuck, ein Kranz der Wiese,
Der sich um die Rose schlingt.

So mich auf und ab bewegend,
Kam ich jetzt in eine Gegend,

Die ſich groß entfaltete,
Wo Jean Paul, der reichſte Dichter,
In dem Glanz der Farbenlichter
Seiner Schöpfung waltete.
Maienthals Gefild' umfingen
Mich in ihrer Lenznatur;
Und erhabne Menſchen gingen
Durch die Paradieſesflur.
Wie verherrlicht Wald und Wieſe!
Aus dem innern Himmel nur
Treten ſolche Paradieſe
Hell hinaus in die Natur.
Hier Emanuel der Weiſe,
Der, ſchon halb der Erd' entführt,
Götterworte ſpricht, und leiſe
Nur dieß Daſeyn noch berührt.
Mit ihm wandelte Clotilde,
O, der ſanfte Stern der Milde!
Dieſe zarte Wandlerin,

Trotz dem irdiſchen Gewande,
Schien mir eine Pilgerin
Aus dem Engelvaterlande.
Und zu meiner Seele kam,
Wie durch eine Himmelspforte,
Offenbarung hoher Worte,
Wie ſie noch kein Ohr vernahm.
Alle Herzgefühle ſchlugen,
Wie ein Nachtigallenchor,
Hell in meiner Bruſt, und trugen
Hochbegeiſtert mich empor.
Neben dieſen Taborhügeln
Einer höheren Natur,
Flogen Laun' und Scherz, doch nur
Leiſe mit Libellenflügeln,
Um die irdiſche Natur.

Zufall, Luſt und Laune führten
Unſern Gang, und wir berührten

Eine wunderſchöne Flur:
Wald und Quelle, lieblich rauſchend,
Dichter, die Natur belauſchend
In der Hoheit ihrer Kraft,
Wie ſie lebet, wirkt und ſchafft!

Reich genährt an ihrem Buſen,
Faſſend ihren tiefern Sinn,
Schritten ſingend Hallers Muſen
Durch ihr Alpenland dahin.

Aber wer, von ſüßen Klängen
Junger Hain' umtönet, preiſt
Unter Blüth'- und Laubgehängen
Frühlingswonnen? — Ewald Kleiſt!
Durch die duftig grünen Hallen
Friſch belaubter Buchen klang,
Zum Choral der Nachtigallen,
Sein frohlockender Geſang.

Zachariä malt in Tönen
Eine Sommertages-Zeit;
Doch die schönern Farben weiht
Er dem Kronenschmuck der schönen,
Edeln Frauenlieblichkeit.

Aus den blühenden Gehegen
Dieser Zaubergegend hier,
Flügelten die Lüfte mir
Lyrisches Getön' entgegen.
Ein entzückter Liederchor
Flog, wie frühlingstrunkne Tauben,
Aus den dichterischen Lauben
Zur Unsterblichkeit empor.

Und mit ehrfurchtvollem Schweigen
Naht' ich mich. Ein ernster Mann,
Opitz war es, der den Reigen
Meines Dichterchors begann.
Freudig grüßt' ich ihn. Die Feier

Seines Preisgesangs erhob
Auf der vollen, goldnen Leier
Eines guten Fürsten Lob;
Ja, er lockt' aus rauhen Klängen
Deutscher Wortkraft, einen Chor
Von erhebenden Gesängen
Mit gewandter Kunst hervor;
Weckte lyrische Naturen;
Fleuming trat in seine Spuren.

Dieser edle Sänger drang
Siegend in das Reich des Schönen:
Was er anrührt, wird zu Tönen,
Seine Reise wird Gesang.
Singend folgt' er deutschen Schaaren
Mit Amphions Liederkraft,
Die aus steinernen Barbaren
Weiche Menschenseelen schafft.

Bortin aus dem Reich des Schönen,
Himmelstochter, Weisheit, du,

Im Geleite der Kamönen,
Führſt dem Herzen deine Ruh,
Führſt ihm, unter Feiertönen,
Deinen Götterfrieden zu.

Helle Freudenblumen ſtreuen
Sich in jegliches Gebiet;
Nur die Kunſt, die ſie erzieht,
Nur die Weisheit, ſich zu freuen,
Lehret Withofs ernſtes Lied.
Freilich ernſt und ſchwer, als hätte
Seine Sprache widerſtrebt,
Kernhaft, nur nicht mit der Glätte
Wie Horaz, der in ihm lebt.

Ferne Nachhalltöne kamen
Tief aus der Vergangenheit;
Wenig Seelen nur vernahmen
Dieſes Morgenlied der Zeit.

Lebend noch vom Hauch der Sage,
Traf ein ſchwermuthvolles Lied
Aus der Schattenwelt der Tage,
Mächtig rührend, mein Gemüth.
Kreuz betrauerte der Grüfte
Starres Todtſeyn; aber dann
Redeten ihn Lebensdüfte
Selbſt auf öden Gräbern an.
Ich verſank in dunkle Tiefen,
Wo ich oft ſchon mich verlor;
Aber andre Lieder riefen
Aus mir ſelber mich empor.

Mächtig, wie auf Adlerſchwingen,
Hob ſich Ramlers Odenflug,
Der die Thaten Friedrichs trug;
Uz nur wagt, ihm nachzuringen.

Feurig tritt mein Sänger auf,
Singt, was ihm ein Gott gebeten;

Fliegt mit einem ſonnerothen
Angeſicht zur Gottheit auf.

Freudig, Cramer, hört' ich deinen
Lutherhymnus; dann erklang
Mir Neanders Weihgeſang,
Der da fern aus Nordens Hainen
Bis in unſre Tempel drang.

Auch, Eliſa, deine Laute,
Dein Geſang, ſo ganz durchglüht
Von dem Chriſtusſinn, erbaute
Mein begeiſtertes Gemüth.
Rührend tönte deine Leier,
Als du Petrus Reu' und Angſt,
Und den Blick, den der Verzeiher
Auf den Sünder warf, beſangſt.

Durch die dichten Lorbeerſchatten
Flogen wir nun friſch und leicht,

Wie die Jugend, hin, und hatten
Bald ein Myrthenthal erreicht.

Dort aus einer Rosenlaube
Wehte Lautenklang mich an;
O, da saß, beim Saft der Traube,
Hagedorn, der frohe Mann,
Dessen Lied in einer Fülle
Süßer Scherze sich ergoß,
Dann in einer Fabelhülle
Seinem Saitenspiel entfloß.

Weiter zog ich nun, und säumte,
Wo, in tief verschwiegnem Raum,
Götze seinen hellen Traum
Von der Mädcheninsel träumte.
Ernst in seiner Altarpflicht,
Fand ihn dort die heitre Muse:
Da erreichte die Meduse
Der Zelotenwuth ihn nicht.

Lange wurd' ich festgehalten
Von der lyrischen Magie:
Töne wurden zu Gestalten
Lieblicher Allegorie.

Doch wir mußten weiter wandern:
Rings umher um unsern Gang,
Von dem einen Ziel zum andern,
Alles athmete Gesang.

Gleim, in Friedrichs Waffen blitzend,
Pries den königlichen Mann,
Der, auf einer Trommel sitzend,
Sein Geschick ermaß und sann.
Wie in einem Wiederscheine,
Strahlt' in dem Gesang der Muth
Seines Helden, der an keine
Wunder glaubt und Wunder thut;
Dann, vom Geist empor getragen
Zu der großen Gottesstadt,

Sang er seinen schönsten Tagen
Das erhabne Halladat.

In des Harfners Liederhalle
Rührten ihre Saiten dann'
Heinse, Schmidt, Michälis, alle
Nachbarliche Sänger, an.

O Michälis, fromm und innig!
Dank' ihm, Lied, daß seine Hand
Todtenkränze, reich und sinnig,
Seines Volkes Dichtern'wand!

Klamor sang die Zärtlichkeiten,
Sang der Liebe Wenn' und Schmerz;
Griff dann kühn in Flaccus Saiten,
Lehrte Weisheit, Frohsinn, Scherz.

Von der Nektarluft noch trunken,
Die durch Pästums Rosen zieht,

Sprühten Heinſe's Töne Funken,
Gluth und Flamme war ſein Lied.

Zärtlich — eine Philomele,
Friſch erwacht im Frühlingshain —
Schlug Jacobi's Liederſeele
In dieß Sängerfeſt hinein.

Lichtwer, heiter wie die Maien
Um ſein grünes Laubenzelt,
Schilderte der jüngern Welt
Die Gewalt der Zaubereien,
Die den Spieler überfällt,
Und, anſtatt ihn zu vergnügen,
Mit den ſchaudrhaften Zügen
Eines Tollen ihn entſtellt.

Einer ſanften Raſenſtelle,
Wo die reinſte Liederquelle,
Kriegls Saitenſpiel, verklang,

Nahte ſich nun unſer Gang:
Da belauſchte, fromm wie jene
Huldin, der ſein Lied ſich weiht,
Eine jüngere Serene
Einſam ſeine Einſamkeit.
Ja, hier haſt du dich geweiht,
Hier, Eliſa, trat aus enger
Gegenwart dein Geiſt hervor,
Schwang beflügelt zu dem Sänger
Deines Herzens ſich empor.

Jetzo hört' ich fremde Klänge;
Jeder Laut verrieth den Klang
Alterthümlicher Geſänge,
Der zu uns herüber drang.

Herder weckte Lied und Sage
Tief entſchlafner Liedertage
Friſch und kräftig wieder auf.
Aennchen Tharau's, deine Klage,

Gleich dem Nachtigallenſchlage,
Klang ſo ſanft zu uns herauf.

Ueber Roſegartens Saiten
Rann ein leiſer Wiederklang
Aus den grauen Heldenzeiten,
Die einſt Oſſian beſang.

Klopſtocks Teiyn ließ ſich hören,
Und ſie lud uns zu den Chören
Prieſterlicher Barden ein.

Dann ein Lied aus alten Tagen,
Von verjüngter Kraft getragen,
Tönt' in Rhingulfs Bardenhain:
Groß beſang es große Zeiten,
Klagend ihren Untergang;
Und der Eichwald rauſcht' und klang,
Wie ein Chor, ihn zu begleiten,
Den erhabenen Geſang.

Und ich ſtieg vom hohen Walde,
Wo der feierliche Skalde
Seine Harfe tönen ließ,
Zu dem Hirtenthale nieder,
Wo zum Feſte froher Lieder
Geßner ſeine Flöte blies.
Und ein Chor von jungen Hirten,
Sammt der holden Jungfrau'n Schaar,
Wanden Roſenblüth' und Myrthen
In des werthen Sängers Haar.

Gerſtenberg und Gotter ſangen
Unſchuld, Liebe, Freude, Scherz;
Und die ſüßen Lieder drangen
Rein in jedes reine Herz.

Weiße ſtieg von dem Kothurne
Weinend nieder, und umwand
Mit beſcheidnem Amaranth
Seines theuren Gellerts Urne.

„Lüftchen, ſang er, ſprich! woher?
Bringſt du Thränen mir? Dein Flügel,
Wie bewegt er ſich ſo ſchwer!
Weh! Du kommſt vom Todtenhügel
Meines frommen Gellerts her! —"

Ich verließ mit ernſtem Schweigen
Dieſen Sänger: da erklang,
Unter nahen Roſenzweigen,
Thümmels würdigſter Geſang;
Ernſt und feierlich, in hoher,
Seliger Begeiſterung,
Nahm, wie ein Triumph, ſein hoher
Sonnenhymnus ſeinen Schwung.

Dieß Lied, ſprach mein Gefährt', dieß höchſte ſeiner Lieder,
Ein reiner Strahl, der weihend ihn umfing,
Er leuchtete die Schattenſtellen nieder,
Durch welche ſeine Muſe ging.

Als wir so noch fürder zogen,
War's, als trügen uns die Wogen
In dem immer vollern Chor
Dieser Liederfüll' empor.

Mit dem hellen Farbenglanze
Einer südlichen Natur,
Führte, streng im Rhythmustanze,
Bürger kräftig die Romanze
Ueber unsre deutsche Flur.

Den hat das Volk vor Vielen auserkoren
Zu seinem Sänger, hob mein Führer an.
Wie tief bewegt sein Lied von Leonoren!
Wie hoch erhebt sein Lied vom braven Mann!
Urkräftig schwebt der freie, kühne Adler,
Im heitern Licht, und steigt und steigt,
Und zürnt nicht mehr dem herben Tadler,
Der seine Flecken ihm gezeigt.

Süßer, ſagt' ich, Kronen flechten,
Als verkümmern! Und ſodann
Weilten wir bei manchem ächten,
Liederfrohen, deutſchen Mann.

Dort abwärts, hub mein Führer an,
Erſcheint ein Brüderpaar in unſerm Muſenhaine;
Ungleiche Brüder ſind's: der Eine
Philoſophirt, der Andre träumt;
Dort Jener dichtet, Dieſer reimt;
Sie ſchreiten kühn dahin, verkündend neue Lehren. —

Doch verſagt' ich mir es, dort
Bei dem Abwärts einzukehren.
Somit wandelten wir fort,
Als beſcheidne, frohe Gäſte,
Zu dem großen Liederfeſte,
Das für uns bereitet war.

Spielend mit Amphions Leier,
Stellte Pfeffel, mild und klar,

In dem bunten Fabelſchleier
Ernſte Lebenswahrheit dar.

Feurig, wie in Dithyramben,
Pries uns Stollbergs Liederkraft
Ritterthum und Ritterſchaft;
Und Geſchoſſe ſeiner Jamben
Fuhren zündend, Blitzen gleich,
Durch das weite Thorenreich.

Schubarts Liederpfeile ſchwangen
Rauſchend ſich dahin, und klangen
Mächtig, wie dodoniſch Erz.
Weh dem Fürſten, den die Strafen
Seiner Donnerworte trafen,
Niederſchmetternd Geiſt und Herz!
Doch ſein Preisgeſang, wie Flammen,
Schlug in heller Opfergluth
Prachtvoll um die Gruft zuſammen,
Wo die Aſche Friedrichs ruht.

Voß — auf Hymnusflügeln rauschte
Der Eutiner Schwan dahin;
Und sein Hirtenlied belauschte
Manche junge Schäferin.

Dann vernahm ich ernste Klänge,
Trübe schallten sie und schwer,
Wie verhallte Klaggesänge,
Von entlegnen Fernen her.

Ist Seume, sprach der Freund. Der Mann hat viel gewandert;
Das Unrecht trieb ihn fort, er suchte Wahrheit, Recht
Und Menschlichkeit, und hat sich keine Ruh' erwandert;
Sein Zornlied grollt dem menschlichen Geschlecht.
O, daß — er war es werth — daß er die Ruhestätte
In sich gefunden, daß er, freudiger gerührt,
Den Genius gefeiert hätte,
Der ihn den grajischen Kamönen zugeführt!

Der Pfad der Muse sey nicht hart, nicht rauh, nicht dornig!
Er lade freundlich-sanft, mit ihr zu gehn, uns ein;
Die Muse soll, auch wenn sie zürnt, nicht zornig,
Ihr Himmel soll auch dann noch mit ihr seyn!
Das kalt-verschattete, herabgedrückte Leben
Soll sie erheitern, trösten, heben,
Und jeden Raum zu einem Tempel weihn!
Wohl haben freche Tyrannei'n
Dem Zürnenden die tiefste Schmach bereitet;
Doch wie? Vergalt ihm nicht die Muse manche Pein?
Den, vom Olymp verbannten, Gott begleitet
Der tröstende Gesang im schäferlichen Hain.
Jedoch verzeihen wir sein Zornlied jenem Manne,
Der freilich, bis zum Groll der finstern Leidenschaft,
Es haßt, was niedrig ist und schlecht und frevelhaft,
Wenn's auch auf Thronen sitzt. — Ein Kranz der Felsentanne
Gebührt der Hoheit solcher Kraft!

Hören wir jetzt nach den Tönen,
Die das, treflos erdenwärts,
Tief hinab gedrückte Herz:
Heben, trösten und versöhnen!
In dem Lindenblüthenduft
Schwebte lieblich, auf dem Flügel
Der erwachten Blumenluft,
Hölty's Lied am Rosenhügel
Einer jungfräulichen Gruft.
Hell vom Neujahrsmorgenrothe
Angestrahlt, sang, mit dem Sinn
Frommer Innigkeit, der Bote
Wandsbecks durch den Eichwald hin;
Sang, umarmend eine Eiche,
Weit in's Vaterland hinein:
„Unter allem Volk im Reiche
„Soll der Fürst der Beßre seyn! —"
In die große Musenfeier
Unsers Liederhains erscholl

Heiter, zart und seelenvoll,
Hebels Allemannenleier.
Salis weicher Flötenlaut
Flog durch's Alpenthal, wo endlich
Sich der Sänger, still und ländlich,
Einen Hüttenraum gebaut.
Ich vernahm den süßen Laut.
Welch ein milder Hauch der Töne,
Da sein schönstes Lied erklang,
Das so voll Gefühl das schöne,
Still-verhüllte Mitleid sang;
Das in seinen weichen Schleier
Wundgedrücktes Elend hüllt,
Und mit heller Friedensfeier
Ein verzagtes Herz erfüllt.
Wonneselig, gleich dem Frieden,
Der durch Götterhaine zieht,
Sang vom Hain der Hesperiden
Matthisons geweihtres Lied.

Am Genevaſee-Geſtade
War es, wo im höchſten Flug
Sein Geſang die Flügel ſchlug,
Und zur lauſchenden Najade
Seine Zaubertöne trug.
Ja, dort war es, wo die ſchöne
Nais an dem Ufer ſaß,
Und, im ſüßern Spiel der Töne,
All ihr Wellenſpiel vergaß.

Was dieſer Sänger, ſprach mein Führer, ſonſt ge-
ſungen,
Die Gnom- und Nixenſingerei,
Sammt ſeiner Hofpoeterei
Von hohen Jagdbeluſtigungen:
Das tönte bis zum Liederhain
Der Muſenfeier nicht hinein.

Stegmanns Harfentöne ſchlugen
Hoch empor, als ſie, geweiht,
Deutſchlands große Heldenzeit,

Wie auf Adlerſchwingen trugen;
Stark, wie eine Tuba, klang
Sein Pindariſcher Geſang.

Wohl würdig, ſprach mein Freund, beſang er jene Thaten
Der großen Zeit, die ſich dem Frankenjoch entrang! —
Sein Spottlied gegen die unglücklichen Sarmaten,
In der von ihm umräucherten Gewalt,
Da prunkt's! in widerlich-geputzter Knechtgeſtalt!
Kein ſchmähend Wort iſt ungerechter,
Und abſcheuwürdiger kein Gift,
Als ſolch ein grauſes Hohngelächter,
Das einen Sohn des Unglücks trifft.

Ja wir flohn mit großer Schnelle
Weit vorbei an dieſer Stelle,
Und gelangten bald von dort
In den Schatten eines Hains;
Da vernahmen wir ein reines,

Ein geweihtres Dichterwerk.
Maltitz wand hier Liederkronen
Für den letzten Heldentag,
Als das Volk der Jagellonen
Gleichreich, wie es kämpft', erlag.

Wandelnd unter den Heroen
Des Gesangs, der nie verhallt,
Traten wir in einen frohen,
Jugendlichen Lorbeerwald.
Zedlitz, Uhland, Platen, Söhne
Junger Kräfte, weihten dort
Ihre ersten Lyratöne,
Ihr begeistrungvolles Wort.

Platen, mit der vollen Zierde
Seiner Sprachkunst angethan,
Trat in seine Dichterbahn
Mit der flammenden Begierde,
Tasso's Lorbeer sich zu nahn.

Uhlands Saiten hört' ich tönen,
Wie sein Vorwärts im Gesang,
Kühn und kräftig, zu den Söhnen
Oesterreichs hinüber drang.
Da erklang auch Körners Feier,
Der, umringt von einem Zug
Junger Helden, Schwerdt und Leier
Zu den Schaaren der Befreier
Seines Vaterlandes trug.]

Hier laß uns, sprach mein Freund, eh wir von dannen eilen,
Noch einen Augenblick verweilen.
Da sieh! den dunkeln, fern entlegnen Fichtenhain
Durchwandeln geisterhafte Schauer;
Da geht die Luft so still, wie die verstummte Trauer:
Da ruhet Heinrich Kleists Gebein.
Der von dem Schicksal hart Bedrängte
War seines edeln Seyns und Strebens sich bewußt;
Die Welt verstieß ihn: da zersprengte

Verzweiflung ihm die liederreiche Bruſt;
Und ſo verklang denn ſeine Leier,
Die, als ſein Volk den Hohn der Franken trug,
Der bittre Groll des Haſſes ſchlug. —
Verhülle, Fichtennacht, mit einem Trauerſchleier
Den unbekränzten Aſchekrug!
O, daß ihn die Welt verkannte!
Rief ich ſchmerzhaft aus, und ſandte
Leiſ' ein wehmuthvolles Ach!
Seinem trüben Schatten nach.
Daß die Welt der Nacht erglänze,
Weihte Jedlitz Todtenkränze,
Heftete ſie, tief gerührt,
An die dunkle Geiſterpforte,
Welche zu dem finſtern Orte
Schattender Geſtalten führt;
Wo ſich, gleich verwehten Klängen
Von verſtummten Luſtgeſängen,
Matt der laute Prunk verliert,

Und wo mit gelöſtem Grimme
Eine richterliche Stimme
Zum Eroberer ſpricht: „Herein!
Hier dieß Reich, ſo ſtumm und düſter,
Iſt dir's wüſt genug, Verwüſter?
Nun wohlan denn! es iſt dein! —“
Jene Strahlenkränz' erhellten
Da den Raum, wo, öd' umſtarrt,
Auf dem Iſthmus zweier Welten
Ihren Raub die Zeit verſcharrt.
Da ergriff mich finſtre Trauer,
Und ich ſtand und fühlt' und ſann;
Aber, wie ein Frühlingſchauer,
Weht' ein Liebeskuß mich an.
Und in ritterlicher Feier
Kam mein Fouqué Troubadour;
Er durchwanderte mit Leier
Und Geſang die deutſche Flur,
Lorbeertragende Geſänge

Hatten dieſes Dichters Haupt,
Trotz dem Ritterſperrungedränge,
Das ihm wuchert, friſch belaubt.
Und die zarte Jungfrau drückte
Den Geſang, der ſie entzückte,
Mit der reinſten Jugendluſt
An die unſchuldvolle Bruſt.
Leuchtend ſprach aus ihrer Miene:
Wie das ſüße Launenſpiel
Der bezaubernden Undine
Ihrem Herzen wohlgefiel.
Plötzlich, da wir weiter drangen,
Flogen helle Töne empor,
Die geheimnißvoll hervor
Aus des Haines Tiefe klangen:
Das war Nevalis Geſang!
Der Erwählte kehrte wieder
Zu dem Tempel ächter Lieder,
Dem ihn Afterkunſt entrang.

Dir, du hehre, ſterngekrönte,
Wundervolle Nacht, ertönte
Meines Sängers Harfenklang!
Dann vernahm ich jenen hehren,
Feierlichen Weihgeſang,
Der ſich ſeiner Chriſtusfreuden,
Andachtvollen Seel' entſchwang.
Endlich ſtimmte ſeine Leier
Wilhelm Müller, und beſang
Die erhabne Siegesfeier,
Die ſich Hellas Volk errang,
Das kein Herrſcher retten wollte;
Denn die hehre Hellas ſollte
Sich durch eigne Kraft befrein,
Alles hin an Alles wagend;
Nur die deutſche Muſ' allein,
Liederpfeil' im Köcher tragend,
Stürzte, mit Geſängen ſchlagend,
In die Blutſchlacht ſich hinein.

Der Begeiſterung Flammen ſchlugen
Hoch empor zum Pelion,
Und die Feuerſeelen trugen
Glorreich Sieg auf Sieg davon.
Knaben brannten, von den Klängen,
Von des Liedes heil'ger Macht
Aufgeregt, ſich vorzudrängen
In den Sturm der Freiheitſchlacht.
Doch von jenem Blutgefilde
Kehrte bald mein Geiſtesblik,
Zu dem friedlich-ſanftern Bilde
Meines Liederhains zurük.
Lüfte, die da horchend ſchwiegen,
Wurden lyriſches Gedön:
Und, ſo angefacht, erſtiegen
Wir die höhern, feſtern Höhn.
Gleich dem hellſten, klarſten Sterne,
Der durch hohe Cedern glänzt,
Kam nun ſittig, ſchön bekränzt,

Schillers Mädchen aus der Ferne;
Und die Harfe, die sie schlug,
Schimmerte von goldnen Saiten,
Mit Gesängen zu begleiten,
Was sie tief im Busen trug.
Sieh! es flog ihr Geist hinüber,
Wo die Vorwelt ihn umfing;
Und ich sah, wie da vorüber
Hellas Götteraufzug ging.
Von den Jugendidealen
Leuchteten, wie Nachgluth, dann
Frische, warme Morgenstrahlen
Spätre Liederstunden an.
Seiner Glocke Töne schallten
Göttern der Unsterblichkeit,
Mächtig trotzend den Gewalten
Einer wandelbaren Zeit.
Hier in Freundes Liederkreisen,
Hier bewegte meisterhaft

Sich in neuen, kühnen Weisen
Göthe's reichbegabte Kraft.
Himmlisch sang er das Erbarmen,
Sang die hehre Gottesthat,
Welche sich mit offnen Armen
Einer Bajadere naht.
Aus der niedrigsten Gemeinheit
Tritt ermuthigt sie hervor:
Sieh! da trägt sie zu der Einheit
Mit dem Gott der Gott empor.
Welch ein Lied! — Doch kam mir vor,
Als ob viele von den Klängen,
Die sein Lautenspiel verlor,
Sich nicht eben hoch empor
Ueber die Gemeinheit schwängen,
Und sogar nicht göthisch klängen;
Ob auch widerliches Lob
Recht, als wollt' es ihn verhöhnen,

Mit den unſinnvollſten Tönen
Alles, was er gab, erhob.
Wahr iſt es, ſprach mein Führer, daß nicht immer,
Nicht Alles, was er uns ſo hinwirft, uns entzückt;
Hat aber ſelbſt Homeros nimmer
Bei ſeinem Saitenſpiel genickt?
Sein Göttliches mag hoch ſein Schwaches überwiegen,
Entzück' uns denn ſein hohes Liederfeſt!
Die ſchaffende Natur läßt Fledermäuſe fliegen,
Wenn ſie die Nachtigall im Dufthain ſingen läßt.
Er, in der Weihe ſeines Geiſteradels,
Er fühlt, wie hoch ſein Genius ihn hob;
Zählt, daß ihn weniger ein ernſtes Wort des Tadels
Verletzen mag, als toll gewordnes Lob.
Wir ehren unſre großen Männer, —
Mag Unſinn über ſie Lob oder Tadel ſchrein!
Weiter folgt' ich meinem Kenner
Durch den liederreichen Hain.
Alle nenn' ich nicht, die Namen,

Die, getragen vom Geſang,
Der im Herzen wiederklang,
Preislich mir entgegen kamen.
Dich auch, Göckingk, fand ich hier!
Sage, weißt du noch, wie wir
Uns in Lora's Hain gefunden?
Freuden, die für manches Leid
Mir ſo manchen Kranz gewunden,
Waren Zeugen jener Stunden
Einer frühlingvollen Zeit.
Oft beſucht mein Geiſt die Räume,
Wo dein Jugendlied erklang,
Wenn es zarte Liebesträume,
Oder Lebensweisheit ſang.
Höher ließ ich mich geleiten;
Und ein Strom von Hymnen floß,
Der ſich durch die Dunkelheiten
Eines Palmenhains ergoß.
Freudig ſchien das Laub zu zittern:

Klopſtocks Harfe rauſchte hier,
Gleich melodiſchen Gewittern,
Hohe Sionitin, dir!
Schweigen ſank auf jede Leier,
Als das hohe Lied erſcholl,
Und die große Frühlingsfeier
Der geweihten Harf' entquoll.
Nun laß uns, ſprach mein Freund, eh' wir von dannen ſcheiden,
Noch jenem Raum uns nahn, den Roſen überblühn,
Die durch das Laub der Thränenweiden,
Wie rothe Abendſtrahlen, glühn.
Da ruhet Gellerts Staub! — O fließe, wie durch Harfen,
Durch's hängende Geſträuch die Luft!
Und wir nahten uns, und warfen
Opferblumen auf die Gruft. —
Harren ſollteſt du nicht länger!
Rief ich, deine Stunde ſchlug,

Welche dir, du frommer Sänger,
Deine Kron' entgegentrug!
Ueber Noth und Schmerz erhaben,
Lebteſt du, wie dort am Ziel
Jeder wünſcht, gelebt zu haben.
Reich an frommen Liedergaben,
Tönt dir nach dein Saitenſpiel! —
Aber ſtark verlängert hatten
Sich die abendlichen Schatten;
Mein Begleiter ſagte mir:
Wohl wunderlieblich iſt die Zaubergegend hier;
Doch ſchau! die Sonne geht ſchon nieder!
Leb' wohl! wir ſehn uns morgen wieder.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Viertes Buch
Wanderung durch den Markt des Ruhmes.
Fortsetzung.

I.

Gehn wir, sagt' ich, noch einmal
Zu den großen Meisterwerken,
Daß wir uns für manche Qual
Unsrer neuen Wallfahrt stärken!
Mich umgab der Götterwald
Mit begeisternden Genüssen;
Nur entzog man mich zu bald
Diesem Liederhain. — Wir müssen,
Sprach mein eiliger Gefährt',

Was auch dabei dein, hier verwöhnter, Sinn entbehrt:

Wir müſſen nun einmal zu andern
Kunſtwerken und Kunſtſtücken fort!
Wir haben bis zum Handelsort
Der neueſten Vernunft noch weit von hier zu wandern.
Viel Abenteuer giebt es dort. —

Und ſo gingen wir denn fort.
Freilich, meine Augen hatten
Seltſamkeit genug geſehn,
Um noch einmal einem platten,
Leeren Treiben nachzugehn.
Plötzlich ſah ich lange Schatten
Hinter großen Männern ziehn.
Nah beſehn, war ſelten Einer,
Der ſo groß war, als er ſchien;
Manchen fand ich zehnmal kleiner,
Als den Schatten, den er warf:
Darum man denn freilich viele
Dieſer flelzen Schattenſpiele

Nicht genau beleuchten darf.
Was auch hundert Stimmen ſchrieen:
Weisheitſinn, Philoſophie
Sucht' ich lang', und fand ſie nie,
Aber wohl Philoſophieen.
Dieſe ſprachen etwas breit
Von dem Lichtkreis ihrer Höhen;
Und es war, als ob ſie weit
Unſerm Einfaltſinn entſtehen;
Nur, daß oft im Widerſtreit,
Trotz dem höhern Horizonte,
Dieß erhabene Geſchlecht
So gar niedrig zürnen konnte,
Das gefiel mir doch nicht recht.
Zank im Kreiſe ſolcher Männer!
Wer hat Unrecht? fragt' ich dann.
„Wer nicht Unrecht haben kann,"
Sagte mir mein Menſchenkenner.

Der Lehrſtolz, fuhr er lächelnd fort,
Will, was er ſich gilt, Allen gelten;
Nur wiſſen wir: das letzte Wort iſt ſelten
Auf dieſem Markt das beſte Wort.
Selbſt ein geſchloßner Mund ſcheint jenem Manne dort,
Der immer Recht hat, doch, als könnt' er widerſprechen;
Den Sündenfall muß er ſofort
Durch eine Redeſündfluth rächen!
Du kennſt den Meiſter Polyglott;
Ihn bringt ein Knabenwort zum Sprechen,
Zum Hören bringet ihn kein Gott!
Sind das unſre weiſen Denker?
Rief ich aus — nun ſag' mir an,
Wie vereint in Einem Mann
Sich der Weiſe mit dem Zänker?
Die weiſen Männer preiſen uns ein Land,
Ein vielbeſprochnes, das die meiſten

Von ihnen eben nicht bereiſten.
Empfinden ſollen wir, was uns ihr Geiſt erfand.
Das Edle, Würdige, das ſtreng ihr Wort gebietet,
Zu oft nur iſt's aus ihrem Thun verbannt.
Der ganze Menſch gehört der Weisheit, doch ſie miethet
Auf's Höchſte ſich noch den Verſtand.

Als wir endlich weiter zogen,
Hört' ich Worte, laut und ſchwer;
Red' und Gegenrede flogen,
Wie Geſchoſſe, hin und her.
Kecke Weisheitjünger riefen,
Von des Meiſters Wort erhitzt:

Wir drangen, riefen ſie, tief in des Denkens Tiefen;
Wir ſetzen Gott, und ſiehe da! er ſitzt.

Mit nichten ſitzt er, ſprach ein Gegner. Längſt verſchollen

Iſt, mit dem ältern Wahn, auch dieſer Wahn ve
Gott!
Gott iſt das große Null, dem alle Ding' en
quellen! —
Hört! rief die Neuſucht, hört! das große Nich
iſt Gott!

Drob zürnte ſchwer der junge Gottesſetzer;
Schweigt! rief er, ſchweigt! ihr flachen Schwätze
Ihr Scheingeſtalten, daß ihr's wißt,
Mit eurem ſeichten Schulgeſchwätze,
Verdienet nicht, daß man euch ſetze!
Jedoch was zürn' ich, daß ein Nicht-Ich ſich v
mißt!

Ein Dritter ſprach: Wir ſind am Kühnſten v
geſchritten,
Den Iſisſchleier hoben wir,
Entdeckten Gott im All: und ſonach ſtehn wir mit
In Gott, im Iſistempel hier.

Der All-Gott iſt der All-Erzeuger, und
nicht minder
Der All-Zerſtörer deß, was er in's Daſeyn
bringt,
Der, recht Saturniſch, ewig Kinder
Aus ſich erzeugt, in ſich verſchlingt.

Verzeihet! ſprach zu dieſem Mann ein Andrer,
Auch ich bin ein nicht kundeloſer Wandrer
Im Lande der Philoſophie;
Auch meine Stimme läßt ſich hören!
Nur nichts von Ideologie! —
Doch will ich euch nicht lange ſtören!
Leſt meine Anthropologie!

Und mein Führer machte näher
Mich bekannt mit dieſem Späher
In der Neuphiloſophie.

Der, ſagt er, liebt die greiflichen Ideen,
Er läßt aus feſtem Element,

Aus gutem Magenſaft entſtehen,
Was man das Geiſtige, den höhern Menſchen nennt.
Gebt ihm das rohſte Menſchenleben,
Er wird den ungeſchlachten Tropf
Durch Irdiſches vom Irdiſchen erheben;
Er wird ihm Feuerwein und ſeine Nahrung geben:
Und fertig iſt der feine Kopf.
So ſtellt er nun, nach tüchtigen Recepten,
Verlangen wir es, eine Schaar
Von Dichtern, Philoſophen, von Adepten
Und Künſtlern aller Art, uns dar.
Allein, was würde wohl der gute Mann uns ſagen,
Wenn wir in aller Einfalt, frei
Und ſonder Arg, ihn wollten fragen:
Ob ſeine Nahrung fein genug geweſen ſey?

Und ich dachte nun dabei
An den alten, bittern Spötter
Juvenal, der ſchalkhaft pries,

Daß Aegypten ſeine Götter
In den Gärten wachſen ließ.

Die Neuſucht ſitzt einmal, ſprach mein erfahrner Spötter,
In Philoſophenköpfen feſt:
Drum laß auch ihn, der, zwar nicht Götter,
Jedoch, was göttlich macht, in Gärten wachſen läßt!
Um beſſern Preis kann man die Gaben
Des Geiſtes doch fürwahr nicht haben!
Auch ſtellt ſich recht gemüthlich-klar
Der gute Menſchen-Bildner dar;
Er hüllet nicht, was er verhandelt,
In ſternenloſe Phraſennacht;
Man ſieht doch deutlich, wie er's macht,
Wenn er das Fleiſch in Geiſt verwandelt.
Mit Gott, mit dem ſchon Jeder ſich erfrecht,
Ein Phantaſieenſpiel zu treiben,

Mit Gott läßt er's beim Alten bleiben,
Und daran thut er auch ganz recht.

Wir wenden uns zu den Ideenmännern!
Das Wort Idee iſt ſehr beliebt,
Ein Wort der Zeit, das reich mit Gönnern
Von jedem Range ſich umgiebt;
Es klingt in jeder flachen Meinung,
Rauſcht, angethan mit mehr und minder Dunkelheit,
Wie eine düſtre Spuk-Erſcheinung,
Durch unſere papierne Zeit.

Was wird uns Theodul im Hörſaal dort gewähren?
Vernimm — nur halte nicht, was er uns lehrt, für Spott! —
Er will in allem Ernſt uns Gottes Seyn erklären,
Und ſagt uns: Ein' Idee war Gott,
Bewußtlos — bis in ihr ein Gottesſohn ſich endlich,

Das iſt Gott ſelbſt, erzeugt; da ward in Fleiſch und
Blut
Sich die Idee bewußt, und ſich und uns verſtändlich.
Verſtehſt du das? Ich nicht! Doch faſſe wieder Muth!
Sein Nachbar Theophil iſt mächtig vorgedrungen:
Er hat mit glücklich-kühnem Schwung
Sich bis zur innern Haushaltung
Der Gottheit glorreich aufgeſchwungen.
Gott Vater, lehrt er, iſt, entſagend ſeinem Thron,
Vom Weltenſchauplatz abgetreten,
Und uns verwies er ſeit Jahrhunderten nun ſchon,
Mit unſern Bitten und Gebeten,
An ſeinen Erben, ſeinen Sohn.
Des Herrſcherthums ſich zu entſchlagen,
Hat ſich der gute Vater jetzt,
In ſeinen grau gewordnen Tagen,
Recht ordentlich zur Ruh geſetzt.
Was doch Philoſophen wagen,
Von der Gottheit auszuſagen!

Als ich ſo verwundert war,
Stellte ſich ein Weisheitjünger
Meinem ernſten Blicke dar,
Herzhaft, wie ein Weltbezwinger,
Der mit vollen Waffen — zwar
Logiſch nur — gerüſtet war.

Ihr werdet, hub er an, ihr werdet ſattſam wiſſen,
Wie ſchlecht der Gang der Philoſophen geht,
Und daß in ihren beſten Schlüſſen
Kein tüchtig Wort von Gott geſchrieben ſteht.
Hört zu! das Räthſelwort von Gott, wie wir es
löſen!
Es iſt die Finſterniß, die einſt das Licht gebar;
Das Gute wuchs am Stamm des Böſen;
Ein guter Geiſt iſt, weil zuvor ein böſer war.

Mich ergriff bei dieſen Sätzen
Ein verſtummendes Entſetzen,
Wie in einem Tempelhain,

Wenn ihn finstre Gräu'l entweihn!
Ach! ich fühlt' es, mit dem bloßen,
Offnen Blicke blieb ich fern,
Hart und kalt zurück gestoßen
Von der Weisheit dieser Herr'n!
So verließ ich denn mit Wehmuth
Diese neue Weisenzunft,
Sucht' in meiner stillen Demuth
Etwas ältere Vernunft.

Du Sucher da! so ließ ein nahes Wort sich hören, —
Was willst du? fragt' es mich, nicht ohne bittern Spott —
Willst du das alte Lied von Gott,
Zurück das Nachtgespenst der todten Zeit beschwören,
Die längst im Reich der Schatten wo hnt?
Vernimm die Weisheit, die auf unsern Höhen thront!
Vernimm! — Allein ich rief voll Angst dem Mann entgegen:

Ich vernahm bisher genug!
O genug! was keinen Segen
Meinem Seelenfrieden trug!
Mir kann nichts hier weiter frommen!
O, ihr Weisen meiner Zeit,
Laßt mich! ich will wieder kommen,
Wenn ihr klar und einig seyd! —
Als wir endlich weiter gingen,
Fragt' ich, freilich etwas scheu:
Was denn ist an all den Dingen,
Die wir sahn und hörten, neu?

Nichts Neues, sagte mein Begleiter,
Nichts Neues kam hier auf die Bahn!
Bei alter Wahrheit, alter Wahn;
Zu alter Dunkelheit hat unsre Zeit nichts weiter,
Als etwas Nacht hinzugethan.
Ich übergehe manchen Wahn,
Manch philosophisches Beginnen,

Das minder noch mit der Vernunft ſich reimt.
Kein ſeltſam Ding iſt zu erſinnen,
Das nicht ein Philoſoph geträumt.

Daß unverſucht auch nicht die kühnſte Meinung bliebe,
Trat Friedrich Es auf, wohl mit Gott und Welt bekannt;
Der lehrte nun: Gott iſt die höchſte Liebe,
Vernunftlos, aber voll Verſtand,
Der Gott, der uns das Chriſtenthum erſann.
Hört! was ich weiter euch verkünde:
Der Mittelpunkt des Chriſtenthums heißt — Sünde!

Chriſtenthumsphiloſophie,
Rief ich, ſind das deine Lehren?
Wahrlich! zu ſo hohen Ehren
Kam bisher die Sünde nie!

Verfolgen wir, ſprach mein Begleiter,
Den Mittelpunktentdecker weiter!

Der Sündenfall, der, wie bekannt,
Uns hat das Paradies entwandt,
Hat Erd' und Himmel ſtark erſchüttert,
Und ſchlug, wie Blitz und Schlag, in unſer innres Seyn,
In unſer Seelenweſen ein,
Und hat vierſpaltig es zerſplittert.
Die Splitter werden nun Vernunft, Verſtand
Und Will' und Phantaſie genannt,
Die, obgleich Trümmer nur, einander widerſtreben,
Und in der tollſten Zwietracht leben;
Vernunft und Sünde nur ſind mit einander Eins.
Kein Weſen von den Weſen allen
Im Schöpfungsraum blieb frei vom Sündenfalle,
Keins!
Sogar die ſüße Luft des anmuthvollen Hains
Iſt Sünderin, mit Adams Fall gefallen;
Wir athmen Sünden aus und ein.
Der Sündenfall hat nicht allein

Den Menſchen, und was um ihn iſt, entgöttert:
Er ſchlug auch in die Ewigkeit,
Und hat ſie ganz und gar zerſchmettert;
Die Trümmer nennt der Menſch der Sünde: Zeit.
Vernunft, die ſich ſo ſtolz das Licht des Lebens nennet,
Erkennt nicht, was der Glaub' in Dunkelheit erkennet.
Das Kind hat's nicht von der Vernunft gehört,
Wie es die Bruſt der Mutter finde,
Der Glaube hat es ihm gelehrt!
O lernet glauben von dem Kinde!

Wie? kam der Thierwelt auch von dort der Sündengeiſt?
Dem Fuchs der Diebesſinn? dem argen Wolf das Rauben?
Der, nun ein Freigeiſt ohne Glauben,
So mörderiſch das fromme Lamm zerreißt!

Nein! ſpricht der weiſe Mann, die böſen Thiere waren
In Gottes Schöpfung nicht! Ein ſolch Gezücht erſchuf
Der Geiſt der Finſterniß! Es hörten ganze Schaaren
Von Schlangen, Tigern, kurz, die ſämmtlichen Barbaren
Der Thierwelt, Satans Schöpferruf.
Auch Menſchen wagt Beelzebub zu ſchaffen:
Da bildet er aus irgend einem Klotz
Das Allergräulichſte, den Affen!
Dem lieben Gott zu Hohn und Trotz.

Dann fuhr mein Kenner fort: Du fragſt hier ohne Zweifel:
Warum, mit ſolcher Schöpferkraft,
Wie Gott, begabt, der dumme Teufel,
Trotz ſeinem Ehrgeiz, doch nur ſolch Gezücht erſchafft?
Und warum Gott — ihm fehlt dazu doch nicht die Kraft —

Den böſen Geiſt nicht hat mit einem Bliß erſchla-
gen?
Da ſpinnt der Philoſoph ſich nun in einen Kreis
Von Schimmerworten ein, um uns gelehrt zu ſagen
Daß er das Alles ſelbſt nicht weiß.

O der Philoſophenlaunen!
Rief betroffen mein Erſtaunen —
Hier vermeſſen, unklar dort!
Warum — doch ein ſtarkes Wort:

Das Klar' iſt ſeicht! ließ ſich vernehmen,
Die Wahrheit darf ſich dem Warum
Der ſchwachen Köpfe nicht bequemen!

Das traf mich! Ein wenig dumm
Sah' ich, angeſchreckt, mich um;
Und da blickt es nun aus trüber,
Tiefer Dämm'rung, wie der Reſt
Eines matten Scheins, herüber,
Der uns nichts erkennen läßt.

Was dort so neblich sich gestaltet,
Sprach mein Gefährt', das ist ein dunkles Heiligthum,
Wo, mit des Tiefsinns Preis und Ruhm,
Die allerneuste Weisheit waltet.
Von dorther klang ein Räthselwort, und sprach:
„Was ist, ist gut und recht, und was besteht, ist weise! —"
Da kam der Mißverstand, und brach
Mit voller Macht in alle Kreise;
Despot und Narr und Jeder glaubte, weise,
Weil er bestand, mit Fug und Recht zu seyn.

Die neue Lehre war willkommen;
Man lud sie — wo man sonst wohl eben nichts gemein
Mit Philosophen hat — man lud bei Hof sie ein,
Und höflich ward sie aufgenommen.
Ergötzen konnten nicht allein
Gebieterinnen, nein! auch Zofen
An so bequemer Weisheit sich:

Hofjunker wurden Philoſophen,
Und Philoſophen junkerlich.
Man brachte reichlich Preis und Ehre,
Ja! was auch ſonſt noch lohnend war,
Dem Schöpfer dieſer Weisheit dar.
Wenn's nur in der geprieſnen Lehre
Nicht ſtellenweis ſo dunkel wäre,
Daß man, auch mit geſundem Schritt,
Durchaus nicht weiß, wohin man tritt;
Doch man begnügte ſich damit,
Die dunkeln Stellen zu umgehen,
Und blieb, mit Philoſophen Muth,
Bei dem, was man bequem fand, ſtehen:
Das Dunkel iſt! und drum iſt's gut!
O, das begeiſterte die Geiſter!
Der Satz iſt freundlich, baar und klar!
Um deſto höher ſtieg in ſeinem Ruf der Meiſter,
Je dunkler Alles ſonſt in ſeiner Lehre war.
Seht! riefen die erhitzten Jünger,

In unſers Meiſters Geiſt vergöttlicht ſich die Zeit!
Ja, dieſen Geiſt hat Gottes Finger
Zum zweiten Weltheiland geweiht!

Nun will ich länger dich nicht quälen
Mit unſrer Zeit, die, was ſie Großes auch vermißt,
Doch reich — an zweiten Weltheilanden iſt;
Nur eine Sage laß mich dir noch kurz erzählen;
Hör' an die wunderbare Sage,
Von welcher uns die Quelle fehlt;
Genug, wir wiſſen, ſie erzählt:

An irgend einem Wundertage
Erſchien, in Menſchenbildung zwar,
Doch kenntlich noch genug, Gott einer Weiſenſchaar,
Und richtet' an ſie dieſe Frage:
Sagt! ob, und wie, und was ich ſey?
Erklärt euch unverblümt und frei!
Doch reden wollt' anfänglich Keiner;
Bald aber ſprach der ganze Chor:

Der Wiſſer trug ſein Wiſſen, und der Meiner
Trug eifrig ſeine Meinung vor.
Ein Jeder ſprang von ſeinem Sitze,
Und ſprach mit Blicken, Wort und Hand,
Vergeſſend in des Eifers Hitze,
Daß Gott der Herr da vor ihm ſtand;
Ein Jeder ſprach, es hörte Keiner;
Dazwiſchen rief nun Gott: „Nur Einer! immer Einer!
Man hört im Chor zu viel und darum hört man nicht!“
Ein Jeder ſtellt, dem hohen Gaſt zu Ehren,
Sich ſchön zurecht in ſeinem beſten Licht;
Nur Licht kam nicht in ihre Lehren.
Gott endlich ſprach: Nein! ich verſteh' euch nicht!

Da trat ein Mann auf, dem ſich Götter offenbarten,
Der, nach dem Lobgeſchrei von ſeiner Jüngerſchaar,

Tief eingeweiht in alle Gottheit war,
Der ſprach in dunkeln Redensarten;
Denn Götterſprüche ſind nicht klar.
Er wußte kunſtreich-ſchwer das Leichte zu behandeln,
Und ſinnreich wußt' er Licht in Dunkel zu verwandeln.
Der öffnet' ein Ideenmagazin
Vor der erhabenen Erſcheinung,
Um die Idee von Gott daraus hervor zu ziehn.
Vernimm — ſo hub er an — es wohnt in meiner Meinung
Die wahreſte Theodicee!
Du Gott biſt ein' Idee, die große Weltidee!
In meinem Buch ſteht Viel von deinem Weſen,
Was du gewiß noch nie vernahmſt,
Da bitt' ich dich, es ſelber nachzuleſen,
Wie du dich ſelbſt begriffſt, und zum Bewußtſeyn kamſt.
Ob manchem Dummkopf auch mein Lehrbau nicht behagte,
Er wird beſtehn, was auch der Troß dagegen ſpricht.

Gott ſchüttelte den Kopf und ſagte:
Nein! ich verſteh' euch Alle nicht! —

Da rief ein kleiner Mann: Erlaubt mir durchzudringen!
Verſuchen will ich's doch, ihn zum Verſtehn zu zwingen!
Mit feuerrothem Angeſicht,
Und mit der kräftigen Emphaſe
Der hohen, königlichen Naſe,
Die weit voraus lief, reckt' er hoch ſein Haupt empor,
Und ſemit ſprang er kühn hervor
Aus den gedrängten, bunten Reihen,
Die er mit etwas Heftigkeit durchbrach,
Schöpft' Athem, Muth und Kraft, und ſprach:
Du Gott wirſt leichter, als die Menſchen, mir verzeihen,
Daß, — ſoll mein Lehrbau ſtehn — er ſtreng gezwungen iſt,

Zu zeigen, — daß du gar nicht biſt! —
Ein kühnes Wort! ich kann es nicht verhehlen,
Das hier und da mir ſchlecht vergolten iſt.
Da hab' ich nun für gute, ſchwache Seelen,
Die ein gewagtes Wort verletzt,
Fein kunſtreich einen Gott geſetzt.
Doch Alles dieß vertrau' ich nur Vertrauten;
Drum laß dich nichts davon verlauten!
Mir würd', erführe man's, ich weiß nicht was,
geſchehn.

Gott winkt', und ließ die weiſen Männer ſtehn.
Er iſt nun Keinem mehr von ihnen,
Seit jenem Wundertag, erſchienen.
Wir laſſen ſie denn auch auf ihren Höhen ſtehn,
Und wenden uns zu Männern, die dem Leben
Der Nothdurft etwas näher ſchweben.

Eh' wir aber weiter gehn,
Sagt' ich, laß uns noch das Streben

Jener Männer näher ſehn,
Die auf Felſentrümmern ſtehn,
Und mit Erz und Steinen leben;
Sie ſind laut, wie ein Geſecht.

Das, ſprach mein Kenner, iſt ein zwiſtiges Geſchlecht!
Sie ſprechen freilich laut; denn ohne lautes Sprechen
Wird nie ein großes Werk beſtellt.
Wir wollen ſie nicht unterbrechen,
Denn ſie erſchaffen da die Welt!
Vereinen mögen die Verfaſſer
Des Weltbau's ſich in ihrer Weisheit nie;
Der Eine ſchafft die Welt aus Waſſer,
Aus Feuer ſchafft der Andre ſie,
Ein dritter Welterſchaffer düngt
Mit einer Urwelt dort die Schöpfung, wie ein Feld.
Und ſie, von Neuem fruchtbar, bringet
Mit friſcher Kraft die Welt zur Welt.

Der Eine ſucht den Andern zu verrufen.
Ein glückliches Verhängniß offenbar
Iſt: daß die Welt, bevor ſie jene Herr'n erſchufen,
Schon da ſtand und ganz fertig war.
Sie wenden vernehm ſich von jedem andern Streben
Der Künſt' und Wiſſenſchaften ab,
Und ſehn mit Hohn, wie auf ein niedres Leben,
Auf früheres Verdienſt herab.
Selbſt Haller, dieſer erſte Hochgeprieſſer
Im Gottestempel der Natur,
Iſt jenen jüngern Weiſen nur
Ein ſeichter, ſchwatzender Philiſter.

Wir aber wenden uns mit Geiſt und Sinn
Nach jenen Trompethöhn dahin,
Wo Hallers große Seele feiert,
Und, im erhabnen Denkerſinn,
So manchen tief verborgnen Zug
Im Leben der Natur entſchleiert.

Vernimm den hochbegabten Geist!
Den seine Wissenschaft mit großen Namen nennet,
Der, wenn er feierlich die Wunder Gottes preist,
Doch so bescheiden fromm bekennet:
In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist. *)

Jetzt richte deinen Blick nach einem andern Streben,
Das da, wie eine Heldenthat,
Mit viel Geräusch in's Daseyn trat.
Da siehst du Männer sich erheben,
Die, rüstig und mit Muth und Kraft,
In dem Gebiet der Wissenschaft
Den fortgeerbten Wahn verscheuchten.

---

*) „In's Innre der Natur —"
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern. Göthe.

Sie warben endlich um den Ruhm,
Ihn aus dem Kirchenheiligthum
So glücklich auch hinaus zu leuchten.
Die Jünger kamen nun, und leuchteten daraus
Den ganzen Himmel mit hinaus.
Der dunkle Götterhain verſchwand, und eine grelle,
Kreiſt hauchende Betrachtung fiel
Herab auf eine wüſte Stelle;
Da regte ſich das Widerſpiel,
Beſtürmte die Vernunft; des Lichtes Haſſer riefen
Aus jener Nacht, wo längſt-verſchollne Träume
ſchliefen,
Die blinde Gläubigkeit herauf. —

Sieh! da kommt wieder uns Herr Heilſon in den
Lauf;
Er tritt ſo feierlich, als wollt' er Großes wagen,
Im Kreiſe der Genoſſen auf.
Ein künſtlich-ernſter Blick begleitet ſeine Klagen,

Daß Lucifer in unſern Tagen
Noch fort und fort das Haupt erhebt,
Und Leſſings Geiſt, den er im Nathan doch erſchla-
gen
Und ganz vernichtet hat, noch lebt.

Ja, mancher Freund, der in dem Straht ſich
ſonnte,
Der die Vernunft umgiebt, verließ die Lichtgöttin,
Und gab, da ſie nicht mehr mit Kränzen lohnen
konnte,
Sich eilig ihrer Feindin hin.
Vertilgen half er jedes Lichtgefunkel,
Und war's um die Vernunft auch noch nicht ganz ge-
ſchehn,
So war es doch ſchon ſattſam dunkel,
Um recht magnetiſch hell zu ſehn.

Magnetiſirten iſt erſchaulich,
Was noch kein Blick geſehn, vernommen hat kein Ohr;

Vor ihnen öffnet sich das große Weltenthor,
Sie gehn im Uranus, und sprechen ganz vertraulich
Mit Jupiters Trabantenchor;
Sie dringen weiter vor, und schauen
In's Empyräum hell und klar,
Und eine glaubensfeste Schaar
Läßt sich gedankenlos erbauen.

Und nun vernimm! — Du wirst kaum deinen Ohren trauen —
Magnetisch wird der Magen ein Prophet,
Der sich auf Wissenschaft und Leserei versteht,
Nicht bloß auf ehrliches Verdauen. —
Dem meinen will ich gern solch Kunst- und Zauberspiel
Sammt allen höhern Kräften schenken,
Möcht' er nur sonst mich nicht mit mancher Unart kränken.
Doch kurz: magnetisch weiß der dümmste Magen viel!

Große Götter, rief ich, walten
In den Tagen unsrer Zeit!
Nie sah die Vergangenheit
Solche Wunder sich entfalten,
Solche Kraft und Herrlichkeit!
Dürft' ich eine Frage wagen,
Die ich nicht verschweigen kann:
Welche Früchte würd' es tragen,
Nähm' einmal ein hoher Magen
Die Magnetenweihung an?

Regierung mit dem Kopf, begann
Mein Kenner, hat oft fehl geschlagen.
Die neue Kunst erschien, und sieh! man ließ sodann
Den Magen stark magnetisiren,
Der sonst vom Staate sich, nicht ihn durch sich,
erhält,
Um so, vom Magen aus, die Welt
Bequem und rühmlich zu regieren;

Und wir erwarten hoffnungvoll
Das Licht, das da hervorgehn soll.

Traun! ein preisliches Beginnen!
Zu erstaunt nur bin ich noch;
Auch wird mir's dabei denn doch
Etwas dunkel vor den Sinnen,
Und gar wunderbar zu Muth.

Hier, fuhr mein Kenner fort, gilt's Glauben und Vertrauen.
Im Dunkel läßt sich nur ein solches Werk erbauen;
Das heil'ge Dunkel ist zu vielen Dingen gut,
Und manche höchste Huld, bei Allem, was sie thut,
Läßt, wie du weißt, nicht gern sich auf die Hände schauen.
Verschreien ließ man durch das Land
Das Licht, als einen Feuerbrand.
Ein glückliches Zusammenstießen
Bestellter Hände brach hervor,

Den Sonnenstrahl mit Wasser auszugießen.
Vor Allen trat Herr Heilson in den Chor
Der aufgebotnen Feuerlärmer,
Das ist der nüchterne, sich wohl bewußte Schwärmer
Er schleppte — daß er hier nur nicht der Letzte sey —
Zwei volle Wasserschläuch' in aller Eil herbei.
Zwei Bände voll Geschwätz und Priesterdünkelei.

Hier endlich nahn wir uns der Gottgelahrtheit Schule,
Wo Sophronizons Licht auf dunkle Stellen blitzt;
Gerad' ihm gegenüber sitzt
Der dunkle Herr, der hoch von seinem Lehrerstuhle
Auf jeden lichten Punkt aus vollem Schlauche spritzt.
Er zürnet scharf dem Apologen,
Der, von dem Reiz der Tugend angezogen,
Worin ein Heide glänzt, den Helden selig spricht. —
Heid' oder Bösewicht, lehrt Heilson, ist verstoßen
Von Gottes hehrem Angesicht;

Vom Heidenthum erlöst die Heidentugend nicht!
Sie schafft vielleicht aus einem großen,
Nur einen mittlern Böswicht.

Nimmer, sagt' ich, lehrte jener
Gottmensch solchen Unverstand!

Was willst du? sprach der Freund, der hohe Nazare-
ner
Hat unsern Heilson auch prophetisch nicht gekannt,
Hat vor dem Lehrstuhl auch prophetisch nicht gesessen,
Wo unser Heilson leuchtend glänzt;
Er hätte sonst wohl nicht vergessen,
Wie schön der Meister ihn ergänzt.
Auch hätte, was wir sehr beklagen,
Wohl seine Weisheit nicht verfehlt,
In seine Lehren einzutragen,
Was Heilsen einst den spätern Tagen
Von ihm erzählen würd', und wirklich nun erzählt.
Und nimmer hätte sein Erbarmen,

Vom Anblick fremder Noth erweicht,
Die segenreiche Hand der armen
Samaritanerin gereicht.
Und somit hat der liebevolle,
Der hohe Menschenfreund durch That und Wort gelehrt:
Daß, wie sein Nam' auch sey, Der selig werden solle,
Der recht thut, und im Dienst der Tugend Gott verehrt.
Herr Heilson nun dagegen lehrt:
Zu welcher Würdigkeit ein Heide mag gelangen,
Wie feurig auch sein Muth für Recht und Wahrheit flammt:
Hilft nichts! der Heide wird verdammt!
Das wußte Christus nicht in seinen Lehrertagen:
Und darum soll er auch davon die Schuld nicht tragen,
Daß er ein minder guter Christ,
Als sein Ergänzer Heilson ist.

Wie? vom Fluch der Sünd' umfangen,
Fragt' ich, wär' ein ſchuldlos Haupt,
Weil's nicht an das Licht geglaubt,
Das, ihm noch nicht aufgegangen,
Erſt an unſerm Himmel flammt?
Hilft nichts! der Heide wird verdammt!

Laut eifert unſer Held, daß ſeine taxfre Fehde
Mit lichten Geiſtern noch den vollen Sieg vermißt;
Daß, trotz der Züchtigung von ihm in Schrift und Rede,
Die Zeit noch keine Chriſtin iſt.
Die Männer, welche dort in ſeiner Näh' erſcheinen, !
Die möchten gern mit ſeiner Hand,
Um Allen recht zu ſeyn und Allen zugewandt,
Vernunft mit Unvernunft vereinen.
Die Schüler lernen dort, bei Widerſpruch und Zwiſt,
Nicht wiſſen freilich, doch recht keck und tüchtig meinen:
Was nicht Gott iſt, und was er iſt.

Aber welche Kämpfe ſchallen
Dort her aus den Tempelhallen?

Sind Menſchen, ſprach mein Freund, die für den Glauben fechten;

Die Feindlichſten ſtehn alleſammt
Am Weiteſten entfernt vom rechten,
Der Friede heißt und nicht verdammt.
Die Eifrer zeigten dort dem Volke —
Das, was es ſehen ſollte, ſah —
Ein Weſen dunkler Farb', es nennt ſich Myſtika,
Gekleidet in den Dunſt von einer Nebelwolke.
Vernimm ſie ſelbſt in Wort und That:

Als ich ihnen näher trat,
Ward mir bang in ihrem Kreiſe;
Denn der frommen Männer Zunft
Dreht, nach hoher Prieſter Weiſe,
Zu verdammen jedes leiſe
Fragezeichen der Vernunft.

In den Kreis der dunkeln Farbe
Trat ein Neuprophet, ein Mann
Hoher Weihe, der begann:

„Vernunft, begann er, ist die Narbe
„Vom Sündenfall, die jene Unschuldwelt
„Und Gottes Ebenbild so fürchterlich entstellt.
„Forterbte diese Narb' auf Kind und Kindeskinder
„Im ganzen menschlichen Geschlecht:
„Ja, diese Erbschaft theilt der Tugendheld nicht minder,
„Als der verworfne Sündenknecht.
„Doch giebt es Menschen, die sich Weise nennen,
„So thörig und so sehend-blind,
„Daß sie gar stolz auf diese Narbe sind,
„Und eine Zierd' in ihr erkennen.
„Der Demuthsinn ist unser Losungswort."

Wahr ist es, fuhr mein Freund in seiner Rede fort,

Die frommen Seelen flichn den Hochmuth, diese Quelle
Von allem Bösen; aber dann
Maßt jede sich die erste Stelle
Im stillen Reich der Demuth an.
Die lieben Heiligen sind duldend; sie verdammen,
Trotz ihrem Sünderhasse, nie;
Sie fodern Gott nur auf, die Hölle zu entflammen
Für Alle, die nicht sind, wie sie.

Nein! nicht konnt' ich mich bequemen,
Zeichen Gottes wahrzunehmen
In dem Thun und Treiben dort!
Und so ließ ich mich beschämen
Und verdammen, und ging fort.

Hat, sagte mein Gefährt', die Nachtnatur von dort
Zu trübe deinen Blick umdunkelt:
So wende dich dahin, wo Sophronizons Licht,
Und neben ihm, die Fackel Tzschirners funkelt.

Das Reich der Wahrheit zittert nicht,
Wie kecklich auch hervor die dunkle Phalanx bricht!

Der helle Tzschirner gleicht dem Sterne,
Der aus der stillen, tiefen Ferne
So freundlich in das Abenddunkel tritt.
Und wenn, wie ein Panier, er seine Fackel schwin
get:
Mit ihm ist Christus-Sinn und Christus-Ruh; e
bringet,
Wohin die Stund' ihn ruft, den Frieden Gottes mit
So steht er da, der würdevolle Meister!
In seinem tiefen Ernst, in seiner hohen Ruh!
Willkommen! rufen ihm die Geister
Von Luther und Melanchthon zu.
So steht er da in seines Lichtes Klarheit,
Nie hadernd, auch nie weichend, fest und wahr;
Kein hoher Wink entwendet ihn der Wahrheit:
So steht er da! so führt er seine Jüngerschaar

Zu Gottes würdigſtem Altar.
Und ſcheidet er dereinſt von ſeinem Hirtenſtabe:
Dann wird, was er gepflanzt, in heller Reife ſtehn,
Und hoch wird über ſeinem Grabe
Des Glaubens Licht, die Flamme Gottes wehn.

Ein begeiſtertes Entzücken
Weinte ſtill in meinen Blicken,
Und verſagte mir das Wort.

Die Lehre, fuhr mein weiſer Kenner fort,
Daß die Vernunft im Dienſt des Glaubens nimmer
tauge,
Wir laſſen ſie der dunkeln Weiſenzunft:
Uns ſagt ein innres Wort: das Auge
Des wahren Glaubens heißt: Vernunft!
Zuerſt war die Vernunft, ſie blickt' empor vom
Staube,
Gott ſuchend, fand ſie des Erhabnen Spur.
Es war ein Gottesſtrahl, der durch ihr Leben fuhr;

Das Wort von Gott empfing von ihr der Glaube,
Und beide beten an im Tempel der Natur.
So brach sie auf, die erste, zarte Blüthe
Der höheren Natur im menschlichen Gemüthe:
Gedank' an Gott, als du dem Menschengeist erschienst,
O, da war um ihn Gott und in ihm Gottesdienst!

- Die, von dem festlichen Gesang der Engellieder
Begleitete Religion
Kam von dem lichtumstrahlten Thron
Der Gottheit zu den Menschen nieder,
Und Himmelsbürgerschaft gab sie dem Erdensohn.
Sie ging mit ihm durch alle Zeiten,
Und war ihm nirgend gänzlich fern,
Zur höhern Heimath ihn zu leiten;
Sie ist der feste Sonnenstern,
Ein Stern der Geisterwelt; mit welchen Dunkelheiten
Der Menschen Irrsal auch den heitern Stern umgab:
So sendete sein Strahlenkern doch immer

Noch einen ahnungvollen Schimmer
In's dunkle Erdenthal herab.

Doch, als nun Wahn und Trug die Welt ſchon ganz verwirrten;
Als durch die Nacht der tiefen Dunkelheit
Phantaſtiſche Geſtalten irrten:
Da trat ein Wunder in die Zeit;
Lebendig ward die Nacht, die wüſten Nebel ſanken,
Es leuchteten prophetiſche Gedanken
Dem jungen Tage vor: da dämmerte von fern
Der leiſ' enthüllte Sonnenſtern,
Und wie ein Flammenſtrahl durchbrannt' er nun die Wolke,
Die ſchattend auf dem Erdenvolke
Mit allen ihren Finſterniſſen lag:
Da endlich kam ein großer Tag;
Es ging der Tag auf, der die Zeit erfüllte.
Ein neues Reich, ein Gottesreich enthüllte

Der große Menschensohn, der göttlichste Prophet,
Der Heilige von Nazareth.

Zu seinem feierlichen Amte,
Dem Welterlöser-Amte, weiht
Der Hohe sich im Schoos der tiefsten Einsamkeit;
Und welche Weihung! Sieh! die Klarheit Gottes
flammte
Von seinem Angesicht mit einer Gottgewalt,
Die hier entzückte, dort verletzte:
Der Wahn erschrak, die finstre Zeit entsetzte
Sich vor der leuchtenden Gestalt.
So trat er auf vor seinem Vaterlande;
Und von der Göttlichkeit, die sichtbar ihn umfing,
Geht Wohlthun aus, wie Duft vom Festgewande
Des Hohenpriesters, der durch Würzgesträuche ging.

Wie furchtbar auch der Nachtgeist sich gestaltet:
Die Kraft aus Gott verläßt Ihn nicht!
Verkündend einen Herrn und Vater, der im Licht,

Im wundervollſten Lichte waltet:
Zürnt er zurück das Nachtgeſicht
Des Heucheltrugs — es wurde Licht!

Er achtet nicht des Feindes Widerſtreben;
Er fürchtet nicht des Wahnes Macht;
Er weiß, Er fällt nicht, fällt zum Opfer auch ſein Leben;
Er weiß, ein Lichttriumph iſt ſeine Todesnacht.
Die finſtre Stunde naht, und eine ganze Hölle
Von Qualen ſtürzt ihr nach; der Menſch in ihm erbebt,
Indeß der Gott in ihm ſein freies Haupt erhebt;
In heller Ahnung ſieht er ſchon die heitre Stelle,
Das junge Licht, das ſeiner Nacht entquell,
Und einen großen Tag der Welt bereiten ſoll.

Noch Einmal will ſein Blick voll Huld auf der Gemeinde,
Die ſeine Seele liebet, ruhn;

Dann betet er für seine Feinde:
„Sie wissen, Gott, nicht, was sie thun."

So ist ihm nun sein Heldenwerk gelungen;
Er hat vollbracht, der Lichtsieg ist errungen;
Durch Ewigkeiten hin ruft seine Todesnacht
Das tief erschütternde: Vollbracht!
Vollbracht! in dem Gefühl verschwinden alle Qualen,
Auf die voll Himmelsruh zurück sein Auge sah;
Der leuchtende Triumph bedeckt mit seinen Strahlen
Das blutumfloßne Golgatha.

Das Göttliche mag scheinbar untergehen,
In heller Gottheit wird es glorreich auferstehen!
Ja, auferstanden ist das hohe Christuswort;
Das himmelvolle Wort ist aus den Todesbanden,
In die der Wahn es warf, siegprangend auferstanden,
Und triumphiret fort und fort.

Doch war im Lauf der Zeit des Eifers Kraft ermattet,
Die ſolchen Lichtſieg trug; der herrliche Triumph,
Nicht ausgelöſcht, jedoch vom Zeitgräu'l überſchattet;
Der klare Quell verſenkt in einen wüſten Sumpf.
Verſchwunden war die freie Geiſteswürde;
Des Aberglaubens Macht, mit ſeiner ganzen Bürde,
Lag auf den Völkern ſchwer und dumpf.
Allein das öde Reich des Wahnes ſollte fallen,
Und ein verjüngtes Reich des Lebens auferſtehn:
Da mußt' aus düſtern Kloſterhallen
Hervor ein Herold Gottes gehn.
Er, Luther, kam, und warf die Donner ſeiner Rede
In jene Sittenwüſtenei
Der Knechtſchaft und der Tyrannei:
Da fuhr der Nachtgeiſt auf, daß er den Tag befehde;
Doch wurd' es Tag, und Seelen wurden frei;
Und immer mehr zerriß der Schleier,

Der ſiebenfach um Recht und Wahrheit hing.
Wohl furchtbar war der Kampf, durch den zur Sie-
gesfeier
Der junge Tag der Menſchheit ging!
Hell auferſtand vom Niederdrucke
Des Prieſtertrugs das freie Chriſtuswort,
Und triumphirt im ſtillen Schmucke
Der hohen Einfalt fort und fort!

So triumphirend tritt es auf in der Geſchichte,
Gleich einem himmliſchen Geſichte,
Das ſeine Abkunft ſelbſt im Hüttenraum bewährt,
Und mit dem tief aus Gott gebornen Lichte
Das Niedre, wie das Höhere, verklärt.

Begleite mich zu einer engen Hütte,
Wo Gott wohnt, wo die ſtille Sitte
Erhabner Einfalt ſich bewegt!
Da finde, von dem edeln Triebe
Des Chriſtusſinnes aufgeregt,

Ein Menſchenpaar, das Pfleg' und Liebe
Dem ärgſten Feind entgegenträgt.

Zu Sais lebte mit Cerillen,
Der Gattin, Ceres ganz im Stillen
Dem Chriſtenthume zugethan,
Dem reinen Glauben, den die Kaſte
Der Iſispriester, in dem Wahn
Des Götzendienſtes, tödtlich haßte.

Da lebten ſtill, der Welt entflohn,
Einträchtig, fromm, die beiden Gatten
In ihrer Hütte ſtillem Schatten;
Mit ihnen war Raban, ihr Sohn.

Und draußen kämpften wilde Schaaren
Um das, was Jeder meint und glaubt;
Doch hob im Drange der Barbaren
Das junge Chriſtenthum ſein Haupt.

Raban, der an dem Heiligthume
Der Iſis als ein Prieſter ſtand,

Der hatte Chriſtus Lehr' erkannt,
Und gläubig ſich dem Chriſtenthume,
Wie ſeine Eltern, zugewandt.

Der Oberprieſter Rabbas dinget
Drob eine Mörderſchaar, und dringet
In Cores Friedenshüttchen ein;
Und zwanzig Mörderſtimmen ſchrein
Dem Jüngling zu: Fluch dir, Verräther
Der Göttin! Fluch dir, Miſſethäter,
Auf dem der Zorn der Gottheit ruht!
Dich faßt die Rache! du mußt ſterben!
Und ihre Mörderdolche färben
Den Boden mit des Jünglings Blut.

Für Cores war nun kein Verweilen
In Sais mehr, in einem Ort,
Wo Wahnſinn herrſcht und Meuchelmord;
Und die verarmten Gatten eilen
Aus den verhaßten Mauern fort.

Sie wenden ſich zu einer Wildniß,
Die kein beglückter Fuß betritt,
Corille nimmt allein das Bildniß
Ihres hingewürgten Sohnes mit.

Da lebten ſie in Gottes Frieden;
Corillens laute Klage ſchwieg.
In Sais hatt' indeß der Sieg
Sich für das Chriſtenthum entſchieden.

Und über Iſis Götzenthron
Kam, mit den Gräueln der Empörung,
Das grauſe Schickſal der Zerſtörung;
Die Prieſter ihres Altars flehn.

Vor Allen, Allen aber ſuchten
Nun die Verfolger, im Verlauf
Der Schreckenstage, den Verruchten,
Den Mörderprieſter Rabbas auf. —

Der ſtille Tag um Ceres Hütte
Spricht den Bewohnern Frieden zu,

Und Abends gehn ſie, mit der Bitte
Für ihre Feinde, fromm zur Ruh.

So lebten ſie getroſt beiſammen,
Wie Kinder an des Vaters Hand,
Nichts ahnend, als in vollen Flammen
Der Volksempörung Sais ſtand. —

Nacht war's, da klopft es an die Pforte,
Da tönt es, wie das matte Schrein
Von einem Irrenden, herein;
Und endlich hören ſie die Worte:
Laßt einen kranken Pilgrim ein!

Nichts hält den Drang der beiden Gatten;
Sie eilen ungeſäumt hinaus,
Und öffnen ihm ihr gaſtlich Haus.
Da ſteht ein Menſch, halb ſchon ein Schatten,
Und ſieht um eine Lagerſtatt,
Wo er, der Jammertage ſatt,

In Frieden ruhig ſterben könne.
Sie fragen ihn, wohin? woher?
Und wie er ſich mit Namen nenne?

Weh mir! ich bin, erwiedert er,
Bin Rabbas, Iſis Hoherprieſter,
Ihr Heiligthum iſt Aſch' und Staub,
Und all ihr Kleinod ward ein Raub
Der frechſten, ſchändlichſten Verwüſter.

Was iſt das Leben unſrer Zeit,
Was iſt Religion geworden!
Ihr werdet, wenn ihr Chriſten ſeyd,
Den armen Iſispriester morden.
Ja, mordet mich! ich bin bereit,
Wer todt iſt, iſt nicht mehr zu morden.

Und Cores ſpricht: Wer wir auch ſind,
Wir wollen dich mit Liebe pflegen;
Hier kommen, redlich, treu geſinnt,
Zwei Menſchenherzen dir entgegen.

Wie heiß Cori´ ns Thrän' auch rinnt;
Wie ſehr ſie wähnet, zu vergehen,
Im Elend ſeines Thatenlohns
Den grauſen Mörder ihres Sohns
Vor ihren Augen hier zu ſehen:
So eilet doch ihr frommer Sinn
Im engen Hüttchen her und hin,
Dem Gaſte die Bequemlichkeiten
Des Schlummerlagers zu bereiten.

Den Kranken, tief erſchöpft und matt,
Begleiten ſtützend beide Gatten,
Nachdem ſie mild erquickt ihn hatten,
Zur wohlverſorgten Lagerſtatt;
Und feindlich ſchleicht ihm nach der Kummer,
Der jenen Balſamgeiſt der Nacht
Zu einem finſtern Dämon macht,
Und gönnet ihm nur kurzen Schlummer.

Kaum dämmert östlich Morgenlicht,
So betet schon sein Mund und spricht:
Die guten Geister dieser Wildniß
Hast du mir, Göttin, zugewandt. —
Und als er mühsam sich ermannt,
Sieht er Rabans getreues Bildniß,
Deß Mord sein Werk ist, an der Wand.
Kein Schreckbild konnt' ihn so verletzen,
Ihn so vernichten! Gräßlich wahr
Stellt sich Raban ihm blutend dar.
Ihn faßt ein bebendes Entsetzen;
Es wird ihm plötzlich offenbar:
Die guten Geister dieser Stille
Des Unschuldlebens um ihn her,
Die seiner sich erbarmten — wer,
Wer sind sie? Cores und Corille!
Und ihres Sohnes Mörder — Er!
Wie soll er, daß er nicht verzage,
Sich ihrem Angesicht entziehn?

Wie ſoll er dieſem härtern Schlage,
Als der, dem er entſteh, entfliehn?

Da ſteht, wohin ſein Auge flüchtet,
Die Blutgeſtalt vor ſeinem Blick!
Er fühlt, hier hat ein Gott gerichtet,
Und Rache heißt ſein Mißgeſchick!
Hin auf das Lager ſinkt vernichtet
Sein jammerſchweres Haupt zurück.

Als früh die Pfleger ihn beſuchen,
Ruft er mit ſchwachem Laut: Ihr habt,
Im vollen Rechte mir zu fluchen,
Mit Göttermilde mich gelabt!
Mild habt ihr mich getränkt, geſpeiſet,
Und was that ich? — in Wuth entbrannt —
Da ſchweigt er, ſeufzet, weint und weiſet,
Mit zitternder und matter Hand,
Hin auf das Bildniß an der Wand.

Coriſſe ſpricht: Verzeih! ich wollte
Das Bild verbergen, daß es dich
Mit keinem Vorwurf kränken ſollte,
Und wer es doch vergaß, war ich.

Drauf ſtammelt er: Die höchſte Gabe,
Das Herrlichſte, was mir geſchah,
Iſt, daß ich, meinem Ende nah,
Dich, Hohe, noch geſehen habe!
O, wie erhaben ſtehſt du da!
Ich ſah wohl manchen Thatenſchimmer
Doch ſolche Hoheit ſah ich nimmer!
Dann rief ſein letzter Seelenſchwung
Mit zitternder Begeiſterung:

Ihr Göttermenſchen! kann ich's faſſen,
Was doch ſo hell mein Auge ſieht!
O, könnt' ich, eh mein Tag entflieht,
Nur einmal ſichtbar werden laſſen,
Wie meine Seele vor euch kniet!

Und ihr ſeyd Chriſten! — Ja, der Glaube,
Der ſolche Hoheit giebt, ſo rein
Die Seele hält vom Erdenſtaube,
Der Glaube muß der wahre ſeyn;
Weiht mich in euren Glauben ein!

Sie weihten ihn; und immer ſtummer
Ward ſein Gefühl: da kam die Ruh,
Und drückte zu dem letzten Schlummer
Sein thränenmüdes Auge zu.

Gott wird, ſprach Ceres, ihm gewähren,
Was irrend hier ſein Wahn nicht fand;
Und bei Cerillen löſt' in Zähren
Sich auf, was ihre Seel' empfand.

Sie hatten auf dem ganzen Pfade
Durch's Leben Solches nicht geſehn;
Denn jetzt war ihnen ſo geſchehn,
Als hätten ſie Gericht und Gnade
Des Ewigen vor ſich geſehn.

Sie beteten, und ſangen Pſalme,
Gerührt, erſchüttert, wie noch nie;
Den Staub ſodann begruben ſie
Zum Staub, im Schatten einer Palme.

Das iſt Religion! Sie ſchafft
Den hohen Sinn der Ruh, ſie adelt rohe Triebe
Zu Schwüngen edler Leidenſchaft.
Verzeihn iſt ihr Gebot, und ihr Geſetz heißt: Liebe,
Und all ihr Thun und Leiden — Kraft!
Ihr Blick, ihr Sonnenblick ergießet
Auf den verſchlungnen Pilgerlauf
Des Lebens, Wärme und Licht, und ſchließet
Uns dunkle Räthſelſtellen auf.

Nur Pilgerin iſt ſie hienieden,
Jedoch, durch ihren innern Frieden,
Schon ihrem Heimathlande nah.
Ihr lichtes Heimathland iſt da,
Wo ſie zum Engel ſich geſtaltet,

Von Friedenlüften angehaucht,
Wo's keiner Tugend weiter braucht;
Wo Liebe, lauter Liebe waltet;
Wo jede Seele nur im Geiſt,
Im freien Geiſt der Liebe handelt;
Wo jede Tugend ſich in Lieb' und Licht verwandelt:
Da iſt das Himmelreich, das Chriſtus Wort verheißt,
Das Wort, das zu den fernſten Thalen,
Durch die das Nachtgeſpenſt des finſtern Wahnes irrt,
Lichtreich und warm hinüber ſtrahlen
Und Segnungen ergießen wird.

Aber doch! es muß empören,
Sagt' ich zürnend, ſo zu ſehn,
Wie ſich Trug und Wahn verſchwören,
Rückwärts unſern Gang zu drehn!

Das, ſagte mein Gefährt', das ſoll uns nicht empören!

Vergebens waffnet ſich des Wahnes eitler Grimm,
Das Reich der Wahrheit zu zerſtören. —
Laß uns ein ſchlichtes Gleichniß hören,
Das tröſtet uns vielleicht. Vernimm!
Um nach der Arbeit ſich zu laben
Am heiligen Naturgenuß,
Saß, ernſt und ſinnend, Johann Huß
Am Moldauftrom mit einem Knaben.
Ein Sturm beginnt, und ſcheint den Fluß
Mit Uebermacht zurück zu treiben.
Der hocherſtaunte Knabe ſieht,
Daß — wie ſich auch die Fluthen ſträuben —
Doch jede Welle rückwärts flieht.
Wer, ruft er, wird dem Sturme wehren!
Er zwingt den Fluß, zurückzukehren!
Der Weiſe ſpricht: Mein gutes Kind,
Das ſcheint ſo; laß du dich nicht irren!
Was auch des Sturmes Wuth beginnt,
Die Wellen mag er nur verwirren,

Zurückkehrt manchen leichten Kahn:
Der Strom in ſich nimmt keine Kunde
Von einem hemmenden Orkan;
Es bricht die Fluth im tiefern Grunde
Sich, trotz dem Sturmwind, ihre Bahn.

Was meinſt du? ſprach nun lächelnd mein Begleiter,
Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm verwehn!
Den Gang der Menſchheit wird er nimmer rückwärts drehn.

Jetzt aber, Freund, jetzt laß uns weiter,
Zu jenen Höh'n laß uns hinüber gehn!
Da iſt es, wo die beſſern Lüfte wehn,
In denen Herz und Geiſt geſunden;
Die Wahrheit reicht uns dort den nahrungvollſten Kern,

Ein reiner Gottesdienſt empfängt uns dort; die Stunden
Der Andacht feiern Gott den Herrn.
O ſieh! da rinnet hell und lauter eine Quelle
Vom ſtillen Friedensthron, wie ſtrahlend Licht, herab:
Da ſpiegelt ſich die ſchöne Tageshelle,
Ein Bild der Chriſtusweisheit, ab.
Uns heilige das Bild der Quelle! —
Und ſo geheiligt ſtehn wir jetzt hier auf der Stelle,
Die Himmelsruh umzieht, und Tempelheiligkeit
Der ſeelenvollſten Andacht weiht.
Wie iſt dir? — Iſt es nicht, als ob vor diesen Höhen
Die Heuchelei des Phariſäertums
Und all die finſtern Geiſter flöhen,
Die Nachtgeſtalten des Betrugs?
Wie Opferflammen, ſteigen hier Gebete
Im Geiſt und in der Wahrheit auf zu Gott.
O ſei gegrüßt, geweihte Stätte!

Hier Christus, und mit ihm ist Gott!
Hier wird kein dunkler Wahn verhandelt,
Der Täuschung giebt, und Seligkeit verheißt.
Mit seinem hellen Fußtritt wandelt
Durch dieses Heiligthum ein klarer, freier Geist;
Und im Gefühl der weihevollen Feier,
Tritt hier die freie Seele freier
Aus der Umfangenheit des Irdischen hervor.
Hier findet sich zurück der schwache, fromme Wille,
Der von sich selber sich verlor.
Die Schauer Gottes wehn durch die erhabne Stille,
Sie wagen das Gemüth empor:
Da offenbart sich ihm, in ihrer vollen Klarheit,
Die innre Lichtnatur der Erdendämmerung,
Und inniger vernimmt der Geist das Wort der Wahrheit,
Des Lebens und der Heiligung!
Dieß Wort — wenn um uns her die stillern Tage schwanden,

Ruft durch den Sturm hindurch, der an die Seele
schlägt:
Es ist noch eine Ruh verhanden,
Ein Friedenshain, der Palmenkronen trägt.

II.

Sanft umwehten Himmelslüfte
Dieſer Gegend mein Geſicht;
Ja, von hier aus fällt ein Licht
In das ſtille Reich der Grüfte.
Würdig macht ſich hier die Zeit
Ihrer Mutter, Ewigkeit;
Laß uns, Freund, hier noch verweilen!

Verzeihe, ſprach der Freund, wir müſſen weiter eilen,
Der Markt iſt lang und kurz die Zeit;
Der Tag will ſchon dem Abend weichen.

Und ſo gingen wir nun fort.
Kamen dann zu einem reichen,
Einem bücherreichen Ort. —

„Kauft für eure liebe Jugend
Etwas Weisheit, etwas Tugend! —"
Riefen schreiend hier und dort
Hundert Stimmen fort und fort.

Hier siehst du, sagte mir mein Kenner, Büchermassen,
Wo Lehr' und Weisheit viel zusammenrann;
Die Männer dieser Weisheit fassen
Die Menschheit bei der Wurzel an.
Die Jugendbildnerei kam hier zu hohen Ehren
Und einem Fleiß, der, breit genug,
Für Väter, Mütter, Kinder — Lehren
Der Weisheit da zusammentrug.
Wohl mag der guten Mutter bangen,
Die, um recht würdiglich, getrost und hoffnungvoll
Zu ihren Kindern zu gelangen,
Durch so viel Bände reisen soll.

Kann es noch an Engeln fehlen,
Fragt' ich, wo die Weisheit fließt,

Die ſich da für junge Seelen,
Wie ein weites Meer, ergießt?

Malvina, ſprach der Freund, hat dieſes Meer befahren;
Nach langer Irrfahrt kam ſie dann
Bei ihren Kindern, als — ſie nicht mehr Kinder waren, —
Mit ihren Weisheitſchätzen an.

Die rechte Mutter kennt auch ihre rechte Stelle;
In ihrem Herzblut, da! da rinnt,
Was ſie zur Mutter braucht; an dieſer klaren Quelle
Gedeiht, wie eine Blum', ihr Kind.

Und ich folgte meinem Führer
Nun zu einem andern Ort;
Da vernahm ich manches Wort,
Welches, weil es die Regierer
Und Regierten unterwies,
Etwas laut ſich hören ließ.

Da vor Allen hört' ich Einen,
Der, wenn er den Damm durchbrach,
Alle Sprecher niederſprach:
So begeiſtert hört' ich Keinen.
Schon wieder Adam Quenz! — erwiederte mein
Freund —
Vielleicht, daß ihn ſo hell ein Fürſtenmahl verklärte;
Und dieß erfüllt ihn, wie es ſcheint,
Mit einem ſüßen Traum von ſeinem hohen Werthe.
Laut ſpricht er, wie ſein Buch, und meint,
Im vollen Kranz des Ruhmes hier zu prangen;
Allein er ließ ein Stück des Kranzes dort am Thor
Zum Fürſtenſitz, und eins blieb, wie wir ſahn, zuver
Schon auf dem Markt des Goldes hangen.
Nun läßt er uns ſein eitles Wort,
Zu kraftlos, uns noch zu bethören,
In knechtiſch-feilen Blättern hören.
Die andern Männer, fuhr der weiſe Kenner fort,
Die, wie du ſiehſt, hier reich umgeben

Mit großen Staatsgerüſten ſind,
Die heiligten ihr ganzes Streben
Dem Völkerwohl, das zwar im Leben
Nicht ſonderlichen Raum gewinnt,
Doch deſto mehr auf den Papieren.
Frag' Alle! Jeder weiß es, recht,
Weiß beſſer, und am Beſten zu regieren,
Indeß regiert ſich Alles ſchlecht.
Ja, ließe ſich die Welt nur rathen,
Sie würde, meinen ſie, beglückter, edler ſeyn. —
Verſchmäht das Menſchenvolk den Kunſtbau ihrer Staaten:
Das Volk der Motten zieht am Ende doch hinein.

Sie reden viel vom Geiſt der Zeiten,
Und Jeder glaubt, ihn recht zu faſſen und zu leiten.
Vernimm die Herren ſelbſt! — Und nun

Als ich näher kam, da hatten
Sie es mit dem eignen Schatten,

Der mit ihnen lief, zu thun;
Dabei sollten sie beruhn!
Jeder lebe sich das Seine,
Wie sich Jeder lieben darf!
Doch wir mußten sehn, wie scharf
Solch ein Schattenkämpfer, Steine
Nach des Andern Schatten warf. —
Als ich sinnend hier verweilte,
Blickt' ich auf, und sieh! da eilte
Neben uns ein Mann dahin,
Der mit eifrig-regem Sinn
Nach berühmten Namen jagte.
Das begriff ich nicht. Ich fragte:
Wer denn dieser Mann da sey?

Der Mann, erwiederte mein Kenner,
Der fängt dort ämsig, groß und klein,
Die Lebensläufe stark und schwach-berühmter Männer,
So wie Linnée Insecten, ein.

Sie müssen allesammt — da helfen keine Götter —
Sie müssen frisch und rasch hinein
In das Gefängniß seiner Blätter;
Er spießt, wie der Insectenmann,
Den eingefangnen Ruhm oft grausamlich dort an.

Dennoch, sagt' ich, trotz dem Spötter,
Scheint er mir ein edler Mann,
Der da sorgt, mit Ehrenmalen
So zu schmücken fremden Ruhm.

Er baute, hört' ich nun, dieß Ehrenheiligthum,
Und läßt den Zugang sich dazu recht gut bezahlen,
Wie Affen zu dem fremden Vieh
In seiner wandernden Menagerie.

Wie solche Hände nun nach Einzelwesen fassen,
So greifen Andre, weil das Fremde sehr gefällt,
Umher nach ganzen Völkermassen;
Es reiset nach und nach die Welt schon durch die Welt.
Du kannst in tüchtig ausgefahrnen Gleisen,

Und ohne daß du dich von deinem Stuhl entfernst,
Mit solchen Männern weit durch alle Länder reisen,
Wobei du ganz genau den Pilger kennen lernst;
Und ist dir sattsamlich der Reiser
Und jeder schlechte Weg durch das besuchte Land,
Sammt allen dem, was du nicht wissen willst,
bekannt:
So schildre dir dazu ein Weiser,
Der unserm Humboldt gleicht, die Menschen und
das Land.

Noch Andre, die bald Lobposaunen-Bläser,
Bald bittre Tadler sind, schaun durch das Seherohr
Der mehr und minder grell gefärbten Augengläser,
Und halten dann getrost dem Leser
Auch ihre bunten Brillen vor.
Die lästern Könige, verläumden Königinnen
Mit jener vielversuchten List,
Die, wenn sie sich wie Muth gebehrdet, sich vermißt,

Um einen Beifall zu gewinnen,
Der auf dem niedern Markt des Pöbels wohlfeil iſt.

Du kenneſt jenes Ungeheuer,
Das hier auch das Gebiet der Geiſter nicht verſchont;
Du kennſt das düſtre, wilde Feuer,
Das in den halbgeſchloſſnen Augen wohnt:
Verläumdung heißt die Brut mit Baſiliskenblicke;
Des Vaters werth, hat ſie der Neid gezeugt;
Geboren ward ſie von der Tücke;
Die Lüge hat ſie groß geſäugt.
Aus finſtern Winkeln ſchielt ſie hin nach jedem Frieden,
Nach jedem wohlgeſtimmten Ruf,
Den Unſchuld ſich, den ſich der Fleiß erſchuf;
Sie baut das Neſt den neuen Stympyaliden,
Dem Raubgeflügel, das ſein Weſen rüſtig treibt.
Kein rühmlich Haupt, das nicht ſein Fang ereile!
Die Federn dieſer Thiere — ſchreibt

Ein alter Fabelmann — sind Pfeile,
Von denen, wo er fällt, so mancher hangen bleibt.
Doch laß uns unverhüllt, so wie wir es erkennen,
Laß uns die schwarze Kunst dieß Thun und Treiben nennen.
Sie weiß: der niedre Haufe labt
Sich nur zu gern an fremden Flecken;
Und darum eilt sie, reich mit derbem Schmutz begabt,
Ein klares Bild mit Schwärzen zu bedecken.
Das Volk nun, welches sich an dieser Kunst ergötzt,
Besteht aus feinen Herr'n und Damen;
Da werden ihnen nun zur Labung gute Namen
In schlechte künstlich umgesetzt.
Sie sitzen dort im buntesten Gemische,
Sich freuend ihrer heilen Haut,
Der nichts zu rauben ist, beim Raube mit zu Tische,
Wo minder gähnend sich die Langeweil' erbaut.

Wahrlich, wunderbare Götter,
Rief ich ſtaunend, walten hier!
Jetzt, mein Kenner, ſage mir,
Welche Menge grauer Blätter,
Häßlich, wie ein Krähenzug,
Rauſcht dahin in vollem Flug?

Die künden, ſprach mein Freund, das gut' und böſe Wetter
Der Völker, ſchnell den Völkern an,
So ſchnell und treu, als Jedes darf und kann.
Die finſtre Macht, die bei den Erdengöttern
Verhüllt das Scepter führt, Politika genannt,
Die geht auch um in dieſen Blättern,
Und fliegt mit ihnen durch das Land.
Erfüllt nun auch, was ſie erzählen,
Uns eben nicht mit gläubigem Vertrau'n:
So mag daran ſich doch der Müſſiggang erbau'n;
Auch darf's der Nachwelt nicht an Fabelſtoffe fehlen,

Die Weltgeschichte fortzubaun.
Sie sind bequem gewöhnt, zu preisen und zu schonen
Die Albernheiten und die Frevel auf den Thronen,
Und wohl verziert mit etwas falschem Licht
Von hohen Thaten, übergeben
Sie, als ein großes, reiches Leben
Der Weltgeschichte manchen Wicht.

Geschichte! — Frag' sie lieber nicht!
Sie zählt dir freilich große Summen
Von Thaten vor — von Recht und Wahrheit weit entfernt. —
Von jenen Blättern hat auch sie die Kunst gelernt,
Vor hohen Sündern klug und wortreich zu verstummen.
Dieß ist die Kunst, die sich recht ernst und ehrbar zeigt,
Indem sie schweigend spricht, und wenn sie sprechend schweigt;
Sie darf erhabne Narr'n und Sünder nicht verklagen,

Die Wahrheit darf's nur leis in's Ohr
Vertraulich dem Vertrauten sagen:
„Dort der erlauchte Mann ist ein erlauchter Thor!“
Sie darf zu laut nicht toll den tollen Schweden nennen,
Den Angstgeschrei nicht rührt, den Waffenlärm entzückt;
Es könnt' in ihm sich leicht ein Mann der Zeit erkennen,
Der Völker morden läßt, und sich mit Lorbeer schmückt.

Wohl weihen, fuhr mein Welt- und Menschenkenner
In seiner ernsten Rede fort,
Wohl weihen hochbegabte Männer
Der Wahrheit noch ihr unbeflecktes Wort.
Der kühne Schlözer hier, der freie Möser dort,
Johannes, Manso, Raumer, Heeren,
Und Hasse, Rotteck, Wilk', ihr Edeln fern und nah,

Ihr bringt den Frevel nicht zu Ehren,
Der sich im Stolz der Macht, im Glanz der Lüge
sah!
Wie steht vor eures Beispiels Lehren
Der feile Mann der Lüge da!
Auch er, der Mann mit halbem Muthe, schweige!
Von eurem Donnerton betäubt,
Steh' er vernichtet da, der Feige,
Der Unzucht mit der Lüg' und mit der Wahrheit
treibt!
Und dann — die Wahrheit selbst erzählt von
Blutvergeudern!
Und fragst du: welcher Sturm blies solche Flammen
an?
Ein Priesterwahn, ein Nichts, ein schiefes Fenster
kann
In Ludwigs Hirn den Höllenfunken schleudern!
O blick' aus trüber Gegenwart
Hinaus, und sieh! die ganze Zeitgeschichte —

Ein Blutmeer, das im bleichen Dämmerlichte
Vergangner Tag' uns dort entgegenstarrt!
Die Helden aus den sturmbewegten Tagen,
O, furchtbar treten sie hervor!
Wie finstre, schwarze Felsenhäupter, ragen
Sie aus der rothen Fluth empor!

Was trotzt der Heros neuer Zeiten,
Der über Zwerge ragt, und darum groß sich glaubt?
Frag' ihn, ob er denn reich und glücklich sich geraubt?
Frag', welche Geister ihn begleiten?
Weh ihm! Verfallen den Geweihten
Der Höll' ist sein unsterblich Haupt!

In jenem Blutmeer ruhn noch freundliche Oasen,
Doch dämmernd nur, wie ein verblichner Traum:
Da geht ein Völkerhirt auf blumenvollem Rasen;
Seht! Friedensthaten blühn in seinem stillen Raum!
Und doch — der Nachruf nennt ihn kaum —

Du biſt es, Carl, du edler Lotharinger!
Aus deinem Friedensparadies,
Aus deinem guten Volke ſtieß
Dich Ludewig hinweg, der eitle Weltbezwinger.
Du ſtiegſt, vom Segensruf des Volks umtönt,
Von deinem Thron, doch nicht von deiner Würd' hinunter;
Dein Stern ging hier, doch ging er dort nicht unter,
Wo Gottes Hand die edeln Fürſten krönt.
Rein ſtehſt du da, in jenem ſtillen Lichte,
Das auf dein Bild von der Erinnrung fällt;
Doch der gekrönte Thor — wie ſtolz in der Geſchichte
Sein Nam' auch lärmt — er ſteht vor dem Gerichte,
Das über ihn die Wahrheit hält,
Die ſtille Richterin in der Gedankenwelt;
Sein Leben iſt der Zeuge, der ſich ſtellt,
Den Blutvergeuder zu verdammen!
Schau hin! Wie Peſtilenz, vom Orcus hergeſandt,
Durchzieht er dort ein friedlich deutſches Land;

Es iſt, als fackelten an ſeiner Ferſe Flammen!
Da hinter ihm ſtehn Dorf und Stadt in Brand!

Die Tollheit wagt ein ſolch Beginnen,
Um — wenn geträumt hier iſt des Wahnſinns kurzer Traum —
Dann einen wüſten Inſelraum
In jenem Blutmeer zu gewinnen.

Wohl furchtbar iſt des Krieges Ruhm;
Doch ſoll er gern, und oft gar leicht errungen werden;
So wird er ohne Kampfbeſchwerden
Der Erdengötter Eigenthum,
Die ſich, wie manche Schriftler wollen,
Einander gern befeinden ſollen.
Da laſſen ſie dann, pflegend ihrer Ruh,
Für ihre Zwiſte ſich die armen Völker ſchlagen,
Und ſchau'n behaglich aus den Tagen
Voll Herrlichkeit, von fern dem Blutvergießen zu.

Sieh, hier begegnet uns der große Ludwig wieder!
Er pflegt der Luſt, und ſchlürft den Götterwein
Der ſüßen, feinen Schmeichellieder
Der Hofpoeten lächelnd ein.
Zu träg, zu feig, um ſelbſt zu rauben und zu morden,
Gebeut er nur den Frevel ſeinen Horden,
Und läßt ſich dann für ſo viel Blut,
Das ihm zur Luſt vergoſſen worden,
Den Großen nennen — damit gut!
Gieb einer Unthat Größ' und Glanz: ſie wird vergöttert!
Wär' unſer Harz ein Lorbeerhain,
Er würde längſt ſchon ſo entblättert
Wie Maro's kahles Grabmal ſeyn! —
Gefallen iſt aus ſeinem Strahlenſchein
Der Franken Zeus — ſo nannt' ihn jede Schmeichelgabe

Der Zeit, die ſeine Zeichen trug; —
Und retten konnt' ihn nicht der Hofpoeten Lug;
Der letzte Schmeichelton verſcholl an ſeinem Grabe.
Wo leuchtet noch ſein Wolkenſitz?
Wo ſchimmert noch an ſeinem Herrſcherſtabe
Der, von der feilen Kunſt ihm einſt verliehne Blitz?

Laß uns, rief ich, von den Bildern,
Die das Herz zuſammenziehn,
Von dem Blutmeer dort, zu mildern,
Freundlichern Geſtalten fliehn!
Sag' mir lieber, wie betreiben
Sie die Kunſt hier, iſt ſie frei?

Sie konnte, ſprach mein Freund, hier nicht dahinten bleiben;
Sie dient der Eitelkeit, dem Wahn, der Schmeichelei.
Auch iſt mit ihr und von ihr, zum Betäuben,
Ein gar zu widriges Geſchrei!
Fürwahr! Die neuſten Zeiten treiben

Viel Künſte, wenig Kunſt, und viel Kunſtkennerei.
Die Kunſt, die ſich durch ſich belohnte,
Die Würdige, die feierlich und hehr
In Tempeln, göttlich ſelbſt, bei ihren Göttern wohnte,
Sank tief herab, zu niedrigem Verkehr;
Sie muß, wie einem böſen Fluche
Dahingegeben, ſich entweihn,
Thürſteherin vor jedem ſchlechten Buche
Auf unſerm Schriftenmarkt, zu ſeyn.

Seltſam! — Aber, was für Blätter
Flattern hier umher und dort,
Luftig, leicht, wie Liebesgötter?
Mein Begleiter nahm das Wort:

Hier, ſagt' er, wandeln ſich die deutſchen Muſenhaine
Der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon mehr und mehr in kleine,
Beliebte Zwergbaumgärten um.

Die Muſen ſtreifen nun alljährlich weit herum,
Mit Taſchenwerkchen uns zu überraſchen;
Die guten Mädchen laufen dann,
Um ſchnell genug zu ſeyn, dem Lauf der Zeit voran;
Nur bei der Ewigkeit gelangen ſie nicht an.
Mit feinem Bilderſchmuck wird zierlich in die Taſchen
Die Weisheit nun hinein, das Geld herausgelockt.
So weihn die Muſen ſich, das Leben zu gewinnen,
Im Bunde mit der Kunſt zu Taſchenſpielerinnen.

Dann treibt ſich hier auch noch ein Handel, der
nie ſtockt,
Mit Monatfrüchten, ſprach mein Kenner;
Die ſind der Neugier, nicht der Wiſſenſchaft geweiht;
Sie werden hier, von Zeit zu Zeit,
Vom Fleiße kunſterfahrner Männer,
Aus allen Gärten weit und breit,
Auf dieſem Markt umher getragen,
Wo Ungereiftes ſich an reife Früchte reiht!

Dieß ganze Weſen iſt — es kurz heraus zu ſagen —
Ein chroniſch Uebel unſrer Zeit,
Woran wir krank darnieder liegen.
Geſteigert wird dieß Uebel, wie wir ſehn,
Durch jenen Schwarm von Eintagsfliegen,
Die früh und abends friſch entſtehn,
Dann einmal flattern, und vergehn.
So wuchert unſre Zeit mit ihrem Pfunde,
Daß, wenn nicht gänzlich unſer Ahnen irrt,
Bald eine jede Tagesſtunde
Ein eignes Blatt erzeugen wird.

Schon kann die Wiſſenſchaft die tiefre Kunde
ſparen:
Wenn ſie die Zeit vertreibt, ſo thut ſie ihre Pflicht;
Das Volk begehrt nur, Etwas zu erfahren —
Etwas zu wiſſen, aber nicht.
Und darum wird mit fremden Waaren
Der Markt hier reichlich überfahren;

Zu dieſem Handel bieten dann
Sich rüſtige Geſellen an.
Von ihnen wird dem Vaterlande
Mit vielem Lob, wie ſich gebührt,
Und im germaniſchen Gewande
Der Fremdling ſtattlich zugeführt.
Sie ſprechen viel von Britten, Franken, Welſchen,
Von Celtiberiern, vom Indus obendrein.
Mit einem Wort: ſie ſchenken fremden Wein;
Und wenn ſie nur nicht ihn verfälſchen,
Verdünnen, läßt ſich ſchon verzeihn.

Auch wird das Alterthum hier fein
Und neu romantiſch umgegoſſen,
Daß rein daraus hinweg das alte Weſen zieht,
Und es den neuſten Weltgenoſſen
So ähnlich, wie ein Tropf dem andern, ſieht.
Ein alter Heros muß den Rock der Mode tragen,
Wie ſchlecht der Anputz ihm auch ſteht,

Er wird so glatt und platt geschlagen,
Bis er hinein in's neue Büchlein geht.

Als wir endlich weiter schritten,
Fragt' ich: Lieber, sage mir:
Was verhandelt sich denn hier
In den niedern Budenhütten?

Hier, sprach mein Kenner, wird die Trägheit abgespeist;
Ein großer Autor wird den Gästen vorgeschnitten,
Und solche Bissen nennt man nun des Autors Geist.

Wie in einem fremden Lande,
Fragt' ich mich nun weiter fort;
Traf dann endlich, fern am Rande
Dieses Marktes, einen Ort,
Wo die Weisheit ihre Hallen
Aufgeschlossen, und die Schaar,
Die um sie versammelt war,

Schien mit ihr sich zu gefallen,
Ihrem Dienste sich zu weihn.

Nicht Alle, sprach mein Freund, umfassen treu und rein
Die Gottheit dieser Tempelhallen;
Der leere Sinn, so wie der eitle, naht sich ihr;
Dem ist sie Zeitvertreib und diesem Prunkgezier.
Die wahre Weisheit, die das Leben
Erhabner faßt und höher stellt,
Die hat in dieser Handelswelt
Sich keinem Preise preisgegeben.
Die hohe Geistesbraut ergiebt
Sich nur dem Sinn, der sie, nichts Andres in ihr liebt.

Dort jenen Mann, den stattlichsten von Allen,
Quält Ueberfluß an Geld und Zeit,
An Langweil und an Eitelkeit;
Er ist darob mit sich und seinem Glück zerfallen.

Wenn ſich zu lang ihm eine Stunde dehnt.
Er weiß: die Geiſtesleerheit gähnt
Nicht ohne Ruhm in jenen Hallen.
Ob er auch nicht die Wiſſenſchaften ehrt,
So nennt er ſich doch ihren Gönner,
Giebt ihnen Eſſen, und vermehrt
Um ſich den Kreis gelehrter Männer.
Gedankenlos benagt ſein trägrr Lebenstrieb
Die Frucht der Stunden fremder Mühe,
Wie dort im Königstraum die ſieben magern Kühe
Die fettern fraßen, und doch jede mager blieb.

Aber, ſagt' ich, es beweiſet
Eben dieſe Heuchelei,
Daß, mit ihrer Ziererei,
Doch die Zeit ſo ſchlecht nicht ſey,
Die ſo manches Werk euch preiſet.
Heuchelei bringt offenbar
Huldigung dem Beſſern dar.

Trug nicht unſre Zeit — entdeckend,
Beſſernd, und den beſſern Sinn
Tiefer, allgemeiner weckend —
Uns ſo mancherlei Gewinn?
Sollt' ihr gar kein Lob gebühren?
Wie bequeme Wege führen
Zu den Wiſſenſchaften hin!

Wahr iſt es, ſprach mein Freund — der Zeitgang iſt nicht träge,
Der Weg zum Wiſſen kurz und leicht, man rühmt es laut;
Wie man denn überhaupt die Wege,
Die durch die Länder ziehn, mehr als die Länder baut.

Man iſt der Wiſſerei gewogen;
Drob hat ein kluger Mann, wohl kennend, was gefällt,
Jetzt eine kleine Kunſt- und Wiſſenſchaftenwelt

Aus jener großen ausgezogen,
Und leckend sie dahin gestellt.
Da mag nun Jeder sich bequem und leicht ergötzen
An Kunst und Wissenschaft, nach seiner Weis' und Art.
Der Schlüssel ward zu diesen Schätzen
Im ABC-Buch aufbewahrt.
Man kann nun ohne viel Beschwerden,
Und mit ein wenig Lesefleiß,
Ein Mann für die Gesellschaft werden,
Der, was er nicht versteht, doch zu bereden weiß.

III.

Wir erhoben uns, und wandten
Unſern Weg und unſern Sinn
Nach den Altarſtellen hin,
Wo der Weisheit Opfer brannten;
Leuchtend waltete ſie da,
Sammt den herrlichen Genoſſen,
Die den Lichtkreis um ſie ſchloſſen,
Den ich mit Entzücken ſah;
Da begegnete zur Feier
Un der Weisheit Hochaltar,
Eriger und innig-freier,
Eich der Weiſen edle Schaar.

Die Freiheit, ſprach mein Freund, mit ihrem ſü-
ßen Frieden
Entfloh dem Niederdruck, und ihre Huldgeſtalt
Schien gänzlich aus der Welt geſchieden,
Wo Wahnſinn herrſchet und Gewalt.
Doch ſie verließ uns nicht, ſie hat ſich hingeflüchtet
In's Heiligthum der Wiſſenſchaft;
Da hat ſie ſtill ſich einen Thron errichtet;
Da herrſcht ſie nun; ihr Königthum heißt Kraft.
Sie wandelt nicht im Glanz, ihr ſchöner Schmuck
iſt Klarheit.
Sie zündete der Wahrheit Fackel an,
Und heiligte das Reich der Wahrheit,
Die der gefürchtete Tyrann
Nur fürchten, nicht zerſtören kann.
Die Wiſſenſchaft, in ihrem reinſten Streben,
Iſt dem Beruf geweiht, die Menſchheit zu erheben,
Wohin geheimnißvoll ein leiſes Ahnen zieht;
Ihr Seyn iſt ein verklärtes Leben,

Und das Reich Gottes ihr Gebiet.
Wer sie verstößt zum Dienst der niedern Sinne,
Auf daß sie einen Sitz, geschmückt, bequem und reich,
Im Erdendaseyn ihm gewinne,
Verstößt sich selbst aus ihrem Himmelreich.

Hier wandeln wir auf weihevollen Spuren;
Hier schimmert in die junge Zeit
Herüber die Vergangenheit
Mit ihren hohen Lichtnaturen;
Hier strahlte Leibnitz hell und weit
Hin über unsre deutschen Fluren,
Und Funken der Begeistrung fuhren
Durch das Gebiet der Dunkelheit.

Wolf leitete den Strahl der Zeit
In junge Seelen, die — was auch der Wahnsinn
dräut —
Sein unerschrockner Muth entzündet.
Die Morgenröthe stieg, und schon

War tief des Lichtes Thron gegründet;
Die dunkelſten der Nachtgeſtalten ſtehn;
Unſterblichkeit und Gott verkündet
Der ſanfte, klare Mendelsſohn.
Unſterblichkeit hat jenen Kranz gewunden,
Der ſeines Phädon Weihaltar umflicht;
Und ewig blüht um ſeine Morgenſtunden
Das milde, friſche Morgenlicht.

Mit ihm war Leſſing, dieſer Streiter
Für Recht und Licht; vor dieſes Zweiflers Macht
Erſchrak und ſah der Wahn, der blinde Sohn der Nacht.
Vom Anbeginn hat uns der edle Zweifel weiter,
Als träger Glaube je, gebracht.

Noch war der Nebeltag nicht fern, und nur gemildert
Durch manchen ſchönen, heitern Strahl:

Da kam der Mann, der uns Nothankers Noth geſchildert,
Und ſammelte die Strahlen allzumal;
Er faßte die zerſtreuten Flammen
Des jungen Lichts in einen Kreis zuſammen,
Der den ergrimmten Widerſtand
Von dunkeln Mächten überwand. —
Schon will es wieder Abend werden;
Es machtet hier und dort; wir ſind getroſt, wir ſehn —
Wie ſeghaft auch die Nächter ſich gebehrden —
Noch Funken jener Zeit um heitre Stirnen wehn.

Was iſt, fragt' ich, mit dem Greiſe,
Der, in neu-gebahntem Gleiſe, —
Dort, wie Einer, der verneint,
Mit dem Kopfe ſchüttelnd, leiſe
Zu ſich ſelbſt zu ſprechen, ſcheint?

Der, ſprach mein Führer, iſt der Königsberger Weiſe,
Den wir ſchon auf dem Markt des Geldes, vor dem Kreiſe
Der hehren Erdengötter ſahn.
Dort, bei den Mächtigen und Großen,
Dort ward er aufgelacht und kalt zurückgeſtoßen
Mit ſeinem ſchönen Friedensplan.
Das muß uns ſehr begreiflich ſcheinen;
Er wollt' als Philoſoph und Chriſt,
Das, was ſo ſelten nur und ſchwer vereinbar iſt,
Er wollte Recht und Macht vereinen;
Und darum ward er dort verlacht;
Sie ließen ihm das Recht, und hielten ſich zur Macht.
Er glaubt' es gut mit aller Welt zu meinen;
Nur bei der Weltweisheit, trotz ihrem hellen Blick
Weiß ſelten, ſelten! Weltgeſchick.
Auch konnte hier und da ſein ſtörendes Erſcheinen

Nicht ſonderlich willkommen ſeyn:
Raſchrauſend riß er Altes ein;
Weil er ſich gänzlich ab von alten Göttern neigte,
So zürnte drob der Weiſen Zunft;
Er, ruhig wie ein Gott, er zeigte
Die Grenzen irdiſcher Vernunft.
Da kamen freilich ganze Schaaren,
Sich und das Alte zu bewahren,
Und ihn, wo möglich, todt zu ſchrein;
Da ſolches nicht gelang: ſo riß man ſelbſt mit ein.

Um bei dem neuen Bau nicht müßig zuzuſchauen,
Fing Jeder ſelber an zu bauen;
Was mir noch an den Trümmern ſehn,
Um welche, bleich und ſtumm, die Schatten
Verſtorbener Philoſophieen gehn,
Die kurze Zeit gewaltet hatten.
Ihn rühret das Geſchrei der Freund' und Feinde nicht
In ſeinem heiligen Gedankenkreiſe;

Ganz unbefangen ſtellt der Weiſe
Dahin ſein Ideal von Recht und Pflicht,
Zwar etwas kalt; er wehrt ſogar die ſüße Wonne
Der Tugend ab vom Tugendideal.

Jetzt aber folge mir zu einer mildern Sonne!
Da blüht das Göttliche hell auf im wärmern Strahl.
Begleite mich zu jenem ſanften Hügel!
Melodiſch tönen dort die Flügel
Der Lüfte, wie durch einen Liederhain;
Da ſtrahlt ein Heiligthum, da zogen Götter ein.
Jacobi waltet dort; er hob aus kaltem Lande,
Wo minder freudiglich die Himmelsblume blüht,
Das Göttliche vom grübelnden Verſtande
Hinüber in's prophetiſche Gemüth.
Hinweg gewandt vom lärmenden Gewühle
Der Afterweisheit, die den großen Markt durchtönt,
Hat dieſer Mann mit dem Gefühle
Den ſcharfen, hellen Geiſt verſöhnt. —

Ein Lichtpunkt iſt im tiefſten, innern Leben,
Woraus das Gottgefühl, Gefühl der Tugend ſprießt,
Und ihr, der Tugend, iſt ein Himmel mitgegeben,
Der um ihr Daſeyn ſich ergießt.

Verweilen laß uns noch in dieſes Tempels Weihe.
Begeiſtert lehrt hier Cajetan
Den Jugendſinn, den er für Licht und Kraft gewann;
Das iſt der von dem Wahn verfolgte, freie,
Der furchtlos-helle Gottesmann.

Hoch befriedigt ging ich weiter;
Und mir zeigte mein Begleiter
Einen ernſten Mann, der ſaß
Einſam in der Fern', und las.

Dort, ſagt' er, iſt der Raum, wo dunkle Träume
ſchweben,
Wo in verhüllten Sinngeweben,
Wie eine Sphinx, die Weisheit Hamanns ſitzt.
Der alte Magus hat ſein tiefes, frommes Leben

Mit einer ſchimmernden Gedankennacht umgeben,
Worin es ſommernächtig blizt.
Er liebt, im myſtiſch-dunkeln Elemente
Geheimnißvoller Weisheit ſich zu drehn;
Da lieſt er nun ſich ſelbſt, er könnte
Sonſt bald ſich ſelber nicht verſtehn.

Aber, fragt' ich, iſt der freie,
Heitre Mann nicht ein Prophet,
Der im Tiefſinn ſeiner Weihe,
Dort, wo jene Ceder ſteht,
Durch die Tempelſtille geht?

Iſt Herder, ſprach mein Freund, vor welchem die Geſichte
Der Urwelt klar vorüberziehn;
Auf ihm ruht Hamanns Kraft, jedoch in hellerm Lichte;
Prophetiſch zu ihm ſprach der Gott in der Geſchichte,
Der, Strahlen werfend, ihm erſchien.

Wir ſehn an ſeiner Stirn das Gotteszeichen glänzen,
Wenn er das Buch der Menſchheit überblickt;
Wir ſehn's, wenn er mit Hellas ſanften Kränzen'
Des Morgenlands erhabne Cedern ſchmückt.
Er wandte, vom Getös der Schwätzer hart gedrückt,
Sich zürnend weg, und hin zur Feier ſeiner Muſen:
Da warf verſöhnt ſein freier Geiſt
Der heil'gen Nacht ſich an den Buſen,
Der Sternenmutter, die ſein hoher Hymnus preiſt.

Wer iſt endlich jener Weiſe,
Der mit ſeinem Jüngerkreiſe
Da durch die Platanen geht?
Iſt es doch, als ob den Zweigen,
Die auf ihn herab ſich neigen,
Hauch des Genius entweht?

Der, hört' ich nun, iſt einer von den Söhnen
Der ächten Weisheit; Licht iſt ſein Gedankenkreis.
O, dieſen Mann der Wahrheit ſoll ein Reis

Aus Kants geweihtem Lorbeer krönen!
Er trug in jenen Götterhain
Des Tiefſten unſrer Weiſen — Klarheit,
Die Tiefen zu erſpähn, hinein:
Das iſt der Held im Kampfgebiet der Wahrheit.
Mit unerſchrocknem Muthe ficht
Die Waffenſchärfe ſeiner Rede
Für Heiliges, für Recht und Licht;
Er liebt das Recht, und haßt die Fehde;
Die Wahrheit kämpft, ſie hadert nicht.
Und ob ein hoher Blick ihn achtet,
Ob er ihm droht — ihn irrt es nicht;
Er leuchtet, wie das Sonnenlicht,
Nach Höh'n und Tiefen, wo es nachtet,
Und zieht den Heuchler vor Gericht.
Und kann er auch die dunkeln Stellen,
So ihn umlagern, nicht erhellen:
Doch Raum gewinnt vor ihm der Nächtler Streben
nicht.

Wir blicken gern nach jenem Pleißathale,
Da ſtellt ein heitres Bild ſich dar;
Ihn feiert die, von ſeinem Strahle
Erleuchtet' und erwärmte Jüngerſchaar.
Auch Albion wird ihn erkennen,
So lang' es hellen Geiſt und freie Rede ſchätzt;
Mit ſeinem Canning wird es auch den Deutſchen nennen,
Der jenem Ehrenmann ein Ehrenmal geſetzt.

Weiter zogen wir, da kamen
Uns entgegen hier und dort
Viel, noch viel verehrte Namen.
Wieder nahm mein Freund das Wort:

Hier laß uns noch an einer Urne weilen,
Die Garve's Namen trägt! Fürwahr, ein theures Haupt!
Der Tod mit ſeinen fürchterlichſten Pfeilen
Hat dieſes Edeln uns beraubt.

Ihm, ſeinem exſervellen Streben,
Verlieh die Weisheit ihre ganze Huld:
So lehrt' er uns durch Wort und Leben
Die Kraft und Hoheit der Geduld.
Frei ſtand er da, in ſeines Wortes Klarheit,
Wer Friedrichs Geiſt, der, ſiegreich wie ſein Schwert,
In's Reich der Wahrheit drang, und Wahrheit
Zu hören fähig war und werth;
Er führt' im würdigſten teutoniſchen Gewande
Den weiſen Tullius, wie er von Recht und Pflicht
Zu ſeinem Volke ſprach, und noch zur Nachwelt
ſpricht,
Verherrlicht führt' er ihn dem deutſchen Vaterlande
Des minder deutſchen Fürſten zu.
Kein Gnadenblick der Huld konnt' ihn hinunter drücken
Zur Schmeichelkunſt. — O, laß die Stelle ſeiner
Ruh,
Mit Veilchen laß uns ſie und Eichenlaube ſchmücken.

Sanfter rausche hier die Luft!
Sagt' ich leis', und der mit Cypreſſ
Reich durchwebte Veilchenteppich
Decke leicht des Weiſen Gruft! —
Als ich nun, nach meiner Weiſe,
Still und ſinnend weiter ſchlich,
Nahm' ich unerwartet mich
Einem groſſen Männerkreiſe.
Aengſtig war es hier; die Luft
Schien von Schmeichelopferungen,
Nicht mit leiſem Weihrauchduft,
Nein! mit Weihrauchdampf durchdrungen.

Dieß Weſen, ſprach mein Freund, befremdet dich!
So höre denn, begann er feierlich:
Die alte Nacht hat einen Stern geboren,
Für den iſt noch kein Nam' erkoren.
Da ſitzen nun die hochgelahrten Herr'n,
Solch einen Namen zu erwählen;

Um dann den neugebornen Stern
Damit recht feſtlich zu vermählen.

Aus dem feierlichen Chor
Trat ein kleiner Mann hervor,
Den die Andern hören ſollten.
Dieſer kleine Mann erſchien
Mit von ſelbſt gebognen Knie'n,
Die nur immer knieen wollten.
Im erhabnen Rednerflug
Schaut' er nach den Himmelsfernen,
Und erhob, beredt genug,
Einen Namen zu den Sternen,
Der den Fluch der Erde trug.

O ſchweiget! rief er aus, ihr Redner und ihr Sänger!
Die hohen Sterne ſprechen länger,
Als ein vergänglich Blatt! Napoleon, den Mann,
Den Unausſprechlichen, den Gott der Zeit, den kann

Den darf allein die Sternenwelt vergöttern!
Du, nenn' ihn, jüngſter Stern, den fernſten Zeitenreih'n!
O du, den wir mit ſeinem Namen weih'n!
So führen wir ihn jetzt aus unſern Zeitungsblättern
Geraden Weg's zum Himmel ein.
Zwar hat er hier und da die Welt mit Blut gedünget;
Allein, bedurfte ſie wohl dieſes Düngers nicht?
Seht, wie, von ſeines Geiſtes Licht
Erleuchtet und erwärmt, die Alte ſich verjünget!
Wie Alles raſch hervor aus friſcher Knospe bricht!

Da entbrannt' in mir die Rüge
Flammenhell, und ich begann:
Welch ein Gräu'l! Wer zog der Lüge
Solche Feierkleider an!
Vor der offnen Sonnenklarheit
Scheut ſich die Verworfne nicht:

So verſpottet ſie das Licht
In dem Feuerblick der Wahrheit!
Welch Geſchlecht! — Ich wollte fort;
Doch mein Führer nahm das Wort:

Sey nicht zu laut mit deines Zornes Blitzen!
Die Schmeichellüge, Freund, iſt von Geſchlecht
Ein Hoffräulein, und hat bei Höfen immer Recht.
Ich weiß von hundert Fürſtenſitzen
Nur Einen, dem ſie ſich zu nahen nicht erfrecht.
Sie miſcht am Thron in jeden Becher,
Mit ſchlauem Witz und fein gewandt,
Ein Gift, wovon in dem gekrönten Zecher
Nichts weiter ſtirbt, als der Verſtand.

Trauernd irrt' ich auf und nieder;
Aber wo ich ging und ſtand
Auf dem tollen Markt, ich fand
Die verruchte Buhlin wieder,
Die, mit Sacrilegenhand

Und verläumderischen Tücken,
Seinen Kranz dem Edeln raubt,
Um damit das Sünderhaupt
Des Verworfenen zu schmücken.
Künste, die auf Hellas Flur,
Wo sie Paradiese pflanzten,
Unter Einem Lorbeer tanzten,
Rein und wahr, wie die Natur,
Traten selbst in ihre Spur,
Brachten die Vergötterungen
Ihrer höchsten Huldigungen
Einem eiteln Wüthrich dar;
Und der prächtige Barbar,
Der in Weihrauchdampf sich hüllte,
Stellte sich den Musen hold,
Die er frech und kalt mit Gold
Und Verachtung überfüllte.
Das war toll! Ich wollte gehn,
Nichts mehr sehn, und Nichts mehr hören;

Dennoch ließ ich mich bethören,
Mich noch Einmal umzusehn.
Aus dem nahen Pallast klangen
Hymnustöne, die da sangen:
Verjünge dich, du abgelebte Welt!
Ein Glanzgestirn ist aufgegangen!
Ein Sultanſohn, ein kleiner Held,
Begnadigt' unsre Zeit, und kam in ihr zur Welt!
Gieb, Siegesgöttin, gieb dem zarten Arme Schlangen!
Ein junger Hercules, erdrücken wird er sie;
Die helle Götterspur umblüht ihm Mund und Wangen;
Dem Blick, der schon dich sucht, dem widerstehst du nie;
Der Augenstrahl ist schwanger von Gewittern,
Vor denen einst die Zeit erschrecken wird und zittern!
Der, ein Halbgott? fragt' ich, wie? —
Doch man winkte, daß ich schwiege;

Und der kleine Halbgott ſchrie
Seine Antwort aus der Wiege.

Welch göttliches Geſchrei, rief fernher ein Poet,
Kommt aus der kleinen Majeſtät!
Dieß göttliche Geſchrei, o mög' es fortgedeihen!
Es will zum Mars den hohen Knaben ſchreien!
So werden wir in ihm dann nie
Den großen Kriegesgott vermiſſen,
Der, wie wir vom Homer es wiſſen,
Als er verwundet ward, wie Zehnmaltauſend ſchrie.

Dem Sultan, ſprach mein Freund, gefiel die Schmeichelgabe,
Sie leuchtet ihm als Wahrheit ein;
Denn iſt ein Halbgott ſchon der ihm geborne Knabe,
So muß wohl Er ein Ganzer ſeyn.

Nein! ich konnt' in meinen Blicken
Nicht den Zorn mehr unterdrücken,

Der aus meinem Herzen brach!
Aber mein Begleiter ſprach:

Was zürnſt du, Freund? Das Menſchenleben kreiſet
Durch Nacht und Licht, durch Licht und Nacht;
Doch haben es, wie die Geſchichte weiſet,
Jahrtauſende nicht klug gemacht.
Es konnte nimmer ſich vereinen
Um Freiheit und Genuß; die Menſchen häuften dann,
Was Allen eigen war, auf Einen;
Und der vertheilt davon, was ihm beliebt, fortan.
Er — unter andern Wunderſachen —
Kann, was er nicht kann; denn er kann
Aus niedern Seelen, hohe Menſchen machen. —
Mir fällt dabei die Welt der Thiere wieder ein;
Ob nun die Thierwelt ſich, in ihrem Thun und Seyn,
Die Menſchenwelt zum Muſterbild erwählet?
Ob umgekehrt? ich weiß es nicht; allein
Mein altes Fabelbuch erzählet:

Der große Thierſultan hielt Landestag; das iſt
Ein gutes Ding, das man nicht gern im Staat ver-
mißt;
Da müſſen ſich dem Thron die Landesſtände nahen,
Um, was der Herrſcher will, verſtummend zu bejahen.
Ein Jeder fühlt, wohin ihn ſeine Pflicht verſetzt;
Nur, wer vor dem Gebot ſultaniſcher Entwürfe,
Dem Range nach, zuerſt, zuletzt und ganz zuletzt
Sich neigen und verſtummen dürfe:
Darüber ſprach man ziemlich dreiſt,
Mit freiem Unterſuchungsgeiſt.
In Ueberlegung wird ſogleich der Rang genommen;
Da zankten ſich nun Ja und Nein.
So war man endlich dann zu dem Beſchluß gekommen:
Das ſchönſte Thier ſoll auch fortan das erſte ſeyn.
Der Affe ſtellt ſich dar, und alle Thiere lachen!
Erſchüttert hatt' er oft des hohen Sultans Leib;
Ein Affe weiß viel Spaß zu machen;
Und Sultans Majeſtät, wenn ſie bequemlich wachen,

Das heißt: regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib;
Da brummt ein ernster Bär: Fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt?
Solch Mittelding von Mensch und Vieh! was ist es werth?
Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt:
Was — spricht die Majestät — hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unserm Reich gewährt?
Zum schönsten Thier erklären Wir den Affen!
Die Schönheit sey fortan ein eignes Recht, das Wir
Als Vorrecht jedem Affenthier,
Kraft unsres Machtworts, anverleiben!
Und dabei hat es sein Verbleiben!

Der Bär geht fort, und brummt, jedoch ganz heimlich nur:

Das Vorrecht giebt die Macht, den Vorzug die Natur.'

Was meinst du, schloß mein Führer, da wir schieden,
Wer dieser Bär wohl sey, dem Solches widerfuhr?
Der Bär bist du! Von unsern Adamiden
Empört dich Alles: Ruhm und Reichthum, Ehr' und Glück!
Geh' du in deinen Wald zurück!
Geh' hin, mein Freund, und leb' in Frieden! —
Doch willst du bleiben: gut! so laß die Dinge gehn,
So, wie sie eben gehen sollen!
Laß ruhig, was du doch nicht ändern kannst, geschehn!
Was man nicht ändern kann, muß man nicht ändern wollen!

Doch — ob die Menſchheit ſich auch tauſendfach
verirrt —
Der Menſch ſoll nimmer ſich verzweiflungvoll gebehr-
den;
Zum Lichte geht's durch Nacht, zur Ruhe durch Be-
ſchwerden.
Kein Paradies, nur was der Menſchheit Noth thut,
wird —
Das ſpricht in uns ein Gott — es wird und muß
ihr werden!
Gedenke jenes Stroms, der mit den Stürmen ringt,
Die rückwärts ſeine Wellen zwingen,
Er wird — was auch dem Sturm gelingt —
Im tiefern Grunde ſtill zu ſeinem Ziele dringen;
Nur ziemt es wohl, von Zeit zu Zeit,
Den thörig-ſtrebenden, verworrenen Geſtalten,
Von Trug und Lug und Eitelkeit,
Doch einen Spiegel vorzuhalten.

So mein Freund! Ich ſtand nun da,
Unmuthvoll und voll Gedanken,
Daß ich ſo getäuſcht mich ſah;
Doch, mit wem nun ſollt' ich zanken?
Wahrheit ſucht' ich und Gehalt
Bei Gepräng und Schimmerthaten,
Recht und Milde bei Gewalt;
Glaubte Dingen, die doch bald
Ihre Lügen ſelbſt verrathen.
Heil erwartet' ich vom Glück. —
Ein Gebrannter ſcheut das Feuer:
Und ſo kauft' ich — freilich theuer —
Von dem Markte mich zurück.
Hier, wo endlich nun die Ruhe
Gern die ſanfte Hand mir beut,
Die auf Alles, was ich thue,
Ihre Abendblumen ſtreut;
Hier, wo Alles von mir ſcheidet,
Was den raſchen Sinn empört:

O, hier leb' ich ungeſtört,
Ungekränkt und unbeneidet,
Nicht mehr fern von meiner Gruft,
Athme leicht, ſo wie die Luft,
Die da unter Roſen weidet.
Wie ein Hirt der kleinſten Flur,
Wo ich nichts vom Glück begehre,
Bet' ich, daß mein Alter nur
Nicht des Saitenſpiels entbehre.
Hier wo Alles, was ich litt,
Wie ein rauher Ton verklinget,
Naht die Freundſchaft ſich, und bringet
Ihren ſtillen Himmel mit.
Wie ein Licht in dunkeln Fernen,
Gingſt, Eliſa, du mir auf:
Unter deinen heil'gen Sternen
Wandelt meine Nacht herauf.

Halle,
gedruckt bei Friedrich Ruff.